Fragmente aus dem Orient.

Erſter Band.

Fragmente

aus dem

Orient.

Von

Dr. Jakob Ph. Fallmerayer.

Erſter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1845.

DF
725
F24
1845

LIBRARY
NOV 20 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Vorrede VII

I. Waſſerfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im Auguſt 1840 1

II. Landung und erſte Eindrücke in Trapezunt 39

III. Stadt und Weichbild von Trapezunt 48

IV. Der immergrüne Buſchwald von Kolchis und das Höhlenkloſter Sumelas 131

V. Küſtenfahrt nach Keraſunt 193

VI. Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, Verwaltung und öffentliche Zuſtände des Landes Trapezunt 248

VII. Vorwort über Konſtantinopel 297

VIII. Ueber die weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere 302

Vorrede.

Was der Fragmentiſt über die gegenwärtigen Zuſtände Deutſchlands, beſonders über die Revolution, über die Andächtigen und über die Ruſſen denkt.

Vergeblich ſucht man es noch länger zu verdecken und zu vertuſchen, es bricht überall durch die Rinde hervor und drängt ſich in alle Gemüther ein: Wir Deutſchen ſind in der öffentlichen Meinung Europas auf Null herabgeſunken, ſind außerhalb der heimiſchen Gränzen als Nationaleinheit für nichts geachtet und im großen Wechſelſpiel der Weltgeſchäfte von niemand mehr in Rechnung gebracht. Wir ſind nur noch gemeinſames Objekt und gleichſam Materie des großen Völkermarktes, wo der Fremde auf das „fleiſch- und knochenreiche Thier ohne Kopf" ſpekulirt und ſeine Fonds auf die Deutſchen legt als Guano für Befruchtung des Ackerbodens in Texas, am Pruth, am Kur und Amazonenſtrom. Politiſch, wir wiſſen es wohl, hat uns der dreißigjährige Krieg getödtet. Daß

aber in Folge wiederholter Niederlagen auf dem Gebiete praktischer Wissenschaft, der letzten philosophischen Restauration zum Trotz, auch das geistige Falliment in Aussicht stehe, wo nicht gar — wenigstens im Sinne der Fremden — schon ausgebrochen und öffentlich angeschlagen sey, zeigt sich erst jetzt allmälig im Hintergrund. Unsere Zeit will die That, nicht die unfruchtbare Idee und das leere Wort wie es von jeher in Deutschland üblich war. Das größte Kleinod selbstständiger Nationen — den äußern Kredit und das öffentliche Zutrauen auf nachhaltige innere Kraft und expansive Wirksamkeit — haben wir verscherzt. Nicht daß es uns in der Meinung der Nachbarn an physischen Hülfsmitteln, an materiellen Kräften und nervigem Arm gebräche, um eine der ersten Rollen im europäischen Drama auszufüllen, nein, das geistige Geschick und die Fähigkeit, die natürliche Kraft nach Sinn und Takt fruchtbar anzuwenden und zu rechter Zeit und in schicklicher Weise thätig zu seyn, sprechen sie uns völlig ab; ja sie berechnen schon voraus den Termin, wann das Wort „Deutschland" auf der Mappe des Welttheils nicht mehr zu sehen ist. Und während man bei uns fast stündlich mit Sorge dem Erlöschen des

osmanischen Sultanats entgegensieht und sich vorläufig über die, ohne unsere Mitrede zu vollziehende Beutevertheilung unmaßgebliche Conjekturen macht, erwägen die freundlichen Nachbarvölker für sich in der Stille, welche Trümmer des zerfallenden germanischen Staatskörpers dem Interesse eines jeden der Adspiranten am besten stünden. Denn daß wir in der zerbröckelten Ordnung zwischen zwei rührsamen Kolossen eingeengt in die Länge unzermalmt bestehen können, glaubt außer den Deutschen selbst in Europa niemand mehr.

O das glückliche und beneidenswerthe Frankreich! Es hat die Erinnerungen seiner glorreichen Leiden und seiner Revolution; es hat Napoleon und die Bewunderung aller Zeiten und aller Nationen; es hat was Deutschland fehlt, es hat die Männer der That und der Intelligenz; es hat was wir nicht haben und niemals haben können, eine lebendige Geschichte unsterblicher Thaten und unvergänglichen Ruhmes, das großartige, erhabene, kunstreiche Drama unserer Zeit, dem wir nichts als Eggena-Wangenberg-Cattische Jordans-Justiz, Arnim's Polizei-Genie und die „Wallfahrt nach Trier" entgegenzustellen haben. Das sind freilich auch große Thaten, und besonders sind es klare

Gedanken in anmuthigem leichten Styl! Aber dennoch gewinnt Reichthum und elegante Einfachheit im Periodenbau des „kleinen Provençalen" dem Sieben-Eisen-Solen-Satz des deutschen Kirchen-Rolands gegenüber auch hier das Spiel! Man erwartet vom billigen deutschen Leser, er werde diesem Ausruf der Bewunderung fremder Größe und fremden Glückes, eigener Bedrängniß gegenüber, keine unpatriotische und falsche Deutung unterlegen. »*Contemni turpe est, legem dare superbum*« liest man ja schon im Petronius!

Am weitesten in der Schätzungslinie haben uns unter allen politischen Rechenmeistern die Russen zurückgestellt, vermuthlich weil man die profunden Studien deutscher Metaphysiker über die „Construktion der Weltentwickelung" zu Nowgorod noch viel weniger als an der Seine und Themse zu würdigen versteht. Russischen Ansichten nach gehören die deutschen Stämme mit Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken ungefähr in eine und dieselbe Kategorie und genießen ungefähr denselben Grad politischer Achtung und Ehrenhaftigkeit, den man genannten Mischlingsvölkern an der Newa zu gewähren pflegt. Und besteht ein Unterschied, so ist es nicht moralische Würde, nicht höhere Befähigung zur Herrschaft, es ist unsere Sklaven-

capacität, es ist Knochenhaftigkeit und schmiegsamer Sinn, was uns im Moscowiter Tarif etwa noch über Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken stellt.

Mit der ruhigsten Unverschämtheit in Wort und Miene, ja ohne auch nur zu ahnen daß sie uns kränken können, behaupten die Russen, wir Deutschen tragen den Stempel der Knechtschaft, der politischen Imbecillität und Verkommenheit, nach Art gewisser hoffnungsloser Stämme, offen und leserlich an der Stirne geschrieben, und es frage sich nicht *ob*, sondern *wann*, *wie* und *wem* wir Zins und Robot zu leisten haben. Die Türken außer Besitz zu stellen und die ästhetisch-empfindsamen *Niemetz*stämme in die Schlinge zu ziehen, ist Seele und Leben des Russenthums. Die Hälfte der Arbeit, sagen sie, ist bereits gethan, da wir die Zertrümmerung des weiland gallischen Joches bei eigener Unmacht anerkanntermaßen russischem Heldenmuthe allein zu verdanken haben und dem „Befreier" nach allem Rechte in ewiger Schuld verpfändet seyen. Auch sehen die Russen jedesmal einander bedeutsam an und lächeln spöttisch, wenn in Büchern und Reden deutsche Freiheit als *einheimisches* Produkt deutscher Erde gepriesen wird. Hellenische Rodomontaden über eigen-

kräftiges Seyn, und deutsche Siegerhymnen haben in Rußland gleichen Werth. Beide, Griechen und Deutsche, sind als unentfliehbare Beute bereits in Einnahme gestellt und für künftige Disciplin in russischen Listen vorgemerkt. An der Zeit ist nichts gelegen, der Moskowiter rechnet auf die Ewigkeit seines Staates, und eben weil er niemals Eile hat, gelangt er am sichersten zum Ziel.

Wende man nicht ein, daß uns Staatsverträge, fremde Garantien und diplomatische Aktenstücke in bester Form vor solcher Gefährlichkeit ausdrücklich sicherstellen und der Fragmentist in libyscher Melancholie vielleicht Dinge sieht, die gar nicht sind. Wer wüßte denn aber nicht, daß geschriebenen Texten meistens ein ungeschriebener als authentischer Interpret und Commentar zur Seite geht und daß Brief, Urkunde und des Diplomaten Unterschrift nur zu Verhüllung des wahren Gedankens und der stillen Praxis erfunden sind?

Wir sind das einzige große Volk, dessen Selbstschätzung mit der Meinung des Auslandes in geradem Widerspruche steht. Während wir uns theoretisch an der eigenen Größe laben und von der Majestät germanischen Namens berauscht an ideale Eroberungen

in fremder Zone denken, verhandelt man in der Nachbarschaft wer uns das Pensum vorzulegen und uns für Kost und Lohn in Dienst zu nehmen habe. Lange merkten wir nicht wie schlimm es auswärts stehe, und nun es von allen Seiten ruchbar wird, fragen sie verlegen herum, wie Deutschland in der öffentlichen Schätzung so tief gesunken und bei den Fremden in so übeln Ruf gekommen sey? Liegt der Fehler an uns, oder trägt fremde Ungunst allein die Schuld? Unsere natürlichen Feinde, unsere giftigsten Widersacher und Verläumder sind jedenfalls die Russen. Bei den Russen sind Religion und Wissenschaft nach der im Lande geltenden Ordnung nicht viel mehr als zwei gefällige Dirnen, die nebenher auch das Kupplergeschäft für die weltliche Autorität des Kaiser-Pontifex zu besorgen haben. Der Deutsche dagegen baut der Religion einen Thron im Herzen wie seiner Königin und huldiget der Wissenschaft wie einer großen weltgebietenden Macht. Zwischen solchen Völkern ist der Haß instinktartig und jedes Verständniß eine Unmöglichkeit, besonders wenn sie als Nachbarn in täglicher Berührung sind. Der gottesfürchtige, ritterliche Sinn, die Achtung vor dem Weibe und vor dem Menschen als Individuum, sind sie nicht aus

den deutſchen Wäldern ausgegangen und bilden ſie nicht bleibenden Gegenſatz, zugleich Schreckbild und Ironie des Ruſſenthums? Aber bei aller Andacht, Freiheitsliebe und Gelehrſamkeit ſind wir Deutſchen — das wiſſen die Ruſſen — doch insgeſammt geborne Knechte unſerer Fürſten, und auf dieſen Zug im deutſchen Nationalcharakter bauen die Ruſſen ihren Eroberungsplan. Haben ſie erſt die Fürſten in ihr Netz gebracht, ſo haben ſie in ihrer Meinung auch uns ſelbſt, das deutſche Volk, die Philoſophen und geſchwätzigen Kathederhelden wie eine willenloſe Heerde gefeſſelt und eingethan, um ſofort alles weitere Gerede über „Conſtruktion der Weltentwickelung", über dialektiſche Selbſtbewegung, über Menſchenwürde, über Phänomenologie des (Hegelſchen) Geiſtes, und beſonders über Staatsverbeſſerung, über Beſchränkung der Gewalt, über Budget und über die heilige Tunika durch Dekorationen und Ruthenhiebe ſtumm zu machen. Ein Theil das Projektes iſt leider zu gut gelungen, und wenn das Fatum für die Wiederlagen deutſcher Freiheit nicht fortwährend beſſer ſorgt als die Weisheit unſerer Gewaltigen, ſo wird der Keim des Uebels mitten unter uns bald genug zum Vorſchein kommen. Der Anfang iſt ſchon gemacht, die Klage wird täglich

lauter, dringlicher, einſchneidender und alte Sympathien fangen zu erkalten an. Der Gedanke „man müſſe ſich bei der notoriſchen Schwäche und Rathloſigkeit der Führer ſelber helfen und die träge Gewalt im gemeinſamen Intereſſe vorwärts treiben“ iſt für jede beſtehende Ordnung der erſte Schritt zum Untergang. Die Gewaltträger haben nur die Wahl, entweder den allgemeinen Unwillen des deutſchen Volkes gegen das umſichgreifende Ruſſenthum in der ganzen Herbe und Bitterkeit patriotiſcher Leidenſchaft zu theilen und mitzuempfinden, oder auf Schwierigkeiten im eigenen Lande bereit zu ſeyn. Das letzte wäre überall ein großes Unglück, da die innern und weſentlichen Bedingungen nationaler Exiſtenz ohne zerſtörenden und ſelbſtmörderiſchen Kampf auch in Deutſchland nirgend zu unterdrücken und auszutilgen ſind. Alle Uebel der Gegenwart, die Bedürfniſſe im Innern wie der Mißkredit nach Außen, werden unbedingt, und vermuthlich auch großentheils mit Recht, den verabſcheuten Apoſteln der Newa-Tyrannei, den Ruſſen und ihren bethörenden Mahnungen und Zuflüſterungen aufgebürdet, weil die Deutſchen allerdings an Schwäche und Fahrläſſigkeit, unmöglich aber an ſelbſtwillige und bleibende Verblendung ihrer

natürlichen Lenker glauben können. Gewiß ist nur, daß man uns in den theuersten Gütern bedroht, die Wächter aber befangen sind, oder die Gefährlichkeit nicht sehen wollen. Wenn man indessen ohne offene Ungerechtigkeit auch nicht sagen darf, daß die germanische Triantarchie unter russischer Anleitung geradezu gegen alle billige Ordnung und zeitgemäße Verbesserung ihrer Landesverwaltung conspirire und aus böswilliger Absicht das Uebel verlängern wolle, so weiß man doch, wie nach jeweiligem Stand der Dinge in Rußland die Zügel der Gewalt auch in vielen andern Landen larer gehalten oder straffer angezogen worden sind. Ganz irrig wäre am Ende der Verdacht also dennoch nicht, ob er gleich im natürlichen Triebe der Gewalt für Selbsterhaltung seine genügende und verzeihliche Erklärung fände.

Wer aber hat die Schuld, wenn der magische Schimmer, wenn der Heiligenschein, der früher die weltliche Gewalt und ihre Träger umschwebte, in den drei letzten Decennien unseres Jahrhunderts zerflossen ist? wenn, was früher als hehr, als unantastbar und über gemeine Aermlichkeit erhaben galt, sich jetzt unter die Kategorie gewöhnlichen Mäkels stellt und den Augen der enttäuschten und nüchternen Menge

als eine Gattung höhern Gewerbes, als mehr oder weniger Gewinn tragende Spekulation erscheint? Wir fürchten, die Encyclopädisten des vorigen und die Volksgunstjäger des laufenden Jahrhunderts seyen hier weniger betheiligt als die Praxis der Dynasten selbst. Nur zu häufig hat man im christlichen Europa auf etwas verzichtet, was die Osmanli unter dem Bilde der Abwesenheit gemeinen Haschens nach Besitz und Gut von jeher als nothwendiges Attribut öffentlicher Gewalt erkannten und mit dem Ausdruck „Saltanat" als angebornes Erbtheil ihres Regentenhauses bis auf den heutigen Tag betrachtet und gepriesen haben.

Die weltliche Macht — zu großem Leidwesen sey es gesagt — hat fast überall ihre moralische Unterlage, hat in Europa die hauptsächlichsten Bedingungen wirksamer Existenz beinahe ganz verloren, ja hat sich in den meisten Staaten selbst getödtet und man hält die Plätze für vakant, das heißt, man sucht neue Titel, neue Beglaubigung um wiederherzustellen, was eigene Thorheit vernichtet hat. Denn die Nothwendigkeit einer alles belebenden und befruchtenden, alle Kräfte in sich aufnehmenden und bewältigenden weltlichen Centralgewalt hat man in den Ländern

Europas niemals lebendiger gefühlt als in dieſem Augenblick allſeitiger Bedrängniſſe und Beſtrebungen der bedenklichſten Natur. Aber man will, daß dieſe weltliche Centralgewalt der Staaten nicht nur ſtark, man will, daß ſie auch intelligent und ehrlich ſey, und das nennen ſie die „Revolution.“ Stark, intelligent und ehrlich zu gleicher Zeit! wahrhaft das iſt für menſchliche Gebrechlichkeit zu viel verlangt! Welchen Reiz hätte es noch unter ſolchen Umſtänden Cazique, Imperator und Rex zu ſeyn! Fragen, warum und wie es den Europäern nur eingefallen ſey, die öffentliche Machtübung an ſo freudenloſe Bedingniſſe zu knüpfen, wäre eben ſo viel als nicht verſtehen, warum der Mann im dritten Decennium des Lebens andere Bedürfniſſe empfinde und andere Reden führe, als der Knabe von dreizehn Jahren. Oder ſind die großen Volkseinheiten nicht denſelben Geſetzen moraliſchen Wachsthumes unterthan wie das Individuum? Deutſchland mit dem ganzen Occident iſt in dieſem Sinne, nach unvermeidlichen Geſetzen und gleichſam legitim, der Revolution verfallen, und es verwahrt ſich laut gegen verlängerte Minderjährigkeit und ihre kindiſche Disciplin. Kann man ſich denn gar ſo hart entſchließen, redlich im Geſchäft zu ſeyn und

ſtatt launenhaft über corrupte und willenloſe Knechte, lieber vernunftgerecht über freie Männer die Gewalt zu führen? Einerſeits unwilliges Sträuben der alten Praxis wider jede Selbſtreform, und andrerſeits unabtreibbares Andringen neuer Bedürfniſſe und neuer Ideen rütteln an den Grundlagen aller Staaten, und das Wogen der ringenden Kräfte ſtellt in Europa ein Schauſpiel dar, das ſelbſt die höheren Mächte mit ernſtem Blick verfolgen.

Bei dem anerkannten Nothſtand der weltlichen Erben der alten Hierarchie ſind im latino-germaniſchen Europa nur noch die Revolution und die Kirche als die beiden lebendig wuchernden, und die gelähmte Hülle im widerſtrebenden Sinne neu beſeelenden und befruchtenden Kräfte übrig geblieben. Beide ſind zur Hand und bieten ungeladen und nicht ohne Zudringlichkeit ihren „uneigennützigen und wohlgemeinten“ Beiſtand an, um, wie ſie ſagen, dem aus Selbſtverſchuldung Gefallenen freundlichſt aufzuhelfen und nebenher durch untrügliche Geheimmittel alle Noth der Zeit zu bannen.

Um ſich ausſchließlich geltend zu machen, feinden ſich die nebenbuhleriſchen Kräfte natürlich unter einander ſelbſt aufs heftigſte an, beſchuldigen ſich gegenſeitig

der schwärzesten Absichten und sparen sogar den Vorwurf des Verrathes nicht, als wollte im Grunde jede der beiden helfenden Gewalten die Gantmasse für sich selbst confisciren und nach seligem Hintritt des Patienten den leeren Platz besetzen.

Daß Vibius Egnatius Tartuffius in Europa auch wieder einmal souveräne Launen haben, herrschen, Steuern erheben und plündern möchte, ist seines beharrlichen Läugnens ungeachtet eine ausgemachte Sache. Vibius Egnatius hält die Zeit für günstig, hat aber durch ungebührliche, langfingerige, nur alten Bankerottirern eigenthümliche Hast nach dem verlornen Gut zu greifen, den geheimen Sinn und die verdeckte Unterlage seiner geistlichen Proceduren selbst verrathen. Man hat sogar bemerkt, daß Vibius bei jeder Staatskrankentröstung mit Andacht im Gemach herumzublicken und sich von der künftigen Erbschaft gleichsam voraus ein Kleinod auszubitten pflegt, nebenher aber doch immer volle Rechnungen und unbezahlte Forderungen anzumelden hat. Vibius Egnatius Tartuffius wird und kann nicht ruhen bis er entweder selbst zermalmt ist oder bis er Alles gewonnen hat.

Soll das eine Kriegserklärung, ein Akt der Feindseligkeit gegen Vibius Egnatius und ein Tadel seiner

geiſtlichen Praxis ſeyn? Mit nichten! Wir ſtellen die aus der Natur großer Kräfte nothwendig hervorkeimenden äußern Erſcheinungen, wie der Naturforſcher ſeine Reſultate, ruhig und zornlos dem Leſer zur Betrachtung hin. Vibius handelt, muß gleichſam und hat folglich ein Recht zu handeln wie es ihm ſein eigenſtes inneres Weſen gebeut. Wir erkennen und behandeln, gleich den nordamerikaniſchen Demokratien alle de facto beſtehenden Kräfte als legitim.

Vibius, wie man aus Büchern weiß, iſt ſchon einmal Herr in Europa geweſen und hat das Geſchäft im Großen und mit rieſenhaftem Erfolg betrieben, ſo lange er ſtärker und intelligenter war als die ihn bekämpfende Gegenkraft. Aber die Kunſt das Glück zu ertragen und ſeine Herrſchaft durch Weisheit und Mäßigung, durch Fortſchritt und zeitgemäße Verbeſſerung dauerhaft zu machen und bleibend zu begründen, hat Vibius Egnatius Tartuffius ebenſowenig verſtanden, als der nun ſeinerſeits tief verkommene Nachfolger im Regiment für ſein eigenes Heil aus fremdem Unglück Vortheil zu ſchöpfen gelernt hat.

Tadeln kann und wird dieſe Redewendung, dieſe

allegoriſche Bezeichnung eines an und für ſich ehrwürdigen und in ſeiner urſprünglichen reinen Geſtalt für die menſchliche Geſellſchaft ſegensvollen Inſtitutes, der Leſer ſicherlich nicht. Er muß dieſe Umſtellung vielmehr loben und ſich im Herzen darüber freuen, weil er ſieht, daß wir das Unantaſtbare vom Verweslichen unterſcheiden, daß wir das Heilige in Demuth ehren und nirgend die Kirche als göttliche Heilsanſtalt, als Vertreterin überirdiſcher Intereſſen und als letzten und einzigen Troſt bedrängter Seelen leichtſinnig und frevelhaft berühren, ſondern nur das Leviten-Element in ſeiner irdiſchen Erſcheinung, in ſeinem Mißbrauch, in ſeiner Ausartung, in ſeiner Ironie und Verweltlichung der Analyſis unterwerfen. Wir ſagen dieſes ausdrücklich zur Beruhigung jener einfachen, ungeſchminkten und wahrhaft gottesfürchtigen Gemüther, denen es nicht an geſundem Sinn und an Wahrheitsliebe, wohl aber an Standhaftigkeit, an Kraft und Muth gebricht, ſich zu deutlicher Erkenntniß und zu ſelbſtſtändigem Urtheil über das kunſt- und trugvolle Labyrinth andächtiger Heuchelei zu erheben.

In der Hand des Menſchen kann ſich nicht einmal das Göttliche incorrupt erhalten und für ſchwache Geiſter muß Bethörung und Irrſal unvermeidlich

seyn, wenn sie hohe sittliche Vollendung, wenn sie das in Liebe sich ganz hingebende christliche Erbarmen dicht neben geistlichem Hochmuth und wildem Spuck rasender Zeloten, wenn sie engelreine Sitte und wahrhaft evangelische Gemüthseinfalt neben Gleißnerei, Hinterlist und Tücken durchtriebener und abgefeimter Intriguanten gemeinschaftlich an demselben Bau beschäftiget sehen. Darin besteht eben die Stärke des Vibius Egnatius, daß er das Gute wie das Schlechte, das Gemeine wie das Erhabene, die Kraft wie die Schwäche, die Tugend wie das Laster in gleicher Weise seinem Zwecke dienstbar machen kann.

Vibius hat wie einst Romulus ein Asyl gebaut, wo alle Grade der Tugend wie der Verdorbenheit für gemeinsamen Betrieb Nummer und Zelle haben. Denn Vibius Egnatius hat nur den Einen Gedanken, sich um jeden Preis wieder auf die verlorne Höhe weltlicher Macht hinaufzuschwingen und mittel- oder unmittelbar die oberste Leitung der öffentlichen Dinge in Europa, ja wo möglich in der ganzen Welt in seine Hand zu bringen. Das süßeste aller Gefühle, der berauschendste aller Genüsse ist Befehlen und Gehorsamfinden im großen Styl. Tartuffius fühlt zwar das ganze Gewicht und den vollen Reiz

dieſes alten Axioms. Tartuffius geſteht es aber nicht offen ein, weil Tartuffius weiß, daß man die meiſten Menſchen durch Schein und leere Phraſen täuſcht und fromme Gaukelei der ſicherſte Weg zur Herrſchaft über die Menge iſt. Mit ſalbungsvoller Miene und in den erbaulichſten Worten verſichert Tartuffius, während ſeine Hand in unſern Taſchen wühlt, er verachte die Welt, ihre Reichthümer, ihre Lüſte und ihre Macht und ſey einzig für das ewige Heil, für die Rettung meiner und ſeiner Seele aus hölliſchem Element beſorgt. Und obgleich er dieſes edle uneigennützige Beſtreben, für das er ſich zwar hienieden reichlich bezahlen läßt, in Zeitſchriften wie in dicken Büchern, in Sendſchreiben und Pamphleten wie mündlich vom Katheder und gleichſam von den Dächern herab ununterbrochen rühmen und verkünden läßt, glaubt man ihm doch nicht mehr ſo unbedingt wie früher, ja man lacht ſogar ein wenig über das phariſäiſchandächtige Geberdenſpiel, weil man Tartuffius jetzt beſſer kennt, weil man hinter dem Heiligenſchein den verkappten Spekulanten ſieht, und weil man dieſem Tartuffius aus der Vergangenheit und aus der That, nicht mehr aus den Syllogismen hypokritiſcher Adepten und imbeciller Eiferer den Leumund ſtellt.

Tartuffius weiß es, daß ihm die Intelligenz des Jahrhunderts entgegen ist, und daß er bei den Freisinnigen und Nüchternverständigen in ganz Europa nur für einen andächtigen Komödianten und verschmitzten Taschenspieler gilt, vor dessen Praktiken sich jedes wohlgeordnete christliche Gemeinwesen in Acht zu nehmen sucht. Dieses Bewußtseyn ist die Hölle des Vibius Egnatius Tartuffius. Keine Demuth der Einfältigen, keine Huldigung der Blindgläubigen, und selbst die Obedienzen verzagter Könige vermögen es nicht, ihm für diese Qual Ersatz zu leisten. Ja, Tartuffius sieht die leicht errungene Beute heimlich selbst mit Verachtung an. Ihn gelüstet nur nach Uebermannung des starken, des freigesinnten, des selbstständigen, durch falsche Andacht und schlechte Künste nicht zu bethörenden Gegenparts auf Wegen der Gewalt. Denn im Grunde ist es um Tartuffius und seine Andächtigen ein hochmüthiges, herrschsüchtiges, rachgieriges, grausames und unversöhnliches Geschlecht und wären, wie einst bei den Götzenpfaffen des Huitziloposchtli und bei den Schülern St. Dominiks, Schrecken und physischer Zwang überall sein liebstes Argument. Gewalt ohne Insolenz, Macht ohne Rache und zu bestrafende Wider-

ſeßlichkeit langweilen am Ende ſelbſt die gleißneriſche Sanftmuth eines Tartuffius.

Tartuffius als Obergewaltsherr könnte nur Fürſten wie Simon Montfort auf chriſtlichem Throne dulden. Inzwiſchen ſucht Vibius durch Verſtellung, durch erheuchelte Sorgfalt und durch kluge Reden dem erſehnten Ziele näher zu kommen. „Seht nur," jammert er den Gewaltigen unabläſſig vor, „ſeht nur, dieſer Geiſterſchwindel, dieſer Unglaube allein hat die Uebel der Zeit — die Finanznoth, den Pauperismus, die Staatsſchulden, Mißwachs, Theurung und verminderte Civilliſten verſchuldet und die Throne umgeworfen." Dieſer Unglaube (an uneigennützige Heiligkeit und Weltverachtung des Vibius Egnatius!), fügt der liſtige Mahner hinzu, ſey die natürliche Frucht der fortſchreitenden Wiſſenſchaft, der freien Erkenntniß, des ungefeſſelten Gedankens, der zügelloſen Vernunft, die den Menſchen aller Autorität gegenüber ſtolz, unlenkſam, rechthaberiſch und begehrlich mache. Und auf die Frage, wie dem Verderben am kräftigſten zu begegnen und die rebelliſchen Gemüther am leichteſten unter das Joch zu beugen ſeyen, hat der weiſe Vibius überall nur eine und dieſelbe Antwort, die er aber nur im Stillen und, wie der Tyrann

von Gabii, allzeit lieber praktisch als theoretisch gibt. Vibius Egnatius hält Fesselung der Vernunft durch Gewaltmittel, Hemmung der Erkenntniß, Monopol der Wissenschaft, Verzwergung der Geister und Verdummung des großen Haufens durch Unwissenheit, Aberglauben, fromme Mährchen und einschläfernden Legendentrug für den kräftigsten, ja einzig wirksamen Talisman, um der alle Ordnung zernagenden Gedankenpest zu wehren. Appell an die Faust der rohen, geistiger Klarheit allzeit abgeneigten Menge wider das kleinere Häuflein der Verständigen, Ehrenhaften, Vorwärtsstrebenden und folglich Unzufriedenen ist anerkanntermaßen *ultima ratio* und Programm dieser mächtigen und wegen ihrer Disciplin und Klugheit mit Recht gefürchteten Partei des streitenden Kirchenthums.

Ob sich der Calcul des Vibius Egnatius als falsch oder richtig erweise, ist eine andere Frage und zwar ganz gleichlautend mit dem Problem: „Ob der auf die geistige und edlere Seite der menschlichen Natur Bauende, oder der auf ihre schlechteren und niedrigeren Triebe Spekulirende ein besserer Rechenmeister sey." Unwissend, roh und abergläubisch zu seyn ist jedenfalls bequemer und mühloser als das Gegentheil. Den meisten Menschen — das soll man nicht vergessen

— ist der Verstand zu schwer, vielen die geistige Freiheit ein gefährliches Geschenk und Emancipation des großen Haufens aus den Banden intellectueller Hörigkeit anerkannt die langwierigste, bedenklichste und verwickeltste aller sozialen Schwierigkeiten.

Wer nur das Mögliche bedenkt, dem scheint der Versuch Alles zur Philosophie zu erheben nicht weniger hoffnungslos als das Unternehmen der andern Seite, Alles zum Niveau der blinden frommgläubigen Menge herabzudrücken, unnatürlich, unausführbar, beleidigend für die menschliche Natur und für das sittliche Gefühl empörend ist. Warum will man nicht Licht und Schatten, Wissen und Glauben, Klarheit und thörichten Schwindel friedlich neben einander dulden? Ist denn gar keine Hoffnung des süßen Friedens, des vollständigen und bleibenden Sieges! Ist denn wirklich für beide Elemente unausgleichbarer Streit, ewiger Frohnkampf das unentfliehbare Loos!

Seit dem frühesten Lebensalter ist der Fragmentist mit Vibius Egnatius umgegangen, ist auch von jeher ein großer Bewunderer seines Taktes, seiner Menschenkenntniß, seines Gemeingeistes und besonders der unverdrossenen Zuversicht gewesen, die ihn zu keiner Zeit, selbst in den verzweifeltsten Momenten nie

verlassen hat. Vibius Egnatius hat immer Hoffnung und wird in der Arbeit niemals müde wie die Russen, mit deren Praktiken in Betreff standhafter Gier, gewissenloser Zweckmittel und letzten Zieles die seinigen allein zu vergleichen sind.

Denke man sich die geistigen Zustände Deutschlands, wenn es der einen oder der andern dieser dämonischen Gewalten gelänge, unter dem Titel warmen Bruderbundes sich des gefährdeten, durch Vernunftforderungen von allen Seiten gedrängten Königthums zu bemächtigen, und auf den Schultern ihres Schützlings sich zu uncontrolirter Herrschaft in Europa aufzuschwingen! Es ist seit einiger Zeit Sitte geworden, in allen Werken deutscher Geschichte über die Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts, über die Gräuel und die verderblichen Wirkungen des dreißigjährigen Krieges, besonders über die unpatriotische Herbeiziehung des Schwedenkönigs zu jammern und zu deklamiren. In der That, wer könnte diesem vaterländischen Schmerzensruf sein Mitgefühl versagen? Wer das Loos des zerstückelten, verwaisten, in sich zerfallenen, religiös wie politisch unversöhnlich entzweiten Vaterlandes nicht beklagen? Und doch — wir gestehen es ohne Rückhalt — ist die geistige Freiheit, wenn sie andern und wohlfeilern

Kaufes in Europa nicht zu erlangen war, auch um dieſen furchtbaren Preis nicht zu theuer bezahlt. Seht ihr denn nicht, wie die Dinge auf der iberiſchen Halbinſel, wie ſie in Merico und Ravenna ſind?

In ſo weit wären wir mit den wärmſten Anhängern des Lichts und der freien geiſtigen Bewegung auf gleicher Höhe und dem Prinzip nach völlig einverſtanden. Nur in der Anſicht wie dieſe koſtbaren Güter, ohne welche das irdiſche Daſeyn und das Beiſammenleben der Sterblichen allen Reiz verliert, wider die täglich wachſenden Gefahren und Angriffe des Erbfeindes zu ſchirmen ſeyen, herrſcht einige Verſchiedenheit. Viele meinen das aufſteigende Ungewitter — wenigſtens auf der kirchlichen Seite — durch Citate aus dem Neuen Teſtament zu bannen und glauben feſt, wenn ſie durch wohl interpretirte Stellen und durch bündige Schlüſſe öffentlich bewieſen haben, daß Vibius Tartuffius eigentlich gar kein Recht beſitze, die Gewiſſen der Deutſchen zu beunruhigen, kein Recht mit dem Deſpotismus hinterliſtig Allianz zu ſchließen und plündernd in den irdiſchen Kapitalſtock der Völker herüberzugreifen, ſo ſey alles weitere Bedenken auch ſchon gehoben und werde Vibius Tartuffius ſofort ſeinen geiſtlichen Umtrieben entſagend

liebevoll innerhalb der legitimen Schranken bleiben. Nicht viel klüger sind andrerseits jene Schirmvögte öffentlicher Freiheiten, die nirgend lärmen wollen, überall Geduld und Stille predigen und es immer noch für möglich halten, die oberste Gewalt werde ohne alles Mahnen und Drängen von Außen sich selbst reformiren, sich durch eigene Weisheit Maß und Grenzen setzen und belehrt durch die Vergangenheit sich weder dem Leviten-Regiment noch dem Moskowiter-Czar in die Arme werfen. Mit eben so gründlichen Hoffnungen wartet ja auch der Rusticus des Dichters am brückenlosen perennen Strom bis das Wasser abgelaufen sey!

Viele Staats- und Sittenlehrer sind freilich zur Einsicht gelangt, daß die öffentliche Gewalt nur vom animalischen Instinkt der Selbsterhaltung getrieben werde und folglich außer „möglichst breiten Grundlagen" und schrankenloser Wirksamkeit kein höheres Bedürfniß fühle, und daß sie von Natur uferlos und unersättlich nur durch Gewalt zu dämmen sey. Hier liegt die große, die entscheidende Schwierigkeit. „Verwandle du zuerst deine Natur, sey enthaltsam, gerecht, unermüdet, tugendhaft, zähme deine Lüste, steure der allgemeinen Noth und mach uns alle

glücklich; wir aber wollen bleiben wie wir früher waren, eitel, habsüchtig, feil, gleisnerisch, Gold, Gewalt und Lust über alles schätzend und den Privatvortheil überall dem allgemeinen Nutzen vorziehend wie es unter uns von jeher üblich war." So ruft die „Revolution" seit fünfzig Jahren der öffentlichen Macht in Europa zu, und meint unfehlbar durch dieses Feldgeschrei das verlorne Paradies der Gerechtigkeit, des Friedens und des Ueberflusses zu erkämpfen und zurückzubringen. Wiederholter und grausamer Täuschungen bedurfte es, um die europäischen Völker über das Grundirrthümliche dieser Hoffnung zu belehren. Keine Veränderung der Regierungsform — jetzt sieht man es freilich hin und wieder ein — hat Bestand und bringt die gewünschte Frucht, wenn die Umwälzung nicht von unten und gleichsam mit dem Individuum selbst beginnt, wenn sie nicht langsam, aber drohend und beengend wie die Wasser der großen Fluth um den Sitz des Uebels kreist. So lange die öffentliche Macht überall corrupte und für jede Schlechtigkeit bereitwillige Instrumente findet, und so lange alles unter und neben ihr käuflich-unterthänig seine Dienste bietet, wird und kann sie ihrer Natur Böses zu thun und über die Schranken

zu greifen, menschlicher Weise unmöglich entsagen. Fast jedesmal ist die Staatsgewalt nicht Muster und Vorbild, wie man sagt, sondern im Gegentheil nur moralischer Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit. Habt den Muth selbst gerecht zu seyn und ihr werdet auch gerechte Fürsten haben.

Die allmählige Ueberzeugung, daß öffentliche Glückseligkeit ohne öffentliche Tugend, ohne Entsagung, ohne große und peinliche Selbstopfer und ohne beständiges Verläugnen unserer Natur unmöglich zu erzielen sey, hat die Wärme vieler Neuerer und wohlfeil revolutionirender Schwärmer bedeutend abgekühlt und ihre Entrüstung über die verderbte Welt auf ruhigere Temperatur, ja auf ganz andere Wege und Gedanken zurückgeführt. Andere wenden sich traurig von der Scene weg, wie der reiche Jüngling im Evangelium mit Entrüstung aus der harten Sittenpredigt entwichen ist. Jedenfalls ist die Zahl der wahren Umwälzer, der standhaften und gefährlichen Gegner der Ungerechtigkeit, der Willkürmacht und der kirchlichen Tyrannei auf dem Continent noch lange nicht so zahlreich als man glaubt und als für das gemeine Gut zu wünschen wäre. Folglich ist auch innerer Verkommniß ungeachtet vor der Hand

weder für die Gewalthaber ſelbſt viel zu fürchten, noch braucht jene traurige Menſchenklaſſe, welche die Atmoſphäre der Ehrlichkeit nicht erträgt und nur im Pfuhl der Schlechtigkeit athmen kann, für ihre Ernte ſchon jetzt beſorgt zu ſeyn. Sünde, Langweile und überwiegende Gewalt des Königthums haben noch gute Friſt und unverkürztes Spiel.

Sagen will man nur, daß Umgeſtaltung der Regierungsform mit Schranken aus Papier ohne individuelle Gerechtigkeit nur geringen Nutzen wider ungerechte Herrſchaft biete, und daß an den Uebeln, die uns drücken, vielleicht die größere Hälfte der Schuld auf Rechnung der Klagenden ſelbſt zu ſtellen ſey. Auch fänden wir es ganz natürlich, wenn das europäiſche Königthum, nicht beachtend wie es Raimund VI. ging, doch größere Neigung für die alterprobten Künſte der römiſchen Prieſterſchaft als für die unverſuchten Programme aus Gülhane blicken ließe; oder wenn es am Ende gar noch den Beiſtand des die menſchliche Natur ſelbſt ſchändenden Moskowiterthums für wünſchenswerther hielte als eine Reſtauration durch Vernunft, Tugend und Sittlichkeit. Es gewähren ja Kirche und Czar nachſichtsvoll nicht nur die fürſtlichem Weſen ſo dringlich theure

„licentiam peccandi“ in vollem Maße, sie schaffen auch noch Mittel und die Instrumente zur Sünde selbst herbei, während auf der andern Seite Vernunft und Sittlichkeit nur Kampf, nur Entbehrung, Einsicht und Selbstverläugnung in Aussicht stellen und schwere Pflichten aller Gattung auferlegen, die den Königen eben so unbequem und widerlich als ihren Unterthanen verhaßt und lästig sind.

Wir sind — der Leser sieht es ja — weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen, können uns aber auch anderseits für die hohlen Träume unpraktischer Schwärmer und Glückseligkeitsdemiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder ist denn nicht alles Extreme seiner Natur nach hoffnungslos, und ist Sichselbstmaßgeben nicht das große Gesetz, die unerläßliche Bedingung für jeglichen Bestand? Fürwahr, allem Geschrei zum Trotz

Est inter Tanain quiddam socerumque Viselli!

Dagegen wird aber auch gar nicht verhehlt, daß wir unter allen möglichen Herrschaften und Staatsgewalten für die der Andächtigen noch am wenigsten Bewunderung empfinden, ja daß uns hypokritisches, gold- und herrschgieriges Kirchenregiment, wie es sich jetzt im Occident neuerdings gestalten will, in voller

Ausbildung und letzter Consequenz nicht weniger degradirend, nicht weniger zerstörend, unmoralisch und unerträglich als byzantinisch-russische Uebermacht erscheint. Beide verfolgen ja dasselbe Ziel, durch Unterdrückung jeglicher freien Geistesregsamkeit die Gewalt schrankenlos und bequem zu machen, als wenn der europäische Mensch der bittersüßen Frucht der Erkenntniß und Wissenschaft je noch entsagen könnte, oder durch verrückte Pönitenzen noch einmal zur fabelreichen Unschuld des Wonnealters der ersten Welt zurückzuführen wäre!

Wie die Russen ihre Hebel an die Paläste der Könige und Tetrarchen setzen, eben so dienen die Hütten der Proletarier, die schlimmen Leidenschaften der Bedrängten, der Besitzlosen, der allem Können und Wissen abgeneigten stupiden Menge, den Kirchlichen als Hypomochlium im Streit wider die „unverschämten Forderungen der neuen Zeit und des freien europäischen Gedankens.“ Der unaustilgbare Trieb zum Bessern, ja Gesetz und Natur selbst drängen, reizen, zwingen gegen solche Mächte zum Widerstand und der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen persönlicher Freiheit und schmachvollem Russenthum, zwischen pfäffisch-demüthiger Niederträchtigkeit und

freier ſittlicher Würde hat noch nie geruht und kann nicht ruhen, ſo lange die Keime des Edlern, der Tugend und Ehrenhaftigkeit nicht völlig erſtickt und ausgerottet ſind. Nur frage man nicht vorwitzig nach dem Ende des wechſelvollen Streites! Das Ende des Widerſtreites zwiſchen dem Schlechtern und dem Beſſern wird zugleich das Ende unſeres Erdenlebens ſeyn. Die Verzagten verlangt es freilich nach ſchneller Ruhe, und die Kurzſichtigen träumen bleibenden Sieg aus ephemerem Apparat. Feſtere Gemüther haben der Hoffnung auf beides entſagt, ſind aber dennoch heitern Sinnes und zur That bereit, weil entſchiedener Wille, weil klares Erkennen der Zuſtände und des nicht zu ändernden, aus unſerer corrupten Natur ſelbſt entſproſſenen Looſes Ergebung und Gleichmuth ſchafft.

I.

Wasserfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im August 1840.

Das Problem ist glücklich gelöst. Am 8. Juli 5 Uhr früh bin ich von Regensburg abgereist und am 10. August um dieselbe Stunde fielen die Anker auf der Rhede vor Trapezunt. Die Entfernung dieser beiden Orte, mit dem Umweg über Konstantinopel, ist nahe an 600 geographische Meilen, was in der Sprache der Seeleute 2400 Miglien macht. Und diese lange Strecke aus dem Herzen Deutschlands bis ins Land der Kolchier im innersten Winkel des Pontus Eurinus kann jetzt der Mensch in verhältnißmäßig kurzer Frist, ohne sich zu ermüden, ja gleichsam ohne Fußtritt auf festem Land, in glänzenden Prunksälen unter Mahlzeiten, Spiel und Büchern mit mäßigem Aufwande durcheilen. Ist das nicht eine Revolution neuer und eigener Art, die man im Grund ausschließlich der hochherzigen ungarischen Nation verdankt? Mit dem Füllhorn und der Friedenspalme in der Hand, geht das neue Europa auf Eroberungen

aus, und mit dieſen Waffen hat das große Imperium an der Donau ſich die ſchönere Hälfte des Abendlandes tributär gemacht. Von den 33 Tagen der Reiſe bin ich drei Tage unwohl in Linz, neun Geſchäfte halber in Wien, einen zu Orſova, drei zu Galacz und vier in Konſtantinopel, um das Dampfboot des ſchwarzen Meeres zu erwarten und die nöthigen Beſuche in Bujukdere zu machen, ſtille gelegen, ſo daß für die eigentliche Fahrzeit von der Station in Regensburg bis auf die Rhede von Trapezunt nur eilf volle Tage bleiben. Zwar habe ich vom erſten bis zum letzten Tage gewiſſenhaft Journal gehalten, finde aber den Inhalt ſo reizlos, leer und unbedeutend, daß ich durchaus nicht den Muth habe, über dieſe Eilfahrt auf der Donau und dem euxiniſchen Pontus umſtändlichen Bericht zu thun. Das deutſche Publikum, durch ſprudelnden Witz aus Elephantine und Dongola verwöhnt, liebt es nicht mehr, daß man ihm von hochmüthigen Magyaren, von Erlenwäldern bei Mohacz, von Syrmiern und Walachen, oder gar von dem fürchterlichen Volke rede, welches hinter dem Pruth haust und den Schlüſſel der Zukunft Aſiens und Europas in Händen hat. Das Thema des Tages iſt der Nil, der große Menſchenbeglücker Mohammed Ali, ſeine Krokodille und ſeine Büffelkühe, mit denen man weiland das neue Hellas zu bevölkern dachte.

Während ich die Donau herabglitt, im goldenen

Horn herumgondelte, die fluthende Strömung des Bosporus durchschnitt, mühvoll den Hügel von Pera hinaufkeuchte und endlich reißenden Fluges in seiner ganzen Länge über den Eurinus schiffte, sann ich immer auf Inhalt, Form und Wendung eines anatolischen Wanderartikels, konnte aber — weniger behende und glücklich als andere — nicht einmal über die erste Phrase mit mir selbst einig werden, und „der Stambul", der mich nach Trapezunt gebracht, hat außer wenigen Zeilen zur Beruhigung sorglicher Gemüther, keine Kunde über den neuen Argonautenzug nach Europa zurückgetragen. Geschenkt bleibt indessen nichts; und wenn mir Gott Leben und Gesundheit fristet und die Heimkehr gönnt, denke ich das liebe Publikum seiner Zeit doch mit dem Abdruck wenigstens einiger Bruchstücke des Tagebuchs heimzusuchen. Da hat man Zeit, die Sache reiflich zu erwägen, sich in fremden Schriften Raths zu erholen, zu malen und zu pinseln, zu verdecken und herauszuheben, so daß zuletzt selbst Alltägliches und an sich Unbedeutendes durch Kunst Leben und Farbe gewinnt. Bis dahin begnüge ich mich hie und da schmucklos, kurz und flüchtig, wie die Welle am Leanderthurm, kleine Notizen an freundliche Seelen in Deutschland zu senden. Die Gelegenheit fehlt nicht, da in dieser Jahreszeit jede Woche wenigstens zwei, gewöhnlich sogar drei Dampfboote auf der Rhede von Trapezunt erscheinen.

Von den 2400 Miglien Wegs kommen, alle Krümmungen und Wendungen eingerechnet, 1440 auf die Donau von Regensburg bis zur Mündung bei Suline; 360 von da bis Konstantinopel und 600 von der Station im goldenen Horn bis Trapezunt. Müßte man nicht siebenmal das Fahrzeug wechseln und gäbe es keine Mauth- und Paßvisiten, besonders keine Kataraften und Stromschnellen an der untern Donau, so gliche die Fahrt in der That einem Feenmährchen aus Tausend und Einer Nacht. [1]

Wegen dreistündigen außerordentlichen Aufenthalts kamen wir am ersten Reisetag kaum in 16 Stunden von Regensburg nach Linz, dagegen von dort nach Wien in 10 Stunden. Von Wien nach Pesth ging es in 18 und nach vierstündigem Ausruhen in 13 Stunden nach Mohacz, wo vor Anker übernachtet wurde. Von dort nach Semlin schifften wir am folgenden Tag in 18 Stunden Zeit und, erquickt durch Schlaf und reichliche Mahlzeit, in 10 andern, Belgrad und die lieblichen Höhenzüge Serbiens vorüber, nach Drenkova, wo Glückseligkeit und schwelgerisches Leben vor der Hand ein Ende hatten. Drenkova ist nur ein isolirtes Haus etwa fünf Stunden unterhalb Moldova am linken Donauufer mit Canzellei und Magazin, in grüner Einöde von der

[1] Man wechselt das Fahrzeug in Linz, in Wien, in Pesth, in Drenkova, in Orsova, zu Skela Kladova und in Galacz.

Administration der Dampfschiffe erbaut. Am 24. Juli um 1 Uhr Nachmittags ward gelandet und sämmtliche Wanderer mit Aufhebung alles aristokratischen Unterschiedes der bisher streng gesonderten Plätze wurden zugleich mit der ganzen Last des Gepäckes auf ein schmales, von acht Matrosen getriebenes Ruderschiff geworfen und in der Gluthhitze des Tages über die Stromschnellen und verdeckten Felsenriffe in reißender Strömung auf die Station nach Orsova gebracht. Die Qual dauerte fünf volle Stunden und war um so unerträglicher, je schöner die Landschaft ist, durch die sich der Fluß in ruhiger Majestät zwischen hohen, bis an den Gipfel mit Laubwald bedeckten Felsenufern zum eisernen Thor hinunterwälzt. Hier ist gleichsam der Bosporus der Donau, eine schweigsame, nur vom dumpfen Ton des über Felsen brandenden Stromes belebte Wildniß der lieblichsten Natur. Dichtes Eschengebüsch, Wallnußbäume, Linden, Pappeln, dunkler Eichenwald in milden Schwellungen, riesiges Gestein, thurmhoch im warmen Grünlaub aufgeschichtet, voll Geklüfte und abenteuerlicher Steingebilde, die neue Kunststraße mit römischer Kühnheit am linken Ufer ausgemeißelt, der Glanz der Sonne, die beim Vollstrom nur kurz rauschenden Kataraften, endlich die Kühle aus der Felsenschlucht, wo die Ufer am engsten und höchsten — die langen Baumschatten und die Abendstille ließen einen schwer zu beschreibenden Eindruck in der Seele des vorübereilenden Wanderers zurück.

In Orsova blieben wir die Nacht und den anderen Tag (25. Juli) bis 5 Uhr Abends, um die Pässe zu ordnen und alles zum Uebertritt aus den kaiserlichen Staaten in das verpestete Türkenland gehörig vorzubereiten. Das nächste Dampfschiff lag aber noch zwei Stunden unterhalb bei Tschernez, gegenüber der serbischen Ortschaft Skela Cladova am walachischen Ufer, und wir mußten noch einmal auf eine Ruderbarke; aber diesmal war sie breit, bequem, luftig, in der Abendkühle und vom Kapitän selbst geleitet, der von der Skela heraufgekommen, um Ladung und Fremde aus den Händen der österreichischen Quarantaine-Beamten zu übernehmen.

Die türkische Festung Neu-Orsova, auf einer Insel mitten im Strom und in Ruinen, wie der Islam selbst, mahnt an das Eiland Philä in Nubien und sein zerfallenes Heiligthum. Beide Inseln sind ungefähr von gleicher Größe, Nil wie Donau zwischen hohen Ufern zusammengedrängt; nur sieht man in Europa ringsumher Wald und Schatten, in Libyen Granit und verbranntes Gestein.

Eine Stunde unter Philä rauscht der Nil durch die Kataraften, eine Stunde unter Neu-Orsova braust der Ister durch die Schreckenspforte binnenländischer Abenteurer, durch das „eiserne Donauthor". Ein Felsen-Plateau, etwas mehr als eine Viertelstunde breit, mit zahnförmig über den Wasserspiegel hervorstechenden Spitzen, streicht schief über den Strom und

bildet bei niedrigem Waſſerſtand eine ſchauerliche Katarakte mit Toſen, Wirbeln und furchtbarer, weithin hörbarer Brandung. In der Mitte und zu beiden Seiten des grauſenvollen Zincken-Kammes hat Natur oder Kunſt gleichſam drei Thore oder Ausgänge aus dem zackigen Steingewirr für kühne Schiffer aufgethan. Hier hat es vielleicht einiges Bedenken, und nicht ohne Bangigkeit ſahen wir die ärmliche Barke mit reißender Schnelligkeit durch die Krümmungen der gähnenden Kantenlücke am walachiſchen Ufer in das ſtille Fahrwaſſer hinuntergleiten. Nach überſtandener Gefahr verſicherte dann freilich einer den andern, daß er durchaus nichts von Furcht empfunden habe. Wie am Nil, kann man auch hier zur Zeit des Hochwaſſers mit Hülfe von 50—60 Paar Ochſen kleinere Schiffe ſogar ſtromaufwärts bringen. Zugleich endet aber auch bald unterhalb des Thores der romantiſche Charakter des Donauſluſſes und ſeiner Ufer. Von nun an wird das Land auf der walachiſchen Seite flach, traurig und troſtlos, wenigſtens für Leute, die aus Germanien kommen, wo man Wald und Berge liebt. Das ſerbiſche Ufer jedoch bleibt dem Charakter hügeliger und buſchreicher Lieblichkeit bis an die Landesgränze im Timok-Delta ohne Unterbrechung treu. Tſchernez ſelbſt hat auch nur erſt ein einziges europäiſches Haus, worin der Arzt der Donaugeſellſchaft wohnt; das übrige ſind aus Stroh, Schilf und Schlamm zuſammengepappte Zigeunerhütten.

Morgens früh (26. Juli) ging es auf der „Pannonia“ über die im Waſſer begrabenen Pfeilerreſte der Trajansbrücke und an der bulgariſchen Grenzfeſtung Widdin vorbei, in 16 Stunden nach Rahova, wo wir vor Anker übernachteten; dann in 12 Stunden bis Giurgewo und von dort in 19 nach Ibrail (Braila), wo man das drittemal vor Anker ſchlief. Von Ibrail nach Galacz iſt nur eine Stunde Fahrzeit, und am 29. Juli Morgens wurde daſelbſt ans Land geſtiegen, um die Ankunft des von Konſtantinopel heraufſchiffenden „Ferdinando Primo“ abzuwarten. Galacz iſt ſchon eine ſehr große Stadt, aber ganz aus Brettern und Koth zuſammengeleimt, voll Grind, Staub und handeltreibenden Juden, bei 35° Wärme und einem einzigen, ärmlichen Einkehrhaus nach Art des Morgenlandes. Jedoch fängt man an Steinhäuſer zu bauen und die Straßen mit Hochpflaſter zu verſehen. Auch Gaſthöfe ſind im Antrag und vielleicht noch in dieſem Jahre zu beſſerer Bewirthung der Fremden bereit. Die Raſt in dieſem geſegneten Orte dauerte dritthalb lange Tage, deren Laſt ich aber nach zufälliger Bekanntſchaft und gaſtlicher Aufnahme im Hauſe des k. k. öſterreichiſchen Conſuls, Hrn. v. Huber, eines kenntnißreichen und feingeſitteten Mannes, nur kurze Zeit zu ertragen hatte. Phyſiſch und geiſtig gelabt und mit neuen Empfehlungen verſehen, kam ich am 31. Juli Abends von der Hochſtadt auf den Strand herab und bezog

mit nur noch zwei andern Fremden den geräumigen Saal des „Ferdinando". Die große Masse der Reisenden begnügte sich mit einem Platz auf dem Verdeck. Die Nacht blieb man noch vor Anker und am 1. August schwamm das Boot nach eilfstündiger Fahrt um 3 Uhr Nachmittags durch die Donaumündung bei Suline in das schwarze Meer hinaus. Der Strom ging voll und tief, und zu beiden Seiten des Ausflusses sieht man neugebaute Häuser der Russen, ein Kirchlein mit kuppelförmigem, hölzernem Glockenthurm und einen Felderhain. An der Kapitänstafel aßen wir Birnen aus Trebizonde, erreichten nach einer stürmischen Nacht am 2. August Nachmittags 3 Uhr die Rhede von Varna, und Tags darauf um 10 Uhr Morgens den Eingang des thracischen Bosporus und noch vor 12 Uhr Mittags rollte der Anker auf den Grund des 150 Fuß tiefen goldenen Horns zu Konstantinopel nieder. Die Summe der wirklichen Fahrzeit von Regensburg bis zum Landungsplatz, im Angesicht des großherrlichen Serai, betrug nur 196 Stunden Zeit, d. i. $8\frac{1}{6}$ Tag. Abwesselnd mit der „Pannonia" geht die „Argo" alle 14 Tage einmal am türkischen Ufer bis Czernavoda, von wo man Passagiere und Gut in acht Stunden Zeit, auf Wagen nach Kostendschi an das Pontusufer bringt, so daß schon öfters Reisende aus Wien am neunten Reisetag in Konstantinopel waren.

Die eleganten Herren und Hofgelehrten im Hauptquartier Mark Aurels klagten zu ihrer Zeit bitterlich über die unäſthetiſchen, langen, bretternen, gräßlichen Geſichter der Donauanwohner von Lorch bis Vindobona. Was würden dieſe Verzärtelten heute ſagen? Oberöſterreich iſt wie ein herrlich angebauter engliſcher Park und gerade das gemeine Volk im Allgemeinen von ausgezeichneter Wohlgeſtalt. Der ſchlanke Wuchs, die feinen Züge und das friſche Blut der Jugend beider Geſchlechter unter dem Bürger- und Bauernvolke jener Gegend muß jeden Fremdling aufs freundlichſte überraſchen, während es in Europa Länder gibt, wo die beſſer genährten und ſogenannten höheren Klaſſen der Bevölkerung nicht viel feiner ausſehen als Zigeuner und Bärentreiber. Dazu rechne man noch den milden Sinn und die Rechtlichkeit, wovon ich ſchon früher, beſonders aber dießmal in dreitägigem Aufenthalt wiederholte und auffallende Proben erfuhr, und man wird begreifen, daß ich den Unfall wenig bedauerte, der mich in dieſem ſchönen Theile des eben ſo klug als glücklich regierten Oeſterreichs einige Tage zurückgehalten hat. Daß ich einen der 32 Maximilianiſchen Feſtungsthürme, dann die „frommen Jeſuiten-Väter" in ihrer romantiſchen Einöde auf dem Freien-Berge, ebenſo den lieblichen Waldhügel ober dem Calvarienberge auf dem rechten, und das wundervolle Pöſtlin am linken Ufer der Donau beſuchte, um das Panorama einer unver-

gleichlich schönen Landschaft zu betrachten, versteht sich ohnehin. Man hat seit Napoleons Fall und seit der Herrschaft der liberalen Ideen in Europa das aristokratische Oesterreich in sehr abweichendem Sinn beurtheilt, aber die Kritik beginnt allmählig zu verstummen, ja fast in das Gegentheil umzuschlagen, weil im Grund genommen der Erfolg die letzte und inappellable Instanz alles menschlichen Sinnens bildet. Heute, wo man sich in Europa zählt und ein Volk das andere mißt und nebenher genau berechnet, wie weit Kraft und Wille reicht, darf sich Oesterreich rühmen, seiner Schweigsamkeit ungeachtet in allen Künsten des Friedens wie des Krieges mit den geweckteſten und verfeinertſten Nationen des Occidents auf gleicher Höhe zu seyn.

An Pesth, das wir erst um Mitternacht erreichten und um 4 Uhr Morgens wieder verließen, wollen wir ohne Erinnerung vorüber ziehen, nicht etwa aus Mangel an Redestoff — wir könnten ja ebenfalls Hammer plündern und hundertmal Gesagtes als Variante wiedergeben; — wir haben uns aber nun einmal vorgenommen, dem Leser ohne Sykophantenkunst nur Selbstgesehenes und Selbstempfundenes in möglichst treuem Bilde vorzumalen.

Desto reichern Stoff zu Betrachtungen höchst ernster Natur böte auch bei nur mäßiger Redseligkeit das alte Bulgarenland, nicht sofast weil unser Fahrzeug in vier Stationen der ganzen Länge nach von

Widdin bis zur Donaumündung am nördlichen Rande dieses weiland berühmten Slavenreichs vorüberstrich, oder daß irgend ein kirchlicher Gährungsprozeß das geplagte Christenvolk zwischen Balkan und Donaustrom in Furcht und Hoffnungen bewegte wie das deutsche Land. Nein, das wäre noch kein Grund, die fliehende Skizze festzuhalten und noch innerhalb des Suline-Thores im Laufe stillzustehen. Man weiß ja, daß wir den Volksglauben aller Orten duldsam schonen und besonders geistlichem Gewerbe überall mit Respekt aus dem Wege gehen. Und hätte man auch im Gegensatz zur baumlosen, öden, traurigen Humusfläche des Wlachen-Ufers das schwellende Hügelland des Bulgarensitzes, die reichen Laubholzwälder und hellgrünen Triften in der Nachbarschaft des lieblichen Nicopolis beim Vorüberschiffen wahrgenommen, so wäre auch dieser Landschaftsunterschied der beiden Uferstaaten mit wenigen Worten anzudeuten ohne längern Aufenthalt. Wahrheitsliebe zwänge sogar, beschränkend beizufügen, daß auch dieser Zug bulgarischer Lieblichkeit mit Baumschatten und quellenreicher Fülle schon um Rassova, wo sich der Strom in rascher Wendung nördlich beugt, allmählig ganz erstirbt und die melancholische Färbung des braunrothen, völlig nackten, ausgetrockneten, trostlosen Erdreichs der sogenannten Dobrudscha, weit eher die Nachbarschaft des todten Meeres als des „gastlichen" Pontus vermuthen ließe. Auf die Frage: welcher Ort unserer

Wanderzüge in der Seele den meisten Trübsinn, die meiste Niedergeschlagenheit und Melancholie zurückgelassen, müßte man unbedingt bulgarisch Hirsova an der untern Donau nennen. Die nubische Wüste mit all ihren Schrecknissen schien uns weniger kläglich, ja Dank den phantastischen Schwingungen ihrer Terraingebilde, sogar noch romantisch ausgeschmückt, wenn neben das Bild des zwischen zwei konischen, von Frost und Sonnengluth röthlich versengten Hügeln eingekeilten Hirsova hingestellt. Castell und Städtchen haben die Russen im letzten Kriege, wie alle befestigten Uebergangsorte des rechten Stromufers, in vorsichtiger Berechnung abgebrochen, die Türken aber aus Indolenz nicht wieder aufgebaut. So weit das Auge reicht, nicht ein einziger Baum, nicht einmal ein verkrüppelter Strauch, nirgend Schatten, kein Labsal, und wir begriffen nicht, wie der Mensch in solcher Trübsal seine Hütte bauen mag. Selbst der Strom, als wäre er alt und müde vom langen Lauf, sinkt schlapp auseinander und wälzt schweigend zwischen gedehnten, kaum über den trüben Wasserspiegel steigenden, schilfverwachsenen Schlamm-Eilanden ohne Ungestüm und ohne Kraft die matte Fluth vorüber. Doppelt grauenvoll mußten in solcher Oede die wilden Reitervölker, die Hunnen, Avaren, Petschenegen und Mongolen für die verzagten Byzantiner seyn, wenn sich ihre blut- und beutelüsternen Schwärme wolkenähnlich am Strome

niederließen und den Bosporus bedrohten. Hier vom Schickſal ereilt zu werden, wäre ein doppelt jammervolles Loos. Tomi, an dem man zwiſchen Suline und Varna vorüberſchifft, iſt nicht reizender, ja wo möglich noch trauriger als die Landſchaft um Hirſova, weil in Ovids Verbannungsort ſogar die matte Felderweide und das düſtere Grün des Donau-Schilfes fehlt,

Adspiceres nudos sine fronde, sine arbore campos.

Nur Schulgelehrte, denen die eigene Schattenlaube Maaß für alle Zonen iſt, können dem Sänger der »Tristia« Verweichlichung und unmannhaften Sinn zum Vorwurf machen, wenn er das Leben in der weltherrſchenden Roma des Cäſar Auguſtus entzückender und wünſchenswerther als die Seligkeiten der Donaumündung und des Pontusſtrandes fand.

Daß uns aber die dreitägige Raſt im ſommerheißen Galacz ebenfalls das Recht verliehe, irgend ein Compendium aufzuſchlagen und den Leſer überſichtlich mit der Geſchichte der beiderſeitigen Uferſtaaten Moldowlachia und Bulgarei, vom Anbeginn der hiſtoriſchen Kenntniß bis zu dieſer Stunde heimzuſuchen, und insbeſondere die Donau-Uebergänge von Darius bis Diebitſch-Zabalkansky umſtändlich aufzuzählen, ſoll nach dem Exempel vielgeprieſener Wanderbücher hoffentlich von niemand beſtritten werden. Gewiß könnten wir mit nur etwas Unbarmherzigkeit zum wenigſten die Uebergänge der

Slavenvölker (vom 6.—9. Jahrhundert) und ihre Einsiedelung auf byzantinischem Boden zusammenregistriren und den Hartgläubigen unserer Zeit wie im Kaleidoskop vorüberführen. Jedoch auf alle diese Rechte wollen wir verzichten, wollen alle diese Erinnerungen für uns selbst behalten und nur im Vorübereilen ein Wort über die Bulgarenfestung Silistria und die Russen sagen. Wir sind zwar in Silistria (Dorystolon und Dristra der Byzantiner) nicht selbst an's Land gestiegen, haben aber seine Lage auf dem waldigen, von tiefen Erdrissen umfurchten, reben- und gartenreichen Hügel am Einfluß des Dristrabaches in die Donau deutlich genug gesehen. Auch der Nichtstratege muß in Silistria ein von der Natur selbst erbautes und gleichsam sich selbst schirmendes Bollwerk der Donauländer erkennen und es den Russen gar nicht übel nehmen, wenn sie sich bei Zeiten und wiederholt um diesen Punkt bemühten. Wären sie nicht früher als unter Katharina II., wie man sichs gewöhnlich denkt, vor der Festung erschienen und hätten sie diese berühmte Vormauer des Türken-Sultanats nach unsäglichen Anstrengungen wirklich in unsern Tagen (1829) zum Erstenmale in ihre Gewalt gebracht, so hätten wir nichts zu erinnern gehabt und wären ohne Rückblick auf vergangene Zeiten gegen Wind und Wellen an den traurigen Schilfeilanden des Donau-Delta vorüber in den Pontus hinaus geschifft. Die Russen haben

aber schon um 967 unserer Zeitrechnung, d. i. mehr als neunthalbhundert Jahre vor Diebitsch-Zabalkansky Silistria und das ganze Bulgarenland bis an die Hämuspässe in ihrer Gewalt gehabt. In Swätoslaw, dem noch heidnischen Großfürsten und ersten Eroberer Bulgariens, spiegelt sich Natur und Schicksal des russischen Staats urvorbildlich für alle Zeiten schon im Laufe des zehnten Jahrhunderts ab. Kaum gegründet durch die Scandinavierfamilie Rurik (862) erkannte dieses große Slavenreich seine Weltbestimmung und sein Geschick, und wälzte wie von wildem Instinct getrieben mit hartnäckiger Beharrlichkeit die Wellen seiner Kraft nach Byzanz herab. Von Groß-Nowgorod ward der Herrscherſitz nach Kiew am Dnieper verlegt, um dem Brennpunkt aller Slavensehnsucht, der Kaiserstadt (Tsarigrad) im günstigen Augenblick näher zu seyn. Diese frühzeitige Standhaftigkeit der Russen-Politik ist um so mehr zu bewundern, da die ganze Nordküste des schwarzen Meeres mit den Landschaften, die man heute Ukraine, Bessarabien und Moldowlachia nennt, damals in der Gewalt des nomadischen Reitervolks der Petschenegen standen, die den abenteurenden Russen den Weg verlegten und allen unmittelbaren Verkehr zwischen Konstantinopel und Kiew unmöglich machten. Man weiß, daß die Russen dieser Hemmniß ungeachtet durch kühne Benutzung der Fluß- und Küstenfahrt schon unter Swätoslaw's unmittelbaren Vorfahren (879—944)

dreimal in großer Macht vor Byzanz erschienen und sich das vierte Mal nur durch Bitten, Gold und Tribut des verzagten Imperators besänftigen und an der Donaumündung zu Frieden und Freundschaft bewegen ließen. Aber ein Russenfürst, der leben will, kann und konnte niemals ruhig bleiben. Swätoslaw fühlte das Beengende seiner Stellung und drang mit gleicher Heftigkeit gegen Don, Kaukasus und Pontus Eurinus vor, bis ihn die Thorheit des griechischen Hofes durch Uebersendung von fünfzehn Centnern Goldes zu einem Angriffskrieg wider das verhaßte Bulgarenreich verlockte und somit das russische Ungewitter herwärts auf die Gipfel des Hämus rief. Der Großfürst erschien mit 60,000 Mann Fußvolk an der Donaumündung, schiffte in unabsehbarem Zug den Strom herauf, schlug die Bulgaren am Landungsplatz und nahm mit der Festung Dristra (Silistria), wohin sich die Ueberwundenen geflüchtet hatten, zugleich das ganze Reich in Besitz (967 n. Chr.). Das Schrecken über die raschen Erfolge der Russen war so betäubend, daß man zu Konstantinopel eilig die Festungswerke ausbesserte und sogar die Wurfmaschinen auf die Mauer stellte, als wäre Swätoslaw mit seinen „thierisch-ungestümen" Siegerschaaren schon vor dem goldenen Thore aufgestellt. Ein Angriff der Petschenegen auf Kiew nöthigte zwar den Großfürsten mit einem Theil des Heeres heimzueilen, er gestand aber nach Vertreibung des Feindes in

der Bojaren-Verſammlung ohne Scheu, „er wolle und könne nicht mehr in Kiew bleiben, weil ihm der Aufenthalt in ſeiner neuen Bulgarenreſidenz Preßlava (Präſthlava der Byzantiner und Breslau der Deutſchen) weit erfreulicher als in Kiew ſey. Aller Reichthum der Kunſt und Natur fließe in der bulgariſchen Hauptſtadt als im Mittelpunkt des Landes zuſammen. Griechenland ſende Gold, Seidenſtoffe, Wein und edle Früchte; aus Böhmen und Ungarn bringe man Silber und Pferde, und die Ruſſen kämen mit Pelzwerk, Honig, Wachs und Sklaven.“ Ueberhaupt meinte der barbariſche, aber wie es ſcheint, nicht kurzſichtige Rurikfürſt, nicht blos Bulgarien, ſondern das ganze griechiſche Reich in Europa müſſe ſammt Böhmen und Ungarn das Geſetz von den Ruſſen empfangen. Swätoslaw begnügte ſich nicht mit Reden, er handelte auch nachdruckvoll, ſtieg mit Macht über den unvertheidigten Hämus nach Thracien hinab und beſtrafte den Widerſtand der halb griechiſchen, halb bulgariſchen Bürgerſchaft in Philippopel nach Eroberung der Stadt in ſlaviſch-wilder Grauſamkeit durch Pfählung von 20,000 Männern, gleichſam als wären es meineidige Rebellen wider geſetzliche Obrigkeit. Zum Unglück für die Ruſſen hatten ſie es mit einem Gegner zu thun, der zwar durch Kaiſermord auf den Thron gelangte, aber ſonſt ein ungemein gottesfürchtiger Herr, ein höchſt andächtiger Chriſt

und nebenher kluger Staatsmann und trefflicher Stratege war. Johannes Tzimisces wollte sich anfangs die Russen auf dem Wege der Unterhandlung vom Halse schaffen und ließ durch einen Gesandten dem Großfürsten zu wissen thun, er möge nun, da er die vertragsmäßige Entschädigung (15 Cent. Goldes) für seinen bulgarischen Heereszug erhalten habe, das Land räumen und wieder in sein angestammtes Reich nach Kiew zurückkehren, indem Bulgarien nicht den Russen, sondern von Alters her dem römischen Imperator von Byzanz gehöre. Aus der Antwort des Großfürsten merkte Tzimisces freilich schnell, daß auf diplomatischem Wege mit den Russen nichts auszurichten sey und daß man diesem Volke mit andern Mitteln kommen müsse. Nur gegen Erlegung einer „sehr großen Summe Goldes" und gegen baare Ablösung der Kriegsgefangenen sammt allen eroberten Städten, antwortete Swätoslaw, werde er das ihm so reizend scheinende Land verlassen; können oder wollen aber die „Römer" die verlangte Summe nicht zusammenbringen, so mögen sie selbst ungesäumt die europäischen Provinzen räumen, auf die sie ohnehin kein Recht hätten, und sich nach Asien zurückziehen; das sey die einzige und letzte Bedingung, von den Russen Frieden zu erhalten. Swätoslaw sandte nur eine Abtheilung des Heeres über den Hämus, hielt mit einer zweiten die Bulgaren-Residenz Präßlava in Zaum und lagerte mit dem Hauptcorps in dritter

Linie bei Silistria (Dristra), wo zugleich die einzige Hoffnung im Unglück — die Fahrzeuge standen, die ihn und seine Kriegsgefährten aus der Heimath nach Bulgarien getragen hatten. Erst im fünften Jahre russischer Herrschaft im Lande, nachdem man mit abwechselndem Glücke diesseits der Gebirge gestritten hatte, zog endlich der Kaiser selbst zu Wasser und zu Lande wider Swätoslaw. Tzimisces drang unvermuthet durch die Pässe, stand wider alles Erwarten der sorglosen Russen vor Präßlava, nahm in Folge eines scharfen Gefechtes Stadt und Burg und rückte mit der ganzen Macht vor Silistria, wo die byzantinische Branderflotte zum Schrecken der Russen zugleich erschienen war. Nach sechs mörderischen Schlachten, die Swätoslaw seinem kaiserlichen Gegner im offenen Felde außerhalb der Festung lieferte, war das russische Heer auf 22,000 Mann geschmolzen und die Hoffnung des Sieges aufgegeben. Schon nach dem fünften Gefecht beriethen sich die Russen, ob man fliehen oder kämpfend sterben soll? „Siegen oder rühmlich untergehen" (ἢ *νικῶντας ζῆν* ἢ *εὐκλεῶς τελευτᾷν*) war der einmüthige Beschluß und man ging ungebrochenen Muthes zum letzten Gefecht hinaus, in welchem, wie in allen früheren, ein Seitenangriff von 13,000 geharnischten Lanzenreitern den lange zweifelhaften Sieg endlich, am Abend noch, zum Vortheil des kaiserlichen Heers entschied. Bedenkt man, daß die Russen ohne Reiterei, wie ohne Ver-

bindung mit der Heimath waren und einem großen Kapitän gegenüber standen, so brauchen sie sich der Capitulation von Silistria eben so wenig zu schämen, als ihre späten Urenkel über die Bedingnisse von Austerlitz zu erröthen haben. Swätoslaw verlangte Waffenstillstand und versprach Bulgarien zu räumen und die Gefangenen ohne Lösegeld frei zu geben, wenn der Kaiser seinerseits gelobe, die Russen weder beim Aufbruch noch auf der Wasserfahrt durch seine Wanderflotte zu beunruhigen, die nöthigen Lebensmittel für das besiegte Heer zu liefern und den Russen noch ferner den alten Handelsverkehr in Konstantinopel zu gestatten. Der Kaiser, der des Friedens bedurfte, willigte mit Freuden in Alles, und nach förmlichem Abschluß des Vertrags sahen sich beide Gegner außerhalb der Festung am Donaustrom. Der Kaiser hielt mit seiner geharnischten Reitergarde am Ufer, der Großfürst blieb auf der Ruderbank des Kahnes sitzen, in welchem er herausgekommen war; er sagte nur einige Worte über den Frieden und kehrte wieder in die Stadt zurück. Ein Augenzeuge, der byzantinische Hofdiacon Leo, hat die Scene beschrieben und der Nachwelt zugleich das Conterfei des Russenfürsten aufbewahrt. Swätoslaw war mittlerer Größe und von zierlichem Ebenmaaß der Körpertheile: struppige Brauen, Eulenaugen, stumpfe Nase, Kinn ganz und Kopf bis auf je eine an den Schläfen herabhängende Locke glatt geschoren, die Oberlippe von dichten weit-

herabreichenden Barthaaren beſchattet, kräftiger Nacken, breite Bruſt, Goldſchmuck mit Carbunkel zwiſchen zwei Perlen in dem einen Ohr, und endlich ein finſterer melancholiſch-wilder Blick ſind die übrigen Züge im Bild des Rurikſohnes vor Siliſtria. Der Fürſt trug bei der Unterredung ein weißes Gewand, nicht ſchöner, aber reinlicher als die Gefährten, und ſchwang beim Kommen und Gehen das Ruder wie der gemeine Mann. Dieſes Ruſſen-Epos vor Siliſtria iſt vielleicht das lehrreichſte Ueberbleibſel der byzantiniſchen Geſchichte. Der ſtandhafte Muth und die Todesverachtung, mit welcher das ruſſiſche Fußvolk ſechs Mal hintereinander in das Treffen ging, erfüllte ſelbſt die ſiegenden Byzantiner mit Entſetzen. „Die Ruſſen fliehen nicht," ſagt Leo Diaconus. [1] Die gigantiſchen Geſtalten und der wilde zornvolle Blick der Soldaten Swätoslaws haben in der Bevölkerung Konſtantinopels einen erblichen, unaustilgbaren, heute noch lebenden Eindruck zurückgelaſſen. „Das falbhaarige Geſchlecht der Nordiſchen wird die Stadt erobern," iſt der bekannte und in der Hauptſtadt des Orients ſeit neunthalbhundert Jahren geglaubte Orakelſpruch. Bei den meiſten Menſchen verliert eine Drohung von ſo altem Datum nur zu leicht ihr Gewicht; in keinem Falle aber hätte man über zu große Eile der Verhängniſſe zu klagen, wenn

[1] οἱ Ῥῶς διεμάχοντο, μὴ δόντες νῶτα τοῖς ἐχθροῖς. VIII, 7.

Swätoslaws insolenter Spruch durch den Einzug der „falben Krieger" in Stambol am Ende doch noch eine Wahrheit würde. Die Zeit, Vorsorge zu treffen, hat uns wahrhaft eben so wenig als der stumme Fingerzeig gefehlt, wie noch längerer Aufschub, wo nicht gänzliche Abwendung des byzantischen Gerichts zu erzielen sey! Wer von den wiederholten Byzanzbedrängungen durch die Rurikfürsten des 9. und 10. Jahrhunderts auch nur die Scenen von Silistria kennt, hat auch schon errathen, warum sie ohne Erfolg geblieben und warum die verzagten Byzantiner nicht schon damals nordischer Kraft und scythischem Uebermuth erlegen sind. So lange sich von Don und Wolga her nach der Reihe lebendige Völkerkeile zwischen Nowgorod, oder wenn man will, zwischen Kiew und Konstantinopel hineinschoben und gleichsam den Weg verlegten, mußten selbst die heldenmüthigsten Anstrengungen der nordischen Ungethüme, auf byzantinischem Boden feste Sitze zu gewinnen, vergeblich seyn. Zwischen den beiden Friedensschlüssen von Silistria (971) und Adrianopel (1829) sind 858 Jahre verflossen — langes und furchtbares Noviziat des russischen Volkes zum Eintritt in den traurigen Orden des byzantinischen Ritterthums. Dank dem Slavengenius, die Russen haben alle Proben überstanden, haben alle Vorbedingungen erfüllt und stehen heute als Gebieter und wohlbestallte Hausherren an derselben Donaumündung, durch welche

Swätoslaw mit den Trümmern seiner Macht gleichsam bittweise und verstohlen hinausgezogen ist. Es sind zum Theil noch immer die Russen des Leo Diaconus, dieselbe Todesverachtung, dieselbe thierisch-wilde Unerschrockenheit im Gefecht, aber auch derselbe Geschmack für Beute, Raub und Gold, dieselbe unerträglich-übermüthige Tyrannenlaune (ἀκάθεκτος ὕβρις) und dieselbe stupide Grausamkeit in Herrschaft und Gewalt, wie einst im Bulgarenland.[1] Nur in einem Punkte sind es nicht mehr die Russen des Leo Diaconus, jene freiheitstolzen, ritterlich-soldatischen Männer, die wohl einen Führer in Krieg und Frieden, aber keinen Herrn und keine körperlichen Strafen duldeten. Nicht etwa blos der Edelmann war frei wie bei uns im Occident, bei den Russen gab es damals (10. sec.) schon einen freien Bürgerstand in den Städten und sogar freie Ackersleute, während im Westen Alles Knecht und hörig war. Leben, Freiheit oder Gold sühnten die Missethat, aber schlagen durfte Niemand einen freien russischen Mann. Nicht blos in persönlicher Würde, auch in Kunst, Sitte und Gewerbsamkeit standen die Bewohner von Kiew und Nowgorod höher als das germanische Abendland. Mit Vernunftgründen, nicht mit Peitschenhieben regierte man die Russen des zehnten Seculums. Die

[1] Blos auf den Verdacht geheimer Abneigung ließ der Großfürst von den vornehmen Bulgaren 300 hinrichten, die übrigen aber ins Gefängniß werfen.

Großfürsten redeten öffentlich vor dem Volke über das Gemeine-Wesen; aus freiem Antriebe, mit Einsicht und Selbstkenntniß sollte das Volk die Befehle des Herrschers vollziehen. Freilich war man unter solchen Umständen damals weniger bequem und leicht Großfürst von Kiew, als man heute Autokrat an der Newa ist.

Swätoslaw selbst ist, wie bekannt, auch nicht mehr ganz derselbe geblieben, wie einst auf der Ruderbank vor Silistria. Swätoslaw hat inzwischen das Credo geändert und den Knebelbart etwas abgestutzt, er hat auch sonst die Toilette verschiedentlich verbessert und redet insbesondere nicht mehr so derbe und unverschämt, wie in der Bulgarenburg zu Präßlava. Swätoslaw hat zwar noch ganz dieselben Appetite für Byzantinisches, aber er gesteht es nicht mehr so offen ein, er läugnet es sogar und versichert seine Nachbaren hoch und theuer, Sebastopol und Suline seyen von jeher das Aeußerste und Letzte gewesen, das er gewünscht und angestrebt; ein Mehres wäre ihm sogar lästig, und er möchte es nicht einmal, selbst wenn er es haben könnte. Die Nachbaren glauben ihm dieses natürlich auf sein Wort, sintemal Swätoslaws Handlungen überall im schönsten Einklang mit dem Worte sind. Swätoslaw ist ja inzwischen, wie wir alle wissen, beim Groß-Chan zur Schule gegangen, hat schwere Zeiten erlebt, nebenher aber mancherlei profitirt, was ihm

jetzt gut zu statten kommt. Ja so weit geht Swätoslaw in Uneigennützigkeit, in Nächstenliebe und Sorge für öffentliches Wohl, für allgemeine Stille und Glückseligkeit in Europa und Asien, daß er mißtrauische Nachbarsleute im Occident eigenhändig auf Mittel und Wege führte, wie sie ihm bei etwaiger — versteht sich unwillkürlicher Regung der alten slavischen Erbsünde mit Erfolg Widerpart halten und russischen Uebergriffen undurchbrechliche Dämme setzen könnten. „Ihr habt blos dem byzantinischen Türken-Imperator die Schiffe zu verbrennen und auf dem äußersten Punkte seines Reiches — aber ja recht weit von mir — ein kleines gräkoslavisches Fürstenthum mit unterbundenen Pulsen einzurichten, als kräftige Wehr gegen das Slaventhum, und ihr habt mich gelähmt für jetzt und immer. Nur von den Donauländern müßt ihr euch ferne halten und absonderlich den Gedanken „durch Colonien oder Vorkehrungen noch ernsthafterer Natur von Westen her einen lebendigen Völkerdamm zwischen Russen und Byzantinern aufzubauen" als corrupte, eitle, unpraktische Chimäre deutscher Köpfe unterdrücken." — Dieser letzten Katechese hätte es nach dem Dafürhalten der meisten Kenner nicht einmal bedurft. Denn wer in Deutschland dächte in so milden Zeiten an „Vorkehrungen ernsthafterer Natur" in den Unter-Donauländern? wer an „lebendige Keile" oder auch nur an deutsche Colonien in bulgarisch Nicopoli, wo einst Bajesid die

Europäer ſchmählich überwunden hat? Oder ſichern nicht etwa Swätoslaws gottesfürchtige Geſinnungen und im ſchlimmſten Falle Klüber's Handbuch der neueſten Staatsverträge im Orient wie überall auf ewige Zeiten und ohne weitere Mühe Frieden und Sicherheit? Und verſandet auch am Ende die Sulinemündung, ſo ficht uns auch der Sand nicht an, wir bewahren unſer Phlegma, graben den Kanal von Czernavoda und kommen nur um ſo ſchneller in den Bosporus.

Stambul hat ſich ſeit unſerer letzten Anweſenheit im Jahr 1833 nicht unbedeutend verſchönert, man ſieht gegen die Sitte früherer Zeit viele große, ſolide Gebäude und ſogar gepflaſterte Straßen, und in Pera ſchlägt das chriſtliche Weſen mit Steinhäuſern, Glockengeläute ohnehin jedes Jahr tiefere Wurzeln. Nur Galata unten am Berge hat ſeine ſchmutzige, bretterne Geſtalt noch großentheils bewahrt. Indeſſen hat dieſes vielfach berüchtigte Stadtviertel dennoch ein für den Ort billiges und ſicheres Unterkommen (aquila negra) nahe am Landungsplatz. Das Eigenthum iſt in Galata und Pera bekanntlich ſo flüchtiger Natur und geht ſo leicht mit einſeitiger Zuſtimmung von einem Beſitzer zum andern über, daß der vorſichtige Fremdling ſeine Baarſchaft am ſicherſten am Leibe trägt und in Privathäuſern ſich vor einer Wohnung zu ebener Erde hütet. In der Locanda zum ſchwarzen Adler ſind die Augen des Gaſtwirths

und seiner Untergebenen, einer ehrbaren Familie aus Triest, beständig offen, und der Reisende kann ruhig seiner Wege gehen. Auffallend durch kräftigen, derben Körperbau sind seit Sultan Mahmuds Reformen in Stambul nur noch die Gondoliere und die Derwische. Der Derwisch ist wohlgenährt, geht aufrecht, blickt entschieden und trotzig, weil er sich vor aller Neuerung sicher weiß und seine Macht über die große Masse kennt. Nichts gleicht aber auch der kühnen Ruhe, mit welcher besonders die Dreh-Derwische nach ihrem begeisterten Wochentanz durch die Gassen schreiten. Zu verwundern ist es nur, daß von den vielen europäischen Rathgebern der hohen Pforte noch keiner auf das Projekt verfiel, die Derwischklöster mit Einem Schlage in Kasernen zu verwandeln und ihren rüstigen Bewohnern die Flinte in die Hand zu geben, wie es einst mit den Waffen seines Zeitalters, in derselben Stadt und in demselben Lande Sultan Medschids Vorgänger, der christliche Imperator Konstantin Copronymus, bei allgemeiner Umwandlung der Institutionen des byzantinischen Reichs nicht ohne großen Erfolg unternommen hat. Dieß wäre der sicherste und schnellste Weg dem Padischah ein kräftiges, gutgebildetes, schlagfertiges Heer zu schaffen. Nur will der türkische Derwisch allzeit gut genährt, gut gekleidet, und vor allem gut und pünktlich besoldet seyn, und in diesem Punkte fehlt es eben zu Konstantinopel in einem Grade, daß man

letzthin einem Häuflein von 1600 Mann albanesischer Söldner, die man eines Lokaltumultes wegen mit Dampfbooten über Samsun nach Amasiah schickte, weder Kleid, noch Brod, noch Löhnung zu geben hatte. Die Widerspenstigen wichen nur der eidlichen Zusicherung eines Wesirs, daß man ihnen ungesäumt das Schuldige nachsenden, bei längerer Widersetzlichkeit aber sie sammt dem Schiffe im Hafen von Konstantinopel verbrennen werde.

Wer trübsinnige Eindrücke im erhabensten Style liebt, der betrachte nur im Schein der Abendsonne die konstantinopolitanischen Stadtmauern vom goldenen Horn bis zum Marmorameer. Der riesige über Thal und Höhen majestätisch ziehende Bau, das schwärzliche Gestein, die Oede, das dunkelgrüne Epheugeranke um halbeingestürzte Zinnen und Thürme, der Drang der Zeit, Noth und Verlassenheit der Gegenwart und die Erinnerung an alles, was seit fünfzehn Jahrhunderten im Schooße dieses ältesten Bollwerks der christlichen Welt geschehen, erfüllt das Gemüth des Wanderers mit Ernst und Melancholie. Erde und Thiere um Stambul, sagt man, seyen von bewunderungswürdiger Güte und Sanftheit; man finde kein giftiges Thier, das Pferd schone den mitten auf dem Wege schlafenden Hund, und sogar der Falke niste friedlich mit der Turteltaube auf demselben Baum und suche seinen Raub anderswo (?), nur der Mensch sey in Stambul böse — ein hartes,

aber vielleicht nicht ganz ungerechtes Wort das die Begebenheiten der Stadt von Konstantin dem Großen bis Sultan Abdul-Medschid Chan eher zu bekräftigen als zu widerlegen scheinen. Und vielleicht ist auch die Zeit nicht fern, die Lokalsage aufs neue durch die That bewährt zu sehen. Was die Byzantiner unter Anastasius und Andronicus I. waren, sind sie heute noch; das Glaubensbekenntniß macht keinen Unterschied.

Das eintönige, freudelose Leben der türkischen Städte, das mühevolle Ringen ihrer Bewohner von früh bis spät um ihr kärgliches Brod, das armselige Leben unter Schmutz, Lumpen und Ungeziefer, erregt bei Leuten des Occidents ein schwer zu beschreibendes, langweiliges, peinliches Gefühl; man wird traurig und glaubt zusehends und schnell selbst zu verwildern und zurückzusinken. Da ist kein Buch, kein Studium, keine Rede, kein geistiger Genuß, keine politische Neugierde; Niemand schreibt, druckt und liest; dem Thiere gleich trachtet der Mensch nur wie er den Hunger stille und sich und seine Brut vor den Griffen der überall lauernden Gewalt sicher stelle. Wie erhaben und durchlauchtig erscheint uns da Germanien in der Ferne mit seiner Literatur, seinem Wissen, seinem Dürsten und Ringen nach geistigen Gütern, nach Kenntniß, Wahrheit und Entdeckung. Deutschland ist wahrhaft eine Schule der Weisheit, der Sitz des Lebens und des einzigen, vernünftiger Geschöpfe würdigen Ruhmes!

Sie ſehen, Türken und Langweile unter barbariſchen Menſchen ſtellen die Vorzüge unſerer Heimath und vaterländiſchen Sitte in ein glänzenderes Licht und entzünden die Liebe nach den wahren Reichthümern des deutſchen Lebens heißer und ſchneller als die ſtereotypen Hymnen Ihrer patriotiſchen Schmeichelredner. Oder ſoll wahre Vaterlandsliebe keinen Tadel, kein Epigramm ertragen, und allezeit nur Dithyramben heiſchen? Ein Freund der immer bewundert und Alles lobt, erregt am Ende Verdacht und Ueberdruß.

Ueber die ſchöne Lage von Stambul und die unübertrefflichen Reize des Bosporus hat man in Europa ſchon lange alles geſagt und geſchrieben, was ſich in Proſa und Verſen nur immer in der menſchlichen Rede verkünden läßt. Veni et vide! kann man allein noch hinzuſetzen. Ebenſo darf man ſich in Acht nehmen, den alten Streit, ob Konſtantinopel oder Neapel den Vorzug verdiene, wieder anzuregen, ſeitdem ihn ein deutſcher Baron eben ſo geiſtreich als unwiderleglich entſchieden hat: »*Madame l'Ambassadrice, si Naples avait le Bospore, Naples l'emporterait sur Constantinople, et si Constantinople avait le Vésuve, Constantinople l'emporterait sur Naples.*«

Freitag 7. Auguſt um 1 Uhr Nachmittags war die Abfahrt des prachtvollen „Stambul" nach Trapezunt beſtimmt. Und nachdem ich Morgens in Bujukdere

auf der k. k. Internuntiatur Pässe und Empfehlungen abgeholt und im Vorübergehen den neuhelleniſchen Styl „*Περουκερής τῆς νέας Μόδας*“ in Pera bewundert hatte, ging ich mit meinen Habſeligkeiten gegen 11 Uhr an Bord, um den letzten und, wie ich beſorgte, unruhigſten Theil meiner Wanderung anzutreten. Der Euriniſche Pontus ſteht ja bei den Abendländern in ſo übelm Ruf, daß man ſich ſelbſt in der ſchönen Jahreszeit nicht ohne heimliches Grauen ſeinen Fluthen anvertraut. Der „Stambul“ aber iſt das größte und ſchönſte Schiff der Compagnie, es hat nahe an 200 Fuß in der Länge, iſt verhältnißmäßig ſehr breit, kräftig und doch mit einem Luxus ausgerüſtet, der einem aus dem Binnenland kommenden Fremdling auch nach der Donaufahrt noch überraſchend ſcheint. Auf dem erſten Platze waren nur zwei Paſſagiere eingeſchrieben, auf dem zweiten Einer, und 250 auf dem dritten oder dem Verdeckplatze, wo bisweilen mehr als 600 Individuen mit ihrem Gepäcke unterzubringen ſind. Im Winkel links am Steuer ſaß auf ausgebreiteten Teppichen das Harem eines vornehmen Türken mit ſchwarzen Eunuchen und Sklavinnen weißer und ſchwarzer Farbe. Barrièren und hölzerne Gitter trennen den Promenadeplatz der Europäer des erſten Platzes, wo die Aſiaten, auch wenn ſie bezahlen wollten, niemals zugelaſſen werden. Mekkapilger, mit dem Dampfſchiff von Alexandrien her, türkiſche Offiziere über Samſun nach Diarbekr in

Mesopotamien bestimmt, Beamte, Negocianten, Perser, Armenier, anatolische Griechen, zerlumpte Gestalten neben parfümirten Muscadins aus Stambul, harrten friedlich jeder auf seinem Platz bis die Stunde kam. Schon seit Tuldscha im Donau-Delta, wo die erste große Türkenmasse eingestiegen ist, hörte man auf dem Schiffe nur die Osmanli-Sprache, die hier Jedermann bis auf die europäischen Matrosen herab weniger oder mehr versteht und spricht. Von den in Asien wohnenden Muselmanen verrichteten mehrere mit großer Inbrunst auf dem Verdeck ihr fünfmaliges Gebet; von den in Europa wohnenden bemerkte man die fromme Praxis nicht an einem einzigen. Beten diese etwa im Herzen oder im stillen Kämmerlein, wie die Christen, oder tödtet unsere Nähe und die Berührung mit dem civilisirten Occident, vielleicht auch bei den Türken das religiöse Gefühl? Der Anker war endlich aus der Tiefe geholt, die Lärmkanone gelöst, die Stiege aufgezogen, und wie ein Ungethüm der Tiefe, eine lange, dunkelgraue Rauchwolke nach sich ziehend, schwamm der Prachtpalast aus dem Mastenwalde des goldenen Hornes in die Strömung des Bosporus hinaus. Die Riesenstadt mit ihren verwitterten Thürmen, ihren bleigedeckten Tempelkuppeln, vergoldeten Minarets und ihren Cypressenhainen, hochwellig über drei Bergufer ausgegossen — goldene Brücke zwischen zwei Welttheilen — zog in langem Panorama an unserm Blick vorüber. Ueber

dem Seraï der Osmanlifürsten, seinen dunkeln Gärten und dem Kaiserthor lag tiefes Schweigen, und am Himmel hing, wie ein funkelnder Diamant, die Sonne in ihrer Mittagsgluth.

Unter breitem Schattendach auf dem Verdeck vor dem sengenden Strahl geschirmt und angefächelt von der thauigen, mit der Fluth musikalisch vom Pontus in die Windungen des Bosporus hereinsausenden Moscowiterluft, sahen wir ruhig auf das mühevolle Treiben der Konstantinopolitaner am Strande hin, wie sie keuchten, hämmerten, zimmerten und Zelte aufschlugen unterhalb des Pinienwaldes zur Hochzeitsfeier für die Tochter ihres verblichenen Fürsten am Abend osmanischer Herrlichkeit. Die Sorge für das Reich haben freundliche Nachbarn übernommen, und nicht ohne Ungeduld wartet Gog und Magog seit Jahren schon auf der andern Seite des Euxinus, ob man seine Hülfe nicht bald nöthig habe, um die verfallende Wirthschaft aufzurichten und die Rechnungen der bankerotten Osmanli auszugleichen. „Ach wie tapfer," meint Hadschi Baba, „wollten wir gegen diese garstigen Moskof kämpfen, wenn man nur nicht dabei umkäme!" Warum geht aber auch mehr als neun Monate im Jahre Luftstrom und Welle vom moskowitischen Strand nach Konstantinopel herab, wie eine Tromba marina das Wort des Czars zu verkünden? Wir aber stritten gegen diese naturgemäße Bewegung der Elemente mit der Kunst

unſerer Maſchine und drangen ſiegreich Therapia, Bujukdere, das Ruſſenlager, Amykus' alten Thron, Batterien, Schlöſſer, Felſenriffe und die langen Platanenwälder vorüber durch die Brandung des weiten Thores in die offene Fläche des Meeres hinaus. Nun ging es, fünf bis ſechs Miglien von der ſchattigen Küſte Anatoliens, im raſchen Laufe wider Wind und Welle gegen den Orient. Das Mittagsmahl um 4 Uhr nahm man noch ohne widerliche Empfindung im Saale ein, der Thee um 8 Uhr Abends wurde von Manchem ſchon auf dem Verdeck getrunken. Denn im breiten Trichter zwiſchen den Donaumündungen und Cap Karambe in Anatolien brandet und wogt es beſtändig, und der ſeeungeübte Fremdling wird häufig gehindert, die Waldpracht der Küſten Kleinaſiens mit ungetrübtem Sinn zu bewundern. Glücklicherweiſe beginnen Hochgebirg und Dunkelwald erſt bei Heraklea, wo wir in Mondhelle vorüberſchifften. Am 8. Auguſt um 9 Uhr Morgens hatten wir die Höhe von Amaſſero (Amasra), dann an Laubhalden, Bächlein, romantiſchen Schluchten und Bergeinſchnitten mit Dörfern und Anbau vorüber, im Hintergrund die große paphlagoniſche Waldwand, kamen wir gegen 3 Uhr, um das Vorgebirg Karambe ſchiffend, wo es im Walde brannte, endlich in ruhigeren Waſſerſpiegel. Wiederkehrende Eßluſt, Mondhelle und linde Abendlüfte entſchädigten für die überſtandene Mühe des erſten Tages unſerer Pon-

ausfahrt. Sonntag am 9. August um 1 Uhr nach Mitternacht liefen wir in den Hafen von Sinope ein. Die Neugierde trieb mich vom Lager auf das Verdeck hinauf, um auch bei nur zweifelhaftem Sternenlicht nachzusehen, ob Hügel und Landenge dieser Stadt wirklich das enthusiastische Lob verdienen, welches ihnen Ahmed Ibn-Arabschah in seiner Geschichte Timurs zollt? Die Hügel von Sinub, sagt er, seyen lieblicher als die Nates der Huri im Paradies, und die Landenge schlanker als die schlankeste Hüfte eines Jünglings. Europäer im Dienste der Pforte, oder der Dampfschiffsgesellschaft, und einige muhulmanische Notabilitäten kamen an Bord, um die große Neuigkeit zu vernehmen, daß sich das Unwetter endlich gegen den rebellischen Satrapen von Aegypten zusammenziehe und zum Ausbruch rüste. Nach einer halben Stunde ging es wieder fort, an der Halys-Mündung vorbei nach Samsun (Amisus), wo man eine volle Stunde (10—11 Uhr) hielt, Passagiere auszuschiffen und andere einzunehmen. Die italienischen Aerzte der Stadt kamen und erzählten, daß man zwei Tage vorher Dr. Baldi mit noch einer türkischen Magistratsperson in einem Volkstumult zu Amasia erschlagen, andere ausgetrieben habe, und daß man überhaupt im Innern Anatoliens weder von Quarantäne noch andern Neuerungen des Padischah etwas wissen wollte.

Hinter der Stadt (Amisus) erhebt sich das

Erdreich sanft zu einer lieblichen Halde, voll großer Dörfer unter Bäumen, Weingärten und Ackerfeld. Häuser von Stein mit rothem Ziegeldach, weißem Kamin und andern Zeichen der Wohlhäbigkeit täuschen den Wanderer; er glaubt einen jener gesegneten Himmelsstriche Europa's vor sich zu haben, wo der Mensch unter dem Schirm gerechter Gewalten kummerlos dem flüchtigen Traum des irdischen Daseyns folgt und nicht weiß was Bedrängniß ist. Die Landschaft, so weit das Auge reicht, ist in der That entzückend schön; stufenförmig, üppig, weich, erhebt sich die Hügelkette zu einem Prachttheater voll Grün, Feld und Wald. Die hohe, halbzirkelförmige, thaldurchschnittene anatolische Wand, dunkelbelaubt bis auf die Spitze, schließt den Horizont; im Vordergrund der endlose, grüne Pontus-Spiegel, aus dem die Sonnenscheibe wiederblitzt. Cirkassien sandte uns in der Mittagsgluth seine erfrischend kühlen Lüfte und das Gemüth war heiter und wolkenlos wie das Firmament.

Die große waldichte Amazonen-Niederung vorüberstreichend, waren wir um 6 Uhr Abends nur noch dreißig Miglien von Kerasunt. Mattschimmernd sahen wir noch das Abendgold auf der Schloßruine, den Dunkelwald oberhalb, und am Scheitel des finstern Hochgebirgs die graue Nebelhülle. Weit im Hintergrunde lag schon Bergnacht und Waldeinsamkeit über dem langen Alpenzug des Tzanenlandes.

Vollmondschein, Sternenglanz, wundervolles Licht- und Farbenspiel auf der spiegelhellen Wasserfläche, der milde Hauch der Lüfte, der sanfte und dennoch reißende Flug des Schiffes, das nahe Ziel und die melancholisch-süße Erinnerung an die Berge in Tirol gossen eine Ruhe, einen Frieden in die Seele, wie ihn im Drange der täglichen Mühen, der Begierden, des Ehrgeizes, der unduldsamen Andacht und der rasenden Concepte europäischer Weltverbesserer unser Loos so selten gönnt. Spät und ungern wich ich der Macht des Schlummers und beim Erwachen lag vor uns, im Morgengrau verhüllt, weit über Felsenriffe, Schluchten, Berg und Thal hingebreitet, halb in Epheu-, Baum- und Weinlaubwald versteckt, das schöne Trapezunt.

II.

Landung und erste Eindrücke in Trapezunt.

„Trabisonda!“ rief es im Morgengrau des zehnten Augusts vom Verdeck des prachtvollen Stambol. Ich entsprang dem Lager, eilte hinauf und sah sie endlich vor mir die langersehnte Comnenenstadt mit ihrem Namen voll Schmelz und Melodie. Der Flug des Kieles, das ungewisse Tageslicht, das anscheinend verworren und planlos über Klippen und Schluchten ausgegossene Häusermeer mit seinen, aus Baumdickicht hie und da herausblickenden grauen Zinnen gaben noch kein klares Bild; es lag vielmehr beim ersten Anblick etwas Geisterhaftes und melancholisch Unheimliches über dem halb im Morgenschlaf begrabenen, schweigsamen Trapezunt. Wir bogen um einen hohen felsigen Ufervorsprung, der uns die Stadt, ihre Bäume und ihre Gärten neuerdings verbarg, und ließen auf dem alten, zur Zeit des Kaiserthums und des genuesischen Handels Daphnus genannten, aber den Namen eines Hafens nicht verdienenden Landungs-

platz um vier Uhr Morgens die Anker.[1] Weil es noch früh war und ich es für besser hielt erst dann auf das Land zu gehen, wenn der ganze Troß kolchischer, armenischer und persischer Wanderer das Fahrzeug verlassen hätte, blieb ich mir selbst überlassen und in der heftigsten Gemüthsunruhe bis acht Uhr auf dem Verdeck. War ich denn nicht ohne Begleiter, ja selbst ohne Diener ganz allein mit meinem Reiseapparat, meinen Sorgen und meinen Erinnerungen 600 deutsche Meilen von der Heimath an der Küste des waldigen, unbekannten und von ungastlichen Lasen und Turkmanen bewohnten Kolchis, im Angesichte einer Stadt, wo Niemand meine Sprache redet und die Leute nicht einmal den Namen des Landes kennen, aus dem ich gekommen bin? Während der Fahrzeit genießt man freilich die nicht wohlfeilen Ehren und Zuvorkommenheiten eines Kajütenpassagiers. Allein kaum sind die Anker gesunken und die Rechnungen abgethan, so ist auch das Band schon zerrissen und man wird sich plötzlich wieder fremd, bevor man neue Verbindungen angeknüpft und das Loos auf unbekanntem Boden gesichert hat. Die qualvollen Gefühle einer solchen Zwischenperiode kennt man auf Reisen

[1] *Λαφνοῦς, δαφνοῦντος*, wie *Ὀποῦς, — οῦντος, Τραπεζοῦς, — οῦντος*. Aus dem neugriechischen Nominativ *Λαφνοῦντα* machen die halbbarbarischen Sprachforscher in Trapezunt *Λιαφοῦνδα* und leiten es mit bedeutender Selbstzufriedenheit über grammatischen Scharfsinn aus dem italienischen *dar fondo* her.

im glücklichen Europa nicht, wo Sitte und Disciplin bei mäßigem Reichthum alle Wege ebnen und den Uebergang in die fremdartigsten Lagen so fließend und zwanglos machen. Der Anblick der ärmlichen Hütten des von der Stadt durch steile Ufer und einen steinigen Höhenzug gesonderten Hafenviertels vermehrten noch die Niedergeschlagenheit. Die Schloßruine auf der rechten und die hohe plateauförmige Bergkuppe auf der linken Seite der Rhede, mit einer aus dem Gebüsche hervorschauenden byzantinischen Kirchenkuppel im kleinsten Maßstabe konnten mich auch nicht trösten, obgleich sich stellenweise die üppigste Vegetation mit dichtbelaubten und ganz von Weinranken umschlungenen Bäumen zeigte. Ein Anstrich von Wildheit und Ruin schien über dieses abgeschlossene Segment des Kolchisstrandes ausgegossen und ich sagte unwillkürlich zu mir selbst: Das wären also die von Clavigo, von Eugenicus, von Bessarion so malerisch gepriesenen Herrlichkeiten von Trapezunt! In der Beklommenheit fiel mir kaum ein, daß es auf der Höhe und hinter dem Strandfelsen vielleicht prachtvolleren und großartigeren Anschein gewähre; das Vorgefühl, als wären getäuschte Hoffnungen und leere Tabletten am Ende die ganze Frucht des langen Weges und des nicht unbedeutenden Aufwandes, preßten die Brust zusammen. Wer wird mir in der turkomanischen und fanatisch unduldsamen Muhammedanerstadt Trabosan Nachrichten aus der christlichen

Comnenenzeit zu geben wissen? Unter diesen peinlichen Betrachtungen waren die Empfehlungsschreiben aus Wien und Konstantinopel an den österreichischen Viceconsul, Herrn Cavaliere Gherfi, noch die einzige Beruhigung. Ohne diese Vorsicht, an ein europäisches Consulat wo möglich amtlich empfohlen zu seyn, gehe ja kein Abendländer nach Trapezunt; er fände weder Unterkunft noch Schutz in der halbbarbarischen und civilisirtem Verkehr seit fast 400 Jahren entfremdeten Stadt, wo vor einem Europäer in den ersten Zeiten der Dampfschiffahrt selbst der christliche Einwohner noch die Flucht ergriff. Heute ist man freilich zahmer, aber eine erträgliche Einkehr, wie in andern Stapelplätzen der Levante, besteht hier dennoch nicht. Die Besorgnisse, wie mich etwa Herr Gherfi aufnehmen werde, waren überflüssig, ja thöricht; und doch ging ich nicht ohne Bewegung endlich um 9 Uhr ans Land und trug unter Vortritt eines Führers die Briefe in das Consulat. Vielleicht — dachte ich in der Morgenschwüle den krummen Uferpfad hinansteigend — ist der Consul abwesend, vielleicht krank, vielleicht übel gelaunet und unfreundlich, vielleicht ein Feind der Deutschen und — Verächter der Literaten. Von alle dem fand sich an Herrn Gherfi gerade das Gegentheil. Hr. Gherfi ist ein edler Genueser, ein Mann voll Humanität, Intelligenz und Herzensgüte, redet neben seiner italienischen Muttersprache geläufig französisch, russisch und türkisch

und ist des Geschäftsdranges ungeachtet auch in der Literatur nicht fremd. Solche Eigenschaften haben in Trapezunt einen doppelten Werth, und Hr. Oberst begriff viel leichter als ein Anderer, was ich eigentlich in Kolchis suchte und welcherlei Dienste und Nachhülfe seinerseits meine Sache dem stupiden Fanatismus der türkischen Einwohnerschaft gegenüber am meisten bedürfe. Zu Galacz hatte ich zuerst gemerkt, welcher Grad von Innigkeit und Fraternität überall zwischen den türkischen Obrigkeiten und den österreichischen Consularbehörden herrsche. Wer in einer stocktürkischen Stadt wie Trapezunt auf der Straße stille steht, ein Haus, eine Inschrift oder eine Mauer betrachtet, beleidigt schon das öffentliche Gefühl und ist verdächtig. Wenn nun gar ein Christ in seiner Nationaltracht, das Fernrohr in der Hand, Monate lang allein in dieser fanatischen Osmanli-Herberge herumgeht, die abgelegensten Winkel besucht, überall copirt, pinselt und Notizen sammelt, ohne je insultirt zu werden, und sogar Zutritt in die allen Giaur bisher verschlossenen Moscheen erhält, darf er sich glücklich preisen, darf aber auch den mächtigen Schirm nicht verkennen, den ein kaiserl. österr. Consul zu gewähren vermag.

Die Wohnung ward in der Nachbarschaft beim katholisch-armenischen Kaufmann Marim-Oglu eingerichtet, der, gegen das Naturell seiner Race und ohne eine abendländische Sprache zu verstehen, doch ein warmer Freund der Europäer und ihrer Sitten

iſt. Mit einem armeniſchen Diener, den man mir ebenfalls beſorgte, ging ich nach Beſitznahme des Zimmers ſogleich zum Hafen hinab, ſchaffte die Effecten ans Land und war noch lange vor der Mittagsſtunde ſammt Büchern, Landkarten, Papier und Apparat aller Art luftig und bequem im geräumigen Saal einquartiert. Der Mittagstiſch war nach Sonnenuntergang im Conſulat. So hatte nun alle Noth vor der Hand ein Ende.

Hr. Gherſi hat meine Sache zu der ſeinigen gemacht, und wenn Stadt und Umgegend noch irgend etwas, ſey es Inſchrift, ſey es Dokument, Münze, Werk des Pinſels oder des Meißels aus dem Zeitalter der Groß-Comnenen hat, ſo wird es ans Licht gezogen und ohne Rückhalt dem Fremdling überliefert. Moſcheen, Citadelle, Feſtungsthürme und die verborgenſten Winkel der Gartenſtadt ſind auf des Weſirs Befehl meinem Beſuche offen. Unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt überhaupt im Orient kein Schutz kräftiger und nachdruckſamer als der öſterreichiſche, weil der Kaiſer, wie es ſcheint, ſeine auswärtigen Stellvertreter und Bedienſteten mit Sorgfalt und entſchiedenem Glücke wählt, und dann weil die Türkei in ihrer Noth die Oeſterreicher allein für eben ſo ſtarke als gerechte und uneigennützige Freunde hält. Von Seite der andern Rathgeber fürchtet man hinterher etwas weitläufige Rechnungen. „Moskof Seraji," ſagte halblaut und mit ſcheuem Blick der türkiſche

Gondolier in Bujukdere, indem er auf das Hotel des Hrn. von Butenieff deutete.

Ohne Zweifel möchten Sie nun auch erfahren, wie viel die ganze Reise, von Regensburg bis hieher, eigentlich gekostet hat. Ich wüßte es bei Pfennig und Heller, mag es Ihnen aber so ganz ungeschmückt doch nicht eingestehen, aus Furcht, Sie möchten die Auslage für meinen Stand und meine Glücksgüter vielleicht für zu unverhältnißmäßig halten und mich am Ende gar der Verschwendung und der Weichlichkeit beschuldigen wider Natur und Ruhm der deutschen Myrmidonen,

... parcumque genus, patiensque laborum.

Besitzt einer die Selbstverläugnung und die ascetischen Tugenden des Pater Geramb, oder hinlängliche Vertrautheit mit republikanischem Schmutz und Grind, so begnügt er sich überall mit dem letzten Platz, gibt wenig oder gar kein Bachschisch, setzt sich nirgend mit Aristipp zu Tisch, und geht nach seiner Art bequem, wenigstens in der schönen Jahreszeit, wo man Tag und Nacht, ohne die Gesundheit einzusetzen, auf dem Verdecke bleiben kann, mit Einhundert Sechzig Gulden rhein. (d. i. im 24 fl. Fuß) von Regensburg nach Trapezunt. Die Passagierfracht des letzten Platzes auf besagter Strecke macht genau 112 fl. 18 kr. rhein., der Rest wäre auf Zehrung und Trinkgeld umzuschlagen. Natürlich wird vorausgesetzt, daß man nicht wochenlang in Wien,

Pesth, Orsova oder Konstantinopel sitzen bleibe. Hat aber einer das Bedürfniß unter wohlgekleideten Menschen zu sitzen, reichlich und gut zu essen, niedlich zu wohnen und reinlich zu schlafen, sobald nicht mehr gelandet wird, so nimmt er wenigstens von Regensburg bis Orsova unfehlbar den ersten Platz, was mit Ausschluß von Zehrung und Trinkgeld 73 fl. rhein. macht. Hier ändert sich die Scene, die Türkei beginnt, europäische Reisende sind selten und allzeit in geringer Zahl, die Einheimischen, d. i. Serbier, Walachen, Moldauer und andere Nachbarn des Morgenlandes, wollen nicht viel bezahlen und bleiben stets in freier Luft. Von jetzt an gibt es auch einen dritten oder Verdecksplatz, wo man wahrhaft nur eine Kleinigkeit erlegt und für seine Nahrung selber sorgt. Der uninteressanteste, matteste Theil der Donaureise ist die Strecke von Orsova bis Galacz. Von diesem Ort aus steigt Größe und Pracht des Fahrzeugs, Ueppigkeit der Verpflegung, und Höhe des Preises für beides in einem fort bis Trapezunt. Achtet aber einer das Geld geringe, und will er vom Leben überall das Beste genießen, so nimmt er auch hier noch den ersten Platz und bezahlt von Orsova bis Galacz 48 fl., von Galacz bis Konstantinopel 66 fl., und von Konstantinopel bis Trapezunt gar 77 fl. rhein. ohne Zehrung und andern Betrag. Summa der vollen Fracht des ersten Platzes von Regensburg bis Trapezunt 264 fl. rhein. Berechnet

man Zehrung und unerläßliches Trinkgeld nur zu 65 fl. rhein., so wäre der ganze Aufwand eines mit aristokratischer Eleganz die Fahrt auf Donau und schwarzem Meer, vom Punkt des Beginns der Dampfbootfahrt bis zum Ende durchlaufenden Wanderers 329 fl. rhein., ohne Phantasie und Nebenausgabe. Von der Hausthür in München jedoch bis zum Eintritt in das Zimmer zu Trapezunt rechne der kluge und bequeme Mann immer auf eine Auslage von 400 fl. rhein.

Hier endet die erste flüchtige Notiz über Trapezunt. Ich habe sie unter Zerstreutheit und Sorgen aller Art, gequält von unerträglicher Hitze, bald im Saale, bald am Brunnen im Hof, bald im Hausgarten unter Lorbeer-, Oel- und Weinlaubgebüschen noch ohne Schwung und Gährung nur aus Sehnsucht mit der Heimath zu verkehren hingeschrieben. Eben jetzt da ich schließe (24. August 2 Uhr Nachmittags), braust und stürmt es gewaltig auf dem Pontus (ich höre das Tosen der Gewässer), in den Gärten der Stadt, in Wald und Gebirg; Regen rauscht in Strömen über die rothen Ziegeldächer: Mensch, Thier und Pflanze athmet neues Leben. Schon seit zwei Tagen verkündete flüchtiges Donnergerolle die Nähe der Wetterscheide, oder wie es in Trapezunt heißt, der schönen milden Jahreszeit, die erst im Januar einem barschen aber kurzen Winter die Herrschaft überläßt.

III.

Stadt und Weichbild von Trapezunt.

Wenn man vom Strande, wo die Barke landet, den steilen Höhenzug erstiegen hat, tritt man auf einen weiten, länglich viereckigen, grasbewachsenen und rings mit niedrigen, halbverfallenen Wohnhäusern und Schoppen, mit Han, Bethaus, Brunn- und Gartengemäuer umgebenen Platz, der schon zur Comnenenzeit den persischen Namen Meydan میدان trug und heute noch zur Niederlage aller nach Iran bestimmten europäischen Kaufmannsgüter, als Sammelplatz sämmtlicher Maulthiertreiber des Orients und als Aufenthaltsort des von Schahin-Schah Mohammed neu ernannten persischen Consuls dient. Von hier aus laufen, wie von einem gemeinschaftlichen Centrum, enge rohgepflasterte Steinwege nach allen Richtungen durch die gartenreiche Vorstadt, links bergan zu einer zweiten Platzterrasse mit Häusern, Kornfeldern und Gärten, rechts hinab über die Steilseite des Griechenviertels bis zum Meere, geradeaus an Gartenmauern, Felsenpartien, Bazaren und

gedrängten Häusermassen vorüber gegen die Citadellenstadt oder das eigentliche Trapezus. In dieser letzteren Richtung, wenige hundert Schritte vom Meydan, war Marim-Oglu's Haus, durch die eintönig fortlaufende Straßenmauer, wie es in Trabisonda üblich ist, vor dem Anblick der Vorübergehenden gesichert. Denn hier wird die Gasse, die Bazare ausgenommen, nicht wie in europäischen Städten unmittelbar durch die Häuserfronte gebildet, sondern durch leeres, corridorförmiges, sechs bis zehn Fuß hohes Gemäuer, hinter welchem die rund abgeschlossenen Wohnungen isolirt, mit ihrem grasigen oder gepflasterten Hofraum, mit Ziehbrunnen und Baumgarten verborgen sind. Eine einzige Thüre durch die Klostermauer öffnet und schließt das Familienheiligthum. So war nach Dicäarchos das alte Athen gebaut; nur hatte es wahrscheinlich die Gartenparadiese von Trabisonda nicht. In der Regel sind die Gassen zu Trapezunt nicht breiter als sechs bis acht Fuß, manchmal auch noch enger, aber bei aller Vernachlässigung durchweg mit vortrefflichem Material gepflastert und wenn nicht auf beiden, doch wenigstens auf einer Seite mit schmalem Trottoir (Hochpfad) versehen; der tieferliegende, rinnenförmige Mittelweg ist für die Lastträger, für die Saumthiere, für das ablaufende Regenwasser oder für die lebendigen Bäche bestimmt, die nicht selten unversiegt über die Kiesel rauschen. Obgleich das Erdreich um Trapezunt steinig ist, quirlt

doch überall theils salziges, theils süßes Wasser aus dem Boden hervor. In Kolchis streben sie nicht nach Symmetrie und architektonischer Eleganz der Außenseite wie bei uns. Je melancholischer der Eindruck auf die Vorübergehenden, desto besser für den Besitzer. Man will allein seyn in Ruhe und Genuß. Zur Zeit der Comnenen und des großen abendländischen Handelsverkehrs herrschte bei den Trapezuntiern zwar derselbe Styl und wurde seitdem weder in der Richtung noch in dem Maße der Gassen etwas geändert, aber die Häuser erhoben sich damals luftig und mit Pracht zwei und drei Stockwerke über das Erdgeschoß.[1] Heute sieht man weder in der Citadelle noch in der baumreichen Außenstadt Bauten von mehr als einem Stockwerke; häufig sind es gar nur Erdgeschosse, so daß in mancher Straße nichts als braune Ziegeldächer und rauchlose Schornsteine aus Schieferplatten — denn im Griechen- und Armenierviertel kochen sie wenig — hie und da auch ein stumpfes, weitmündiges Byzantinerthürmchen ohne Glocken, überall aber Baumwipfel, wiegende Cypressen, Feigenlaub, Epheu und Weinranken über das Gemäuer ragen. Aber die Lage der Stadt selbst und das Wechselvolle ihrer Steilabhänge, ihrer felsigen Vorsprünge, ihrer Thalrisse und terrassig ansteigenden Ebenen, ihre Schatten und die erquickend vom Pontus heraufwehenden Lüfte lassen

[1] Bessarion, *Ἐγκώμιον Τραπεζοῦντος.*
MSC. S. Marc. Venet.

den Gedanken an die melancholische Einförmigkeit der trapezuntischen Architektur nicht lebendig werden.

Marim-Oglu's Haus war neu; er hatte es erst vor eilf Jahren und zwar ganz im Geschmacke des Landes erbaut. Vielleicht wäre auch mancher Leser neugierig zu erfahren, welche Form ein wohlhabender Mann im kolchischen Lande seiner Wohnung gibt, und wie es denn beim gewerbsamen Marim-Oglu im Hofe innerhalb der Straßenmauer eigentlich ausgesehen habe. Man denke sich den eingefriedigten Raum als ein regelmäßiges, ebenes Viereck, von dem sich die Südseite mit dem schmalen Thor in der Mitte gegen die Straßenmauer kehrt, die Nordseite sich gegen das schwarze Meer hinwendet, die linke und rechte aber ebenfalls mauerhaft vom anstoßenden Nachbar abgeschlossen sind. Die nördliche gegen das Meer gekehrte Hälfte des Vierecks ist Garten, die südliche der Art mit Bauwerk besetzt, daß an der Wand links vom Eingang das neue Wohnhaus mit einem obern Stock, an der Wand rechts ein bloßes Erdgeschoß, im gepflasterten offenen Raum zwischen beiden aber ein marmoreingefaßter Ziehbrunn mit zwei Feigenbäumen und einem Granatbaum steht. Ein hölzernes Gitter mit zwei Eingängen schloß den Hofraum vom Baumgarten ab. Das leerstehende Erdgeschoß rechts ward mir als Wohnung überlassen; zwei kleine Zimmer mit zerlöcherten Papierfenstern und ohne Einrichtung, aber gegen die kühlenden Seelüfte und die

Gartenschattenseite hingewendet, daneben ein für Trapezunt bequem eingerichteter räumlicher Saal, der vier große Fenster mit Glasscheiben und mit weißen und rothen Vorhängen, dann einen italienischen Kamin, einen 18—20 Fuß langen rothen Divan, neue Strohsessel, einen großen mit grünem Tuch behängten Tisch und einen Boden von rothen Ziegeln nach italienischer Sitte hatte. Der lange Divan, auf den man Abends noch eine abgenähte Decke mit Leintuch und Kopfkissen legte, diente nach Landesbrauch zu nächtlicher Ruhe. Von den Fenstern gingen zwei gegen die Südseite und die hohe Straßenmauer, von der sie ein drei Schritte breiter und mit zwölf Fuß hohen Maisstengeln bepflanzter Zwischenraum sonderte; die beiden andern mit der Thüre öffneten sich gegen den Hof und das Hauptgebäude hin. Eine Hausfronte in gerader Linie wird man in Trapezunt nicht leicht finden; gewöhnlich springt das Drittel der Fronte zugleich mit der ganzen Dachlinie rechtwinklig weit über die Linie hervor, wodurch eine breite, meistens estrich-gepflasterte und durch den auf dünnen Holzsäulen ruhenden Dachvorsprung sonnengeschützte luftige Halle vor den Zimmerfenstern entsteht. Hat das Gebäude auch noch ein oberes Gelaß, wie Marim-Oglu's Wohnhaus, so wiederholt sich diese Lauben-, Halden- und Säulen-Oekonomie in unverbrüchlichem Ebenmaß auf einer oder auf mehreren Seiten, und wo möglich rund um

den ganzen Bau, was des Helldunkels und der Kühle wegen den mit bunten Teppichen belegten Zimmern des obern Stockes einen besondern Reiz gewährt. Die Auguſtſonne glüht abendlich von dem dunkelwaldigen Cap Joros herüber, die Bäume im Garten werfen lange Schatten und im breiten Feigenlaub vor dem Fenſter fächeln die Pontuslüfte. Daß aber in Trapezunt weniger der Geſchmack und die Kunſt als die Natur Gärtner ſey, denkt ſich der Leſer ohnehin. Die Zierblume, der Strauch, die Schlingpflanze, der hochſtämmige Baum wohnen hier neben dem Maisſtengel, der Gurke und dem vier Fuß langen eßbaren Kürbis ohne Neid in nachbarlicher Eintracht beiſammen. Doch bemerkte ich in Marim-Oglu's kleinem Garten unter den Bäumen vorzugsweiſe die Feige, die Quitte, den Pfirſich, die Kirſche, die Orange, die Granate, die Limonie, die Maulbeere, die Pflaume, die Olive und die Ulme, die in Kolchis beſonders häufig und prachtvoll wächst und bei den Eingebornen auf türkiſch Kara-agatsch, auf griechiſch aber Mavrodendron, d. i. Schwarzbaum in beiden Sprachen, heißt. An des Dichters Vers,

Fraxinus in silvis pulcherrima, *pinus* in hortis,

hält man ſich, wie Sie ſehen, in Trapezunt nicht ganz genau. Dagegen fehlt die Myrte, der Lorbeer, die Hagebutte, der Roſenſtrauch, beſonders aber die Haſelſtaude, die Weinranke und der Epheu mit einer in Europa unbekannten Fülle und Ueppigkeit auf

Bäumen und Gemäuer natürlich nicht. Doch ist die Traube erst Anfangs September süß, während man sie von Cypern schon Anfangs Juli zwei bis drei Pfund im Gewicht nach Aegypten bringt. Mensch und Traube ist in Kolchis straffer und herber als am Strande des verweichlichten Paphos.

Um mit der Familie Marim-Oglu gleich Anfangs in gutes Verständniß zu kommen und die Last der Einquartierung weniger fühlbar zu machen, trug die Gleichheit der Religion wenigstens bei der Frau und den Kindern des Hauses am meisten bei. Erstere war eine vorzüglich warme Katholikin, und obgleich wir uns in den ersten Tagen theils wegen meiner geringen Uebung, theils wegen der merklichen Härte des kolchischen Türkendialekts nur wenig und langsam verstanden, nahm mich die eifrige Armenierin doch gewissermaßen ins Examen, um zu erfahren, in welchem Credite der Papst in meinem Geburtslande und folglich auch bei dem neuen Hausgenossen stehe. „Die Kirche," sagte sie, „ist ein Körper, der Körper könne aber nur ein Haupt haben und dieses Haupt sey der Papst von Rom, und folglich der Irrthum der Urum (Griechen) und der Hajk (schismatischen Armenier) um so unverzeihlicher, daß sie eine so einfache Wahrheit nicht erkennen wollen." Sie denken wohl, daß ich in allen Punkten gleicher Meinung mit der guten Frau Marim-Oglu gewesen bin und, so gut ich es vermochte, auch ihren Syllogismus gepriesen und

bewundert habe. Doch ließ sie durch die Söhne sorgfältig aufpassen, ob ich auch Sonn- und Feiertage rechtzeitig in die katholische Messe gehe, was ich des Aergernisses wegen beinahe drei Monate lang nicht unterlassen durfte. Mit meiner Andacht zufrieden, gab mir aber auch die sonst als außerordentlich sparsam geltende Signora nach dem ersten Sonntagskirchgang in der Haushalle ein Gläschen Gebranntes mit Backwerk und hielt wiederholt in manchem türkischen Harem der Citadellenstadt Nachfrage über etwa noch im Innern der alten Gebäude erhaltene Inschriften aus der Comnenenzeit.

Römisch-katholisch sind gegenwärtig in Trapezunt nicht mehr als 90 Armenierfamilien, an welche sich 8 abendländische Consular- und Handelshäuser anschließen und so mit Domestiken und anderem Zubehör eine katholische Gemeinde von etwas über 600 Seelen bilden, die ihr ewiges Heil und ihre geistliche Sittenpolizei durch drei Priester ihrer Nation besorgen läßt. Das neugebaute Gotteshaus, die Elementarschule und besonders die ungewöhnlich scharfe Zucht der Jugend erwecken ein günstiges Vorurtheil einerseits für den lebendigen Glauben der armenischen Commune und andererseits für die Energie ihres geistlichen Oberhirten. Dieser letztere, selbst noch jung und der einzige Sohn eines reichen Handelsmannes der Stadt, hat keine andere Leidenschaft als die des geistlichen Regiments: er gehört in die Klasse jener

Menſchen, die um zu leben für jeden Preis befehlen wollen, aber auch wiſſen, daß Macht ohne geiſtiges Uebergewicht überall auf unſicherm Grunde ruht. Umſtände erlaubten ihm nicht weiter als in die Krim und nach Konſtantinopel zu kommen, wo er die Weihen erhielt, Mechitariſten-Werke kaufte und etwas italieniſch lernte. Die Bekanntſchaft mit dieſem Manne war von großem Nutzen: Don Owanes (Herr Johannes) beſuchte mich täglich zur beſtimmten Zeit, wo wir dann vertragsmäßig die erſte halbe Stunde italieniſch und die andere türkiſch redeten, damit für beide Contrahenten gleicher Gewinn erwachſe. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit eine Menge Einzelheiten über die Kolchisſtämme, über Laſen, Tzanen, Chaldier, Urum und Hajk (Armenier), über Familienleben und enges Geiſtermaß in Trabiſonda, über die Frühlingsblüthenpracht und die unabſehbaren, über Hügel und Vorberge hingegoſſenen Obſt-, Ahorn- und Ulmenwälder der Nachbarſchaft. Don Owanes weiß ganz gewiß, daß Adam und Noah armeniſch geredet haben, daß das Paradies in Armenien war und die Armenier das erſte und älteſte Volk der Erde ſeyen. Nach dem wechſelſeitigen Unterricht ging Don Owanes häufig zu Marim-Oglus hinüber, um auch dort etwas Lehre mit geiſtlichem Troſt zu ſpenden und hin und wieder auch eine Taſſe Kaffee mit Süßigkeiten anzunehmen. Jedesmal, wenn ſich die alte Frau mit ihren Kindern in Demuth

näherte, um dem geiſtlichen Hirten die Hand zu küſſen, warf ſich Don Owanes — ich ſah es von meinem Fenſter aus — plötzlich in die Bruſt, zog den Kopf zurück, ſchloß den Mund, blickte ſtrenge, und nahm mit unnachahmlicher Gravität die ihm gebührende Huldigung ein. In dieſem Augenblick fühlte Don Owanes ſeine ganze Macht und war auch vollſtändig belohnt für die vorausgegangene Entbehrung und ſein aufgewendetes Geld. Am Ende ging er langſam — denn Leute von Gewicht haben im Orient niemals Eile — im weiten Ueberwurf und in ſchwarzer viereckiger Uhlanenmütze, die eine über Kopf und Schultern fließende Kreppmantille bedeckte, gravitätiſch und in gemeſſenem Schritt über den Hofraum zum Thor hinaus. Man hatte öfter Gelegenheit zu bemerken, daß chriſtliche Obrigkeiten in der Levante, mit dem Gefühl des Machtbeſitzes nicht zufrieden, es für nöthig halten, ihrer Praxis auch bei unterwürfigſtem Entgegenkommen noch einen Beiſatz von Uebermuth und ſtolzer Bitterkeit zu geben, den die byzantiniſchen Scribenten *ἀηδιογνωμία*, die Europäer aber in vielleicht zu wörtlicher Uebertragung „Brutalität" zu nennen pflegen.[1] Der Vorwurf dieſer *ἀηδιογνωμία* traf nicht nur die Agenten der Gewalthaber von Byzanz und Trapezunt, er traf die meiſten Imperatoren ſelbſt, namentlich den trapezun-

[1] Das franzöſiſche »Morgue« drückt den Begriff richtiger aus.

tiſchen Groß-Comnen Alexius III., der doch ſonſt Profeſſion von chriſtlicher Frömmigkeit und Milde machte. Das volle Gewicht der Autorität ohne Gefahr für ſich ſelbſt auf Wehrloſe niederfallen zu laſſen, ſcheint für levantiniſche Chriſtennaturen einen unwiderſtehlichen Reiz zu haben. Iſt es ein Wunder, wenn die Gewaltigen daſelbſt nur höchſt ungerne Disciplin und Schranken dulden? Uebrigens iſt es bei den trapezuntiſchen Katholiken wie allenthalben, die Leute möchten gerne zu jeder Zeit gut eſſen, und die beiden Geſchlechter haben daſelbſt einen weſentlichen Hang, ſich gegenſeitig zu gefallen. Aber gerade hierin erblickt Don Owanes das größte Hinderniß zur Seligkeit und zugleich das eingreifendſte Mittel, ſeine Herrſchaft geltend zu machen. Wie zu Czar Peters Zeiten der aller Reform widerſtrebende Ruſſenclerus laut von der Kanzel rief: Gott ſey höchlich erbost und aufgebracht, weil Tabakdampf über Moskau liege, ebenſo eiferte auch Don Owanes neuerlichſt mit großer Energie gegen die nach ſeiner Anſicht entſchieden ſündhafte und Gott beleidigende Sitte der katholiſchen Mädchen und Weiber von Trapezunt, außer dem Kopfhaar auch noch die Nägel an Händen und Füßen und ſogar die Fingerſpitzen von Innen mit Chna (nubiſch Goldroth) zu färben. Einem ſolchen Anſinnen des geiſtlichen Hirten widerſetzte man ſich Anfangs mit Entſchiedenheit und von allen Seiten, und die in ihren theuerſten

Intereſſen bedrohten Katholikinnen fragten ſogar, warum man ſie denn eigentlich hindern wolle, intereſſant zu ſeyn und ihre natürlichen Gaben durch landesübliche Toilette fromm und gottgefällig zu vermehren und auszulegen? Don Owanes mußte zwar, um das Ganze zu retten, zuletzt einige Zugeſtändniſſe machen und gleichſam capituliren, hatte aber zur Zeit meiner Ankunft das harte Verbot in der Hauptſache doch durchgeſetzt. „Katholiſche Frauenzimmer, ſobald ſie das zehnte Lebensjahr zurückgelegt, dürfen ſich in Trapezunt wohl noch das Kopfhaar, aber nicht mehr die Nägel an Händen und Füßen mit Chna bemalen. Kindern unter dieſem Termin ſoll noch beides geſtattet ſeyn.“ Das jüngſte, ungemein wohlgebildete, aber noch nicht achtjährige Töchterchen des Hauſes machte von der geiſtlichen Conceſſion reichlichen Gebrauch und zeigte ſich regelmäßig einmal des Tages beim fremden Gaſt in vollem Schmuck zur Bewunderung, während doch die ältere und ſchon verheirathete Schweſter mit der Mutter des nubiſchen Schmuckes ganz entbehrte. Auf die Frage, warum ſie nicht auch wie das Kind die Nägel bemalen, antwortete die andächtige Frau halb naiv, halb verdrießlich: *Keschisch koivermes*, „der Pfaffe erlaubt es nicht.“ Ganz im Gegenſatze mit dem Islam, der die Künſte des Putztiſches mit Allem, was die Sinne erwärmen und die Sympathie der Geſchlechter ſteigern kann, nachſichtsvoll behandelt oder vielmehr zoologiſch

tultivirt und gleichſam geſtütmäßig zu fördern erlaubt, verfolgt Chriſtenthum im Allgemeinen und der Katholicismus insbeſondere das „Schöne“ (τὸ καλὸν), die Eleganz der Form und das irdiſch Schwunghafte an Geiſt und Körper überall mit unduldſamer Wuth.[1] Ertödtung der Sinne, Demuth, Maß und Selbſtbekämpfung liegen aber nicht in unſerer Natur. Wir ſeufzen unter dem Druck eines harten Sittengeſetzes und erdulden gewiſſe Uebel für weitausſehenden ungewiſſen Lohn. Könnte man aber auch dem mit ſich ſelbſt verſöhnten ſittenkampfloſen Islam dieſelben Anſprüche auf Erhabenheit des Zieles, dieſelben Ausſichten auf Ewigkeit des Beſtandes zuerkennen, wie dem unerbittlichen, die menſchliche Natur individuell und raſtlos bekriegenden Evangelium? Die Antwort auf beide Fragen liegt in Orosmanes Spruch:

Je sais que notre loi, favorable aux plaisirs,
Ouvre un champ sans limites à nos vastes désirs.[2]

Eben weil wir uns gegen das Joch der ſittlichen Herrſchaft beſtändig auflehnen, es aber doch nicht zu

[1] In Tirol eifert der Clerus nicht blos gegen Kirmestanz und rauſchende Luſtbarkeit, er verfolgt und verbietet auch das harmloſe Lied, das Saitenſpiel und die angeborne Munterkeit. Die Tiroler Buben ſollen weder tanzen, noch ſingen, noch Schwegelpfeife blaſen, noch Spillhahnfedern auf die Hüte ſtecken, noch lachen, noch luſtig ſeyn. Wir ſollen aus Andacht unſerer Alpennatur entſagen und aller Freude gram in pfäffiſcher Zucht beſtändig an die vier letzten Dinge denken.

[2] Zaïre, Acte I, Scène 2.

zertrümmern vermögen, bleibt die Kraft ewig frisch, aber auch Friede und Vollendung von christlichem Gemüthe auf immer entrückt. St. Gregorius Magnus vertilgt die Copien des Livius, St. Chrysostomus aber beschützt die Komödien des Aristophanes. Don Owanes, nicht zufrieden, die trapezuntische Frauentoilette überwunden zu haben, zwingt sogar die Jungen seiner Heerde zu einer Disciplin, die mit der Leichtigkeit unbärtiger Epheben anderer Christensekten in merklichem Contraste steht. Das Hypersittsame, Mißtrauische, Mürrische und Gezwungene im Benehmen eines trapezuntischen Owanesschülers scheint dem Europäer beim ersten Anblick wenn nicht unschicklich, doch nutzlos und beinahe unästhetisch, mag aber in einer wesentlich türkischen Stadt, wie Trabosan, am Ende doch hinlänglich zu rechtfertigen seyn. Bis zum Sturze des alten Systems und der Ausrottung der Janitscharen durch Sultan Mahmud gaben die Osmanli von Trapezunt ihrem Siegerrechte eine solche Ausdehnung, daß sich kein unbärtiger schmucker Rajasohn ohne Gefahr auf der Straße sehen lassen durfte. Tugendhafter ist der Türke heute nicht, aber an die Stelle brutaler Gewalt ist jetzt die List der Verführung getreten und das Uebel scheint jetzt schlimmer als früherhin. Den Vorzug moroser Sittenpolizei und mönchisch-strenger Zucht kann der armenischen Katholikengemeinde von Trapezunt Niemand streitig machen und ihrem geistlichen Hirten gebührt allein

der Ruhm. Nebenher darf man aber auch nicht vergessen, daß Don Owanes Heerde die kleinste und folglich am leichtesten zu zügeln ist. In der Politik wie in der Moral sind Minoritäten immer tugendhaft.

Ohne Zweifel möchte der Leser vor aller weitern Beschreibung und Erörterung auch über das numerische Verhältniß der christlichen Bekenntnisse unter einander, so wie dem muhammedanischen Theile der Bevölkerung gegenüber, eine bestimmte Vorstellung erhalten. Genau bekannt ist hier, wie im Orient überhaupt, nur die Zahl der Haushaltungen und folglich der Häuser selbst, weil in der Regel jede Familie abgesondert unter eigenem Dache wohnt. Nach den bewährtesten, hauptsächlich aus den Registern der Communen gezogenen und vom gegenwärtigen Erzbischof Constantios bestätigten Ueberschlägen zählt Trapezunt (1840) beiläufig 5800 Wohnhäuser jeden Ranges und jeder Größe mit eben so vielen Familien, was im Ganzen eine stehende Bevölkerung von höchstens 30- bis 33,000 Seelen gibt. Von diesen 5800 Familien treffen, mit Einschluß der Franken, auf die katholischen Armenier, wie schon oben bemerkt, nicht mehr als 98, auf die von Rom und Byzanz getrennten Nationalarmenier beiläufig 300, auf die byzantinischen Griechen etwas über 400, auf die Türken aber gegen 5000, so daß sich in Trapezunt Christen und Muhammedaner wie 8 : 50 gegenüberstehen. Durch Einwanderungen aus den in Folge

des Adrianopler Friedens an Rußland überlassenen Gebietstheilen um Kars und Achalziche erhielt die Türkenbevölkerung in Trabosan anfangs bedeutenden Zuwachs, verlor ihn aber bald wieder, weil die Emigranten den Neid der einsässigen Glaubensgenossen, die Steuern und Conscriptionen des Sultans und die nun auch in Trabosan geforderte Zähmung alttürkischen Uebermuthes noch weit unerträglicher fanden als die Herrschaft der zwar ungläubigen, aber klugen und gegen menschliche Gebrechlichkeiten nachsichtsvollen Moskowiter. Gleiche Abneigung, nicht nur von Seite der Türken, sondern auch der christlichen Griechen und Armenier, traf in den ersten Zeiten der pontischen Dampfschifffahrt auch die Franken: „sie nehmen uns das Brod vom Munde weg," schrie Alles in Trapezunt. Zeit und mehrjähriger Verkehr haben die Gemüther freilich näher gebracht, aber eine regelmäßige Einsiedelung europäischer Colonisten, wie es z. B. in der gegenüberliegenden Krim fortwährend geschieht und eine öffentliche Stimme wiederholt dem übervölkerten Deutschland angerathen hat, wäre in Kolchis auf friedlichem Wege niemals durchzuführen. Obwohl die Waldungen über alle Vorstellung prachtvoll, der Boden fett, die Gebirge metallreich und die Bevölkerung überall geringe ist, entzündet in diesen unfreundlichen Kolchis-Leuten schon der bloße Gedanke, die ungenützten Segnungen einer überschwenglichen Natur mit kunstreichen Fremdlingen

zu theilen, eine Art von Wuth. „In wenig Jahren," heißt es, „würden dieſe Giaur mit Hülfe ihrer Arbeitſamkeit und größern Einſicht die Eingebornen an Reichthum und folglich auch an Macht und Anſehen übertreffen, was man nicht dulden kann." Schon Prometheus warnt die aus Europa flüchtige Jo vor den metallſchmiedenden Kolchiern: „ſie ſeyen unholde, an Fremde ſich nicht anſchmiegende Menſchen, vor denen man ſich hüten müſſe",

οὓς φυλάξασθαί σε χρή·
ἀνήμεροι γὰρ οὐδὲ πρόξπλαστοι ξένοις·

Aeschyl. Prometh. v. 714.

Die Jamben des Tragikers haben in gewiſſer Beziehung auch noch heute ihre Geltung bewahrt. Der kolchiſche Menſch hat ein ſchattiges Geſicht und eine tiefklingende lautvolle Stimme; er gleicht gewiſſermaßen dem Heimathlande voll Schwellungen und langgedehnter Laubholzwälder, voll hallender Schluchten, voll dunkelgrün berankter Felſenvorſprünge und wundervoller Uferkrümmungen die das Echo wiedergeben. Vielleicht wird dem Leſer ſelbſt ſchon bange ums Gemüth, und fragt er bedenklich, ob etwa wohl bei ſolchen Menſchen über die Wiſſenſchaft der Vergangenheit und über die längſt vergeſſene Zeit der Großcomnenen ſo bedeutendes zu erfahren ſey, um Mühe und Aufwand einer weiten Fahrt zu lohnen? Daß beim türkiſchen Theil der Bevölkerung nichts und bei den Armeniern ungefähr ebenſoviel zu

erwarten sey, war gleich anfangs klar. Alle Hoffnung ward auf die „Römer von Trapezunt," d. i. auf die 400 Familien byzantinischer Griechen gestellt, bei welchen man doch traditionell fortgepflanzte Erinnerungen an die Herrschaft ihres Volkes und ihres Glaubens, vielleicht Stadt- und Mönchschroniken, Ueberbleibsel der kaiserlichen Büchersammlung, Denkmäler und Fresken vermuthen durfte. Am Ende — dachte ich in ausschweifender Phantasie — stehen gar noch Reste des kaiserlichen Palastes, dessen Lage, Bau und Einrichtung Cardinal Bessarion so reizend beschrieben hat. Es waren aber nur Traumbilder, die schon nach dem ersten Besuch in der erzbischöflichen Wohnung verschwunden sind. Natürlich ist Constantios der Erzbischof kein Gelehrter; er ist im Gegentheile, wie man mir schon vorher gesagt hatte, wo möglich noch beschränkter und unselbständiger als es die griechischen Geistlichen überhaupt, und die von Trapezunt besonders sind. Dessen ungeachtet, oder vielmehr gerade aus diesem Grunde habe ihn die Gemeinde auf den Stuhl erhoben, „weil er sich etwas sagen lasse und es nicht übel nehme, wenn ihn die weltlichen Municipalvorsteher auf Fehler in Verrichtung herkömmlicher Kirchenceremonien aufmerksam machen." Freiherr von Droste-Vischering hätte als Erzbischof von Trabisonda mit seinen eigenen Schäflein die größte Noth; Constantios aber läßt sich in alle Formen drücken, hat in keiner Sache

hartnäckige Meinungen und gibt im Gemeinderath den Archonten allzeit Recht. Dafür sind ihm diese ihrerseits verhülflich, die verfallene und im Laufe früherer Unordnungen erloschene Autorität seines Sitzes über die rebellischen Kirchen im Gebirge, in Surmenä, in Of, in Lasistan, hinauf bis gegen Ispir wieder herzustellen und sie in Person zu visitiren, d. i. zum Vortheil der Metropole daselbst Gebühren und milde Gaben einzuheben. Dafür sitzt aber auch Se. Heiligkeit den ganzen Tag fast bewegungslos wie eine indische Pagode auf dem Divan der Haushalle, und athmet die kühlende Seeluft ein. Den Blick wirft Se. Heiligkeit bald auf die unmittelbar am Fuße des Strandfelsens unter ihren Augen im Meere herumplätschernde Jugend, bald in die aufgeschlagene Apokalypse, schlürft dann zu gehöriger Zeit eine Tasse schwarzen Kaffee's, oder nippt ein Gläschen Gebranntes, das ist Pfaffenmilch (*γάλα τῶν Παπάδων*) wie es die griechischen Mönche in Jerusalem nennen. Bei jedem Besuch fand ich die Apokalypse aufgeschlagen, und zwar — wenn ich recht gesehen habe — jedes Mal dieselbe Seite, offenbarer Beweis, daß Se. Heiligkeit den geheimen verschlungenen Sinn reiflich überdenkt und alle Oberflächlichkeit der Meditation, alles Flüchtige der Lesung, wie sie es bei uns zuweilen in den Zeitungsartikeln empfehlen, mit Sorgfalt zu vermeiden sucht. Schon früher hatte ich öfter Gelegenheit, an griechischen Prälaten

eine ungewöhnlich genaue Kunde der Civilverhältnisse sämmtlicher Familien ihres unmittelbaren Sprengels zu bewundern. Woher, wie stark, wie reich, wie erwerbfähig und wie warm für die Kirche jede „römische" Haushaltung der Metropole sey, wußte der Erzbischof auch in Trapezunt mit Sicherheit anzugeben. Von den vortürkischen Bewohnern des christlichen Trabisonda's, sagt er, wäre nicht eine einzige Familie mehr übrig und die 400 der Gegenwart sämmtlich von den benachbarten Ortschaften Platana, Surmenä, Of, Rhise, Tripoli, Kerasunt, besonders aber aus der großentheils christlich gebliebenen Alpenlandschaft Chaldia nach und nach in die Stadt gezogen. Auch habe sich das Andenken an die erste Heimath, sowie an die Epoche der Einwanderung bei diesen Familien überall durch Ueberlieferung von Vater auf Sohn erhalten; jede Familie wisse, woher sie sey, allein keine reiche über 200 Jahre Aufenthalts in Trabisonda hinauf. Das erzbischöfliche Register und der Cathedralcodex gehe gar nur bis auf das Jahr 1698 zurück, wo der damalige Erzbischof Nectarius von der türkischen Regierung für sich und seine Nachfolger die Erlaubniß auswirkte, den Sitz vom elenden, selbst von den Gartenvorstädten durch Anhöhen getrennten Marineflecken St. Philipp, wohin ihn der Eroberer des trapezuntischen Reiches, Sultan Mohammed II. verbannt hatte, auf seine gegenwärtige Stelle zu ver-

legen. Erſt von dieſer Zeit an gebe der Codex das Verzeichniß der Oberhirten, das Jahr ihrer Wahl und ihres Todes, aber ohne allen Beiſatz über die Zeitereigniſſe. „Man war in beſtändiger Angſt vor dem türkiſchen Yatagan und Niemand hat etwas aufgeſchrieben.“ Ein kurzer Beſuch in der Bücherkammer, wohin mich ein Diacon führte, belehrte hinlänglich, daß der Prälat in Allem die Wahrheit ſagte und für meine Zwecke hier nichts zu finden ſey. Die Entdeckung war freilich keine tröſtliche, ich dachte einen Augenblick an die 600 deutſchen Meilen zwiſchen Trapezunt und München und verließ ziemlich kleinlaut die Metropole, ſtieg wieder hinauf zum Meydan-Plateau und überließ mich, im Garten wandelnd, ernſthaften Betrachtungen über den Ausgang des Unternehmens. Mit dem Abzuge des letzten Groß-Comnen und Kaiſers David I. aus der Burg ſeiner Väter (1462), hat auch die Geſchichte jenes Reiches ihr Ende erreicht. Allerdings war mir nicht unbekannt, daß Mohammed II. nach Uebergabe der Stadt die trapezuntiſche Bevölkerung in drei Theile ſchied, deren erſter mit allen Vornehmen und Vermöglichen als Coloniſten nach Konſtantinopel wandern mußte, der zweite dem abziehenden Eroberungsheere als Sklaven anheimfiel und über ganz Anatolien zerſtreut wurde, der dritte und ärmſte aber im abgetrennten Marineflecken wohnen durfte, nachdem vorher aus allen drei Abtheilungen 800 der ſchönſten und

rüſtigſten jungen Leute für die Janitſcharen ausgehoben und zum Islam genöthigt waren. Daß aber auch dieſe kümmerlichen Reſte verſchwunden und von allen Begebenheiten vor und nach der Kataſtrophe in dieſer großen Stadt ſelbſt das Gedächtniß erloſchen, daß Alles barbariſch, Alles neu und gleichſam erſt von geſtern ſey, hätte man doch nicht erwarten ſollen. Wahrhaft, in der Kunſt zu erobern und das Erworbene in ihrem Sinn bleibend einzurichten, haben es die alten Türkenſultane zur Meiſterſchaft gebracht.

Bei manchem Leſer könnte es vielleicht ein Lächeln hervorrufen, wollte ich die Gemüthsbeengung eingeſtehen, die ich in Folge der erzbiſchöflichen Mittheilungen über den Stand der Dinge im weiland griechiſchen Trapezunt empfand. Der Uebergang von den ausſchweifendſten Hoffnungen zur Verzagtheit iſt ſeiner Natur nach ein kurzer, und ich mache gar kein Geheimniß, alle Hoffnung irgend einer namhaften Ausbeute ſchien mir im Augenblick verloren, ich merkte ſogar Anwandlungen von Heimweh und dachte, — kleinmüthig genug — nach Beſichtigung der Stadt, der Burg und der nächſten Umgebung wieder nach Stambul zurückzuſchiffen und im Uebermaß der Beklommenheit vielleicht ſogar den Beſuch auf Hagion-Oros aufzugeben. Um das Peinliche der Lage ganz zu fühlen, müßte einer auch wie ich das Unglück haben, an die Aufhellung der politiſchen Momente eines unbekannten romanhaften Schatten-

reiches gleichsam als an seine Lebensaufgabe gefesselt zu seyn und in anscheinend vergeblichen Mühen auch noch die sauer erworbenen Früchte frühern Fleißes zu verzehren. Selbst den Dänen, deren Thema ich als Quelle aller gegenwärtigen Noth erkannte, war ich von Herzen gram, verwünschte aber vor Allem die pedantische und hartnäckige Gewissenhaftigkeit, die einer Schulfrage wegen nur einen deutschen Papier-Jason aus dem innern Keltenlande bis nach Kolchis treiben kann. Zu diesen Vorstellungen kamen mit dem Morgens eingetroffenen Dampfboote auch noch politische Bedenken ernsthafter Art. Es zog sich ja das Unwetter von allen Seiten über dem Haupte Mohammed-Ali's zusammen, Herr Thiers bedrohte den Occident, und in Deutschland feierten sie wieder einmal die Saturnalien eines allergnädigst concessionirten und polizeilich überwachten Volksfreiheits-Kanzlei-Rheinlieds-Schwindels in amtlich vorgeschriebener Form. Welche Möglichkeiten knüpften sich an diese Kunde! War es unter solchen Umständen nicht gerathener, vor dem sengenden Strahl der kolchischen Augustsonne zu fliehen und auf kürzestem Wege heimzueilen, um dort nach Kräften Herrn Thiers zu widerstehen? Aber die schöne Prinzessin von Trebizonde, der kaiserliche Palast, der Marmorsaal mit seiner vergoldeten Decke, die Ruinen verfallener Herrlichkeit, die Waldpracht mit den verödeten Felsenburgen im Innern, die breitblätterigen

Haſelſtauden und die „langen“ Trauben von Keraſunt, das Alles ſollte ich ungeſehen verlaſſen und verzagt wieder in den Occident entfliehen! Welche Qual! Von Theodor Lazaropulos, einem jungen Chaldier, der Handel trieb, aber als Hrn. Gherſi's Schützling bei der Tafel den Dienſt im Conſulat verſehen half und das Recht mitzureden hatte, erfuhr ich zufällig gerade an dieſem Abend das Daſeyn verſchiedener Inſchriften und Frescomalereien, Figuren und Verzierungen auf den Feſtungsmauern, an Tempelwänden, beſonders in der obern Burg, und ſogar mehrerer Diplome aus der Comnenenzeit im Kloſter Sumelas im Waldgebirge, zwölf Stunden von Trapezunt. Auch Töpfe mit Silbermünzen finde man häufig im Aufräumen des alten Häuſerſchuttes, und Dr. Rutzeris habe deren eine Menge zuſammengebracht, mit dem Bilde des Kaiſers auf der einen und St. Eugenius auf der andern Seite.

Wie ſchwankend und im Grunde wenig verſprechend auch dieſe Sagen eines Einheimiſchen ſeyn mochten, ſtärkten ſie für den Augenblick doch den ſinkenden Muth und liehen dem Vollmondſchein einer trapezuntiſchen Sommernacht und der hohen Felſenterraſſe des Conſulats neuen, aber melancholiſchen Reiz. Die Wohnungen ſämmtlicher europäiſcher Agenten liegen nahe beiſammen im Griechenviertel, und wenn auch Miſter Heinrich Suter, der engliſche, und Monſieur Outré, der franzöſiſche Conſul,

über umfassendere Räumlichkeiten und Gartenanlagen verfügen als Herr Gherſi, übertrifft doch die kunſtreiche, auf einem Steilfelſen vor den Zimmerfenſtern aufgemauerte und mit Bruſtlehne verwahrte Plattform des auſtro-ruſſiſchen Conſulats, ihrer prachtvollen Ausſicht wegen, alle Herrlichkeiten der perſiſchen Senſitiv-Mimoſen ſammt dem Akaziengeranke aus Ghilan in den Gärten der Rivalen.[1] Vom Strande geht es hier ohne Uebergang raſch, felſicht und zerriſſen den Berg hinan; die Uferklippen, bald dammartig in die Brandung hinauslangend, bald buchtenförmig eingeſchnitten, geben dem Fahrzeug überall Zuflucht zum Landen und gewundene Pfade, wie zu Amalfi und Jafa, führen nach allen Richtungen zu den zerſtreuten Wohnungen der Trapezuntier hinauf. Aber das Ufergeſtein iſt nicht ſchmucklos und ausgebrannt, wie bei Tzimova und Monembaſia in Griechenland. Hier ſtrotzt überall die Myrte, prangt die Nelke und der Granatenbuſch, rankt das Immergrün und die Weinrebe, duftet wilder Thymian, drängt ſich der Feigenbaum hervor aus allen Ritzen und gedeiht ungepflegt der Oleander und der Lorbeerſtrauch. Wie viele Stunden, beſonders während der Abweſenheit Herrn Gherſi's in Erſerum, habe ich etwa auf dieſer Plattform zugebracht und gedankenvoll

[1] „Gül-aſchrim," ſagt man mir, ſey das perſiſche Wort für Senſitiv-Mimoſe, die ich mit der Ghilan-Akazie in Trapezunt das erſtemal geſehen habe.

in den Pontus hinabgeblickt, wie sich die Welle kräuselte und an der Klippe brach, wie die Barke vorüberstrich, wie der Istambol, das Prachtschiff, hinter dem waldigen Vorgebirge Joros Hieron Oros, hervorbrechend, die Rauchsäule gegen Trabisonda trieb! Von besonderer Wirkung war der Anblick des Nachts, wenn der Mond über den Waldschatten des Lasengebirges hangend sein melancholisches Licht auf den Pontus-Wasserspiegel goß und vom Strande herauf jenes dumpfmatte, nur Seeanwohnern zu erklärende Gemurmel der selbst in heiterster Stille vom Hauche der Abendlüfte in langen Schwingungen an das Land getriebenen und regelmäßig wiederkehrenden Welle zum Ohre drang. Diese trapezuntischen Mondnachtsscenen hatten etwas Sorgenstillendes für das Gemüth, und ich meinte zuletzt, wenn ich auch mit leeren Mappen Kolchis verlassen müßte, im Grunde doch gewonnen zu haben. So leicht sind die Deutschen über den Verlust ihrer Glücksgüter und über getäuschte Hoffnungen zu trösten! Gebt ihnen etwas Mondschein mit Wellengebrumm, und ihr mögt ihnen ruhig die Taschen leeren und Fesseln an die Arme legen. Leise Anklänge dieser unstillbaren, vielleicht erst durch das Christenthum in den germanischen Herzen geweckten Sehnsucht und Schwärmerei findet man unter den Schriften des Alterthums eigentlich nur in den Gedichten des Virgilius. Nur dieser Sänger christlicher Sehnsucht hört das Rauschen des Laubes

unter Corydons Fuß, ſieht Corydons Bild im glatten Meeresſpiegel, »cum placidum ventis staret mare« und verſteht die Seelenſprache der »amica silentia lunae.« Das Wildromantiſche der anatoliſchen Küſtenländer am Pontus Eurinus wird ſeines Eindruckes auf deutſche Wanderer nie verfehlen. Wir lieben Waldeinſamkeit, Laubgehölze, dichtverwachſenes Gebüſch, Berge, Bäche, Thalſchluchten und Felſen-Gewinde neben wallendem Kornfeld — romantiſche Bilder wie ſie die Natur in wundervollen Miſchungen nirgend ſo prachtvoll als in Kolchis gezeichnet hat.

Anatolien iſt ein hohes, von wilden Gebirgsketten und traurigen, verbrannten, baumloſen Flächen durchſtrichenes Tafelland, das ſüdlich meiſtens ſteil und hart gegen das Mittelmeer abfällt, im Norden aber ſich ſtufenweiſe in einem lang hingezogenen, vom Phaſis bis Bithynien herausreichenden, häufig von Querthalungen und tief eingeſchnittenen Waſſerrinnen durchbrochenen Waldgürtel von wechſelnder Breite und voll der ſeltſamſten Terrainbildungen und Verzackungen, die auf Bau und Anlage der Wohnplätze der Menſchen einen weſentlichen Einfluß haben, zum Pontus Eurinus herabſenkt. An den Mündungen größerer Ströme, z. B. des Halys, des Iris, wie des kleinen Pyrites bei Trapezunt gibt es zwar Niederungen, ſogenannte Flußdelta, die aber, wenn wir nicht irren, zwiſchen dem Bosporus bei Konſtantinopel und dem imiretiſchen Phaſis, ſowohl

klein als groß, gegen die Gewohnheit der übrigen Länder mit wenigen Ausnahmen unbewohnt und verlassen sind. Ueberall hat man zur Anlage der Ortschaften steil oder sanft ansteigende Berghalden, schroffe Vorsprünge, die Hüften schlank ins Meer heraus laufender Erdzungen oder gewisse Stein- und Erdparallelogramme gewählt, die man nur auf der Pontusküste von Asia Minor findet.

Wir bitten den Leser über den Ausdruck „Stein- und Erdparallelogramm" nicht zu erschrecken, und wenn ihm der geometrische Begriff weniger geläufig ist, dafür den Ausdruck „länglich tafelförmiges Felsenplateau" zu setzen. Denn nur durch klare Versinnlichung dieser sonderbaren Erdgebilde kann man sich, ohne Trabesunda selbst zu besuchen, die romantische und für byzantinische Zeiten fast unbezwingliche Lage der Stadt durch Worte verständlich machen. Eben weil in den Nachrichten, die uns der Castilier Clavigo (1401), der byzantinische Nomophylax Eugenicus (1418) und Cardinal Bessarion der geborne Trapezuntier (1440), sämmtlich aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinterlassen haben, dieses tafelförmige Plateau der alten Citadellenstadt Trapezus nicht in deutlichen Umrissen und in seinem wahren innern Zusammenhang mit dem großartig, halbbogenförmig und scharf aufsteigenden Küstenlande hingezeichnet ist, bleiben ihre Beschreibungen aller Eleganz ungeachtet doch immer unverständlich. Tour-

nefort (1701), ob er gleich seinem Texte mit einem trefflichen Kupferstich zu Hülfe kam, war im Ganzen doch nicht glücklicher als seine Vorgänger, weil der ungünstige Standpunkt des bildlichen Entwurfs den entscheidenden Zug — die scharfgemeißelten Kanten des Felsenparallelogramms — verbarg. Wohl reden sie alle von einer trapezuntischen „Doppelburg" und von tiefen Thaleinschnitten zu beiden Seiten der Festung. Ob aber diese Thaleinschnitte an den beiden Lang- oder an den beiden Schmalseiten des natürlichen Parallelogramms gezogen sind, und wie dieses selbst aus dem Boden herauswachse; ob es sich frei en relief und auf allen vier Seiten unabhängig wie ein Cubus auf ebenem Terrain erhebe, oder ob es der Länge nach gleichsam unfern dem Strande aus den Flanken des hohen kolchischen Bergrandes fließe und mit einer Seite noch am Gebirge wie am Mutterstocke fest hange und angewachsen sey, das Gebirge aber im Halbkreise hoch über Gartenvorstädte, Thalrisse, Parallelogramm und Doppelburg ansteigend, luftig und frei wie ein weites Amphitheater hereinrage, hat keiner angegeben. Und doch bilden vorzugsweise die beiden letzten Punkte das charakteristische Merkmal der Lage von Trapezunt. Der Schluß, daß beim Verwachsenseyn der südlichen Schmalseite mit dem Gebirge die nördliche nothwendig dem kaum 1000 Schritte entfernten Meere zugekehrt seyn müsse und die Natur im Grunde nur drei Seiten

des trapezuntiſchen Tafelparallelogramms befeſtigt und die vierte der Kunſt überlaſſen habe, geht von ſelbſt hervor. Deſſen ungeachtet iſt dieſes Plateau eine wundervolle Schöpfung wie Alamut die Felſenburg der Aſſaſſinen in Maſanderan, oder wie jener Aornos der Macedonier in Sogdh mit ihren Fruchtgärten, Quellſtrömen und Waldſchatten, zu Luſt und Sicherheit der Menſchen wider feindliche Gewalt. Die Fläche des Citadellen-Parallelogramms von Trapezunt iſt aber nicht horizontal und durchaus tafeleben verlaufend, wie man vielleicht denken möchte; ſie iſt vielmehr nach der Natur des umliegenden Terrains ebenfalls gegen das Meer abſtürzend und gleichſam in zwei Quartiere, ein höheres und ein tieferes, von ungleicher Größe und ungleicher Höhe geſchieden. Das höhere, unmittelbar aus dem Berge herauswachſend, iſt kleiner aber bauchiger, ſteiler, höckeriger und ragt über das tiefere, ſchmaler geſtreckte aber längere, ſo weit empor, daß die von einem Rande zum andern gezogene und beide Hälften von einander innerlich abſchließende Quermauer an ihrer Wurzel noch über die höchſten Gebäude der tiefern oder untern Citadelle hinausragt, der kaiſerliche Palaſt aber, der den Höhepunkt dieſes obern Quartieres einnahm, ſeinerſeits eben ſo hoch über die Zinnen der Quermauer und über die untere Feſtung erhaben in das Meer hinunterblickte. Der Leſer ſieht wohl ſelbſt, daß dieſe obere, ſpitz zulaufende, höher gelegene Hälfte

des Naturparallelogramms die eigentliche Hochburg, die Akropolis von Trabiſonda bildet — links und rechts durch tiefe Abgründe geſichert und nur im Zuſammenhange mit dem Gebirge ſchwach. Das iſt die alte Doppelburg von Trapezunt des Xenophon und des Juſtinian. Zum Glück iſt dieſer Zuſammenhang mit dem Berge ſo ſchmal, daß der Iſthmus zwiſchen dem Abgrunde zur linken und dem Abgrunde zur rechten kaum zwanzig Schritte beträgt. Aber der Boden hebt ſich beinahe dicht vor der Bergmauer, halbig und breit ausgreifend, über die Akropolis und bildet den natürlichen Angriffspunkt für feindliche Gewalt. Die Schloßmauer auf dieſer Schmalſeite iſt freilich um ſo höher und feſter, da ſie den unmittelbar dahinter liegenden Palaſt der Groß-Comnenen ſchirmen mußte. Hier haben die Gothen, die Königin von Tiflis, der Seldſchuke Alaeddin Keikobad von Iconium, die Turkomanen-Emire und Sultan Mohammed II. im Kriege gegen Trapezunt zuerſt den Sturm angelegt, aber auch Johannes, der vorletzte Imperator, dicht an der innern Mauerſeite einen freiſtehenden, breit gedrückten, groteſk und hoch über die hohe Mauer hinaufragenden Thurm zum Widerſtande gegen das Geſchick aufgerichtet. Für den Schirm der beiden Langſeiten des Geſammtparallelogramms hat die Natur allerdings beſſer geſorgt, da ſich die tiefen Schluchten links und rechts als hohle, ſteile und ſchattige Thäler zum Meer hinab-

ziehen und die Doppelburg vom Continent der gegenüberliegenden Gartenvorstädte mit ihren Hügeln, Erdrissen, Gärten und dichtbelaubten Gruppen trennen. Diese furchtbaren, von der Natur selbst aufgethürmten Festungsgräben sind voll Dunkelgrün, voll Quellen, voll hochwüchsiger, zum Theil immergrüner Bäume, hoch über deren Wipfel in kühnem Bogen die schmale Brücke hinüberspringt, ein romantischer Anblick, wenn der Epheu blüht, das Wasser im Gebüsche rauscht und die reife Traube überall unter dem Laube hervorblickt. Besonders prachtvoll ist die Schlucht auf der Abendseite, unmittelbar am rund aufgethürmten, baum- und quellenreichen Thalschlusse und am Fuße des buschbewachsenen Burgfelsens, von dessen oberster Spitze, wenigstens 300 Fuß senkrechter Höhe über dem Schattendunkel des Abgrundes, der Comnenenpalast und die neun großen, heute leeren Bogenfenster des Kaisersaales in Doppelreihen niederschauen. Hier ist die Schloßmauer zugleich Festungsmauer, die in abenteuerlichen Zügen, alterbraun, verwittert und stellenweise ganz von Epheu zugedeckt, den Krümmungen, Senkungen, Hebungen und felsigen Ausſprüngen des Tafelrandes folgend, das alte Trapezus umschließt. Den schönsten Anblick jedoch gewährt es, wenn man diese grün berankte, steil von der obern Burg zur untern herabsteigende Randmauer mit den schwarzen Thürmen im Abendschein von der Brücke aus betrachtet, die auf der Westseite der Festung über

den romantiſchen Abgrund führt. Nur die Eingebornen, beſonders die Osmanli, können nicht begreifen, was da zu bewundern ſey. „Was ſtehſt du denn ſtille? Was erblickſt du denn da oben?“ fragte voll Verwunderung der feiſte knochige Subaſchi von Trabosan, wenn er den Fremdling wie in ſich ſelbſt verſunken unbeweglich an der Brückenzinne fand. [1] Gerne möchte ich wiſſen, ob der nordiſche, ob der civiliſirte Menſch allein für Naturſchönheiten empfänglich iſt oder ob der Beſitz etwa überall Gleichgültigkeit erzeugt und wir täuſchungsvoll ewig nur das verlangen und bewundern, was uns ferne iſt und was uns gebricht.

Schief zwiſchen hochwipfligen, durch Weinreben mit einander verſchlungenen Bäumen führt ein Weg aus der Gartenvorſtadt in die Schlucht hinab, wo der Bach, über granitene Schnellen ſprudelnd, unter der kurzen aber hochgeſprengten und geländerloſen Brücke in die romantiſch gewundene Felſenvertiefung hinabrauſcht und die aus immergrünem Buſchwerk und Baumſchlag ſtürzig herabgleitenden Waſſerfäden ſelbſt in der Mittagsgluth Schatten und Kühlung unterhalten. Die Schönheit des Steilpfades aber, der ſich aus dem Hintergrunde der Schlucht durch üppiges Grün, durch mächtigen Pflanzenwuchs felſicht und waſſerreich zur kleinen Plattform am Iſthmus

[1] Subaschi, „Waſſervorſtand“ iſt im Türkiſchen der amtliche Ausdruck für „Unterpolizeichef.“

hinter der Burg hinaufwindet, konnte Beſſarion ſelbſt im ſpäteſten Alter und mitten unter den Herrlichkeiten des römiſchen Purpurs nicht vergeſſen. Von der Höhe, aus dem Geſtein, von den Thalwänden, überall ſprudeln Quellen heraus und rauſchen durch Hochſchatten, Myrten- und Lorbeergebüſch zum Bach in die Thalſchlucht nieder. Hoch vom grünberankten Felſen ſchaut die Kaiſerburg herab.

Innerhalb der Randmauer iſt das Citadellen-Parallelogramm wegen des beſchränkten Raumes zwar großentheils mit Bauwerken und Wohnungen überdeckt, doch fehlen auch grüne Partien nicht, weil auch hier aus dem Boden reichlich Waſſer quillt, überall Brunnen plätſchern, offene Kanäle mitten durch die gepflaſterten Straßen laufen und ein dichter Strahl ſilberheller Flüſſigkeit zum großen Thor gegen die Meerſeite hinausſtürzt. [1] In dieſe naturfeſte Doppelburg flüchtete ſich im Falle feindlichen Angriffs ſämmtliche Einwohnerſchaft der über die Gartenregion zu beiden Seiten der Thalſchluchten ausgebreiteten Vorſtädte. Die Häuſer hatten zur Comnenenzeit freilich wie oben bemerkt drei Stockwerke und konnten einer größern Volkszahl Unterkunft verſchaffen als heute, wo die armſelige Türkenarchitektur und Haremſitte Alles verwandelt hat. Aber um ſo furchtbarer waren

[1] Ὑδάτων ῥύακας καὶ κρουνοὺς ἐκχεομένους ἐκ τῆς μεγάλης πύλης τοῦ αἰγιαλοῦ.

die Feuersbrünste in den engen Gassen mit hohen Fachwerkhäusern und einer übereinander gehäuften Bevölkerung, wenn der Feind vor den Thoren stand und die Flucht unmöglich war. Auch zählt vielleicht keine Stadt des Orients verhältnißmäßig so viele und so verheerende Brände, als Trapezunt während der unruhvollen Comnenenzeit. Um einem Theil dieser Uebelstände zu begegnen, erweiterte Alexius II. (1297—1330 n. Chr.) bei den wachsenden und wiederholten Bedrängnissen des Reiches durch ein kolossales Unternehmen die Citadellenstadt und mit ihr die Sicherheit seines Volkes. Den leeren Raum zwischen dem alten Tafelfelsen (Parallelogramm) und dem Meeresufer füllte der benannte Groß-Comnen mit einer dritten Citadelle aus, die ein für sich geschlossenes Ganzes bildete und doch mit dem alten Bau zusammenhing. Schroffheiten des Terrains waren abzutragen, Vertiefungen auszufüllen und die Thalschlucht selbst zu erweitern, um genügenden Grund zu gewinnen. Der Neubau knüpfte sich der Art an die dem Meere zugekehrte Schmalseite des alten Parallelogramms, daß der Haupteingang, das sogenannte Wasserthor, mit seiner Hochlage, seinem Quellstrom und seiner strengen Quermauer, statt am Ende, nun gleichsam mitten in der Festung stand. Da aber die neue Anlage einer möglichst großen Volksmenge Schirm gewähren sollte, war es nicht genug, die Mauern an beiden Langseiten in gleicher

Enge wie das alte Parallelogramm bis zum Meere hinabzuführen. Der kaiserliche Bauherr zog die westliche, breit auseinandergehende und in der Sohle geebnete Thalschlucht bis zur halben Länge des alten Parallelogramms herauf in den neuen Plan hinein. Nur auf der östlichen Langseite, wo der Boden am Meere hin von Natur flacher ist und zu allen Zeiten die großen Bazare standen, ist die neue Mauer eine geradlinige Fortsetzung der alten, mit Thürmen und niedrigem Vorwerk im byzantinischen Styl. Am Strande aber läuft sie dann rechtwinklicht weit über die alte Schmalseite hinaus bis zum hohen Außenrand der westlichen Schlucht, folgt ihrem Kamm mitten unter hohen Baumgruppen, und zieht sich im rechten Winkel an den Rand der hier wieder engen Thalschlucht, zur Brücke über den Abgrund herüber, wo zugleich starke Außenwerke mit Streitthürmen und Doppelthoren den Eingang hüten. Baumgärten mit luftigen Türkenwohnungen und mächtig drängendem Gebüsch füllen auf dieser Seite die Flachgräben der neuen Festung, und eine halbzerstörte Inschrift über einem zugemauerten Pförtchen nennt das Jahr 1324 als die Epoche des vollendeten Baues. Alexis II. nahm den Festungsplan von Konstantinopel zum Muster: drei Mauern hinter einander, eine immer höher als die andere, mit Zinnen und Thürmen von wechselnder Form umschließen das neue Werk. Nur hat sich um den

Communenbau in Trapezunt ein Dickicht von Feigen-, Cornelkirſchen- und Steinobſtbäumen, von Eſchen, Ulmen, Mais, Haſelſtauden, Maßholder, Gartengebüſche aller Art und von Wallnußſtämmen ungeheuern Umfangs mit Schatten, Kühle und Sommerſtille romantiſch herumgezogen, mit dem ſich Epheu und Schattenfülle von Byzanz nicht meſſen kann. Drei abgeſonderte Burgen, eine immer höher als die andere und doch in einander verſchlungen, bilden das wundervolle Panorama von Trapezunt.

Beinahe einen vollen Monat verſchob ich es, die oberſte Abtheilung des Tafelfelſens, die eigentliche Akropolis von Trapezus und die Ueberbleibſel der alten Kaiſerburg zu beſuchen. Ich wollte die Täuſchung, als wären für mich dort noch unverhoffte, ſelbſt meinem unmittelbaren Vorgänger verborgen gebliebene Schätze, Gebilde, Inſchriften, Bauwerke für Aufklärung mittelalterlicher Romane und der comneniſchen Geſchichten aufzufinden, ſo lang als möglich lebendig erhalten. Zwar hatte mich Hr. Zachariä wenige Monate früher in Heidelberg verſichert, der Palaſt ſey zerſtört und, ſoviel er bemerkt habe, von hiſtoriſchen Ueberbleibſeln überall keine Spur. Ich nahm die Rede aber nicht ſo völlig buchſtäblich, als wäre Alles ganz und gar verſchwunden; ich meinte vielmehr in verzeihlicher Eitelkeit, wo ein flüchtig vorübereilendes Juriſtenauge nichts geſehen habe, vermöge Jemand nach vorausgegangenen ſpeziellen

Studien über den Gegenstand und bei dem lebendigen Interesse für die Sache immer noch Einiges zu entdecken, was über Zweifelhaftes Licht verbreiten und Schwankendes befestigen könnte. Ich wußte ja den Geschmack der comnenischen Fürsten für die bildende Kunst, für Architektur und Malerei; besonders aber hatte ich es auf den von Gold und Marmor strotzenden Kaisersaal und seine Wandfresken abgesehen, die nach Bessarion, der sie oft betrachtet hat, eine vollständige Geschlechts-, Familien- und Geschichtsgallerie des regierenden Hauses vom Beginn des trapezuntischen Reiches, bis in die letzten Zeiten darstellte. Hat sie türkische Bilderscheu auch mit Kalk übertüncht, wie die Kirchenfresken von St. Sophia in Stambul oder von St. Sophia und St. Chrysocephalos in Trapezunt, so ist das Verborgene doch leicht hervorzukratzen, und weiß Gott welch neuer Aufschluß für das mystische Dunkel des kolchischen Romanenstaates ans Licht zu bringen. Bogenfenster hatte ich ja von der Schlucht herauf gesehen, von Außen zwar nur altes schwärzliches Gestein, und durch die leeren Räume schienen die Wolken durch; aber vielleicht ist es von Innen besser bestellt, glänzender, farbiger, wie in den Königshallen des hundertthorigen Thebens.

Wie dort Rameses, Amenophis und Scheschonk, so prangen vielleicht hier noch wohlerhalten in kriegerischem Schmuck, Seldschuken und Turkomanen

vor sich hertreibend, Andronicos Gidon, der Besieger Sultan Alaeddin Keikobads von Iconium, Manuel I., der große Kapitän und Alexius III., der Wiederhersteller des verfallenen Reichs, der Kirchenheld, der Legenden-Imperator. Freilich ist die Luft zu Medinet Habu und zu Karnak weniger ätzend und haben die Pharaonen ihre Bauten aus unvergänglicherem Materiale aufgeführt, als die kunstsinnigen Comnenen von Trapezunt, die Fürsten des waldigen Kolchis, des „Mosynökenlandes"; aber die Zeit ist im Verhältniß wie fünf zu dreißig, und hatte ich nicht in Kirchen und Kapellen der Gartenvorstädte mancherlei Fresken und geistliche Malerei aus der Kaiserperiode, und auf der Außenwand der Hauptmoschee sogar die wohlerhaltenen Reste eines Mosivgemäldes der griechischen Panagia gesehen? Hätte mir Jemand durch Erzählung der Wahrheit diese Träume verscheucht, wahrhaft ich hätte ihm wenig Dank gewußt. Mit Bessarions Comnenenlob (MSC. Venet.) in der Hand, saß ich lange auf der Plattform des hoch und steil über die griechische Gartenvorstadt hinaufragenden Bos-Depe (Grauhügels), wo man die schönste Aussicht auf Trapezunt genießt und zum Theil selbst das Innere der obern Akropolis auf halbstündige Entfernung überschauen kann. Bald las ich die Schilderung des Prachtbaues, wie er sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit seiner hohen Treppe, seinen

Seitenflügeln und Lufthallen, seinen Marmorböden und vergoldeten Zimmerdecken und seinem Viersäulenpavillon, hoch auf dem Terrassendach über die Giebel und Zinnen des schief absteigenden Parallelogramms erhob; bald blickte ich auf die Burg hinüber, konnte aber leider nichts als armseliges Hütten- und Bretterwerk türkischer Architektur erspähen. Da sank mir zuerst der Muth und ich stieg traurig wieder in die Stadt hinab. Erinnerungen an Peyssonnels Nachrichten über Zerstörung der alten Comnenenburg in Folge einheimischer Kriege der Türken von Trapezunt während des 17. Jahrhunderts vermehrten die Unruhe, aber dem gewissenhaften, nüchternen Zachariä ganz Recht zu geben, sträubte sich eitle Hoffnung noch immer, bis ich endlich am 4. September den lange aufgesparten Gang in die obere Citadelle that und den Gräuel der Verheerung in seiner ganzen Ausdehnung übersah. Hr. Gherü ließ mich durch den Chaldier Theodoraki und Hrn. Mirkowitsch, den Kanzler, zum Obersten der Kanoniere führen, wo man zuerst um die Erlaubniß bitten mußte, in die obere Burg hinaufzugehen und die eigentliche Festung anzusehen. Der Colonel war abwesend, hatte aber, den Fall voraussehend, seinem vorzüglich begünstigten Diener den Auftrag ertheilt, uns überall hinzubegleiten, uns selbst in die Moscheen von St. Chrysocephalos und St. Eugenius einzuführen und etwaige Bedenken der Gläubigen gehörig

zu beſchwichtigen. Es war ein derber Türkenjunge im neuen Styl, d. i. er trug eine Jacke mit engen zerriſſenen Pantalons, trank Wein und nahm gerne Präſente, wie die Türken überhaupt und viele andere Leute insbeſondere. Wie einſt in Babel, Ecbatana und Jeruſalem und unlängſt noch in Stambul, war auch in Trapezunt nach uraltem Brauch des Morgenlandes der Sitz der Gewalt von den Unterthanen feſtungsgerecht abgeſchieden, weil die Gewalt im Orient ihren erſten Feind überall im eigenen Volke ſah. Man hat früher deutlich genug erinnert, daß eine hohe, von Schlucht zu Schlucht der ganzen Breite nach über das Parallelogramm laufende Quermauer den von Natur ſcharf abhängenden obern Burghügel gegen den untern abſchließe. Eine Doppelpforte, eine innere und eine äußere, mit gekrümmtem Thorweg und eiſenbeſchlagenen Flügeln öffnet den Aufgang zu dem amphitheatraliſch anſteigenden Palaſtrevier. Wir hatten nicht nöthig auf dem alten Wege zur Burg weit vorzuſchreiten, um die letzte Täuſchung zu verſcheuchen und mit ihr alle Hoffnung irgend eines hiſtoriſchen Fundes von Gewicht zu zerſtören. Denke man ſich den Schmerz, Alles iſt zerſtört! Statt der einſtigen Kaiſerpracht, ihrer Leibwächter und Archonten hatte ſich, wie es ſcheint, gerade der ärmſte Theil unter den einſäßigen Türkenkanonieren in der Akropolis niedergelaſſen und am unterſten Theile dicht an der Quermauer von Geſtrüppe und

Schlingpflanzen ruinenartig umschlungene Wohnungen aus den Trümmern alter Herrlichkeit errichtet. Wer in Famagosta auf Cypern oder auf Hohenkorinth herumgewandert ist, hat auch die Palastruine der Großcomnenen von Trapezunt gesehen. Wie wäre da noch an die breite Treppe, an den Freskensaal, an die „alte, gold- und edelsteingefüllte" Schatzkammer,[1] an das abgesonderte Bücherhaus, an die Speisehalle, an den hohen Tetrastyl des kaiserlichen Geschäfts- und Audienzpavillons, oder gar an das Brautgemach der unvergleichlichen Prinzessin Katharina von Trapezunt zu denken, die durch den Ruhm ihrer Schönheit den Orient in Flammen setzte, und als Despina Katun mit Usun Hassan den Thron von Persien bestieg? In Fetzen gehüllte Weiber osmanischer Kanoniere sahen hohläugig hinter vergitterten, nur noch an einem Angel hangenden Fensterläden halbverfallener Steinbaracken auf den neugierig herumspähenden Giaur herab. Nur gegen Abend, gerade ober der Tiefschlucht, ist noch ein Stück Schloßmauer und ein viereckiger Thurm, letzterer etwa 50 Fuß hoch und mit einem Bogenfenster auf jeder Seite, unzerstört geblieben; selbst der gelblichte Anwurf hält noch am Gemäuer und am bemalten Thurmdachgesims ist blau, orangegelb und roth an vielen Stellen noch

[1] خزنه ديرينه *chazineh derineh* bei *Sead-eldin.* MSC.

deutlich zu erkennen. Ich ſah durch das Fenſter in den leeren Raum hinein, da ein natürlicher Felſendamm, zu dem man auf gemeißelten Treppen hinaufſteigt, mit einem bizarr in Stein ausgehauenen Durchgangsbogen wie ein Corridor durch dieſen Theil der Burg zum Thurm zieht. An dem Schloßwandreſt ſteht ebenfalls noch eine Linie von drei Doppelbogenfenſtern mit je einer Säule in der Mitte, ſo daß von den beiden, in Würfeln ausgezahnten Halbbogen des Fenſters je das eine Ende auf dem ſchön verzierten Knauf der Mittelſäule ruht, das Ganze aber von einem oben niedlich ausgeſchweiften Segment architektoniſch umſchlungen wird. Das Gemäuer unterhalb der Fenſterböſchung zeigt würfelig hervorſpringende und ſchachbrettförmig ſich berührende rohe Steinquadrate, wie gewiſſe Bauten in Florenz aus der Ghibellinenzeit. Des ſchmalen Zwingers zwiſchen dieſem Schloßfragment und der am Rande des Abgrundes hinlaufenden Zinnenmauer hat ſich die üppigſte Vegetation bemächtigt: der Feigenbaum, die Rebe, der Epheu, die Granate, die Eſche und die Ulme mit Schlingpflanzen und lieblichem Kolchisgeſträuche aller Art wuchern in der Oede ungeſtört, bewohnen das Gemäuer und ſchauen durch Bogen und Corridore der verlaſſenen Burg hinein. Der Wind blies herbſtlich über die Ruine und der Wipfel einer hellgrünen Eſche neigte ſich wiederholt und melancholiſch in dieſelbe Fenſteröffnung, durch welche

einſt der Großcomnene ſtolz und ſorgenvoll auf die Frühlingspracht ſeines Kaiſerſitzes niederſah. Unwillkürlich ſtellt das ängſtliche Gemüth Vergleiche an: Theben mit hundert Thoren, Jeruſalem, Balbek, Karthago, der palatiniſche Hügel und das neue deutſche Athen mit ſeiner Säulenpracht und Herrlichkeit demſelben Loos der Vergänglichkeit verfallen wie die Kaiſerburg in Trapezunt!

Ἔσσεται ἦμαρ ὅτ' ἂν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἰρὴ,
καὶ Πριαμος, καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο!

Der Blick zwiſchen den Zinnen der Stadtmauer und der ausſpringenden Halbthürme in die Tiefe hinab, wo der Bach rauſcht, in das Meer hinaus, oder auf die Schluchtenwand gegenüber, wo Pfade, Steilabhänge, Geſtein mit üppigem Grün und luxuriantem Pflanzenwuchs, Gehöfte, kleine Dörfer, Cypreſſenwald, lebendige Gartenzäune, iſolirte Wohnungen unter Baumgärten voll Leben und Saft bis zur langgezogenen Waldhöhe aufſteigend, in wundervollem Wechſel ſtehen, iſt von zauberhafter Wirkung auf das für Natureindrücke empfängliche Gemüth. Aber die koloſſalen Saalfenſter unmittelbar über dem Abgrund, ſind auch von Innen nur ſchwärzliches Geſtein ohne Schmuck, ohne Bild, ohne Schrift!

Auf der Hochterraſſe des ungeformten, breitſchulterigen, ganz mit Epheu bedeckten Wartthurms an der ſüdlichen Mauerſeite, wo ſie mit dem Planum inclinatum des Berges zuſammenhängt, lag eine

Feldschlange und eine größere Kanone hatte sich weiter seitwärts, beide ohne Lafette und von Rost zerfressen, halb im Schutt der Böschung eingesenkt. Das war die ganze Artillerie der Hauptreichsfestung Trabosan. Nebenan stand als Schildwache der unbärtige, milchweiße Sohn eines erblichen Feuerwerkers, in bürgerlichem Gewande, ohne alle Bewaffnung oder irgend ein kriegerisches Abzeichen seines Standes, den Blick starr in das Gebirge gegen Gümisch-Chane und Baiburd hinaufgerichtet, wo zur Zeit des letzten Krieges Paskewitsch mit den Russen stand und Trapezunt bedrohte. *Ne japarsyn, Toptschi? Ne bakarsyn?* (Was machst du, Kanonier? Was schaust du da?) *Ne japaïm, daghlara bakarym!* (Was werde ich machen; ich schaue eben gegen die Berge!) *Ne var orada?* (Was gibts denn dort?) *Orada Moskof sinori getscher!* (Dort läuft die russische Gränze!) *Amma schimdi Moskof gelmes* (Aber jetzt kommt der Russe nicht.) *Ne bileïm? gelir gelmes, ben bakarym, sarar jok.* (Was weiß ich? kommen, nicht kommen, ich schaue, schad't ja nicht.) Von Unterricht und täglicher Uebung, wie man es in Europa und seit dem Eintritt der preußischen Exerzirmeister auch in Stambul treibt, ist hier keine Rede. Ohne unsere Plage haben sie in Trabisonda doch seit bald 400 Jahren den Nutzen und den Besitz. So oft ich in der Folge heraufkam und in Gedanken an die Vergangenheit auf der großcomnen'schen

Palaſtruine herumwandelte, fand ich zwar immer die waffenloſe Schildwache in Civilkleidern am Thurme ſtehend, aber auch immer dieſelbe Verödung und daſſelbe Schweigen, wo einſt des Feſtgepränges, der Freudenmahle und des Hochzeitgeſanges kein Ende war. Ueber dieſen wechſelvollen Unbeſtand menſchlicher Dinge empfindet der Osmanli keinen Gram und antwortet auf die Frage, was ſie gethan hätten, wenn der Moskof-General damals vor Trabofan erſchienen wäre, ganz ruhig: *jardümüs Allahdan gelur.* (Unſere Hülfe kommt von Gott.) Die Schwäche der Türken iſt nur für ſie ſelbſt ein Geheimniß, und im Allgemeinen glauben ſie ſogar mit ihren kriegeriſchen Einrichtungen noch jetzt allen übrigen Nationen voraus zu ſeyn; — glücklicher Irrthum, wenn wir noch Glaubenseifer und ritterlichen Sinn des eilften Jahrhunderts hätten! Bis zur derben Lektion, die ihnen Paskewitſch gab, verläugnete ſich auch das thörichte Selbſtgefühl der Osmanli von Trapezunt mitten unter ihrer Armſeligkeit keinen Augenblick. „Müſſen ſchon wir ſelbſt mit unſern Flinten gegen dieſe Giaur marſchiren und Ordnung ſchaffen," ſagten ſie rühmend, als ſich der Feind nach der Beſitznahme Erſerums den trapezuntiſchen Gränzen nahte. Aber zwiſchen Baiburd und Gümiſch-Chane durch den tapfern Bürtzow eines Beſſern belehrt, kamen ſie bald mit Verluſt und Unordnung wieder in die Stadt zurück und wurden ſogar von ihren eigenen

Weibern ausgelacht. Die Moskowiten waren eben nicht wie die Griechen der byzantinischen Zeit, die selbst ihr gnädigster Landesfürst, Kalo-Johannes, der vorletzte Großcomnene, „Feiglinge, Verräther und Weiberseelen" nannte. Seit jenem unglücklichen Gefechte von Baiburd kehrt die trapezuntische Schloßschildwache den Blick unverwandt nach jener Richtung hin.

Theater, Rennbahn und Belustigungsplätze der vortürkischen Epoche, wie sie der Nomophylax Eugenicus (Saec. XV.) schildert, sind vom Thurm herab auf der ansteigenden Berghalde außerhalb des Schlosses noch deutlich zu unterscheiden, obgleich von Mauerumfang, Portalen und Sitzreihen das Meiste schon als Baumaterial verwendet ist und der Rest demselben Schicksal folgen muß, wenn der aller Kunst und Geselligkeit widerstrebende Genius des Islam noch länger über dem schönen Trapezus schwebt. Voll melancholischer Gedanken, aber ohne alle antiquarische Ausbeute stiegen wir aus den Burgruinen herab und gingen durch die Doppelthore der Quermauer in die mittlere Citadelle zur großen Moschee — der ehemaligen Domkirche Chrysocephalos — herab. Der Tempel steht gerade im Mittelpunkt, wo die vom Wasserthor durch die ganze Länge des Parallelogrammes in die obere Burg führende Hauptstraße die kürzere Querstraße zwischen den beiden Schluchten- oder Langseitenthoren durchschneidet. In der äußeren

Oekonomie ist durch Verwandlung in ein mohammedanisches Bethaus keine Umgestaltung eingetreten, ausgenommen daß hier, wie in allen dem Islam verfallenen Christentempeln, der stumpfe Glockenthurm des byzantinischen Baustyles dem schlanken Minaret von Mekka weichen mußte. Selbst die türkischen Wohnhäuser ziehen sich gegenwärtig noch auf drei Seiten gleichsam altklosterförmig um den Tempelhof, dessen vierte Seite unmittelbar vor dem Portal ein größerer, schön gepflasterter Raum mit laufendem Brunn und einer riesigen Platane schmückt, wie zur Comnenenzeit. Wenn türkische Bilder-Unduldsamkeit auch das obengenannte Musivgemälde der Außenwand dicht am Dache aus Unkunde des Gegenstandes oder aus Indolenz verschonte, so hat doch weiße Kalktünche sämmtliche Fresken im Innern überdeckt und die dürre Koransnische Ikonostasie und Hochaltar des byzantinischen Christenthums verdrängt. Die Architektur ist höchst einfach, korrekt und im Ganzen eine treue Kopie von St. Sophia in verjüngtem Maßstabe, d. i. ein griechisches Kreuz mit vier gleichlangen Balkenenden und einer Kuppel in der Mitte. Durch dünne Marmorsäulen getragene Emporkirchen auf den drei Seiten des Tempels fehlen hier eben so wenig als die mystische Beleuchtung und der Fußboden von polirtem Gestein; nur Kunst und Marmorpracht des Baumeisters aus Tralles sieht man in Chrysocephalos nicht. Weil fränkische Toilette

das Ausziehen der Stiefel nicht gestattete, wurden Sacktücher um die Sohlen gebunden und so ohne bedeutendes Aergerniß der Gläubigen das Heiligthum betreten, aber nach kurzem Umblick durch die entgegengesetzte Thüre wieder verlassen. Anderswo, z. B. auf der syrischen Küste, in Saloniki, in Stambul sind die Muſulmanen nicht mehr von so feuriger Andacht beseelt wie in Trabosan, wo Viele mit dem freitäglichen Wochengebet nicht zufrieden, auch in der Zwischenzeit das Bedürfniß geistigen Verkehrs mit Allah empfinden. Sie beteten an der Koransnische mit solcher Inbrunst und blickten, wie aus einem Verzückungsrausch erwachend, mit so hochmüthiger Frömmigkeit auf die Ungläubigen und ihren Führer, daß uns längere Störung und viel neugieriges Herumsehen unanständig schien. Die Stimmung des türkischen Volkes war damals so herabgedrückt und zahm, daß dieser zu jeder andern Zeit in Trabosan für einen Europäer gefahrvolle Akt des Moscheebesuches ohne allen Nachtheil, ja selbst ohne die bei solchen Gelegenheiten lästige Neugierde des muſulmanischen Publikums friedlich von Statten ging. Der Metropolit St. Athanasius, Teufelsbanner und Legendenhistorikus von Trapezunt (1600), läßt Kirche und Kloster zur Panagia Chrysocephalos schon in den ersten Jahren des siegreichen Christenthums durch Annibalianos, „Kaiser von Cappadocien und Schwager des großen Konstantinus“ (!)

erbauen. Wie in Iran alles groß- und alterthümliche Bauwerk dem Helden Rustem, bei den Arabern dem jüdischen König Suleiman, bei den Türken aber den Geistern (Dschin) zugeschrieben wird, so führt man bei den Byzantinern Alles auf Konstantinus und seine Familie zurück. Bei den türkischen Trapezuntiern heißt dieser uralte Tempel freilich nicht mehr Chrysocephalos, sondern schlechtweg بيوك جامع *bojük dschami*, „das große Bethaus", im Gegensatze der jämmerlichen Holz- und Rothbaracken mit Spitzthürmchen, die sich der Islam nach Einnahme von Trabosan auf verschiedenen Punkten der drei Citadellen sowohl als der weitläufigen Vorstädte in kunst- und schmuckloser Andacht gezimmert hat. Die Tempel der überwundenen „Römer" durch Prachtbauten zu übertreffen, wie zu Prusa, Adrianopel und Stambul, dachten die Türken zu Trapezunt während fast 400 jährigen Besitzes niemals. Jetzo wo das Verderben in der Nähe und die Fäulniß überall sichtbar ist, erglühen sie auf einmal in Frömmigkeit und bauen in der Gartenvorstadt östlich, wo die großen Bazare sind und weiland die mit Alleen geschückte Doppelreihe der genuesischen und venetianischen Waarenmagazine stand, eine Moschee aus behauenem Gestein, ganz in stambulischem Geschmack mit hohen Fenstern und Säulen, an Eleganz des Baustyles und an Größe, so viel man (1840) urtheilen konnte, noch über den Byzantinerbau von St. Chrysoce-

phalos. Seitdem man Paskewitsch in Baiburd gesehen hat, thun sie in Trabosan gewaltig fromm. Denn zu gleicher Zeit erheben sich auch auf anderen Punkten der Vorstädte, melancholisch zwischen Cypressen, geringere Bethäuser mit Thürmchen, um den Glaubenseifer zu bethätigen und Allah's Zorn von den Häuptern der Muſulmanen abzulenken. „Je mehr Wasser über den Körper abgegossen wird, desto mehr Sünden von der Seele weggewaschen werden, und je mehr Gotteshäuser man errichtet, desto stärker und fester wird die Stadt." Dies ist ein Glaubensartikel der mohammedanischen Völker, über den wir uns alles Commentars enthalten. Bequem wäre es freilich, wenn man das Verhängniß ohne eigene Kraftanstrengung durch ein Ervoto versöhnen und die moskowitischen Feuerschlünde blos durch Andachten zum Schweigen bringen könnte. — Der Leser ist wohl von selbst überzeugt, daß wir von der obrigkeitlichen Erlaubniß die Moscheen zu besuchen keine zu ausgebreitete Anwendung machten und folglich die Geduld der trapezuntischen Zeloten auf keine zu harte Probe stellten. Denn außer Chrysocephalos sahen wir nur noch die unter dem Namen „Neu-Freitag" (يكى جمعه *jeni dschumâ*) bekannte alttrapezuntische Hof- und Klosterkirche St. Eugenius an. Diese liegt in keiner der drei Citadellen, sondern jenseits der östlichen Festungsschlucht auf dem höchsten Punkt der Vorstadt, der Comnenenburg gerade

gegenüber, gleichsam wie ein natürliches Bollwerk, von drei Seiten durch Steilabhänge, Felsenwände und Tiefrisse voll romantischer Scenen, kleiner Wasserfälle, Baumgruppen und immergrünen Gerankes verwahrt und nur auf der Südseite mittelst der breitansteigenden Schiefebene sich an das Gebirge hängend. Das Gebäude ist zwar gleichfalls im obligaten Byzantinerstyl, Kreuzform, mystisches Licht und Kuppel in der Mitte, aber es ist viel kleiner und von Innen noch weit nackter und schmuckloser als Chrysocephalos, weil es lange Zeit öde stand und erst vor kurzem inwendig getüncht und zum Freitagsgebet eingerichtet wurde. Auch fehlt das Minaret statt des weggebrochenen Glockenthurms, und das Hauptportal ist zugemauert. Ein gewaltiger Feigenbaum mit breitem Blatte und einer Fülle der süßesten Früchte lehnt sich, unter üppig grünendem Buschwerk hervorbrechend, an die einst mit Fresken reich gezierte Fronte, gleichsam zum Schirm der halbzerstörten Ueberbleibsel großcomnenischer Frömmigkeit und Kunst. Das Freskenfeld war giebelförmig angelegt, Legende und Dogmatik oberhalb, und darunter links und rechts vom Thore, so viel aus den noch nicht herabgekratzten Fragmenten zu erkennen ist, die Bilder des regierenden Kaiserhauses, mit Insignien und Inschrift, von Alexius I., dem Gründer des Reiches, bis Alexius III., dem allgemeinen Restaurator verfallenen Kirchenthums und besondern Schutzherrn des Gotteshauses zum heil.

Eugenius. Die Haselstaude, der Nußstrauch, die Feige, der Lorbeer, immergrünes Gestrüppe und die schön blühende *Azalea pontica* haben das öde Viereck vor dem Portal mit der gleichfalls leeren, dem aufsteigenden Felde zugekehrten Tempelseite als herrenloses Eigenthum besetzt und geben dem alterlichen Gemäuer des Tempels einen eignen melancholischen Reiz, besonders wenn man von der Höhe herabsieht und die Sonne abendlich in die gedrückten Halbbogenfenster der byzantinischen Kuppel scheint. Statt des reichen klösterlichen Rundgebäudes aus der Christenzeit heftet sich nur noch ein türkisches Häusersegment mit hohen Holzhofthoren am Rande des Abhanges an die östliche Schmalseite des Heiligthums. Die einsame Lage des Ortes, das Panorama der jenseits der Bachschlucht sich aufthürmenden Mauer der oberen Burg, die Kaiserfresken an der buschbewachsenen Pforte lockten mich oft und wiederholt nach St. Eugenius hinauf; ich schob das Gebüsch weg, stieg auf den Feigenbaum, erwartete stundenlang das an der Wand vorrückende und in gehörigem Winkel einfallende Sonnenlicht, um einzelne Reste der jeder Freske angefügten Inschrift und die Wappendekorationen am Purpurkleid der Groß-Comnenen zu erspähen. Wenn man von so großer Entfernung gekommen ist, achtet man auch kleinen Gewinn,

In tenui labor, at tenuis non gloria . . .

Mehrere Besuche blieben — wie ich glaubte — unbemerkt; endlich das vierte oder fünfte Mal stieg

plötzlich ein ſtattlich ausſehender, noch ganz junger Mann in elegantem Turban über die Trockenmauer des Vierecks und fragte in etwas fremdklingendem Türkiſch, aber gar nicht unfreundlich: was ich hier ſuche und warum ich ſo oft hieher komme? Ich war ganz allein und antwortete reſolut: *Mesdschidün düwarinda olan suretleri görmek itschün*, „um die Bilder auf der Tempelwand anzuſehen", ſey ich einige Mal heraufgekommen. Wie ich ihm aber auf die zweite Frage: ob ich ein Moskowiter ſey, über meine Nationalität Beſcheid gegeben und mich als einen Njemetz ankündete, der aus Neugierde in der Welt herumlaufe und Bücher ſchreibe, ward er noch viel freundlicher und ſagte, er ſelbſt wäre ein Tſcherkeſſe und habe ſeinen im Kampfe mit den Ruſſen gefährlich verwundeten Bruder zu beſſerer Pflege nach Trabeſan begleitet, werde aber, wenn die Kur vollendet, wieder in das Heimathland zurückgehen, um wie alle ſeine Landsleute für die Freiheit zu ſtreiten. Mit weitläufiger Redſeligkeit ward dann erzählt, wie ſie letzthin die ruſſiſchen Kaſtelle erſtürmten und die Beſatzungen niedermetzelten, wie ſie des ruſſiſchen Blokadegeſchwaders ungeachtet mittelſt kleiner Fahrzeuge und türkiſcher Volksſympathie — den Befehlen des Padiſchahs und ſeines Weſirs in Trabeſan zum Trotz — mit dieſer Stadt und andern Küſtenpunkten Anatoliens immer noch zeitweiſe verkehren und von daher Vorſchub erhalten. Es ſey ja nicht weit herüber:

vom Bos-Depe (Mithroshügel oder St. Eugenius) könne man bei heiterem Wetter die tſcherkeſſiſchen Berge in langen blauen Streifen mit freiem Auge am Horizont entdecken. „Hätte Tſcherkeſſien — fuhr er in der Rede fort — einen König und die Alleinherrſchaft eines einzigen Häuptlings, wie andere Nationen, wären wir längſt Knechte der Ruſſen, weil ein Einziger viel leichter zu beſtechen und zu gewinnen ſey. Um alle tſcherkeſſiſchen Stämme zu erkaufen, ſey aber ſelbſt der Czar von Moskovien nicht reich genug, und will ſich auch ein Stamm, des Krieges und der Verwüſtungen müde, für ſich allein auf billige Bedingungen den Ruſſen ergeben, ſo dulden es die andern nicht, und das Recht jedes freien Mannes, bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzuſprechen, hindere Ermattung und Friedensliebe einzelner Häuptlinge und entzünde den Kampf jedes Jahr mit neuer Gluth. Gar angenehm ſey unter ſolchen Umſtänden das Leben in Tſcherkeſſien freilich nicht, weil man im Innern die Eiferſucht der eigenen Landsleute, an der Gränze aber zu Waſſer und zu Lande die Hinterliſt der Ruſſen zu bewachen habe.“ So viel verſtand ich aus der Rede des Mannes, daß ein Hauptmoment des Tſcherkeſſen-Widerſtandes, ihrem eigenen Urtheile nach, auf ihrer Regierungsform beruhe. Gleichen aber in Verabſcheuung des von andern Völkern mit ſo viel Eleganz getragenen Moskowitenjoches alle Tſcherkeſſen dem Exemplar von

St. Eugenius in Trabosan, so hätte die Lösung der Aufgabe sogar für Slavengeduld ihre Bedenklichkeit. Nur wird es manchem Leser befremdend scheinen, wie etwa ein Kaukasier ohne alles gelehrte Studium die Vortheile der republikanischen Landesverfassung über eine monarchische in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten mit so viel Richtigkeit und Takt bezeichnen könne? Entweder — so sagt wahrscheinlich hie und da ein ehrenhafter Literat des deutschen Volkes zu sich selbst — entweder ist das Erzählte geradezu erdichtet, oder der St. Eugenius-Tscherkesse hat durch eine sonderbare Verkettung unbekannter Umstände wenn auch nicht in Berlin Philosophie gehört, doch sicher beim großen Doctor Pircatezin in Memphis Philologie studirt. Denn wie könnte er sonst von Politik und weltlichem Regiment etwas wissen? Als Deutscher war ich anfangs derselben Meinung und wollte dem Zwischenredner schon die Frage vorlegen, ob und warum er etwa auch in den „Persern" des Aeschylus, V. 466, die gewöhnlich angenommene Lesart εὐαγῆ, der Conjektur εὐαυγῆ, vorzuziehen gedenke? Ich ging aber doch von meiner Idee wieder ab, weil es mir schon öfter begegnet ist, daß Leute ohne Memphis gesehen und Pircatezin gehört zu haben, doch über die menschlichen Dinge im Allgemeinen weit schärfer und verständiger urtheilen, als Staatsgelehrte von Profession. Dies war aber auch die einzige, im Grunde doch ungenügende Kunde, die

ich in solcher Nähe des Schauplatzes über den Stand des Tscherkessenkrieges sammeln konnte. Der Czar hat befohlen, daß bei den Türken über den Heldenmuth der Tscherkessen und über die Niederlage seiner Feldherrn im Kaukasus Niemand öffentlich reden soll, und der Ukas wird in Trabosan bei schwerer Ahndung in Kraft erhalten! Nur einmal noch fragte mich ein zerlumpter Islam-Patriot in einem abgelegenen Winkel der untersten Citadelle, nachdem er vorher behutsam herumgeblickt, ob es mit der Erstürmung der neun Russenkastelle durch die „Tscherkeß" wirklich seine Richtigkeit habe? Was ich vor der Abreise aus Europa mit Angabe aller Nebenumstände schon in den öffentlichen Blättern gelesen hatte, lief in Trapezunt, beinahe im Angesicht der blutgedüngten Kastelle selbst, noch erst als unbestimmtes Gerücht herum. Am Ende wollte der Eugenius-Tscherkesse auch noch die Gesinnungen der Njemetz gegen die Moskof erfahren und fragte geradezu, ob man bei uns die Russen liebe oder hasse. Sie können sich wohl vorstellen, welche Antwort ich gab und daß ich durch Hervorhebung angebornen deutschen Widerwillens gegen alles Moskowiterthum, so wie durch Beschreibung des allgemeinen Enthusiasmus über die Erfolge seiner Landsleute Deutschland bedeutend in Kredit gesetzt. „Zur Zeit „Bunabarde's", erzählte ich ihm weiter, hätten im Lande der Njemetz freilich ganz andere Gefühle geherrscht; damals habe man

den Czar vergöttert, in Liedern besungen und gleichsam angebetet, weil man seiner Hülfe bedürftig war; jetzo aber „spucken wir ihm in den Bart“,[1] weil wir ihn hoffentlich nicht mehr nöthig haben.“ Auf die Frage, welchen Lohn der Czar für die geleisteten Dienste von uns erhielt, sagte ich, daß er eigentlich gar nichts empfangen habe; im Gegentheil sey er nach Abwendung der Gefahr gebeten worden, mit seinen Leuten so schnell als möglich heimzugehen und sich nicht weiter um unsere Sache zu bemühen. — *Aferim! Aferim!* (Bravo! Bravo!) erwiederte der Tscherkesse. Panslaven und Andere, denen Waffengeklirre so nahe am Saume Europas schon unruhige Nächte macht, sehen und urtheilen im kaukasischen Drama freilich nach ihrer besonderen Weise und wünschen, der Tumult möge schon des bösen Exempels und des lieben Friedens wegen zu beiderseitiger, besonders aber des Czar's Zufriedenheit, je eher je lieber beschwichtiget werden: *»idque etiam adversus Britanniam profuturum, si Romana ubique arma, et velut e conspectu libertas tolleretur.«*

So geringe meine Fertigkeiten im Türkischen auch seyn mögen, thaten sie mir doch im erzählten Falle große Dienste. Denn während ich mit dem Tscherkessen die ersten Erklärungen wechselte, war ein türkisches Frauenzimmer unbemerkt hinter der Tempelmauer hervorgehuscht und auf den Feigen-

[1] Eigenthümliche Redensart der Morgenländer.

baum geſtiegen, in deſſen naheſtehendem Gebüſche wir die Beſprechung hielten. Der Tſcherkeſſe bemerkte es zuerſt und ermahnte mich, nicht hinaufzuſehen. Zugleich entfernten wir uns auf eine gewiſſe Strecke und ich nahm — aus Achtung für die Landesſitte — eine ſolche Stellung, daß ich den Feigenbaum nicht ſehen konnte, bis der Tſcherkeſſe die Beruhigung gab, das Weib ſey vom Baume geſtiegen und wieder hinter der Tempelmauer verſchwunden. In Trapezunt, ſagten die jungen Griechen, iſt das mohammedaniſche Frauenzimmer ungewöhnlich neugierig und zu Zeiten ſogar noch etwas mehr. Hätte man uns allein überraſcht, oder hätte ich mich nicht vertheidigen können und Rechenſchaft über mein Geſchäft zu geben vermocht, was hätte da entſtehen können?! Billig zu urtheilen hatte ich jedenfalls Unrecht, denn ich war über eine Mauer geſtiegen und in geſchloſſene Räume eingedrungen.

St. Eugenius mit Kirche und Kloſter dieſes Namens ſpielt in der Geſchichte von Trapezunt keine unwichtige Rolle. Ja, die Geſchicke des romanhaften Imperiums knüpfen ſich dem größern Theile nach an das Heiligthum dieſes, wenn wir recht urtheilen, in Europa noch nicht gekannten kolchiſchen Kalenderheros. Unabhängiges, freies Gemeindeweſen und ein aus der Gemeinde ſelbſt hervorgegangener Lokalheiliger von möglichſt großem Kredit zeigen ſich im byzantiniſchen Orient in allen Spiel- und

Unterarten als das allein Bleibende und überall sich Wiederholende. Die Religion macht hierin keinen Unterschied. Tantah, das große mohammedanische Municipium im ägyptischen Delta, feiert Allahs Eifersucht und Mohammed-Ali's Tyrannei zum Trotz jährlich die Kirmes seines endemischen Bauernheiligen „Sayd", des wunderthätigen Schirmers armer Fellah gegen die Ungerechtigkeiten der Gewalt, mit demselben Festgepränge, mit Jahrmarkt, „Phantasie" und Pilgeraufzügen wie Thessalonika die drei Demetrius-Tage und Trapezunt das Doppelfest seines Stadtheiden Eugenius. Kirchenfeste und ihre Feier waren aber in der byzantinischen Epoche, wo die Kirche den Staat vorstellte, die wichtigsten Obliegenheiten und Verrichtungen der öffentlichen Gewalt. Die höchsten geistlichen und weltlichen Beamten, ja die Imperatoren selbst, mußten bei solchen Veranlassungen Schaugepränge voll langen und ermüdenden Ceremoniels veranstalten, besonders aber Reden halten, worin man nicht selten ein vollständiges Magazin der Zeitgeschichte und zugleich Kunde über die wichtigsten Ereignisse und Anordnungen in Rücksicht auf äußere Wohlfahrt und innere Verwaltung findet. Einen Cyclus solcher Staats- und Festreden aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts habe ich — wie später zu erzählen ist — auf dem Hagion-Oros aufgefunden. Ziel und Bewegungspunkt aller großcomnen'schen Staatsdiatriben ist unabänderlich St. Eugenius,

ein geborner Trapezuntier von gutem Hause, zur Zeit des Imperators Diocletianus (281) und der allgemeinen Reaktion des alten Heidenkultus gegen die neue Lehre des Evangeliums. Eugenius war heimlich Christ und that mit zwei andern jungen Leuten aus benachbarten Bauerndörfern den ersten Schritt gegen die bestehende Staatsreligion, indem sie die Bildsäule des Mithras auf dem vorzüglichsten Lustorte der Stadtbewohner, auf dem lieblichen Hügel Mithrios (heute Bos-Depe), bei nächtlicher Weile vom Sitz herabstürzten und ihren frommen Glaubenseifer — wie sich von selbst versteht — mit dem Leben bezahlten. Zwar blieb sein Andenken nach dem Siege des Christenthums bei den Mitbürgern hoch in Ehren, aber St. Eugenius war doch Jahrhunderte lang nur gemeiner Stadtheiliger ohne auswärtigen Kredit. Erst mit Errichtung unabhängiger Herrschaft und kaiserlichen Regiments in Trapezunt durch die aus Konstantinopel vertriebenen Comnenen rückte St. Eugenius in Glanz und Rang zum Schirmherrn und himmlischen Vogt des neuen Imperiums vor, erhielt durch Alexius I. einen prachtvollen Tempel mit reich dotirtem Kloster, Jahrtag und Kirmesschmaus und glänzenden Weihgeschenken, besonders wenn Gefahr von Ikonium her den Staat bedrohte, oder die Turkomanenhäuptlinge die Gränzen der Trapezuntier ängstigten. Die Andacht ging so weit, daß sich in Trapezunt fast die ganze männliche

Bevölkerung „Eugenius“ nannte und während der Kaiserperiode keine Münze ohne sein Bild geprägt wurde. Auf den größeren Münzen erscheint er als Pontifex, auf den kleineren zu Pferd als Ritter mit Kreuz und Heiligenschein. In allen Privat- und öffentlichen Nöthen war St. Eugenius Universalpatron, und selbst die Literatur während der Kaiserzeit dreht sich legendenmäßig um diesen Mittelpunkt. Man sammelte, forschte, trug schriftliche und mündliche Ueberlieferungen aus den rückwärts liegenden Jahrhunderten zusammen und hatte am Ende eine wohlbestellte, selbst die alltäglichsten Scenen des bürgerlichen und mönchischen Lebens berührende Eugeniusliteratur, aus welcher hie und da die sonderbarsten Notizen über Geographie des Landes, über Handel und Handelsstraßen, über Kleidung, über Witterung im Hochgebirge, über Waldstatistik, einheimische Dynasten und über die Brutalitäten scythischer Garnisonen aus der Periode zu erholen sind, wo diese Eindringlinge Thron und Heer von Byzanz erfüllten. Die Hagion-Oros-Sammlung ist um so schätzbarer, da bei den wiederholten Einäscherungen der Stadt Trapezus, besonders des Klosters Eugenius, das Meiste dieser Gattung dem Gedächtniß der Menschen entschwunden ist. Die eigentliche Glanzperiode dieses kolchischen Heiligen und seines Tempels schreibt sich indessen erst aus der Periode Alexius' III. (1350—1390) her, der unter verzweifelten Umständen in Beziehung auf

innere und äußere Verhältniſſe die Regierung übernahm und in Wiedererweckung religiöſen Eifers durch glanzvollen Gottesdienſt und vermehrte Kirchenfeier noch den letzten Hoffnungsanker der fallenden Herrſchaft erblickte. Man kann wohl denken, daß bei dieſer Reſtauration und Reichsſühne der Stadt- und Landespatron Eugenius um ſo mehr eine der erſten Rollen in der kaiſerlichen Frömmigkeit und Munificenz ſpielen mußte, da Kirche und Kloſter mit allen Herrlichkeiten während des vorausgegangenen Bürgerkrieges durch Feuer verwüſtet wurden. Alexius ſtellte Beides auf Koſten des Schatzes prachtvoll her und machte, um die Gunſt des großen Schirmers um ſo unfehlbarer zu gewinnen, ſeinen Tempel zur zweiten Hofkirche, wo er zuerſt feierlich die kaiſerliche Krone und ſpäter die Hand ſeiner Gemahlin Theodora, einer Prinzeſſin aus dem zu Konſtantinopel regierenden Hauſe Cantacuzenus, empfing. Aber die Möglichkeit, die verlornen Städte und Kaſtelle wieder zu gewinnen und den turkomaniſchen Bedrängniſſen ſiegreich entgegenzutreten, war nach der frommen Vorſtellung des Imperators nur durch engere Allianz mit beſagtem Heiligen bedingt, da er ſchon früher das große ikoniſche Kriegsheer unter Alaeddin durch ſeine Wetter vernichtet hatte. Zu dieſem Zwecke ſchien außer dem Namenstage im Februar die Einführung eines neuen Feſtes zur Geburtsfeier des heil. Eugenius von beſonderer Wirkſamkeit. Man wählte den Son-

neunwendtag, die lieblichſte Zeit unter dem heitern Sonnenhimmel von Trapezunt. Der Hof, die Cleriſei und die Archonten mit allen Vornehmen und Andächtigen des Volkes verſammelten ſich auf dem von romantiſchen Scenen umgebenen Hügel Eugenius. Das Feſt dauerte die ganze Nacht, man ſang Hymnen, ſchmauste bei Fackelſchein zwiſchen ſilbernen und goldenen Leuchtern aus goldenem Geſchirre, der Wein perlte in Bechern aus Kryſtall, die Edelſteine blitzten, die ganze Pracht der kaiſerlichen Schatzkammer ward ausgelegt zum Ruhme des kolchiſchen Patrones. Der Kaiſer beſtritt alle Koſten und gab zum Schluſſe den Archonten, den Prieſtern und beſonders dem Heiligen reiche Geſchenke. Denke man ſich die lauen Lüfte einer Kolchisnacht, die von Wein und Andacht erwärmten Gemüther, das nächtliche Luſtwandeln durch Myrtenduft, unter rieſigen Baumſchatten, in die tiefen Schluchten und lorbeerbepflanzten Einöden in der Nähe des Heiligthums, das Rauſchen der kleinen Waſſerſtürze, das Flackern der heiligen Lampen im Nachtdunkel, den Geiſterſchein der Burgzinnen jenſeits des Thales und das von den Höhlungen wiedertönende Echo der geiſtlichen Geſänge, und ſage man, ob es nicht — Frömmigkeit abgerechnet — das Gaſtmahl jenes Königs von Babel ſey, der die goldenen Prunkgeſchirre aus ſeinem Schatze holen ließ. Hat denn kein Leſer in milder Juninacht, wenn die Mondſcheibe über Vallombroſa

hing und Lichtwürmchen in ungezählter Menge den nordiſchen Gaſt umſchwärmten, in die friedlichen Wellen des Arno geblickt? „Für alle geiſtigen und leiblichen Genüſſe," ſagt der kirchliche Berichterſtatter, „war bei dieſer Nachtfeſtlichkeit vollauf geſorgt, kaiſerlich und prachtvoll." [1] Man muß die Oertlichkeit von St. Eugenius ſelbſt geſehen haben, beſonders den felſengewundenen Pfad zur innerſten Thalſperre der Cascadenſchlucht gewandelt ſeyn, um den Reiz dieſer geiſtlichen Sommernacht-Saturnalien ganz zu empfinden. Die Bäume ſind wohl noch da, auch der Lorbeerſtrauch und die glitzernden Waſſerfäden im Gebüſch, aber heute iſt es ſtumm auf St. Eugeniushügel und die nacht-leuchtende Kantharide kommt allein zum Feſt. Im Grunde blieben die Künſte des frommen Fürſten doch ohne Frucht. Den Trapezuntiern waren ſie zwar Epoche der Sommerfreuden, aber das Reich vermochten ſie nicht zu retten. Das Heilmittel gegen eingetretene Staatenfäulniß iſt noch heute unentdeckt.

Hinter St. Eugenius hebt ſich Terrain und Weg, anfangs ſanft geneigt und verloren, bald aber ſchroff anſteigend, mit treppenartig aufgemauertem und ausgemeißeltem Heerpfade, auf das Plateau der Graukuppe (Bos-Depe), des luftigſten und ſchönſten Punktes mit entzückender Fernſicht in unmittelbarer

[1] *Ἑστίασιν πνευματικὴν τε καὶ σωματικὴν παυδαιζίαν.* MSC. Mont. Atho.

Nähe der Stadt. Das ist der berühmte Mithras-hügel (*Μίθριος*)[1] der trapezuntischen Staatslegenden und Chroniken, der aber heute bei den Eingebornen, ob Christ oder Mohammedaner, ohne Unterschied mit dem türkischen Namen „Bos-Tepe" بوز دپه, das ist „Grauhügel", bezeichnet wird. Der Mithrashügel trennt das halbringförmige Becken, worin die Stadt liegt mit ihrem Parallelogramm und ihren Gärten, vom Flußthale des Pyrites oder Dejirmendereſi der Türken. Wenn er auf den beiden Seiten, von der Stadt und von dem Thale herauf, nur mit Mühe zu erklimmen ist, stürzt er dagegen auf der dritten als lebendiges Gestein, wie die Martinswand bei Innsbruck, senkrecht gegen das Meer und die am Fuße vorüberziehende Straße ab. Mithros ist aber deßwegen kein isolirter Kegel, da er gleich dem Citadellen-Parallelogramm auf seiner vierten Seite mit dem Gebirge verwachsen ist und die obere Straße über die Höhe und dem Felsenkamm entlang zur Thalsohle des Flusses hinabführt. Die Höhe selbst ist eine blumige Aue und in ihrer Mitte sind die Ruinen einer von den Türken zerstörten Kirche des Prodromus, um welche sich jetzo wie in der Comnenenzeit die Handelskarawanen von und nach Iran lagern. Hier athmet der Mensch gesunde Lüfte, und das Auge

[1] Der alte Name Mithros oder Mithrios kam erst durch meinen Besuch in Trapezunt wieder in das Gedachtniß der christlichen Bewohner zurück.

überschauet mit einem Blick die unten liegende Stadt und die unermeßliche Wasserfläche bis in den innersten Winkel des Pontus, wo kaum kennbar am Horizont die blaue Linie des Kaukasus streift. Die *Azalea pontica*, die Steinnelke, die Myrte, der Lorbeerstrauch, wilder Rosmarin und Thymian bedecken allenthalben die Seitenabhänge, und auf halber Berghöhe unmittelbar ober der Gartenvorstadt erhebt sich das Frauenkloster zur „Gottverhüllten Panagia" (*Παναγία Θεοσκέπαστος*), ärmliches Fach- und Hüttenwerk, Felsenkämmerchen, verwilderte Gemüsegärten, Cypressen und eine kleine troglodytenartig in lebendigem Gestein ausgehauene Kirche mit zerstörter Fürstengruft und weggebrochenem Glockenthurm, amphitheatralisch hingelehnt an den Felsengrund, auch im Verfall noch schön. Die Klosterzellen stehen nicht wie bei uns, in der Reihe mit Corridor und Viereck, sondern dorfartig über den Bergabhang, über Höhlen, Stein und Geklüfte hingebannt, mit Gäßchen, Durchgängen und leeren Räumen. Im Garten sah ich nur drei Cypressen, aber viele Feigenbäume und reichliches Epheugebüsche, Kohl, Haselstauden und Quitten ohne Symmetrie und Ordnung mitten im Steingeklüfte. Den ganzen Compler hat man durch eine hohe Mauer gesichert und eingefriedigt. Die Tempelgrotte selbst ist hier wie zu St. Sabas in der Nähe des todten Meeres oder zu Derr in Nubien, aber nur in größerem Style, der Art ausgemeißelt, daß der

Felsen als natürliches Dach weit über die Fronte hervorspringt und ein säulengestütztes Steinvestibulum mit Ruhebänken, mit einer Kapelle an der Seite und einer Cypresse im Vordergrunde bildet. Im Innersten der Grotte, dicht am Altar, sintert Wasser aus dem Gestein und wird als Heiligthum in marmorbekleideter Vertiefung aufgesammelt. Das Licht fällt durch zwei Thüren und drei in der Vorderseite und in ungleicher Höhe angebrachte Fensteröffnungen herein, und beleuchtet matt die byzantinischen Bilder des Iconostasiums und die halberloschenen Mauerfresken, die Alles überdecken. Das regierende Haus der Comnenen, wie aus den noch nicht vollständig verwischten, den Figuren angefügten Aufschriften jetzt noch zu erkennen ist, hat sich in mehreren Generationen, mit Inbegriff sämmtlicher Sprossen beiderlei Geschlechts, auf den Grottenwänden von Theoskepastos verewigt. Noch wichtiger aber ist die Außenseite der Fronte, wo die Familie des Restaurators Alexius III. mit seiner Gemahlin Theodora, seiner Mutter Irene und der Prinzessin Eudocia, lebensgroß und kaiserlich geschmückt, in Gesellschaft von Christus und der Panagia links und rechts am Eingange aufgetragen sind. Türkischer Muthwille hat diese Kaiserfresken zwar mehrere Male verunstaltet, rohe ärmliche Kunst sie aber jederzeit, im Vergleich der höheren und unverletzt erhaltenen, ärmlich und roh wieder hergestellt. Dies sind die Bilder und ihre Inschriften,

von denen Tournefort (1701) zuerst geredet hat. Dem Vestibulum gegenüber und auf der Seite gegen die Stadt hinab steht jetzo noch auf hohen Substructionen und Gewölben die Ruine eines Prachtbaues, ein ausgebrannter Saal mit granitgefaßten Fensterbogen und der reizendsten Aussicht über den größern Theil der Stadt und des Citadellen-Parallelogramms, über das westliche Meersegment und die Waldpartie gegen das Vorgebirge Joros. Hier wehen in der Sommersonnengluth kühle Lüfte von der See herauf. Eine Nische, blau und roth bemalt, in der Seitenwand, gilt in der Klostertradition als Schah-Nischin (Kaisersitz) der Groß-Comnenen, für deren Lust- und Sommersitz man das Gebäude hält. Wie das Kloster St. Eugenius, hat man auch St. Theoskepastos, besonders in den einheimischen Fehden der Mohammedaner, häufig als Citadelle benützt, bei welcher Veranlassung erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts alle Pergamente, Goldbullen und schriftlichen Denkmäler des Klosters von der siegenden Türkenpartei ins Feuer geworfen wurden.

Nonnenklöster sind in der anatolischen Kirche wenigstens heutzutage nicht eigentlich Pflanzschulen der Heiligkeit und der freiwilligen Weltentsagung wie bei uns, sondern Zufluchtstätten für jene weiblichen Wesen, die in der Welt keine Versorgung finden. Unverheirathete Frauenzimmer eines gewissen Alters duldet man bei den levantinischen Christen nicht

gerne in der Familie. Sie haben nur die Wahl zwischen Hochzeitkranz und Klosterzelle. Man kann wohl denken, daß sich da Niemand übereilt. Wenn die aus Kerasunt gebürtige Schaffnerin die Wahrheit sagte, so hat Theoskepastos außer den eingefriedigten Baum- und Gemüsegärten keinerlei Grundbesitz und lebt ganz von dem eingebrachten Gut der Tugendheldinnen, von freiwilligen Geschenken der Gläubigen, vom Credit der Panagia und von der Händearbeit, da die Nonnen auch für die Häuser der reichen Türkenbege Flachs spinnen und wollene Socken stricken. Gegenwärtig zählt die heil. Gemeinde nur dreißig Individuen, die doch ein Gastzimmer im Stande halten und für ihr Seelenheil einen Beichtiger ernähren, der verehelicht ist und außerhalb des heiligen Bezirkes wohnt. Ich machte zufällig die Bekanntschaft des Mannes, dessen Aeußeres vollständig dem byzantinischen Kirchenstyl entspricht: lang, mager, ausgedorrt, erdgelb, zottig, schmutzig, struppig, eine Art Vogelscheuche, welche Kirchengebete liest und die Nonnen von Sünden absolvirt. Während der letzten Stürme war Schatir-Oglu, ein reich begüterter Beg von Trabosan, vornehmster Wohlthäter und Schirmvogt der armen Geschöpfe gegen Noth und Fanatismus. Im Nonnenkloster auf der Mithroshalde zu Trapezunt bedauerte ich das erste Mal während der letzten Levantetour die Geschmeidigkeit meiner Mittel. Einige Säcke Mais, einige hundert

Grusch hätten große Erleichterung und viele Freude gebracht. Sieben bis acht Mal kam ich der Inschriften und Fresken wegen hinauf, blieb stundenlang, copirte in der heiligen Grotte und im Vestibulum, bewunderte die Aussicht, athmete die reine Höhenluft und übergab der Vorsteherin nach jedem Besuch eine Kleinigkeit, übersah aber das erste Mal die „heilige Pförtnerin". In der Folge gab diese sorgfältiger Acht und hielt, als ich wieder hinaus wollte, mit beiden Händen und bedeutendem Blick die Thüre zu. Das war nun verständlich, ich sah in die Steinzelle hinein, wo ein Wasserkrug aus Thon und ein mottenzerfressener Schlafteppich die ganze Einrichtung darstellte, und zwei Grusch türkisch (15 kr. rh.) war von nun an jedes Mal die Bescherung der jammervollen Troglodytin. Ein schöner Quittenapfel, noch am Zweige hängend, erschien am Ende als Gegengeschenk. Erzbischof Constantios, dem sein Rang keine andere Erholung gestattet, kommt oft in dieses Asyl „romanischer" Tugend herauf, um sich mit den Nonnen gottselig zu unterreden, wo neben viel geistlichem Trost auch die irdische Gabe nicht fehlt. Von diesem Höhenkloster, und zwar durch eines der Granitfenster des ausgebrannten Saales, hat einst Tournefort (1701) seine »Vue de Trébizonde« gezeichnet, ein vollkommen ähnliches Bild, auf dem aber wegen der Natur des Standpunktes weder das Citadellen-Parallelogramm, noch die dreifache Burg, noch die

romantischen Thalschluchten an beiden Seiten, noch die Erdrisse, Steintiefen und Abhänge der Gartenvorstädte deutlich zu unterscheiden sind. Nur eine Reliefkarte, wie sie unsere Zeit ausgedacht, vermöchte das wahre Conterfei von Trabisonda darzustellen. In welcher Weise ließe sich sonst das Tiefausgehöhlte, das Schattige, das Romantisch-Wilde und Erhabene der beiden Schluchten wiedergeben? Die Reize der westlichen, die sich wie der Hintergrund einer Schaubühne nahe an der obern Burg schließt, haben wir hinlänglich gepriesen. Die östliche, weniger schattenreiche, zieht sich wohl eine halbe Stunde von der Stadt verengend in den Busen des Berges hinein. Am Fuße des Mithros, bald auf gebahntem, bald auf ausgehauenem Pfade, drang ich von St. Eugenius in die liebliche Einöde ohne Baum, aber grün, voll Mais- und Kürbisfelder an der Halde. Ueberall Quellen im Gestein, kleine Wasserstürze vom Berg herab, wundervolles Spielwerk der Felsenbildung! Der Mittagshimmel hing wolkenlos über der Enge, und außer dem Plätschern des Wassers und dem Gezirpe der Cicaden im Gebüsch war Alles still.

Ich möchte nur wissen und fragte mich selbst, während ich auf der andern Seite des Bächleins wieder heraus- und gegen die Schiefebene oberhalb der Kaiserburg zu den Ruinen des Theaters hinaufbog, ob an dieser Stelle John Bull, ob Jacques Bonhomme, ob ein Osmanli und Moskowiter

dieſelbe Gemüthsaufregung und ſchwärmeriſche Melancholie empfinden könnte, wie ein Deutſcher, beſonders der Alpenſohn? Leider vollenden Andere, während wir, irdiſcher Noth vergeſſend, mit Einſamkeit und milden Tinten kolchiſcher Sommerlüfte buhlen, ihre politiſchen Rechenexempel und legen der überraſchten Welt ihr Facit hin. Vom äußern Mauerumfang der Rennbahn und des Theaters ſtehen noch zugleich mit einem Theile des Bogenthores ſechs bis acht Fuß hohe Reſte in langen und zuſammenhängenden Strecken. Im Innern ſah ich blos Mais- und Kürbisfeld mit fetten Oelbäumen und einem türkiſchen, aus den Trümmern alter Gebäude aufgeführten Bauernhof in der Mitte. „Lange," ſagte der Eigenthümer des Gehöftes, „diente das alte Theatrum der Giaur als Magazin, wo Jedermann nach Belieben Steine und Baumaterial für die Stadtgebäude holte. Erſt letzthin habe man noch das abgebrannte „Mehkeme" (Gerichtshaus) von Traboſan ganz aus dieſer Ruine hergeſtellt." Was glückliche Wahl des Ortes und maleriſche Fernſicht betrifft, gehören die öffentlichen Beluſtigungsplätze der Trapezunter gewiß zu den reizendſten der griechiſchen Welt. Bildet, vom Meer aus gerechnet, die unterſte Citadelle — der Bau des Groß-Comnen Alexius III. — die erſte Stufe, die Chryſocephalos-Citadelle die zweite, die obere oder die Kaiſerburg aber die dritte Stufe des trapezuntiſchen Prachtparallelogramms, ſo kann Theater und

Rennbahn, als über alle drei hinausragend, füglich als die vierte und schönste gelten. Wo der Schloßhügel in schmaler Verkettung mit dem Berg verwachsen ist, sieht man heute noch das von den Türken zugemauerte Hoftbor, durch welches einst die Palastbewohner zu der luftigen, kaum eine Viertelstunde entfernten Rennbahn hinaufzogen und von ihren Marmorsitzen abwechselnd vor sich in gerader Senkung auf die obern Stockwerke der Burg, links in die romantische, tief ausgehöhlte Thalschlucht voll Schatten und Quellen hinabschauen, über hohe Baumwipfel, Rebschlingen, riesige Nuß- und Oelbäume aber auf das buschige Gewirre des jenseitigen Thalrandes hinüberblicken oder die blaue Fläche des Pontus mit dem Auge messen konnten. Tief unten zieht der Comnenenbau mit Thürmen, Zinnen, Epheu und Weinranken, vom Thale her im rechten Winkel über die Höhe streichend, zwischen Bäumen zum Strand hinab. Leider werden aber nur wenige Leser dieses kolchische Landschaftsgemälde mit jener inneren Wärme und Theilnahme betrachten, die allein das Mühsal der Wanderung versüßen kann. Denn wer in Europa kümmert sich heute noch um Trapezunt, um die verblichene Herrlichkeit der Comnenen und ihre Theaterpracht? In der eingestandenen Absicht, die alte Großcomnenenstadt mit ihrer Umgegend zu beschreiben, ist noch kein Europäer nach Kolchis gekommen, und wer bürgt dafür, daß sich der erste Versuch dieser

Art nicht als eine mißlungene Spekulation auf Beifall und Geſchmack des in byzantiniſchen Dingen überhaupt nur wenig neugierigen deutſchen Publikums erweiſe? Verlangen daß der Name „Trabiſonda" für Jedermann melodiſch klinge und poſthumer Enthuſiasmus für die bezaubernde Prinzeſſin Katharina Comnena nach vierhundert Jahren noch das kühle Europa erwärme, wäre doch gar zu thöricht. Nur der Preis, den die ſchöne Form des menſchlichen Körpers, das Kunſtgebilde und das Gold bei dem europäiſchen Menſchen aller Zeiten, ſelbſt in der Erinnerung nicht verlieren, ſichert dem Citadellen-Parallelogramm von Trapezunt auch im Ruin noch ſeinen Werth. Und wird es Jemand tadeln, wenn ich Monate lang dem romantiſchen Zuge nachhing und z. B. der kleinen noch von keinem Europäer entzifferten Inſchrift auf der Bergſeite des Kalo-Johannesthurms zu Liebe, in der Qual des Durſtes und der Tagesgluth wiederholt und viele Stunden, das Fernrohr in der Hand, am Felſen ſaß, bis endlich der Lichtſtrahl, im geeigneten Winkel einfallend, das Verſtändniß brachte? Ich muthe Niemanden zu, die Freude über meinen, die großen Intereſſen der Welt freilich nicht unmittelbar berührenden Fund eines alten Mauerthurms zu theilen, an welchen ſich übrigens das Andenken an eine jener Palaſtrevolutions- und dynaſtiſcher Mordſcenen knüpft, die abendländiſchem Gefühle ſo widerlich ſind, in byzantiniſch

frommen Ländern aber, wie es scheint, von jeher als stehende Praxis galten. Ungeduldig über das lange Leben und die übeln Launen seines kaiserlichen Vorgängers (Alexius IV.) stieg Kalo-Johannes als Rebell und Vatermörder auf den Thron, hat aber nachher die Werkzeuge seines Willens mit Abhauen der rechten Hand bestraft, „weil er ihnen nur den Vater gefangen zu nehmen, nicht aber zu tödten befohlen habe." Ueber so viel Tugend waren die Trapezunter des fünfzehnten Jahrhunderts (1446) höchlich erbaut, und nannten ihren neuen Imperator den „Guten", den „Wackern" Johannes. Zu Trapezunt hat sich der von ihm erbaute Thurm, in den Büchern der Europäer aber die Erinnerung seiner That erhalten.

Vielleicht noch öfter als zur Theaterruine und zum Bau des Kalo-Johannes ging ich nach St. Sophia, dem vielbesuchten und reizenden Belustigungsort der Trapezuntier zur Comnenenzeit, auf dem baum- und gartenreichen Hochufer, eine gute halbe Stunde von der westlichen Vorstadt entlegen. Der Weg selbst, an Cypressen und gewaltigen Nußbäumen, an Oelgärten, Brunnen und Kapellentrümmern längs der Strandhalde fortziehend, ladet durch natürliche Reize in der Morgenfrische und in der Abendkühle zum Lustwandeln ein. Was ich schon früher im Vergleich der beiden Festungsschluchten bemerkte, fand ich hier vollkommen bestätigt: das ganze

Füllhorn ihrer Schöpfungsmacht hat die Natur über die Abendseite von Trapezunt ausgeschüttet. Fürwahr, ohne Gefühl müßte seyn, wer die sanft ansteigende Uferlandschaft, die schwellenden Hügel, das Wiesengrün, die milden Schwingungen der langen, Baum an Baum gedrängten, über Thal und Höhe ziehenden Laubgehölze ohne Entzücken betrachten und ohne Linderung des inneren Sturms die milden Lüfte athmen kann! Heiligthum und Mönche fehlten an keinem byzantinischen Vergnügungsorte, aber das Kloster von St. Sophia ist abgebrochen; Grundgemäuer mit Bruchstücken eines Portales, Fries und Meißelwerk bezeugen heute noch Umfang, Styl und Pracht. Die Kirche wird zwar vom türkischen Bauernvolk der Umgegend als Bethaus benützt, hat aber in ihrer ursprünglichen Gestalt durch mohammedanischen Fanatismus weniger gelitten, als die Kirchen in der Stadt. So weit die Hand des Menschen mit Pinsel und Spitzhammer reicht, sind die Freskomalereien freilich überall mit Kalk bedeckt oder weggekratzt, in den höheren Theilen aber, besonders in den Kuppeln und Rundbogen, sind sie überall noch frisch und unverletzt. An der Fronte ist ein Vestibulum angebracht, mit einem Säulenbogen auf jeder der drei freien Seiten, doch sind die Säulenpaare dünn und allzeit von ungleicher Ordnung. Hier sind die Wandmalereien fast ganz verschwunden, die Mauern durch Wachfeuer angeschwärzt, die Platten

des Fußbodens weggebrochen, der Frontbogen aber ward durch eine Kaffee- und Wachstube verbaut für die Dorfkanoniere während der Russenkriege. Einige Schritte von der Kirche entfernt, wie das Baptisterium der Dome in Italien, steht dasselbe Gebäude im verjüngten Maßstabe, d. i. eine Kuppel über dem Durchschnittspunkt zweier gleichlangen Kreuzbalken mit offenem Bogeneingang auf drei Seiten und mit der Apsis auf der vierten. Das Ganze dieser niedlichen Halle ist ein Freskenfeld, eine wahre Pöcile, mit einer Frische, Festigkeit und Eleganz in Farbe und Richtigkeit der Zeichnung, dergleichen man sich, Weniges auf Hagion-Oros ausgenommen, nicht erinnert irgendwo in byzantinischen Ländern gesehen zu haben. Die Kirchen der anatolischen Christen waren eigentlich Bildergallerien für göttliche, und in Trapezunt, wie es scheint, auch für dynastische Dinge. Ich möchte wissen, ob das kaiserliche Haus der Comnenen auch vor seiner Vertreibung aus Byzanz schon diesem Geschmacke huldigte, oder ob es sich erst nach seiner Restauration in Anatolien mit solch eifersüchtiger Angst ihren Unterthanen nicht nur in Prachtsälen und weltlichen Gebäuden, sondern selbst im mystischen Heiligthum der Religion als unmittelbarer Client, und gleichsam als Tischgast und Altargenosse der himmlischen Schaaren entgegenstellte. Gott und der Imperator sollten in Gebet und Vorstellung des gläubigen Volkes allzeit vereint und ver-

bündet erſcheinen, und ſo wenig ſich der Menſch in ſeinem Frevel an die Gottheit wagt, eben ſo unantaſtbar ſoll ihm der Thron der Comnenen ſeyn! Erſt in St. Sophia kam ich zu vollem Verſtändniß dieſer byzantiniſchen Reichspraxis. Aber eben weil dieſe kaiſerlichen Tempelfresken überall die untere Stelle einnahmen und ſich gleichſam den Blicken der Betenden aufdrängten, traf ſie die Hand des Fanatismus auch überall zuerſt und am kräftigſten.

Die Verzierungen des Giebelfeldes und des um die ganze Außenſeite herumlaufenden Tempelfrieſes, Weinlaub und Trauben, apokalyptiſche Thiere, bibliſche Figuren, Arabesken, Schnörkelwerk, beſonders Taubenpaare, mit Symmetrie und Sorgfalt in Hautrelief ausgeführt, könnten ſelbſt kundige Architekten lange und nützlich beſichtigen. Der ſtumpfe, weitmündige, etwa 120 Fuß hohe Glockenthurm ſteht zwölf Schritte von der Kirche entfernt, ganz iſolirt am Rande des Uferabhanges. Die Form iſt viereckig, die Steintreppe aber, die zu dem 20 Fuß über der Grundfläche angebrachten Eingange hinaufführte, halb weggebrochen. Mit Hülfe einer von türkiſchen Dorfjungen hergebrachten Baumleiter der roheſten Art, konnte ich die Thüre erreichen und kam unmittelbar in eine Freskenkammer, die auf drei Seiten hell erleuchtet war, auf der vierten aber einen apſisähnlichen Ausſprung mit drei kleinen Lichtöffnungen hatte und gleichſam ein Tempelchen in verjüngtem Maße vorſtellte. Die

Bilder selbst sind hier nur kirchlicher Gattung, insbesondere aber die Figuren verstorbener Klostergeistlichen zahlreich und, wie eine am Fensterbogen angemalte Jahrzahl besagt, um 6941 der byzantinischen Zeitrechnung (1433 n. Chr.) aufgetragen. Dagegen erkennt man auf dem hoch umrandeten, aber halb zerstörten und verwitterten Freskenfeld der Außenseite des Thurms unterhalb des Apsisausspunges noch deutlich drei Figuren in Diadem und kaiserlichen Gewändern mit erklärenden Inschriften zur Seite, von denen aber nur einzelne Worte, aber kein einziger Personenname dem Wetter und dem Spitzhammer entronnen sind.[1] Auf einem behauenen Sandstein wenige Fuß über der Grundfläche sieht man deutlich und tief eingegraben die byzantinische Jahrzahl ϛϡλε, 6935, d. i. 1427 unserer Zeitrechnung, und vielleicht gründet der berühmte französische Asiaminor-Forscher Texier gerade auf diesen Umstand seine Meinung, daß der steinerne Glockenthurm von St. Sophia jünger als die nebenanstehende Kirche sey. Eine kindische Lokalsage mißt, durch die Gleichheit der Benennung verleitet, die Erbauung von St. Sophia zu Byzanz und St. Sophia zu Trapezunt demselben Meister bei, während letzteres offenbar eine Schöpfung der Großcomnenen und zwar aus den ersten Zeiten des Imperiums ist. Das in der Form des einfachen

[1] *Μέγας, Αὐτοκράτωρ, Κομνηνός, Ἀνατολῆς, Κύρ* u. s. w. verrathen hinlänglich, was da ursprünglich zu sehen war.

Adlers am Giebelfeld und auf der Außenseite der Apsis in großem Maßstabe und nicht ohne Eleganz eingehauene Reichswappen von Trapezunt liefert den sichersten Beweis. Im Schilde des byzantinischen Reiches, wie bekannt, war der Doppeladler (Ost-Rom und West-Rom); die Großcomnenen von Trapezunt, als Imperatoren von „ganz Anatolien", wählten den aufrechtstehenden einfachen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, als Sinnbild ihrer Ansprüche und ihrer Macht. An verschiedenen Stellen der neuen, von Alexius II. erbauten Citadellenmauer ist auf polirten Steintafeln eingemeißelt der einfache Adler, bald allein, bald von ruhenden Löwen begleitet, als Wächter und Hort von Trapezunt zu sehen. Dieselben Zeichen in Gold gestickt sind, wie die Thiergestalten auf Orestes Kleid,[1] im Purpurgewande und in den rothen Halbstiefeln der Kaiserfresken eingewebt. Nur wenn sich ein Großcomnen als orthodoxer Imperator von Byzanz gerirte, wie Johannes Comnenus II. (1279—1297), erscheint am Gewande auch der Doppeladler als Zeichen der Herrschaft über beide Continente. Eine feingestochene, unterhalb des von den Türken muthwillig verunstalteten Wappenschildes der Tempelmauer angebrachte Grabschrift trägt die Jahrzahl 6801 byzantinischer

[1] *ἰδοῦ δ' ὕφασμα τοῦτο, σῆς ἔργον χερός·*
σπάθης τε πληγάς, εἰς δὲ θηρίων γραφήν.
Aeschyl. Choeph. v. 231.

Aera, d. i. 1293 n. Chr., als Todesjahr des Weihmönches Gerasimus.[1] Demnach ward Kirche und Kloster zu St. Sophia bei Trapezunt nicht früher als 1204, aber auch nicht später als 1293 christlicher Zeitrechnung erbaut. Die türkischen Bauern des Dorfes und der umliegenden Gehöfte sind seit den Zeiten der Eroberung in den Rollen der Küstenkanoniere eingeschrieben und in dieser Eigenschaft auch vom Aerar bezahlt. Für den gemeinen Mann beträgt der Sold freilich nur zehn Grusch türkisch, d. i. einen Konventionsgulden des Monats oder sechs Theresienthaler des Jahres, wie ich von einem erwachsenen Jungen des Orts hörte. Aber auch für diese Kleinigkeit sind die armen Leute besorgt, wenn das von Sultan Mahmud neubegründete Soldaten- und Conscriptionswesen erstarken sollte. Kanoniere aus Stambul, meinte er, kommen zuletzt auch in die Provinzen und verdrängen die alten landsäßigen Milizen überall aus Dienst und Brod. Der Türk will nicht nur keine Abgaben zahlen, er verlangt von der Regierung noch Jahrgehalt als Preis des Gehorsams und der Hut ihres errungenen Guts. Die nämlichen Staatsbegriffe und großartigen Anmaßungen haben sich auch der Unterthanen des Königs Otto bemächtiget, und die Regierung des griechischen Reiches in Schwierigkeiten verwickelt, die

[1] *Κατὰ τὸν πρῶτον μάϊον . . . . . ἐκοιμήθη ὁ δοῦλος τοῦ θεοῦ Ἱεράσιμος ἱερομόναχος ὁ Βρα . . . . ςῷά.*

man in Europa nicht kannte und nicht zu berechnen verstand. Pfaffe, Palikar, Kapitän und Archont betrachtet sich als selbstmächtigen Eroberer des Landes, das gemeine Volk aber als seine Raya und die Kassen der pedantischen Lateiner als zinspflichtiges Eigenthum. Wenn aber eine angehende Regierung Jedermann und das Interesse Aller gegen sich hat und ihre Werkzeuge doch nur aus der Schaar dieser Gegner und Mißvergnügten wählen muß, so ist ihre Stellung sicherlich wenig beneidenswerth und ihr Wille auch selten gut vollzogen.

IV.

Der immergrüne Buſchwald von Kolchis und das Höhlenkloſter Sumelas.

Gegen meine frühere Gewohnheit mit dem erſten Satz ſogleich in medias res hineinzuſpringen, ſchicke ich dieſes Mal ein kleines Präambulum dem Fragment voran. Wie ſollte man auch ſeine Rolle verläugnen und ohne Entſchuldigung mit einer gemeinen Agogiaten-Scene vor dem geehrten Publikum erſcheinen, das zu Anfang allzeit nur Gewichtiges ſehen will? »On ne flatte que le pouvoir,« ſagen die politiſchen Roués, und ich als ächter Poblicola und Leſer-Courtiſan (in Deutſchland von jeher ein ungemein ergiebiges und einträgliches Gewerbe) buhle aus demſelben Grunde nur um Beifall und Gunſt der Vielen, d. i. der Geiſt- und Geſchmackvollen, deren Zahl und Bedeutung — was man auch immer am Wolchow und am Iliſſus gegen uns ſagen mag — im deutſchen Volke jetzt ſchon überwiegend iſt und ſichtlich mit jedem Jahre wächst. Denn bei uns wie in Japan lieſt auch ſchon der Mittelsmann

und findet, sonderbar genug, daß ein mit Sorgfalt, Freimuth und Ebenmaß gebauter Satz, sobald er auch Gedanken hat, viel schöner klinge als die erbauliche, aber ungebürstete und vertraulich-leere Rhapsodie. Um den Ruhm eleganter Form und reicher Composition zu spenden, ist aber selbst der gewaltigste Potentat nicht stark genug. Das vermag allein das Publikum. Wer diesem Idole opfert und nach dem Lob der Bedachtsamkeit, der guten Wahl und des kräftigen Gedankens strebt, wird doch nicht zu tadeln seyn? Daher aber auch dieses Mal die viele Sorge und die große Aengstlichkeit des Wanderheldens. Denn abgesehen von der unscheinbaren Eingangsscene ist vielleicht die Erzählung überhaupt nicht werth, vor die Elite der deutschen Lesewelt zu treten. Welcher Verständige z. B. möchte wohl Aug' und Sinn von saftstrotzenden, nicht breitgetretenen, sondern energisch-gedrängten und frischgefärbten Privatartikeln aus Berlin über Pommer'sche Provinzialverhandlung, Code pénal und Nachdruck weglenken und auf eintägigen Pilgerritt von Trapezunt zu dem Heiligthum der kolchischen Melasgrotte — sey es auch der Amarantenwald — hinüberwenden! Ein Opus in Octav ertrüge neben der bessern auch die schwächere Partie, aber das Journal greift überall nur nach dem, was neu, schwungvoll, belehrend und angenehm zugleich. Neu ist es vielleicht, was ich sage, aber ein Hagion-Oros ist es nicht. Doch hat Europa an byzantinischen Land-

ſchafts- und Sittenbildern überhaupt noch keinen Ueberfluß, und namentlich wird eine genügende, aus Lokalanſichten hervorgehende Schilderung des Höhlenkloſters Sumelas erſt hier zum erſtenmal gegeben. Von den beiden Europäern, die es bis jetzt beſuchten, war Herr Dr. Zachariä von Lingenthal (1838) der erſte. Hr. Zachariä blieb aber nur wenige Stunden in der Grotte und gedenkt ihrer auch nur ſo flüchtig im Reiſebuche, daß der Treue ungeachtet ſein Schattenriß im Sinn der Zeitgenoſſen doch nicht haften kann. Hr. Zachariä reiste für oſtrömiſche Juſtiz, weniger um ſein Auge an Rhododendron und Azalea Pontica zu weiden, als um Varianten aufzuſuchen für die Baſiliken und für den Armenopulos.[1] Ich aber ſtreifte als Abenteurer frei und ſorglos durch die Länder von Byzanz; mich entzückt der Wald, die ſanfte Schwellung des Höhenzugs, der immergrüne Buſch, ſelbſt Noth und Entbehrung ſind für mich Genuß. Wo Andere eilen, bleibe ich liegen,

[1] Mit dieſer Bemerkung will man dem anderweitig trefflichen und lehrreichen Inhalte des benannten Reiſewerkes in keiner Weiſe zu nahe treten. Wenn ſich der Verfaſſer in ſeiner Darſtellung überall der Kürze und Nüchternheit befleißt, aber die Wahrheit ſtets zur Seite hat, ſo iſt es für den Leſer nur Gewinn. Uebrigens begreift man, daß ſich Herr von Zachariä in unmittelbarer Nachbarſchaft des geſchwornen Feindes aller „Rhetorik, Sophiſtik und Phraſenmalerei“ ſchon des lieben Friedens wegen Gedankenwärme und Redeſchwung verſagen mußte.

horche auf den dumpf und regelmäßig wiederkehrenden Wellenſchlag der Pontus-Sunde und betrachte noch weit lieber als alte Pergamente die Menſchen und ihre Sitten.

„Nein, mit ſolchen Thieren reiſe ich nicht, man muß andere beſtellen, und überdieß ſehe ich nur drei; wo iſt das vierte für den Sohn des Hauſes, der uns ebenfalls zur Panagia ins Gebirge folgen wird?“ Mit dieſem Gruß empfing ich die beiden Begleiter Theodor und Baſili, als ſie am 8. September Morgens drei ſchmächtige, abgetriebene und von langem Faſten entkräftete Laſtpferdchen zur Pilgerfahrt nach dem Melasberge in den Hof hereinbrachten und die armen Thiere ſogleich mit Heißhunger über das zwiſchen den Steinen hervorſproſſende Gras herfielen. „Die Pferde,“ meinte Theodor, „ſeyen gar nicht ſchlecht, ja die billigſten und beſten, die er zu dieſer Zeit mit allem Fleiße und aller Sorgfalt für meinen Dienſt in Trabiſonda finden konnte; an ein viertes für den armeniſchen Jungen wäre jetzt gar nicht zu denken, und man dürfe ſich nur Glück wünſchen, ſo weit gekommen zu ſeyn.“ An all dem Gerede war natürlich kein wahres Wort, wie ich es wohl ſelbſt fühlte und zugleich auf den betrübten Geſichtern des nebenan ſtehenden und der Verhandlung ſtumm zuſehenden Marim-Oghlu und ſeiner andächtigen Mutter las. Miethpferde der derbſten und kräftigſten Gattung, zu zehn Gruſch (2½ Francs) per Tag, gab es

besonders unter den Moslim und christlichen Armeniern der Stadt und Umgegend in Ueberfluß. Trabisonda lebt ja vom Verkehr und jeder Bauer, der Feuerung oder Lebensmittel zu Markte bringt, tritt ohne viel Unterhandeln und Zeitverlust mit etwas Brod in der Tasche die auf drei Tage berechnete Sumela-Wanderung an. Theodor, verschmitzt wie alle seines Glaubens und seines Geschlechtes, wollte beim Handel etwas verdienen. Nicht alle Tage, mochte er denken, kommt ein Nemtzios nach Trabosan und reitet ins Gebirg hinauf, um alte Pergamente anzusehen. Wahrscheinlich hat er die elenden Rosse um halben Miethpreis gedungen, mir aber wie billig das Ganze angerechnet und den Profit mit seinem Freunde Basili, dem Unterlehrer und nebenher Küchendiener im Consulat, brüderlich getheilt. Damals konnte ich mir noch nicht helfen, lernte aber später zu Larissa in Thessalien bei ähnlicher Veranlassung griechische Agogiaten-Praxis, leider zu spät besser kennen. Der Türke und der Armenier behandelt seine Lastthiere ungefähr wie der Deutsche, füttert reichlich und nimmt aber auch gewöhnlich höhern Lohn als der Grieche, der, um die Nebenbuhler aus Verdienst und Concurrenz zu drängen, nicht nur selbst nichts ißt, sondern auch sein Pferd bei strenger Arbeit zum Fasten zwingt. Was sollte ich aber thun? Es waren des Consuls Leute: Hr. Gherſi hatte eleganten Reitzeug, der Erzbischof eine geistliche Ermahnung an den Klostervorstand und

der erſte Archont der griechiſchen Commune noch ein beſonderes warmes Empfehlungsſchreiben an die für tückiſch geltenden Mönche des Wallfahrttempels mitgegeben. Die Zeit verrann, ein Strahl der Morgenſonne blitzte ſchon im Epheuthau der Mauerwand, der Tag zur Reiſe war ja feſtgeſetzt und das Gemüth in einer Stimmung und Wanderluſt, die ſich ohne gefährliche Störung des innern Friedens nicht bekämpfen ließ. Nur der junge Marim-Oghlu grämte mich; es war gleichſam ſein erſter Flug aus dem väterlichen Hauſe; o die Freude! Der lange Ritt und zwar mit einem Franken zum großen Heiligthum; die ſchönen Wälder, die heiligen Mönche, das wundervolle Bild! Das Alles ſoll verloren ſeyn! Es war dem Jungen nur um den Ablaß und die geiſtlichen Gnaden, die er fromm geſinnt für ſich und ſeine Mutter gratis gewinnen ſollte. Ich tröſtete ſo gut als möglich, er ſollte auf meine Rechnung ſelbſt um ein Laſtthier ſehen und nacheilen, ich bezahle Alles. Und ſo ritten wir gleichwohl, von drei Agogiaten zu Fuß begleitet, auf den hungerigen Thieren zum Thor hinaus gegen den Meydan (Platz), auf dem breiten Stiegenweg der Kloſterhalde zur Hochebene des Bos-Depé hinauf, wenig mehr als eine gute halbe Stunde von der Stadt. An der Ruine des Johanniskirchleins hielten wir kurze Raſt und genoſſen der wundervollen Fernſicht. Tief unten am Fuße der Kuppe lag die Stadt; Trabiſonda ſchien noch ausgeſtorben; nur

einzelne Gruppen verhüllter Türkenweiber wallten, vom Brunnen kommend mit antiken Waſſerkrügen auf dem Kopf, langſam ihren Hütten zu. Vor uns lag der Pontus ſpiegelglatt, und im Wipfel der langen Kloſtercypreſſe ſpielte noch — wir ſahen es deutlich — der kühle Morgenhauch, der ſchon im nächſten Augenblick dem hinter Iſpir heraufſteigenden Gluthgeſtirn des Tages wich. Schon im Begriffe fortzuziehen blickten wir noch einmal nach der Prachtſcene um und ſahen, wie zuerſt eine graulicht-düſtere Rauchſäule und bald nachher der Iſtambol ſelbſt hinter dem Waldvorgebirge Joros (Hieron Oros) hervorbrach und in ruhiger Majeſtät entſchieden und kraftvoll, wie der charakterfeſte Mann durch das Leben geht, das lange Segment der Trabeſunda-Bucht durchſtrich. Ach, es kommt vom Occident, vielleicht mit freudiger, vielleicht mit unheilvoller Kunde aus dem theuren Heimathlande! Der europäiſche Leſer in ſeiner Ueberſättigung und Salonsbequemlichkeit wird ſich nur mit Mühe erklären, welche Freude, welche Ruhe ich beim Anblick des wundervollen Automaten aus Byzanz empfand. War es nicht die Brücke, der ſtarke ſichere Damm, durch welchen hochherziger Magyarenſinn das entlegene Kolchis dem innerſten Winkel Germaniens nahe bringt? Wer den ſchwimmenden Dampfpalaſt gegen den Molo von Trieſt, Livorno oder Neapel ſteuern ſieht, den ergreift es nicht ſo mächtig, als wenn er daſſelbe Schauſpiel von der Höhe des

Tafelberges von Trapezunt erblickt. Ich fühlte mich der Heimath näher, ich wich nicht von der Stelle, warf dem freundlichen Argo-Boten Grüße zu, die er einladend durch Blick und Zeichen gleichsam zu erwidern schien: „Was eilest du? Du fliehst vor deinem Glück! Ach Hüon, Hüon komm zurück!“ Doch wir gehorchten dem Rufe nicht. Mußte ich nicht in das Waldrevier der Kolchier, zur Panagia des Melasberges hinauf, um den Preis der Wanderschaft, das Vließ *meines* Argonautenzuges abzuholen? Das Schiff verschwand hinter dem Castell und wir kehrten schwereren Herzens das Antlitz dem Gebirge zu. Die luftige Höhe Bos-Depe und ihren Zusammenhang mit der Thalseite des Pyrites haben wir — der freundliche Leser erinnert sich vielleicht — im vorausgehenden Fragment geschildert. Nach einer Stunde Rittes ungefähr kamen wir zu einem muldenförmig eingesenkten Fettgrund, den man hier wie dergleichen überall in byzantinischen Ländern, *Mesarea* nennt. Im Tiefpunkte der Mulde sieht man deutlich die Spuren einer ausgetrockneten Süßwasserſammlung, zur Comnenenzeit wie jetzt noch unter dem Namen *Skylolimni* (Hundssee) bekannt. Das Gefilde strotzt in üppiger Fülle, Maisstengel über zwölf Fuß hoch, Kräuterwiesen mit Iris von seltener Pracht: am Hügel, am Wege, am Muldenrande, am Felsgehänge der Boden überall von dichtgedrängtem, breitblätterigem, hellgrünem Strauchwerk umsponnen und auf der Höhe

rechts ein türkisches Herrenhaus, ein Landedelsitz, heiter und einsam zwischen Bäumen an die Halde hingelehnt. Die Weinrebe, unten bei der Stadt noch kärglich gezähmt und mit dem Messer in Schranken gehalten, ist hier aller Zucht entwachsen; hier sah ich sie zum erstenmal wild; mit kleinbeerigen Trauben behangen kriecht sie über Felsen, steigt auf die Bäume hinauf, schwingt sich, wie die Lianen auf Hagion-Oros, in kunstlosen Guirlanden über den Erdspalt und wuchert ungebändigten Triebes noch mitten im Dornbusch. Aber sie buhlt umsonst, Niemand streckt bei der Fülle *süßer* Trauben die Hand nach *ihren* Früchten aus. Das Herbe, das Zuchtlose verschmäht der Mensch überall, in der Rede, wie im Genuß. Kommt aber der Wanderer aus der Einsenkung von Skylolimni auf die Steinhöhe des entgegenstehenden Muldenrandes, thut sich auf einmal eine unvermuthete Scene auf: das tiefausgeschnittene, die Gebirgslinie im rechten Winkel durchbrechende, sechs Stunden lange Pyritesthal mit seiner hellgrünen Flachsohle und dem zwischen dunkelbelaubten, kräftig geschwungenen Seitenwänden perspectivisch leuchtenden Silberband des Waldstromes in der Mitte, erscheint wie durch Zauberschlag plötzlich vor dem Blick. Die Thalwand ist steil, man sieht wie sich links weit unten die Wasser durch Baumreihen und Gebüsche wälzen, hört aber wegen der Höhe des Standpunktes das Rauschen ihrer Strömung nicht. Die immergrüne, selbst von gefühllosen

Osmanli gepriesene Waldzone der Kolchier lag vor uns, und was sich die Phantasie in jugendlicher Schwärmerei so oft vorgezaubert hatte, zog sich nun in weit schönerer Wirklichkeit zu beiden Seiten des Querthales dunkel und schweigend in unbekannte Ferne auseinander. Vom Strande, wo der wasserreiche Thalbach in den Pontus mündet, waren wir in gerader Linie kaum erst eine Stunde Weges entfernt und sollten denselben Tag noch bis nahe an seine Quellen in der geheimnißvollen Oede des Melasberges wohl zehn gute Stunden von Trapezunt hinaufdringen. Vom Standpunkt der schönen Aussicht führt der Weg über einen Felsenkamm bald in treppenartig eingehauenen Stufen, bald an furchtbaren Abgründen am Drachenbrunn vorüber zur Thalsohle hinab.[1]

Wir litten empfindlich von der Hitze und lagerten etwa nach dreistündigem Ritte seitwärts vom Wege auf einer grasreichen buschbewachsenen Aue nahe am Bach unmittelbar am Eingang in die Waldzone, wo es lieblich kühle vom Thal herausfächelte und die Schatten dichtbelaubter Bäume die Gluth der Sonne mäßigten. Die Thiere, von der Last befreit, suchten

[1] Nach der einheimischen Sage soll der Gründer des trapezuntischen Reiches, wie der Johanniter auf Rhodus, ein grausenhaftes Ungethüm mit Hülfe der Panagia an diesem Brunnen überwunden haben. Daher der Name Drachenbrunn (*Δρακοντοπηγάδι*) bis auf diesen Tag geblieben ist.

ſich die Nahrung ſelbſt, für die Geſellſchaft aber bereitete der Chaldier Theodor aus den mitgenommenen Vorräthen mitten im Gebüſch den Morgentrunk. Der Ort ſchien beſonders reizend: von beiden Thalwänden rauſchte es ſilberrein über Felſen aus Laubwald und dunkeln Schluchten mit Gemurmel in den Pyrites herab; der Nußbaum, die Eiche, die Eſche, die Eller,[1] die Platane, der Tamariskenſtrauch und beſonders Ulmen voll zahmer Weinreben bedeckten beide Ufer und im Hintergrunde ſtand eine bewohnte Burg mit Wartthurm, hölzernen Lufthallen und Mauerwerk, mitten unter bebauten Gründen, auf hohem Waldhügel zur Hut des Thales. Rieſenhaft über die ganze Scene ragten die ſchatten- und waſſerreichen Laubholzwälder der immergrünen Zone herab. Eine Waldkuppe von wundervoller Schwellung hatte von ferne ſchon das Auge entzückt: ein dunkles Vließ von Ahorn- und Ulmenlaub wallte dicht und ohne Lücke über die breite Wölbung von der Thalmatte hinauf bis zum ſchöngezogenen Gipfel. Bergkuppen ſolcher Formen begegnen uns in Europa nicht. Das ſind „die langen Wälder und die lieblich geſchwellten Höhenzüge“ des Byzantiners Eugenicus.[2]

[1] *Κλήθοι* nach joniſcher Form, was aber in Trapezunt gegen die Regel neugriechiſcher Rede Klethri, nicht Klithri geſprochen wird.

[2] *Δρυμῶνες μακροὶ καὶ βοννῶν ἡμερωτάτων ὄγκοι.* ***Chosh-oghlan*** (Schön-Junge) iſt die türkiſche Benennung dieſer ſchönſten Laubkuppe des immergrünen Waldes.

Wie Andere die Schöpfungen der Kunſt und der menſchlichen Eitelkeit mit Worten rühmen, ſo preiſe ich die unvergängliche Pracht und die ewigſchönen Meiſterwerke der Natur. Vor gefühlvollen Leſern werde ich nicht zu erröthen haben, wenn ich ſtatt fortzueilen länger als es europäiſche Ungeduld erträgt bei dieſer ſchön geſchwungenen Kuppe der Amaranten verweile und ihren in Europa unbekannten Ruhm verkünde. Sollten geringe Zeilen wie dieſe bis auf die Nachwelt kommen und ſollte das Schickſal je einen Wanderer deutſchen Blutes an den Pyrites bringen, ſo möge er daſelbſt meiner Rede gedenken, wie ich jetzt den Zeitgenoſſen die längſt vergeſſenen Namen Clavigo und Eugenicus ins Gedächtniß rufe. Auch ſoll er die Mühe eines kleinen Umweges zum Flußübergang nicht verſchmähen und tiefer in das ſchweigſame Dunkel des unentheiligten Waldes dringen. Welcher Flor! Welcher Pflanzentrieb! Welche Lianenpracht! Wie reich und kryſtallhelle es überall aus dem Boden quillt!

Hic gelidi fontes: hic mollia prata, Lycori!
Hic nemus: hic ipso tecum consumerer aevo.

Die gelbe Azalea Pontica und das Purpur-Rhododendron erfüllten obwohl verblüht die Luft mit Wohlgeruch und bildeten mitten unter den ſchlanken, glattrindigen, hochſtämmigen Rieſen des Waldes zugleich ein mächtig wucherndes und undurchdringliches Unterholz voll Lieblichkeit, voll Duft und Farben-

ſchmelz. Hier iſt der Gartenſchmuck der Natur noch unverwüſtet. Der Buchs, bei uns ein verzwergter Zierbuſch, ſchmückt als immergrüner Baum den Wald. Einſtündiges Verweilen in der Einſamkeit und Stille des kolchiſchen Waldes hebt die Seele höher und ſpricht beredter zum Herzen als hundert fromme, aber langweilige Katecheſen im Occident. Waſſer und Waldſchatten des „Choſch-Oghlan" werden ſelbſt von den Osmanli in Traboſan geprieſen und die chriſtlichen Bewohner der Stadt und Umgegend — wie die Begleiter erzählten — freuen ſich jedes Jahr auf das Feſt Mariä Himmelfahrt (15. Auguſt), an welchem Andacht und Luſtbarkeit der Kirmes und Volksverſammlung bei der „Panagia des Thales (ἡ Παναγία τῆς κοιλάδος)" hinter der Waldkette wenigſtens auf einige Stunden die Knechtſchaft ihres Glaubens und die Schmach verlorner Herrſchaft vergeſſen lehren.

Erquickt und neugeſtärkt wollten wir die liebliche Stelle verlaſſen, als der junge Marim-Oghlu zu ſichtlichem Verdruß meiner griechiſchen Begleiter auf einem flinken Pferd und in Begleitung des armeniſchen Agogiaten die Straße herabkam und, beſſer beritten als wir Uebrigen, die aus ſechs Individuen beſtehende Sumelas-Karavane noch um zwei vermehrte. [1]

[1] Das rechtwinklig — wie oben bemerkt — den kolchiſchen Berggürtel durchbrechende Pyritesthal bildet die Haupt-

Bis zum Dorfe Dſchevisluk, wo wir nach der Mittagsſtunde eintrafen, rechnet man ſechs gute Wegſtunden oder zwei türkiſche Poſtſtationen (Menſil) von der Küſte, und doch findet man auf der langen Strecke nur ein ärmliches Dorf von Schmiede- und Bäckerhütten zum Gebrauch der Waarenführer. Ein heller von der ſchönen Choſch-Oghlanſchlucht herabrauſchender Bach fällt hier in den Pyrites und eine ſchmale holzgedeckte Brücke führt über den Strom gegen die Schlucht hinauf. Wir ſelbſt ritten noch am linken Ufer fort bis ungefähr eine Stunde vor Dſchevisluk, wo den Wanderer eine Steinbrücke auf die andere Seite des tiefen, im verengten Thale von röthlichen Uferfelſen zuſammengedrängten Waſſers bringt. Trachyt und Baſaltgeſtein in Säulenform brachen überall zwiſchen Buſchwerk und Baumſchlag zu Tage, und nicht ohne Verwunderung über die ſonderbaren Gebilde ſahen wir auf dem anderen (linken) Ufer kurz vor Karydia eine über vierhundert Fuß hohe ſteile Felſenwand ganz von regelmäßig und im ſchönſten Ebenmaße übereinander geſchichteten Lagen dünngeſchnittener Baſaltſäulen

karavanenſtraße zwiſchen Trebiſond und dem Euphratſtrom bei Erſerum und Erſendſchan. Obwohl ſtellenweiſe ſchmal und roh gepflaſtert, duldet der Weg doch kein Fuhrwerk, und die Waaren von und nach Hocharmenien werden auf Laſtthieren geſchleppt, deren lange Züge und mancherlei Bedürfniſſe die vorzüglichſte Nahrungsquelle der dünngeſäeten Bevölkerung des Gebirges ſind.

aufgethürmt. Dicht am Fuße dieses kolchischen Säulenspieles strömt der Bach vorüber. Die Spaltung des Thales läuft von Nord nach Süd und die Mittagssonne brannte in der Enge mit verdoppelter Gluth, bis uns endlich das romantisch gelegene Karydia (Dschevisluk) inmitten seiner Wasser, seiner Schatten und seiner sommerlichen Lüfte Labsal und Erquickung schuf.[1]

Karydia ist das Koblenz von Kolchis, ein Centralpunkt und Trivium im großartigsten Maßstabe, in welchem gewissermaßen drei streng geschiedene und scharfausgeprägte Thalungen mit ihren vier- bis fünftausend Fuß hohen waldbekränzten Wänden und zwei krystallhellen Wasserströmen zusammenlaufen. Denn eigentlich endet das Pyritesthal, durch welches wir von Trapezunt hereingekommen sind, in Karydia oder geht vielmehr sich spaltend in zwei Nebenthäler auseinander, die mit der Wurzellinie stumpfe Winkel bilden. Linker Hand öffnet sich breitmündig und flach-

[1] Den Leser soll es nicht beirren, wenn man die oben mit Dschevisluk bezeichnete Ortschaft auf einmal Karydia nennt. Ersteres ist nur die türkische Uebersetzung des letzteren, da *Καρύδιον* und جوز *dscheris* dieselbe Bedeutung haben, لق *luk* aber dem iranischen stan und dem deutschen Suffixum lig, lich, heim entspricht. Den griechischen Namen kennt nur der Christ des Landes, den türkischen aber Jedermann. Auf deutsch würde man den Ort „Nußheim," auf italienisch Noceria und Nucetum auf lateinisch nennen.

ſohlig das eigentliche Nußbaumthal mit ſeinem waſſerreichen Bach, rechts dagegen engſchluchtig und dicht verwachſen das Thal von Matſchuka.[1]

In ſo ferne Schatten und Fülle ſtrömenden Waſſers zu den vorzüglichſten Reizen einer Landſchaft gehören, hat die romantiſch-liebliche Landſchaft um Karydia einen merklichen Vortheil ſelbſt über Trebizond, von welchem der ſanftfließende Pyrites durch den vorſpringenden Strandfelſen der Mithraskuppe über eine halbe Wegſtunde entfernt iſt. Beſonders maleriſch liegt dem Dorf Dſchevisluk gegenüber, hoch ober der

[1] Der Name Pyrites iſt heute vergeſſen und das ſchöne Thal hat nur die türkiſche Benennung Dejirmendereſi, das iſt Mühlthal, Mühlbach, von *dejirmen* دكرمن die Mühle und *dere* دره Thal oder Bach. Zur Zeit des chriſtlichen Imperiums und zwar im vierzehnten Jahrhundert beſtand noch der alte griechiſche Name, wie unter andern aus einer Stelle im Reiſebericht des oft gerühmten Gonçales Clavigo (1404) erhellt: *e este dia fueron dormir acerca de un rio que ha nombre Pechix, en una iglesia yerma que onde estaba.* Clavigo ging von Karydia rechts in die Matſchukaſchlucht zum Kaſtell Zigana, welches laut zuverläſſiger im Lande ſelbſt erhobener Berichte eines Augenzeugen heute noch unter dem alten Namen beſteht. Die verworrenen und höchſt unkritiſchen Ausgaben der Periplen des Pontus Eurinus verſetzen den Pyrites weit öſtlich nach Laſiſtan in die Nähe des von den Alten Bathys genannten Tſchorak-Su in Guriel. Wollte man „Pyritesthal" wie Karydia ebenfalls ins Türkiſche überſetzen, ſo ware es Tſchimſchirdereſi چمشردرسی oder vulgär ausgeſprochen Schimſchirdereſi.

waldigen Eingangsschlucht ins Matschukathal, auf der Spitze eines von der Berghalde herausspringenden laubbekränzten Promontoriums ein türkisches Herrenhaus, weitläufiges Gehöfte und antiker Sitz eines weiland unabhängigen Landedelmannes oder Dere-Beg, wie man vor Sultan Mahmuds Reformen diese reichen und die untern Volksklassen auf eigene Rechnung plündernden Feudalherrn Kleinasiens nannte. Die Aussicht von dieser luftigen Höhe über die Thäler ist weit und entzückend. Söller, von dünnen Holzsäulen getragene weite Lufthallen und zahnig ausgezackte Thurmzinnen schauten zwischen Gruppen hochstämmiger Ulmen auf die unten vorüberreitenden Fremdlinge herab. Diese kolchischen Dere-Bege waren nicht etwa Edelleute, die während der schlimmen Jahreszeit in Städten wohnten und nur den Sommer über auf ihren Landgütern saßen. Sie waren Territorialherrn mit Souveränitätsrechten über ihre Erbdistrikte und bildeten von Geburt aus die Opposition gegen Einfluß, Uebergriffe und Erstarkung irgend einer, sey es zu Ikonium, zu Trabosan oder zu Stambul wirkenden Centralgewalt Anatoliens. Sie hatten nach Zerstörung des trapezuntischen Reiches mit den Gütern und Burgen auch die Rechte und die politischen Grundsätze jener turbulenten Archonten übernommen, deren verrätherischer und meuterischer Sinn eine so traurige Rolle in der Chronik von Trabisonda spielt. Nicht alle wohnten so lieblich wie

der „Thalfürst" oder Dschevisluk. In den unzugänglichsten Stellen des Gebirges auf Felsenspitzen, am Rande hoher Steilwände und gähnender Risse hatten sie sich Kastelle aus Stein erbaut mit gewölbten Thorgängen und eisenbeschlagenen Pforten, zu denen ein schmaler, im Felsen ausgehauener Schlangenpfad oder häufig eine dünne über den Abgrund gespannte Brücke aus Weinreben führte. Viele dieser kolchischen Archontensitze hat die Hand der Osmanli bei der Einnahme des Landes gebrochen, andere hat die veränderte Sitte der Zeit verödet und ihre dachlosen Vorliese und das gelblicht verwitterte Gemäuer der wuchernden Brut immergrüner Lianen zur Wohnung überlassen. Am untern Pyrites, zwischen Trabosan und Dschevisluk, sahen wir keine Ruine dieser Art; erst wie wir von letztgenanntem Orte links ausbeugend in das „Nußbaumthal" hineinritten, begegneten uns zu nicht geringer Ueberraschung diese melancholischen Zeugen kolchischer Vergangenheit. Isolirte Rundthürme und Burgtrümmer mitten im Gehölze der waldigen Steilhalde, bald auf buschichten Vorsprüngen, bald auf abgeglätteten und nur gleichsam mit Flügeln zu erklimmenden, oben spitz zusammenlaufenden Felsennadeln mit unbegreiflicher Kühnheit hingezaubert, machen im schweigsamen, lieblich-öden Thale voll wilder Oelbäume und Weinranken mit Epheu, voll Azaleen, Feigenstauden und kolossalen Nußbäumen auf europäische Gemüther einen süß-schwärmerischen,

heimathlichen, Leuten ohne Gefühl nicht zu erklärenden Eindruck. Man glaubt sich plötzlich unter die gebräunten Kastellruinen eines rhätischen Alpenthales versetzt, und wer seit Ulysses' Irrfahrten hätte ohne Melancholie der fernen Heimath und ihrer waldgeschmückten Berge gedacht! Das Thal selbst, in der Sohle eng und flach, in den Seitenwänden aber kühn aufsteigend, ist voll romantischer Scenen: Laubwald mit immergrünem Gestrüppe überdeckt bis zur Region des Nadelholzes und der kahlen Alpenweiden hinauf den Waldrand, an welchem die Ruinen sind und der Weg vorüberführt, während auf der Seite gegenüber Basaltriffe mit wundervollem, von der Natur selbst im Geschmacke eines gothischen Tempels ausgemeißeltem Gethürme, mit Schnörkelei und Höhlenwerk mitten unter Buschgrün zu Tage stehen. In einer niedrigen Felsenwand, an deren Fuß der Bach vorüberrauscht, hat man etwa achtzehn Fuß ober der Wasserfläche eine senkrecht eingemuldete Vertiefung von unten bis oben durch künstliches Mauerwerk geschlossen und als Klause für einen Weltüberwinder eingerichtet. Der innere Raum soll bei einer Länge und Höhe von zehn Fuß nicht mehr als drei Fuß Breite haben. Drei schmale Fensteröffnungen in der Mauer lassen das Tageslicht hinein und statt des Zugangs sind leiterartige Einschnitte im senkrechten Gestein angebracht, die nur mit Hülfe eines oben befestigten Strickes zu erklimmen waren. Die unterste Leiterstaffel bespült

der Pyritesbach und ſchloß den büßenden Troglodyten von der Welt und ihren Verderbniſſen aus. Sehen konnte der Klausner durch die ſchmalen Fenſterritzen, wie die Weltleute jenſeits des Baches vorüberwallten zum Gnadenbild der Panagia von Sumelas, aber reden konnte er mit ihnen nicht, weil das Waſſer dazwiſchen rauſchte. Gegenwärtig hält ſich Niemand in Kolchis für einen ſo großen Sünder, um ſolcher Buße bedürftig zu ſeyn. Die Klauſe des Nußbaumthales ſteht ſchon lange leer.

Ermattet vom langen Ritt kehrten wir, um die Mittagsruhe zu halten und das frugale Mahl zu nehmen, dieſer Tugendwohnung gegenüber in einer Hütte am Wege ein. Der Wirth war ein Landsmann unſerer Agogiaten, hatte ganz die ſchattige Miene der Kolchier und redete neben dem landüblichen Türkiſch auch noch das Matſchuka-Griechiſch des Gebirges. Auf die Frage, was es zu eſſen gebe, kam die troſtreiche Antwort: ἔχομεν ἀπ' ὅλα, „bei ihm finde man Alles.“ „Habt ihr Eier?“ Nein! „Habt ihr Wein?“ Nein. „Habt ihr friſches Fleiſch?“ Nein. „Habt ihr vielleicht Geräuchertes?“ Nein. „Was habt ihr denn in eurer Hütte?“ Wir haben Zwiebel, Brod, Salz und Branntwein! Das Brod aus Mais und Sorghum-Mehl war veilchenblau; wir aßen es aber doch und verſchmähten in der Noth ſogar den kolchiſchen Raki nicht. Am Ende entdeckten wir noch in einem verwilderten Gartenbeet einige

Gurken, die uns im Hunger große Dienste thaten. Wir füllten zweimal eine tüchtige Schale mit Gurkensalat, aßen das blaue Brod dazu und bereiteten zum Schlusse den Kaffee. In der Zwischenzeit suchten die Pferde, eben so klug als die Menschen, wie zur Morgenrast ihre Kost auf gemeinem Weideplatz am Weg und tranken ohne Sorge ihrer Führer aus dem Brunnentrog. Man kann es nicht oft genug wiederholen, der byzantinische Grieche ist in Allem das Gegentheil von uns, er ist hart gegen sich und gefühllos gegen den Nebenmenschen wie gegen das Thier. Erwerben und besitzen ohne zu genießen, ist seine größte Lust.

Nach einstündigem Ritt von der Hütte, im Ganzen zwei Wegstunden von Dschevisluk, schloß wieder ein hohes, querüber laufendes steiles Waldgebirge das Nußbaumthal, oder spaltete es vielmehr auch hier in zwei, wieder in stumpfen Winkeln links und rechts auseinander laufende Seitenschluchten von ganz entgegengesetztem Charakter. Obgleich das Nußbaumthal schon enger, tiefer eingerandet und romantisch einsamer schien als der große Bergspalt von der Pyritesmündung bis Dschevisluk, so war doch, wenige Unebenheiten ausgenommen, die Sohle beider in der Hauptsache eben verlaufend und drang aus der heitern und in die Ferne schimmernden Wasserströmung überall jenes gleichförmige und melancholisch-liebliche Rauschen hervor, welches der Lyrik so viele Bilder, dem schwärmerischen Gemüthe der Deutschen

aber so wehmüthige Empfindungen leiht. Aus den Seitenschluchten, vor deren waldverschlossener Mündung wir bald nach vier Uhr Nachmittags erschienen, toste es, besonders links von uns, über Katarakten und Rollgestein des tiefeingeschnittenen Bettes herabsprudelnd, wild und geheimnißvoll in das Nußthal heraus. Eine Steinbrücke ohne Geländer schwingt sich an der Wegscheide hoch in weitem Spitzbogen über das Flußbett, und von der Halde des jenseitigen Thalrandes sieht ein Dorf mit niedrigen, flachbedachten und halb im Boden vergrabenen Steinhütten, wie sie Xenophon im kolchischen Gebirge beschreibt, in das Thal herab. Wir gingen aber nicht über die Brücke, blickten aber auch nicht ohne geheimes Grauen in die langgestreckte, engspaltige Waldschlucht zur linken Hand, deren dunkelbekleidete Wände weit über die Baumregion, im Ganzen vielleicht über fünftausend Fuß in die Lüfte ragten. Im innersten Winkel dieser romantischen Waldöde, unfern der Doppelquelle des Burbaches, drei bis vier Wegstunden vom Eingange wo wir standen, ist das Höhlenkloster der Panagia von Sumelas. Die Luft hatte schon abendliche Tinten. Das Thal ist wenigstens über die Hälfte hinein gleichsam ohne Sohle und der Weg führt zuerst in kühnem Schwung durch die üppig wuchernde Laubvegetation der Seitenhalde bis zur Gränze des Nadelholzes hinauf, dann an Kapellen und furchtbaren Abgründen endlich haldeabwärts bis

in den Tiefgrund der innern Schlucht, wo eine gedeckte Holzbrücke über den zwischen Granitblöcken herabschäumenden Bach zu einem schmalen Reitwege hinüberführt, auf dem man in steilen Windungen und wiederholten Bachübergängen zum Fuß der Klosterfelsenwand gelangt. Dieser Weg über die Steilhalde und besonders durch die Tiefschlucht ist sorgfältiger Zeichnung werth; die Partie gehört vielleicht zu den reizendsten und vorzugsweise romantischen der Waldzone von Kolchis. Die Engschlucht überhaupt schien uns noch weit schattiger und wasserreicher als die Außenregion, und einen kolchischen Obst- und Laubwald in primitiver Pracht haben wir eigentlich hier das erstemal gesehen. Wir sind durch ein Paradies gewandelt und abendliche Sommerluft fächelte aus dichtverwachsenem Geschlinge die Wohlgerüche der Azalea Pontica entgegen. Wie auf Hagion-Oros zieht sich der Weg über Gestein und Sturzabhänge in wucherndem Gebüsch, oft in Felsen ausgehauen, oft unter dem Laubdach überhängender Bäume und immergrüner Schlingpflanzen in langen Windungen durch das Laubmeer der Thalwand hinauf. Welche Pracht, wenn sich die Blüthendecke zur Frühlingszeit über die Bäume legt, wenn fragranter Azalea- und Rhododendronduft die Lüfte schwängert, die Bienen summen, die Bäche rauschen und tief aus dem rankenumschlungenen Felsenbett das Tosen des Pyrites musikalisch durch die blüthenbeschneiten Wälder dringt!

Welche Ernte, welcher Genuß für einen Griesebach! Denn hier wie auf Hagion Oros und überall im Wald der mildern Zone macht das Unterholz, der Busch, die Schlingpflanze, die Schattenblume den größten Reiz. Die Myrte und den Lorbeer sah ich wohl, auch Hypericum mit der „brennend gelben Blume" erkannte ich im Vorüberreiten, erinnere mich aber nicht den schönsten Schmuck der Athosöde, *Arbutus Unedo* und *Andrachne*, begegnet zu seyn. An ihrer Stelle hat die Natur die zwei oft genannten, die Sinne entzückenden, mit unglaublicher Dichtigkeit und Fülle aus dem Boden strotzenden, alles nebenbuhlerische Gebüsch überwuchernden und mit einer in Europa nicht geahnten Blüthenfülle geschmückten Stauden der Azalea und des Rhododendron eingepflanzt. Die Haselstaude und die Weinranke scheinen hier daheim zu seyn; Feigen-, Nuß-, Birn- und Apfelbäume mit Maßholder, Cranion (so nennt man in Trapezunt das altgriechische *Κράνον*, der Hartriegel), Mispeln, Eschen, Grüneichen, Ulmen, Buchen, baumhoher Bux und riesig dicke Platanen leben hier ohne Neid und dicht gedrängt im vollsten Trieb. Weder fehlt hier je in der Mittagsgluth für die Glockenblume der Schatten, noch der Brunn am Weg für müde Wanderer, noch für die Kräuterwiese der perenne Bach. Wo sich der aufsteigende Pfad von seinem höchsten Punkt wieder schief gegen den innern Thalgrund hinunterneigt, ist eine länglichte,

dünn eingeschnittene Steilschlucht, zu deren Schmückung die Natur ihre ganze Kraft aufgeboten hat; nirgend ist die Belaubung dunkler, das Gehölze dichtverwachsener, der Fruchtwald mannigfaltiger, die Buschvegetation strotzender, nirgend schleicht die Weinranke üppiger und hartnäckiger über Mispeln, Feigen-, Birn- und Waldäpfelbäume, nirgend murmelt Brunn und Bächlein lieblicher als in dieser schönen Schlucht. Wir streiften an die Region des Nadelholzes, und die schöne hellgrüne Tanne erschien jenseits des Baches mitten im Dickicht des üppigsten Buchen-, Hasel- und Ulmenwaldes. Senkrecht *ober* uns war ein kolchischer Einödhof aus Holz gezimmert mitten im Wiesengrund; auf felsichtem Waldaussprung tief *unter* uns lag ein zweiter mit glattem Schindeldach und einem Kürbisfeld vor der Thüre. Schnitter, Männer und Weiber, mit der Sichel in der Hand und dem Heubündel auf dem Rücken — eine Bergscene aus Schalders in Tirol — begegneten uns von den Wiesen kommend mitten im Gehölz. Statt des Rockes hatten die Weiber von vorne und von rückwärts wohlgefaltete türkisch-rothe Schürzen umgebunden und zwischen beiden Schenkelseiten guckte das weiße Pantalon hervor. Ist das alte Kolchistoilette aus der Zeit wo Xenophon mit den Zehntausend durch diese Gebirge zog? Sie grüßten auf griechisch, waren Christen und dienten der Patronin ihres Thales, der Panagia von Sumelas. In byzan-

tiniſchen Ländern, beſonders wo ſie vor den Europäern ſicher ſind, plagt man die Leute nicht viel mit Tabellen, mit A B C und langen Katecheſen. Faſten und die Lateiner haſſen iſt für den großen Haufen die ganze Religion. Und doch meinten wir, die halbverfallene, von einem über den Abgrund hinausragenden Felſen links am Wege aus Ulmendickicht und hellgrünem Gebüſch herabſchauende Rundkapelle ſey in dieſer Einöde eine Bürgſchaft allgemeiner Chriſtenliebe, ſanfter Menſchlichkeit, und die »*Mater amabilis*« im Ulmendickicht müſſe allen Vorübergehenden mildern Sinn verleihen.

Im Laube ſäuſelte es ſchon abendlich, die Bäume warfen lange Schatten, und noch zog es ſich endlos zwiſchen den beiden Waldwänden in das Thal hinein. Doch kamen wir noch bei gutem Lichte die große Tiefſchlucht zum Pyrites hinab um daſelbſt einen Pflanzentrieb zu bewundern, wie ihn gewiß kein Menſch in Europa je geſehen hat und mit dem ſich von den uns bekannten Strichen nur der Hagion-Oros meſſen kann. Es wird den Leſer ermüden, wenn wir nach wiederholten Lobreden auf die Kolchisvegetation noch einmal vom Rieſenwuchs der Nuß- und Kaſtanienbäume, von der ungewohnten Buchen-, Ulmen- und Platanenpracht, noch einmal und zwar in geſteigertem Accent von der luxurianten Fülle des oftgeprieſenen Pontusſchmuckes der Azalea und des Rhododendron, von der ſaftigen Ueppigkeit des ſett-

grünen Lorbeerstrauches, der Myrte mit dickem Schaft, des wucherischen Laubwerks aller Art in dieser zaubervollen Wildniß reden. Und doch drängt sich das Wort aus der Brust. Der Pyrites brauste dumpf über Kataraften, Schnellen und niedere Sturzfälle, zwischen Granitblöcken, dichtem Laubgewirre und geilem selbst das Rinnsal überwucherndem und beengendem Geschlinge mühevoll sich hinauswindend, die lange Schlucht hinab. Von den beiden Seitenwänden plätscherten die Alpenbäche durch Busch und Gebölze in langen Streifen und in kurzen, beinahe regelmäßigen Zwischenräumen in den Pyrites hinab. In dieser romantischen Oede überfiel uns die Nacht, und plötzlich -- wir beugten um einen dunkelbewaldeten Felsensprung -- schaute die Vollmondscheibe vom nahen Alpeneinschnitt des innersten Thalwinkels zwischen hohen Ulmen und Riesenkastanien durchscheinend in die Tiefe herab. Wir erschracken beinahe wie vor einer geheimnißvollen Lichtgestalt einer andern Welt. So riesig dünkte uns das Antlitz, so bedeutungsvoll der Luna Blick! Aber bald ward das Thal so enge, der Wald so düsterbelaubt, das Gebirge beiderseits so hoch, daß die Lichtscheibe eben so plötzlich als sie uns erschienen war, wieder verschwand und wir uns nur mühevoll im Nachtdunkel über gedeckte Brücken, Seitenbäche, Felsenvorsprünge und Krümmungen des Pfades großentheils zu Fuße durchwanden, bis wir aus der Thalnacht hoch über uns

in der gewaltigen Höhle einer senkrechten Felsenwand, vom Monde hell erleuchtet, das unersteiglich scheinende Kloster der Panagia erblickten. Man denke sich die Scene, das Abgeschiedene im innersten Winkel der grünen Schlucht, die steilen mit geringer Spaltung rasch ansteigenden, wenigstens sechsthalb tausend Fuß hohen Waldwände, eine riesige Vegetation, voll Laub, voll Bäche, die Silberfäden der Alpenkatarakten im Mondlicht aus dem Laube glitzernd, unten der rauschende Bach, stille Waldeinsamkeit, ein milder Septemberabend, stundenweit keine menschliche Wohnung, oben auf der Gränzscheide zwischen Laubholz und Nadelwald, mitten in der grünen Bergseite, in Form eines aufrechtstehenden Parallelogramms, eine senkrecht abgeglättete, aus dem Waldgrün herausspringende Felsenwand mit einer halbkreisförmigen Höhle in der Mitte; oberhalb der Wand, so wie unterhalb und zu beiden Seiten, rechts und links Alles mit Wald und Grün bedeckt. Wir standen voll Verwunderung still und schwiegen. Aber erschöpft von Hunger und Ermüdung, und zugleich übermannt vom Gefühle glaubten wir diesen Abend nicht mehr die Felsenhöhe zu erklimmen. Das fabelhafte Mondlicht täuschte über die wahre Entfernung. Gerne wären wir in der Schlucht geblieben. Es rauschte wohl der Bach und der falbe Schein des Mondes stieg geisterhaft den Wald herab; aber nirgend eine Hütte! nirgend eine Labung! Voll Sehnsucht noch einmal zum

gastlichen Bauwerk der Grotte hinaufblickend, setzten wir uns nach kurzer Rast zur letzten Mühe in Bewegung. Der Pfad aus den Nachtschatten der Tiefe führt durch dichtes Gehölze von Ulmen und Haselstauden in spitzwinklichten Mäandern wohl dreiviertel Stunden (mit erschöpften Pferden) bis zu gleicher Höhe mit dem Höhlengrund auf eine kleine Ebene, wo eine Kapelle und auch gemauerte Stallung für die Lastthiere und ihre Treiber sind. Auf halber Höhe kam uns das Mondlicht entgegen und wir sahen zugleich die helle Scheibe in ruhiger Majestät über dem Walde hängen. Sey es Täuschung, sey es Wirklichkeit, der Anblick der Lichtkugel wirkte elektrisch auf die Nerven und mehrte die Kraft zur Besiegung der letzten Hindernisse! Nach acht Uhr Abends waren wir am Ziel des Tages und erwarteten vor den Stallungen der Kapelle auf einem Steine sitzend die Antwort aus der Klosterfestung. Wir hatten schon am Fuße des Berges einen Agogiaten mit den Empfehlungsschreiben vorausgeschickt, um den Vätern der Grotte unsere Ankunft zu melden. Der Bote aber, wie wir jetzt erst merkten, hatte sich gefürchtet allein den Buschwald hinaufzugehen und war nur wenige Minuten früher als wir bei der Pforte angekommen. Endlich erschien er mit der nicht gar freundlich klingenden Nachricht, „wir können hinaufkommen, wir werden noch eingelassen.“ Obwohl der Mond das Thal hell beschien und wir

dicht an der Grotte waren, konnten wir sie doch nicht sehen, weil sie der vorspringende Felsenrand verbarg. Eine tragbare Stiege aus zwei breiten und langen Baumstämmen mit Querstufen und Holzgeländer führt über einen tiefen Riß von der kleinen Stallfläche zu dem nur vier Fuß hohen, engen und mit Eisen beschlagenen Pförtchen am Rande des Felsenparallelogramms hinauf, und von dort erst geht es wieder auf einer Steintreppe von mehr als dreißig Stufen auf die Grundfläche der Grotte und zu den Wohnungen der Mönche hinab. Der Mond hatte uns, wie es scheint, durch sein Licht bedeutend gestärkt, denn aus der schnellen Bewegung der Schatten unserer Körper auf der Basaltwand merkte ich, daß wir noch rüstig zum Thore des Labsales hinanstiegen. Die Eisenpforte öffnete sich aber kaum eine Spanne breit und der Thürhüter rief halblaut und schüchtern heraus, wir möchten ihm zuerst die Waffen übergeben. — „Wir seyen friedliche Pilger zur Panagia und trügen keine Waffen." Dann ließ er uns ein und schob dicht hinter uns wieder den Eisenriegel vor.

Innerhalb des niedrigen Pfortenbogens war eine Plattform von etwa drei Schritten ins Gevierte ausgehauen und mit einer gemauerten Brustlehne gegen den Abgrund verwahrt. Da schwebten wir nun gleichsam in der Luft; hinter uns die verriegelte Eisenthüre mit der beweglichen Holztreppe außerhalb, vor uns die ebenfalls im lebendigen Gestein

ausgemeißelte Grottenstiege, rechts die bodenlose Tiefe und links die steile Felsenwand des Parallelogramms mit zwei ebenfalls künstlich eingehöhlten Kammern für den Thürhüter, der seine Station weder bei Tag noch bei Nacht verlassen durfte. Er gab uns ein dünnes Kerzenlicht in die Hand und wies uns schweigend die hohe Steintreppe hinab auf den Grottengrund. Unten kam uns Niemand entgegen, das Wachslicht erlosch und der Mond warf nur einen matten Schein in die Höhle, weil die Gebäude am Rand die Strahlen auffingen. Wir sahen ein weißgespültes Wasserbecken und hörten den von der Höhe fallenden reichen Brunnenquell niederplätschern, gingen an der Kirche vorüber, einen freistehenden natürlichen Thorbogen hindurch und eine gedeckte Holztreppe hinauf, um etwa in die Abtei zu gelangen und Quartier zu begehren. Denn offenbar hatte man unsere Empfehlungsbriefe den Vorständen entweder nicht überantwortet, oder sie waren von den schlaftrunkenen Vätern in ihrer mönchischen Indolenz nicht gelesen worden. Man hielt uns für eine gewöhnliche Karavane pilgernder Orthodoxen aus Trapezunda und folglich keiner besondern Aufmerksamkeit werth. Meine Begleiter, obgleich nicht das erstemal in Sumelas, wußten keinen Bescheid und wir stolperten, da wir weder Abt, noch Licht, noch Aufnahme fanden, wieder im Dunkeln die Holzstiege in den Hofraum hinab, wo uns endlich ein Mönch entgegenkam. „Ist denn

gar Niemand hier, der uns ein Zimmer wieſe?" Auf dieſe Rede eines der Begleiter ſagte der Mönch ziemlich unfreundlich: „Wenn man ſo ſpät noch die Leute beläſtiget, hat man kein Recht zu pochen." — „Nein, nein, wir pochen nicht, wir bitten nur höflich um ein Nachtquartier." — „Das iſt was Anderes; wenn ihr ſo redet, wird man euch gleich eine Unterkunft verſchaffen." Das Wort „Franke" hätte die Sache ſchneller zu Ende gebracht, weil man in griechiſchen Klöſtern mit dieſem Wort gewöhnlich noch den Begriff billiger Erkenntlichkeit für den verurſachten Aufwand verbindet. Die Gefährten waren zu einfältig es vorzubringen, und ich ſagte keine Sylbe, weil ich die Art und Weiſe kennen wollte, wie ſich dieſes byzantiniſche Volk unter ſich ſelbſt behandelt. Das länglicht viereckige geräumige Zimmer, in welches man uns ſogleich führte, hatte eine gewölbte Decke, einen mit Röhricht und bunten Teppichen belegten Eſtrichboden, einen italieniſchen Kamin, Ruhekiſſen an den Seitenwänden des erhöhten Raumes und zwei Rundfenſter mit Eiſengittern und Läden von demſelben Metall. Vor den Fenſtern und unmittelbar über der grauſigen Tiefe hing ein Söller von Holz, halb in Schatten gehüllt, halb vom Mond erhellt. Bald knitterte die Flamme im Kamin, von dürrem Birnbaum genährt, und aus dem Wandſchrank holte der dienende Laienbruder Matrazen hervor und legte zierlich abgenähte Decken darauf. In die Mitte hatte

er einen großen Leuchter gestellt und zugleich die Oellampe in der Nische angezündet, nachdem er vorher die eisernen Läden geschlossen hatte. Zum Nachtessen brachte er was man in Eile haben konnte: ein warmes Bohnengericht, Vegetabilien, weichen Ziegenkäse mit Honig und frische aromatische Alpenbutter von vorzüglichem Geschmacke, Brod und Wein erster Qualität. Wir fühlten uns ganz behaglich, vom Kamin strömte eine milde Wärme aus, und erquickt durch Speise und Trank dachten wir nach den Mühsalen des Tages nur an die Seligkeiten des Schlafes auf der wohlgefüllten Unterlage.

Wir hatten zum Theil schon unsere Ruhestellen eingenommen als die Zimmerthüre aufging und ein Mönch eintrat, der sich als Dolmetsch des Klosters ankündete und die Fremden begrüßen wollte. Wie wir gleich merkten, hatte der dienende Bruder aus Anzug, Accent und Redeweise bald erkannt, daß von den vier Fremden wenigstens einer kein „Romäos" sey. Der Dolmetsch oder Conventmagister sollte der Sache auf den Grund kommen, was ihm auch, ohne daß er eine direkte Frage that, in kurzer Zeit auf das Beste gelungen ist. Man sagte ihm ja bald genug, woher man komme und was man eigentlich in Sumelas suche. Er selbst war ein „Kosmogyrismenos",[1] hatte Rußland besucht und im

[1] Dies ist einer der sich in der Welt herumgetrieben.

Gefolge eines moskowitiſchen Knäs einen großen Theil von Europa geſehen. Doch ſchien er außer dem Türkiſchen keine fremde Sprache zu verſtehen. Obwohl der Mann freundlich war und die Rede mit Leuten von einiger Weltkenntniß und Lebenserfahrung allzeit angenehm und nützlich iſt, nahmen wir es doch nicht übel, daß er ſich nach einer Weile empfahl und höflich grüßend das Zimmer verließ. Hiemit, glaubten wir, ſollten die Prüfungen des Tages endlich geſchloſſen ſeyn; aber die Hoffnung war eitel, noch waren wir nicht zu Ende, denn die Thüre that ſich wieder auf und zu unſerer nicht geringen Verlegenheit traten drei Väter herein, von denen ſich der eine als Abt (Igumenos) des Kloſters ankündete, der andere aber, von impoſanterem Wuchs und herriſchem Anſehen, dem Abt mit der Bemerkung in die Rede fiel, „ſie hätten gehört, es ſeyen „Franken in Mütze (φράγκοι μὲ τὸ φεσι) in die Grotte gekommen und ſie wollten ſich höflich über die Mangelhaftigkeit des erſten Empfanges entſchuldigen,“ es habe da ein Irrthum obgewaltet, man habe Befehle ertheilt, daß es uns an nichts gebrechen ſoll, was ihre geringe Gelegenheit und ihre arme Behauſung zu bieten vermöge, und ſie kämen jetzt Willkomm zu ſagen und den Abend in Geſellſchaft und Geſprächen mit uns zuzubringen.“ Voll Schrecken über dieſes mönchiſche Programm ſtanden wir vom Lager auf, erwiederten den Gruß und verſicherten die heiligen Väter, daß

es uns an nichts gebreche, man habe uns ja wohnlich untergebracht und kräftig bewirthet, und ihre Heiligkeiten möchten nur die unvollkommene Toilette entschuldigen, in welcher wir so vornehmen Besuch empfingen; wir hätten es uns aus Mattigkeit und gänzlicher Erschöpfung bei Zeiten bequem gemacht. Die von der geist- und ideenlosen Langweile ihres Einödelebens gepeinigten Erzpriester wollten aber auf das (vermeintliche) Vergnügen sich mit einem weit herkommenden Fremdling zu unterhalten nicht so leichten Kaufes verzichten, ließen sich an den Wandkissen in der Reihe nieder und eröffneten ohne alle Barmherzigkeit den Dialog. Aus der morgenländischen Adoration, mit welcher die Begleiter aus Trapezunt die Paschafigur begrüßten, merkte ich wohl, daß es ein Mann von bedeutendem Range sey. Es war — um den Leser nicht lange in Ungewißheit zu lassen — der griechische Bischof von Samokóvo in Bulgarien, der als Exulant seit mehreren Jahren in der Grotte lebte und eben damals die beste Aussicht hatte, entweder durch Restitution seines vorigen Sitzes oder Verleihung eines andern von gleichem Ertrage endlich die Frucht langer Unterhandlungen und bedeutender Kosten einzuernten. Wahrscheinlich sehen andächtige Leser im exilirten Bischof einen Märtyrer seines Glaubens, einen Heros unerschrockenen Bekenntnisses und hartnäckigen Festhaltens an den geistlichen Immunitäten seines Standes und seiner Kirche, ein

Opfer türkiſcher Brutalität und muhammedaniſchen Chriſtenhaſſes. Ach nein! Der Biſchof hatte das Faſtenmandat gebrochen, hatte zum Entſetzen ſeiner frommen Schäflein an Mittwochen und Freitagen Fleiſch gegeſſen, ward von ſeinen eigenen Leuten verrathen, vor das Patriarchat nach Stambul citirt und hauptſächlich auf Betrieb ſeines perſönlichen Feindes, des weltlichen Oberlogotheten der „großen Kirche", ſeines geiſtlichen Paſchaliks entſetzt und nach Sumelas in Kolchis verbannt, um daſelbſt für ſeine „gottloſen Frevel" Buße zu thun. Das Alles hat er freilich nicht ſelbſt erzählt, obgleich er zu verſtehen gab, daß er den ungerechten und gehäſſigen Manipulationen des Oberlogotheten ſeinen unfreiwilligen Aufenthalt in der Grotte verdanke. Ungläubiges Nichtachten der ſtrengen Kirchenzucht ſcheint bei der hohen Prieſterſchaft des byzantiniſchen Bekenntniſſes nicht ſelten zu ſeyn. Auf Hagion-Oros, hörten wir, mangle es an Pönitenten dieſer Art ſo zu ſagen niemals. Die Mitra mit ihren weltlichen Erträgniſſen und Genüſſen iſt im Byzantiniſchen die gefährlichſte Klippe des Glaubens und der Kirchenzucht. Einige behaupten ſogar — was ich aber nicht ſo leicht annehmen möchte — in der byzantiniſchen Hierarchie im Allgemeinen dränge ſich nach Erklimmung des oberſten Gipfels prieſterlichen Ehrgeizes häufig das Gefühl des Ungenügenden, des Leeren, des Nichtigen ihrer geiſtlichen Beſtrebung und ihrer dogmatiſchen

Architektur mit solcher Gewalt hervor, daß seiner Sensualismus und grobkörniger Unglaube der Schule Epikurs als Normalgeistesstand des anatolischen Episkopates gelten soll. Daß man aber um jeden Preis dem Eindringen dieser epikuräischen Pest in die untern Volksklassen wehren müsse, lehrt sie der Instinkt ihres geistlichen Gewerbes, das im Orient weit mehr noch als im Abendland seine Wurzel in der Meinung des großen Haufens hat. Denn wie der große Hause nicht mehr glaubt, daß strenges Fasten während siebenthalb Monaten des Jahres der einzige Weg zur Seligkeit ist, geht alle byzantinische Herrlichkeit in Trümmer. Sultan und Patriarch haben gleiches Interesse die alte Praxis von Byzanz aufrecht zu erhalten und dauerhaft zu befestigen. Wirklich ist hier die Kirche in ihrer äußerlichen Erscheinung nichts anderes als die Gehülfin der weltlichen Macht, d. i. des türkischen Gouvernements, um das christliche Volk einzuschläfern und in Compagnie zu verhältnißmäßigem Antheile auszubeuten. Der aller menschlichen Natur inwohnende Neid der Kleinen gegen die Großen und der Bedrängten gegen die Beglückten ist in dieser polizeilichen Ueberwachung des Episkopats der eifrigste Bundesgenosse des ökumenischen Patriarchen. Denn das gemeine Volk bildet überall die beste Controle seiner geistlichen Oberhirten, denen es nur um den Preis gemeinsamer Leiden und Entsagung ihre Geldsucht, ihre Macht und ihr insolentes Glück

verzeiht. Daher das wohlbegründete und nicht zu erschütternde Ansehen der Hagion-Oros-Mönche durch die ganze anatolische Welt, weil die guten Väter bei allem Reichthum der Gemeinde einzeln doch nur von Noth, Arbeit und Entsagung leben. Nach Körper-Constitution und Ideengang zu urtheilen, mochte man im hochwürdigsten Grotten-Erulanten freilich weit leichter einen stürmischen Bimbaschi des Sultans von Stambul, als einen demüthigen Streiter der Kirche Christi erkennen. Er ist ein Inselgrieche aus Leros und — wie er uns erzählte — noch jung auf den Episkopalthron von Samokóvo gekommen, obwohl er von beiden Landessprachen seiner Diöcese, der bulgarischen und türkischen, nicht die geringste Kenntniß hatte. Dieser Mangel ward durch vortheilhaften Wuchs mehr als aufgewogen und die Summen hatte er auch zusammengebracht, um den Pachtschilling der bulgarischen Bischofstiara zu erlegen. Er gestand uns aufrichtig die Verlegenheiten, die er in seiner doppelten Eigenschaft als oberster Seelenhirt und erste Magistratsperson einer Bevölkerung, deren Rede er nicht verstand, in der ersten Zeit seiner Amtsführung täglich empfinden mußte. Als Civilrichter und Polizeichef mußte er mit Türken im Divan und mit bulgarischen Archonten im Munizipalausschuß sitzen, ohne von den Verhandlungen und Geschäften ein Wort zu verstehen. Ehrgeiz und Herrschsucht waren aber gute Lehrmeister, und in Kurzem redete

er beide Sprachen — versteht sich in vulgärem Styl und ohne sie zu lesen und zu schreiben — mit hinlänglicher Fertigkeit, hat aber, wie es schien, dabei seine eigene großentheils vergessen. Beinahe in jedem Satz war ein türkischer Terminus mit griechischer Declination eingeflochten. Samokóvo, sagte er, liege an der Steilseite eines tiefen Bergkessels seitwärts von der großen Heerstraße zwischen Philippopolis und Sophia; die Stadt sey gepflastert, wasserreich und mehrere Bäche laufen vom Gebirge herab durch die einzelnen »*Μαχάλια καὶ πας ρεύουν τὰ σωκάκια*,« d. i. durch einzelne Stadtviertel und reinigen die Gassen.[1] Auch die Eisenschmelzen, den Metallreichthum, die Betriebsamkeit und besonders den religiösen Sinn seiner bulgarischen Samokóvo-Schäflein rühmte und pries er an, aber nicht ohne Beklommenheit über den Verlust der „reichen Geschenke und Gaben", durch welche sie bei Gelegenheit der Feste und geistlichen Visiten des Oberhirten ihre Frömmigkeit und Gottesfurcht bewährten. Die Langweile des trägen engen Grottenlebens drückte den Mann mit doppeltem Gewicht, da er zu weltlicher Rührsamkeit, zu That und Herrschaft wie geboren schien. „Auch habe er bereits über zweitausend Grusch (über 200 Gulden Münze) an Briefgeld und Botenlohn nach Trabesunda und Konstantinopel ausgelegt, um seine Feinde zu

[1] Mahalle heißt im Türkischen das Viertel und Sokak die Gasse.

verſöhnen, um ſeinen türkiſchen Patron in Bewegung zu ſetzen und endlich Freiheit und geiſtliches Regiment wieder zu erhalten." Man kann wohl denken, daß es auch an Fragen über unſere Zuſtände, über religiöſe Verhältniſſe, und beſonders über den Geſchäfts- und Wirkungskreis unſerer Hohenprieſter nicht gebrach. Die Gelegenheit war gar zu ſchön, auf Koſten griechiſcher Episkopal-Ignoranz und weltlicher Geſchäftigkeit die Tugenden unſerer lateiniſchen Kirchenfürſten anzupreiſen, ihr profundes Wiſſen, ihren heiligen Wandel, ihre Verachtung irdiſchen Pompes, ihr verſöhnliches Weſen und beſonders ihren Abſcheu gegen jegliches Einmengen und Uebergreifen in weltliche und mit dem Seelenheil nicht unmittelbar zuſammenhängende Dinge ins glänzendſte Licht zu ſtellen. Der Mann ſah mich ganz verwundert, ja etwas ungläubig an und fragte am Ende, ob bei den Franken die Biſchöfe wirklich am weltlichen Regimente, z. B. an Handhabung der Straßenpolizei, an Schlichtung von Prozeſſen, an Einregiſtrirung von Kauf und Verkauf, beſonders aber bei Umlegung, Einhebung, Verrechnung und Ablieferung der Steuern an die öffentlichen Kaſſen keinen Antheil nehmen und nicht mit den Großen des Landes Divan halten? Auf die Verneinung aller dieſer Fragen meinte er, um das Leben eines lateiniſchen Episkopus müſſe es etwas Trübſeliges und höchſt Langweiliges ſeyn, da er nicht wüßte wie man an ihrer Stelle den langen

Tag herumzubringen vermöge. — „Gebet, Kasteiung und geistliche Sorgen für Aufrechthaltung der von beständigen Gefahren bedrohten Orthodoxie sammt Abwendung himmlischer Strafgerichte vom sündhaften Frankistan seyen bei reichlichem und gesichertem Einkommen für die Enthebung von weltlichen Geschäften voller Ersatz." Nur konnte der Bischof von Samokóvo so wenig als irgend ein anderer byzantinischer Christ diese Scheidung der Kirche vom weltlichen Polizeistaat begreifen. „Wie man denn eigentlich praktisch in zwei Gewalten trennen könne, was dem großen Haufen gegenüber doch ein und dasselbe Interesse zu verfechten habe, und ob denn nicht die Macht eine ungetheilte seyn müsse?" Uebrigens habe er schon zu Samokóvo von Leuten seiner Diöcese, die des Handels wegen in Deutschland waren, öfter gehört, daß es im Frankenland von Philosophen wimmle, einem „pestilenzialischen Geschlechte," das durch seine Hirngespinnste die Menschen bethöre und zuletzt die Dinge noch so weit treibe, daß Niemand mehr etwas glaube und Niemand mehr etwas an die Kirche bezahlen wolle. Denken und Ruhe, meinte er, können neben einander nicht bestehen. In den Ländern der Orthodoxen des Orients sey in diesem Punkte lange schon Alles geordnet und keine weitere Discussion geduldet. Daß man aber uns Franken diesen Denk- und Syllogismusteufel noch nicht ausgetrieben habe, sey offenbar die Folge der beiden getrennten und

Separat-Intereſſen verfolgenden Gewalten.“ Etwas aufgeregt durch dieſe Wendung des Geſpräches, verſuchte ich in Kürze den Bildungsgang des Occidents politiſch und kirchlich im Gegenſatze mit der Geſchichte des byzantiniſchen Reiches auseinanderzuſetzen, glaube aber nicht, daß der Stockbyzantiner viel davon begriffen habe. Mit unſerem Schul- und Kunſtgalimatias wäre bei Leuten ohne geiſtige Paläſtra, ohne Studium, Lectüre und Wiſſenſchaft ohnehin nichts auszurichten. Doch kamen dieſen Abend und den folgenden eine Menge neuer Ideen über den Occident in die Grotte von Sumelas. Der Kloſterabt ſagte ſo wenig als des Biſchofs Diakon ein Wort, beide hörten dem Colloquium ſchweigend zu. Erſt um Mitternacht merkte der gute Prälat, daß ſeinen Interlocutor der Schlaf übermanne und endlich die armen Fremdlinge vielleicht der Ruhe bedürfen. Sie entſchuldigten ihren langen Beſuch und gingen mit freundlichem Gruße zur Thüre hinaus und in ihre Zellen zurück.

Nach vier Stunden des ſüßeſten Schlummers kam der unbarmherzige Laienbruder ſchon wieder und weckte uns in den Gottesdienſt: „wir möchten nur ſchnell aufſtehen, die Liturgie beginne ſchon.“ Meine Begleiter, die eifrigen Chriſten, erhoben ſich augenblicklich, ich zögerte aber bis zur dritten Mahnung und kam endlich auch in die Kapelle, wo man ſchon ſeit länger als einer Stunde pſalmodirte. Andacht,

ich gestehe es aufrichtig, trieb mich damals nicht vom Lager; ich ging hauptsächlich aus Furcht, die Grottenleute möchten mich für einen „Philosophen", d. i. freidenkerischen Verächter ihrer wunderbaren Panagia halten und mir dann in mönchischer Tücke den Zutritt zu den literarischen Schätzen verweigern. Um es nur frei zu gestehen, wir Franken gelten in der Levante, bei Muhammedanern nicht weniger, wie bei den griechischen Christen, für Leute ohne allen religiösen Glauben und besonders von höchst unreinen schmutzigen Sitten. Um diese falsche Ansicht möglichst zu widerlegen, hielt ich gläubig bis zum Ende aus und steckte sogar nach griechischem Brauch ein Paar Dünnlichter an, wofür aber statt zwei Para deren hundertzwanzig (drei Grusch oder sechs Silbergroschen) in blanker Münze auf den Teller fielen und den geldgierigen Mönchen bedeutende Gluthen innerer Andacht verriethen. Handel und Gottesdienst gehen im Byzantinischen, wie man weiß, immer Hand in Hand. Es war heller Tag, wie wir aus dem dumpfen von unzähligen Lichtern erhellten Grottentempel traten, dessen Form und Bau wir jetzt nur im Vorbeigehen mit einem Blick übersehen konnten. Wir mußten vorerst dem Abt und dem Bischof unsern Besuch abstatten und das gestern Abend nur oberflächlich berührte Petitum in bester Form vor dem Ausschuß der heiligen Gemeinde stellen. Man präsentirte Raki, Kaffee und Süßigkeiten, entschuldigte sich aber voraus

über den Mangel an Büchern, Handschriften und Goldbullen; „es möge früher an dergleichen Dingen größerer Ueberfluß gewesen seyn, aber in zweimaliger Einäscherung des Klosters sey bis auf unbedeutende Reste Alles zu Grunde gegangen und namentlich von den Goldbullen nur eine, allerdings die wichtigste mit dem Rechtstitel ihrer Besitzungen und Privilegien erhalten worden. Die Bücher und Handschriften seyen in einer Felsenkammer ober dem Tempeldach aufbewahrt, und es stehe ihrer Durchsicht kein Hinderniß entgegen; die Goldbulle aber sey im Innern der Kapelle selbst hinterlegt und dürfe ohne Zustimmung des Gemeinderathes weder hervorgeholt noch Jemanden gewiesen werden. Er sehe zwar nicht ein, was mir die Ansicht des besagten Dokuments nützen könne und wie man überhaupt solcher Dinge wegen so weite Reisen unternehmen möge. Indessen wolle er unser Begehren der eben einberufenen Versammlung vorlegen, wir möchten nur in der Zwischenzeit das Kloster und die Kirche näher besehen und man werde uns das Conclusum später zu wissen thun." Wie man sieht, haben zweistündige Morgenandacht und die hundertzwanzig Para des Opfertellers unserer Sache keinen besondern Vorschub geleistet. Obgleich im Schreiben des ersten Archonten ausdrücklich stand: μὴν ὑποπτεύεσθε, „habet keinen Verdacht", schien das Verlangen ihren Hauptbesitztitel einzusehen doch eben so indiscret als gefährlich.

kolchiſchen Ignoranten den wiſſenſchaftlichen Gebrauch einer alten Urkunde begreiflich zu machen, war vergebliches Bemühen. „Von ſolchen Dingen nicht reden“, meinten ſie, „wäre immer am ſicherſten.“

Der Biſchof empfing uns mit denſelben Ehren wie der Abt und wollte uns in Perſon als Führer dienen, um die Merkwürdigkeiten des Grottentempels zu erklären. Die Wohnung des heiligen Deſpoten hatte etwas Idyllenhaftes. Man gab ihm das obere Stockwerk des Hauptgebäudes unmittelbar über den Zimmern des Abts, eine holzgetäfelte Wohnſtube mit zwei Alkoven für ſich und ein kleineres Zimmer mit eigenem Eingang für den Diakon. Die Fronte mit den Fenſtern ſah in die Tiefe hinab und ein Holzſöller lief auf drei Seiten an Thür und Fenſterbogen vorüber um den Bau herum, wie unterhalb vor der Wohnung des Igumenos. Ein Oratorium am Seitenende fehlte natürlich nicht, Alles von leichtem Fachwerk und mit Nußbaumholz bekleidet. Ueber die Söller ſpringt das Dach hervor, auf dünne Säulen geſtützt zum Schirm wider Regen und Sonnenſtrahl. Hier iſt Schatten und Kühlung den ganzen Tag. Wie die abendlichen Lüfte fächeln! Wie tief unten der Pyrites weiß ſchäumend über die buſchigen Klippen fällt und die Cascadenbäche gegenüber im Sonnengold von der laubbewaldeten Bergwand niederrauſchen! Wer empfindſam iſt und die Einſamkeit ertragen kann, müßte hier zufrieden und glücklich

seyn. Wie gerne hätte aber der Bischof von Samokovo diese wundervollen Scenen einer ewig frischen Natur, diese Sturzbäche und Rhododendronblüthen um das Gezänke einer gräco-türkischen Munizipalberathung hingegeben!

Wenn der Leser unter dem Ausdruck „Grotte, Höhle" eine in Krümmungen und Wendungen tief in die Felsenwand hineindringende Vertiefung versteht, wäre die Vorstellung des Sumelasklosters eine irrige. Es ist vielmehr eine Nische oder Felsenblende in kolossalem Maße von vierzig bis fünfzig Fuß Höhe, etwa hundertzwanzig Fuß Länge, mit wandartig gemeißeltem Hintergrund und nirgends über sechsunddreißig Fuß Tiefe. Auch das stolze und kraftvolle Mauerwerk der Hagion-Orosklöster ist hier nicht zu sehen: auf Steinterrassen und gewölbten Grundzimmern hat man ohne Plan und Ordnung hölzerne Bauernstuben mit Schindeldach und Söllern über der Tiefe aufgerichtet, nach Ungleichheit der Grottenkante, die einen hoch, die anderen tief und durch Holzstiegen oder Steintreppen und einen im Felsen gehauenen Thorweg mit einander verbunden. Von der lebendigen Höhlendecke sickert Quellwasser langsam, aber perenn in ein Marmorbecken herab, zur Noth für den Gebrauch der heiligen Gemeinde hinlänglich und außer Bereich feindlicher Gewalt. In der neuesten Zeit hat aber die Wohlthätigkeit eines Bürgers von Trapezunt eine reiche Alpenquelle

künſtlich in die Grotte hineingeleitet und durch das abfließende Waſſer eine neue Katarakte in langem Silberfaden über den Abgrund gebildet. Wie bei den nubiſchen Felſentempeln bildet eine in die Wand des Hintergrundes hineingemeißelte viereckige Höhlung das Schiff der Kloſterkirche, an der man nur die Apſis (das Halbrund des Presbyteriums) mit einem kleinen Kuppelthürmchen künſtlich angebaut, ſo daß die Andächtigen das Antlitz nicht dem Innern der Niſche, wie zu Ybſambol, ſondern der Mündung und der gegenüberliegenden Bergwand zuwenden und die Sonne durch das matte Glas der byzantiniſchen Fenſter bricht. Das Innere des Schiffes iſt auch bei hellem Tage ohne künſtliche Beleuchtung dunkel, und die alten Fresken auf der rauchigen ſtaubkruſtigen Tempelwand, im zierlichen Styl des vierzehnten Jahrhunderts (1360 n. Chr.) ausgeführt, waren den frommen Vätern ſelbſt eine Neuigkeit; wir haben ſie bei dieſer Gelegenheit zuerſt entdeckt. Alexius III., ſein Sohn Manuel III. und der im Frauenkloſter Theoskepaſtos begrabene Baſtard Andronicus ſind als Wohlthäter und Reſtauratoren zierlich und mit Inſchriften zur Seite, in Lebensgröße und mit lebendigen Farben dargeſtellt.[1] Wenn die Abbildung des Höhlenkloſters neben dem Bilde

[1] Die groteske Dankbarkeit damaliger Mönche ließ den frühverſtorbenen Baſtard gegen den Wortlaut der Chronik als Imperator im kaiſerlichen Diademe glänzen.

Manuels seinem damaligen Zustande wirklich gleicht, war es freilich prachtvoller als gegenwärtig. Der Bischof verlor über das lange Verweilen bei den trapezuntischen Fresken die Geduld und meinte, wenn ich solche Dinge liebe, könne er mir Besseres zeigen: das vom Evangelisten Sanct Lukas eigenhändig gemalte Conterfei der Panagia und den Cyclus neutestamentarischer Darstellungen auf der Außenseite des Halbrundes. Letztere waren ein ekelhaftes rohes Gepinsel dürrer Byzantiner Heiligen und des struppigen abgemagerten Salvators in cappadocischem Kirchenstyl, widerlich und peinlich anzusehen. Der Anblick dieser Fratzen und die langen Auslegungen des Bischofs waren gleich unerträglich, und ich bat, er möge uns doch endlich zum wunderwirkenden Conterfei der Panagia bringen. Man brannte zwei neue Lichter an und holte das Bild aus dem Adyton hervor. Ich erschrack nicht wenig über Sanct Lukas' Künstlertalent. Ein byzantinisches Farbengeklecks auf Holz, im gewöhnlichen Mönchsstyl, ungefähr eine Spanne hoch und durch die unzähligen Huldigungen der Andächtigen, fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, würde, mit Verlaub zu sagen, bei unsern Kunstrichtern nicht ohne große Mühe, als Produkt der schönen Zeit griechischen Geschmackes gelten. „Hierin", meinten die Mönche, „liege aber der stärkste Beweis für die Aechtheit des Werkes und sein hohes Alterthum." Eine silberne Einfassung in getriebener Arbeit, von

einem trapezuntischen Meister des siebzehnten Jahrhunderts verfertigt, schmückt das Palladium von Sumela. Man kann wohl denken, daß wir uns in Gegenwart der Mönche weder laute Zweifel, noch sonst eine unschickliche Bemerkung über das Bild erlaubten. Die Grotte lebt ja vom Kredit dieses Gemäldes, eigentlich der „Heuschrecken-Madonna" zum Schutz der umliegenden Landschaften Anatoliens wider das gefährliche Insekt, aber auch der Helferin wider Fieber, Unfruchtbarkeit und Noth und Bedrängnisse aller Art für Christen und Muhammedaner ohne Unterschied. Aus ganz Kolchis, aus Paphlagonien, Cappadocien und Armenien kommen Pilger, oft in Karavanen, zur Mirjem-ana (Mutter Maria) im Gebirge, beten an und bringen Opfer dar. Wir selbst sahen am zweiten Morgen, wie drei türkische Weiber aus dem zwölf Stunden entlegenen Baiburd, von ihren Anverwandten begleitet, tief verhüllt beim Frühgottesdienst vor dem Ikonostasium der Klosterkirche auf dem Boden saßen, um in ihrem Anliegen unter Beistand der psallirenden Mönche die Fürsprache der Mirjemana beim Herrn des Weltalls zu erlangen. Während der geheimnißvollen Verwandlung der Substanzen und während der Prozession des Sakramentes, wurden die „Ungläubigen" jedesmal durch einen Mönch hinausgeführt, das Evangelium aber ward noch besonders, und zwar im feierlichsten Accent, zwischen zwei brennenden Wachskerzen über den Häuptern der

ſitzenden Muhammedanerinnen abgeleſen. Der Biſchof glaubte aber zu bemerken, daß die türkiſchen Weiber, ihrer Verhüllung und ihrer Nöthen ungeachtet, gar zu aufmerkſam nach den derben Kloſterbrüdern ſchielten, und rief ihnen mitten unter der feierlichen Handlung mit ſtrafenden Worten laut vom Sitze herüber: „Schlaget die Augen nieder! Schauet nicht die Männer an!“

Von den ſechzig durch Sanct Lukas gemalten Bildern der ſeligſten Jungfrau ſind nach dem frommen Glauben der morgenländiſchen Kirche nur drei Originale bis auf unſere Zeit gekommen, aber natürlicher Weiſe alle drei auf dem Gebiete der griechiſchen Orthodoxen aufbewahrt. Das erſte und berühmteſte wird im großen Höhlenkloſter (*Μέγα Σπήλαιον*) auf Morea gezeigt, Kloſter Kykkos auf Cypern hat das zweite, das dritte aber und zwar die Lieblingsarbeit, die der heilige Maler auf ſeinem irdiſchen Wandel beſtändig mit ſich herumtrug, iſt eben die wundervolle „Heuſchrecken-Madonna“ von Sumelas, der luſtigen und ſchönen Einöde des kolchiſchen Amarantenwaldes. Die Legende erzählt ausführlich, wie dieſes koſtbare Ueberbleibſel aus der erſten Zeit des Chriſtenthums durch beſondere Fügung Gottes allen Zufällen glücklich entrann, wie es nach St. Lukas Hinſcheiden zu Theben in Böotien von ſeinen Erben nach Athen gebracht und daſelbſt bis zum vollſtändigen Siege des Chriſtenthums unter Theodoſius nicht ohne viele und bedeutende Mirakel in einem beſonderen Gotteshauſe

hinterlegt und von der gläubigen Gemeinde der Theseusstadt als der kräftigste Talisman gelobt und gepriesen wurde. Aber um die Zeit des benannten Imperators verließ das Bild ohne menschliches Zuthun seine Tempelwohnung an der Akropolis und wanderte, von Engeln getragen, durch die Wolkenhöhe morgenwärts bis in die liebliche Waldeinsamkeit ober Trapezunt, hatte aber vorher zwei fromme Jünglinge, Sophronios und Barnabas von Athen zu gleicher Wanderschaft nach Kolchis eingeladen. Mystischem Zuge folgend entdeckten die beiden Athenäer an den Quellen des Pyrites, mitten unter Laubwald und Wasserfällen, ferne von aller menschlichen Wohnung, die hohe Felsengrotte und auf einem Steine ruhend das entflohene Bild. Die Grotte ward erweitert, eine Kapelle hineingebaut und Hütten errichtet für die beiden Einsiedler aus Athen. Das war, sagt die Legende, der Anfang des Höhlenklosters der Panagia von Sumelas, das bald an Größe, Reichthum und Mirakeln wuchs. Keine Gegend in der Welt eignet sich aber auch besser zu einer Wallfahrtsstätte und zu gläubiger Stimmung des Gemüthes, als diese ewiggrüne und zaubervolle Wildniß am kolchischen Melasberge.[1]

[1] *Τὸ ὄρος τοῦ Μελᾶ.* Sonderbar genug heißt das innerste Gebirge im Sellrainthale in Tirol ebenfalls Melas. Die beiden ohne Unterschied gebrauchten Formen Melas und Sumelas entsprechen dem Doppelnamen Meru und Sumeru des indischen Götterberges.

Indeſſen ſind, wie der verſtändige Leſer wohl ſelbſt merkt, dieſe Nachrichten über erſte Begründung und frühere Schickſale des Höhlenkloſters nur unbeglaubigte Sagen und fabelhafter Legendenkram. Zuverläſſiges beginnt erſt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Vorher war es der feſten Lage ungeachtet öfter feindlicher Gewalt erlegen, verbrannt, Generationen lang verlaſſen, bald durch Privatwohlthäter, bald auf gemeine Koſten des byzantiniſchen Lokalregiments in Trapezus wieder hergeſtellt, bis es endlich durch den frommen Großcomnen Alexius III. (1360) gleichſam von neuem aufgebaut, finanziell gemehrt und in Rechten und Beſitz legal und bleibend geordnet wurde. Das Wunderbild hatte unter dieſen Umſtänden freilich auch ſeine Schickſale. Im zwölften Jahrhundert brachen die Turkmanen ein, verbrannten Gotteshaus und Kloſter und wollten vor Allem St. Lukas Pinſelwerk vernichten. Sie warfen es ins Feuer, aber wie es in ſolchen Fällen allzeit geſchehen iſt, das Feuer brannte nicht; ſie zerhackten es, konnten es aber nicht zerſtören; nur zeigte mir der Biſchof noch die Wunde von der turkmaniſchen Streitart im Geſichte des Bildes; zuletzt warfen ſie es ins Waſſer (natürlich in den Pyrites), aber das Waſſer trug es nicht fort und am Ende haben es fromme Leute wieder herausgezogen und von neuem in die Grotte gebracht, wo es alle Stürme Anatoliens überlebend jetzt noch in Nöthen der benachbarten Völkerſtämme

hülfreich wirkt und durch ungeschwächten Kredit neben der Fülle geistlicher Gnaden den Mönchen gutes Gewerbe und reichliche Nahrung schafft. Allein die Grottenleute in ihrem frommen und verständigen Sinn begnügen sich nicht mit segenvoller Beglückung von Kolchis und ihrer nächsten Umgebung, sie möchten auch den entferntesten Völkern anatolischen Bekenntnisses ohne Kosten und Mühe langer Pilgerschaft zum vollen Genusse der mystischen Schätze verhelfen. Klosterbrüder, mit rohen Kopien des Mirakelbildes versehen, betteln und streifen durch ganz Kleinasien, durch Rußland und die Donaufürstenthümer, um geistliche Sumelasgnaden gegen klingende Münze einzutauschen. Ein solcher Geldmönch ward einige Jahre vor meiner Ankunft zu Cäsarea in Cappadocien ermordet und ausgeplündert: der Mann hatte 40,000 türkische Gruschen (10,000 Franks) zusammengebracht und wollte nun die reiche Ernte durch Anatolien bettelnd in die gottgesegnete Höhle bringen. Den größeren Theil des geraubten Gutes erhielt man nach langen Unterhandlungen, während meines Aufenthaltes in Trapezunt zurück.

Ungleich weniger Profit als St. Lukas Malerei, gewährt ein Stück Holz vom Kreuze Christi. Dieses kostbare Ueberbleibsel hat der Großcomnen Manuel III. (1390—1420) aus der kaiserlichen Schatzkammer nach Sumela geschenkt, wie auf dem Silberschrein der Einfassung in sechs jambischen Trimetern ge-

ſchrieben ſteht. Jeden erſten Monatstag wird mit dieſem geſegneten Holze Waſſer geweiht und gegen mäßige Vergütung an die Gläubigen überlaſſen, vertheilt oder ausgeſprengt.

Nach dieſer Muſterung der geiſtlichen Schätze und der Lage des Kloſters im Allgemeinen, gingen wir mit dem Biſchofe in ſeine Wohnung hinauf, in welcher bald nachher der Abt in Geſellſchaft zweier Mönche mit der Goldbulle Alexius III. erſchien. „Da ſey nun der ſchwarz, roth und blau überſchriebene Fetzen, dem zu Liebe ich ſo weit hergekommen ſey und ſo viel Geld verſplittert habe!“ Es war das erſte Dokument dieſer Art, welches mir je zu Geſicht gekommen, und die Väter konnten die Haſt nicht begreifen, mit der ich es aufrollte, die ſechs Zoll hohen Porträte des Imperators und ſeiner Gemahlin Theodora, in ſchönſter Farbenpracht, mit Diadem und Purpurkleid, betrachtete und den in kalligraphiſchen Schnörkeleien wunderbar verſchlungenen Text zu leſen verſuchte. Die Rolle beſtand aus Seidenpapier und hatte etwas über einen Fuß in der Breite, aber achtzehn bis zwanzig Fuß in der Länge. Die beweglichen Goldſiegel unterhalb der fürſtlichen Bilder waren, man weiß nicht ſeit wann, verſchwunden, zwiſchen den Zeilen weite Räume und die Accente beſonders lang und deutlich ausgedrückt. Und doch hatte die Leſung ſolche Schwierigkeiten, daß zum Entziffern und Kopiren der Satzbildungen oder Zeilen

der Bulle, wohl fünf bis sechs Tage nöthig schienen. Zum Glück lag aber eine von den vier Patriarchen des Orients und anderen Kirchenfürsten eigenhändig beglaubigte Doppelkopie in gewöhnlicher Cursivschrift bei; aber die Mönche gönnten kaum die Zeit, den Inhalt nur flüchtig durchzusehen, und wie ich erst noch Miene machte, die vidimirte Kopie mit dem Original zu vergleichen, verloren sie beinahe die Geduld und wurden am Ende noch anzüglich über die „sonderbaren Launen der Franken", die auf solche alte Papiere unverhältnißmäßigen Werth legen. Ich gab dem Abt die Bulle zurück und sagte ganz ruhig, aber auf türkisch: *Kara basch ne söjlersin senün aklün dairesinden tschikti firenk semtlerinde bu schei hem ekmek hem ikram verir*,[1] d. i. „Mönch, was redest du? Du bist nicht recht bei Trost! In den Frankenländern verschaffen uns solche Dinge Brod und Ehren." Eine leichte Röthe flog dem Abt über das Gesicht und die Sitzung hatte für diesmal ein Ende. „Nachmittag wolle er mich in die Bücherkammer führen." Die erste Neugierde war befriedigt, aber weiter noch nichts gewonnen und voraussichtlich bedurfte es neuer Instanzen und verlängerten Aufenthalts in der Grotte, bis die tückischen, rohen und von allerlei Verdachtsgründen bethörten Mönche eine

[1] Wörtlich übersetzt würde der erste Satz folgender Weise lauten: „Schwarzkopf, was redest du? dein Verstand ist aus seinem Ringe hinausgesprungen."

Abschrift ihrer Goldbulle zu nehmen erlaubten. Wir beriethen uns gemeinschaftlich über die Mittel, die faulen und böswilligen Schwarzköpfe zu unseren Gunsten zu stimmen, hatten aber nur geringe Hoffnung. Eine Verhandlung über den wichtigsten Gegenstand der Staatspolitik mit dem Pfortenministerium zu Stambol erfordert kaum größeren Aufwand von Geduld und Kunst als unsere jämmerliche Angelegenheit in Sumelas, weil die morgenländische Procedur im Kleinen wie im Großen auf derselben Maxime beruht: Absolute Unthätigkeit und unbedingtes Verneinen jedes Petitums. Diese Kunst versteht hier Jedermann, und der Europäer mit seiner Hast, seinem enthusiastischen Erfassen eines Gedankens, seiner civilisirten Eitelkeit und seinem Gemüthe ist unter diesen Leuten allenthalben im Nachtheil. Indessen meldeten wir uns nach der Mönchssiesta in der Abtei, fanden aber den Vorhang vor der Thür herabgelassen, zum Zeichen, daß der Igumenos noch schlafe. Erst das drittemal war das Velum aufgerollt und ließ uns der Kammerdiener ein, aber es dauerte lange bis wir den gähnenden Abt in Bewegung brachten. In der Steinwand neben der Kapelle, etwa zwölf Fuß über der Grundfläche, ist eine geräumige Kammer künstlich ausgehöhlt, fensterlos und nur mit einer eisenbeschlagenen Thüre verschlossen, zu der man auf einer tragbaren Leiter hinaufsteigt. Hier war die Klosterbibliothek. Erst oben auf der

Leiter bemerkte der Abt, daß er in der Schlaftrunkenheit den Schlüssel vergessen hatte; er wendete sich um und warf uns einen Blick zu, der vernehmlich sagte: Seht nur, welche Last ich euretwegen habe. Zugleich befahl er in stummer Geberde einem vorübergehenden Klosterbruder den Schlüssel zu bringen, sagte aber in der Zwischenzeit selbst auf unsere höflichste Entschuldigung kein Wort. Wir wollten aber nun einmal fein und diplomatisch seyn und ertrugen das rohe Benehmen des kolchischen Mönches mit Resignation. Wie die Thüre offen war, setzte er sich verdrießlich auf die hölzerne Truhe mitten in der Kammer und sah schweigend zu, wie wir von den zerstreut auf dem Boden herumliegenden Handschriften eine nach der andern aufhoben und wieder auf die Seite legten. Im Ganzen zählten wir nahe an zweihundert Bände, größtentheils Druckschriften aus Europa, für uns ohne Werth; aber auch die wenigen Manuscripte waren nicht von Belang, und von historischen Compositionen aus der Kaiserzeit, um die es uns hauptsächlich zu thun war, überall keine Spur. Unwillen, Verdruß und Reue über vergebliche Arbeit und verlorne Mühe, hätten beinahe das Gleichgewicht deutschen Phlegmas gestört. „Lebt ihr denn ganz und gar nur wie die vierfüßigen Thiere in Mastung und Gebrüll, ohne alle Neugierde, ohne alle Forschung was früher war und welche Schicksale eure Grotte und das weiland christliche Land der Trapezuntier

hatte?“ Der Abt nahm dieſe Frage gar nicht übel, öffnete die Truhe, hob eine ungebundene Druckſchrift in Quarto heraus und gab ſie mir als Xenium mit der Bemerkung, hier ſey Alles beiſammen, was man von alten Zeiten her und aus jetzt nicht mehr vorfindigen Codices über das trapezuntiſche Reich und das heilige Kloſter wiſſe. Voll Neugierde was etwa der Inhalt ſey, machten wir der fruchtloſen Bücherſchau ein Ende und begleiteten den Abt in ſeine Wohnung, um dann allein und ungeſtört die Kunſt ſumeliotiſcher Hiſtoriographie zu unterſuchen. Die Analyſe dieſes vor etwa ſiebzig Jahren, zum Gebrauch der Brüder verfaßten Kirchen- und Wallfahrtsbuches, gehört nicht hieher. Nur war es eine höchſt angenehme Ueberraſchung darin den correkten und von einem Athosmönch mit großer Sorgfalt veranſtalteten Abdruck der langen Goldbulle zu finden, von deren Original uns der Unverſtand der Grottenleute kaum eine flüchtige Durchſicht geſtatten wollte. In der Hauptſache war es ſo viel, als wenn wir die Urſchrift ſelbſt abgeſchrieben hätten — eine weſentliche Förderung unſerer Zwecke — ohne der zerſtreuten Notizen, Citate und Sittenzüge der mönchiſchen Compilation zu gedenken. Längerer Aufenthalt ſchien jetzt nutzlos und wir beſchloſſen am andern Morgen nach dem Gottesdienſt die Grotte zu verlaſſen und mit unſerer Beute und unſeren Erinnerungen wieder nach Trapezunt zurück zu reiten. Schon um Mittag

waren feuchte Nebeldünſte vom ſchwarzen Meere her in die Berge gezogen und hatten ſich regenträufelnd über die Schlucht gelegt. Mit dem Lichte war zugleich ein großer Theil des Waldzaubers verſchwunden, und was uns am Morgen noch ſo reizend ſchien, flößte uns Abends die tiefſte Schwermuth ein. Die kalte Atmoſphäre, die Bergenge und ſelbſt der fahle naßgrüne Tagesſchimmer gaben jetzt der Kloſterniſche etwas Unheimliches und Gemüthbedrückendes. Ja das Loos eines europäiſch geſitteten Menſchen, in dieſe Oede und beſonders unter dieſe Menſchen verbannt zu ſeyn, ſchien uns — o des wankelmüthigen Sinnes — nur mit den Qualen des gefeſſelten Prometheus zu vergleichen! Wir glaubten uns wirklich an das Ende der Welt, in das unwirthliche Felſengeklüfte des ſcythiſchen Kaukaſus verbannt.

Χθονὸς μὲν εἰς τηλουρὸν ἥκομεν πέδον
Σκύθην ἐς οἶμον, ἄβατον εἰς ἐρημίαν.

Aber mehr noch als die Oede und die froſtigen Lüfte flößten uns die Bewohner der Höhle und ihr unhoſpitaler Sinn peinliche Empfindungen ein. Die Mönche von Sumela ſtehen eben ſo weit in der Großartigkeit der äußern Erſcheinung als in der Menſchenfreundlichkeit, im feinen Ton und beſonders in der ſtrengen Zucht und im ſittlichen Anſtande hinter den Hagion-Oros-Vätern zurück. Sumelas iſt ein freies Kloſter mit jährlicher Vorſtandswahl und — wie es ſcheint — mit wenig geordneter und larer Disciplin.

Ein Wort des erilirten Biſchofs, das man im Orient ohne Arges zu denken in beſter Geſellſchaft ſpricht, bei uns aber mit Schicklichkeit nicht überſetzen darf, beſchrieb deutlich genug, wie dieſe kolchiſchen Waldbrüder und Küſter der engelreinen Panagia das Einſiedlerleben am Pyrites verſtehen.

„Es iſt wahr," ſagte der derbe Deſpotis, „dieſe Mönche eſſen keine gekochten Fleiſchſpeiſen, ἀμμὰ τρῶνε χρέας ἄψητον." — Das iſt ächt anatoliſch orthodoxer Tempelwitz!

Zu meiner Zeit waren gegen dreißig Brüder eingeſchrieben, großentheils aus den Provinzen Chaldia, Cheriane und den umliegenden Hochthälern der alten Makronen gebürtig, Leute mit viereckigem Mund, viereckigem Kinn und knochigem grazienloſem Körperbau ohne alle Anmönität des Geiſtes; ungehobeltes Volk einer großen Bauernwirthſchaft, das ſich nicht einmal in der Kleidung vom gemeinen Haufen unterſchied. Die Wenigſten trugen ihre obligate ſchwarze Mörſermütze und den faltigen Ueberwurf; das rothe Fes, die weiße Filzkappe der Turkmanen mit ſchwarzem Turban, weite Pantalons aus farbigem Zeug und eine Art Paletotſack aus blauem Tuch nach Geſchmack und Vermögen, aber unſauber und grindig, ſahen wir ſelbſt beim Gottesdienſt. Eine ſogenannte Trapeza oder gemeinſchaftlicher Speiſeſaal wenigſtens für feierliche Gelegenheiten, beſteht auf Sumelas nicht, jeder lebt für ſich, ißt auf ſeiner Stube,

oft zwei, drei in gemeinschaftlicher Oekonomie, sehen sich nur im Rathszimmer und am Psalmenchor. Aber wie? denkt hier etwa ein frommer Leser, gibt es denn an diesen Dienern Gottes und der Panagia von Sumelas gar nichts Gutes anzurühmen? Sollen wir immer nur von ihrer Ungeschliffenheit, Ungastlichkeit und Unwissenheit, von ihren Tücken, ihrer Unempfindlichkeit für die Naturschönheiten der Waldöde, ihrem Mangel an Einheit, Disciplin und Sitten hören? — Ach nein! Wir sind nicht parteiisch, wir sehen auch das Gute und bekennen gerne, daß die Sumelaväter — sey es Frucht der Uebung oder der Alpenlüfte — insgesammt vortreffliche Lungen haben. Ein Mönch, noch jung, lang, hager und mit einem täuschenden Fuchsgesicht, wiederholte beim Frühgottesdienst — wir zählten genau — zwanzigmal ohne Athem zu schöpfen oder abzusetzen sein Kyrie eleyson. Wo hätten lateinische Mönchslungen des Occidents auch bei aller Nachhaltigkeit und Anfeuchtung solche Energie?

Die zweite Nacht war erquickender und ungestörter als die erste, weil der Reiz der Neuheit beiderseits gesättigt und wir insbesondere mit den Früchten der Pilgerschaft nicht ganz unzufrieden waren. Am dritten Tage früh nach dem Offizium begrüßten wir den Abt und den Bischof, vertheilten für die sehr mäßige Bewirthung auch sehr mäßige Geschenke und verließen noch vor sieben Uhr die Grotte mit etwas

veränderten Gesinnungen als wir gekommen waren. Noch ein Tag länger hätte den Krieg gebracht; beide Parteien waren gespannt, und der Franke mit dem Byzantiner kann ohne Selbstverläugnung nur kurze Zeit in Frieden leben. Die eiserne Pforte schloß sich hinter uns und wir eilten fröhlichen Muthes über die Baumstiege zur St. Barbara-Kapelle und den Stallungen herab, wo wir die Agogiaten mit den noch immer erschöpften Pferden fanden. In zwanzig Minuten raschen Ganges auf schön gebahntem Pfade durchs Haselgebüsch waren wir wieder an der Brücke des Pyrites, wo uns ein andächtiger Client noch einmal das Bild der Panagia Hodegetria gegen kleinen Lohn zum Abschied entgegenhielt. Die Sonne rang mit den wässerigen Pontusnebeln, wir aber blickten aus der Tiefe noch einmal hinauf zur romantischen Klause in der Felsenwand und ritten voll Gedanken über den uns Europäern überall feindseligen Genius von Byzanz auf dem vorigen Wege nach Trapezunt zurück.

V.

Küſtenfahrt nach Keraſunt.

Das melancholiſche *Colchicum autumnale* — die Herbſtzeitloſe mit der Safranblüthe — und der Spätflor der gelben Amaryllis am Strandriff bei Calanoma mahnten nicht weniger dringend als die ausgedorrten Maisſtengel und die herbſtlichfahlen Blätter der Gartenbäume an den flüchtigen Sommer, an das Herannahen der Pontusſtürme und an die Nothwendigkeit der Heimkehr in das Winterlager am Bosporus. Zwei volle Monate waren ſeit meiner Ankunft in Kolchis vergangen; ich hatte die Hauptſtadt und ihre nächſte Umgebung mit einer Sorgfalt und Ausdauer unterſucht wie kein anderer vor mir; ich war eine ſtarke Tagreiſe weit in das Innere gedrungen und wiederholt und mit erneuter Luſt über die „ſanften Schwellungen", durch das immergrüne Geſtrüpp der waldigen Höhenzüge innerhalb der maleriſchen Curve von Trapezunt geſtreift; ich hatte die Mappe mit Umriſſen gefüllt, die Phantaſie mit neuen Eindrücken geſchwängert und dem Gemüthe zugleich eine Fülle

vorhin nicht gekannter Genüsse bereitet. Aber ich hatte von den geschichtlich berühmten Städten des großcomnen'schen Reiches Trabisonda allein gesehen. Tripolis und besonders das kirschenreiche Kerasunt lagen freilich im Sinne, aber bis zu letzterem, sagte man mir, betrage die Entfernung von Trapezunt zu Lande sechsunddreißig gutgezählte Stunden, was einen bedeutendern Aufwand von Zeit und Geld zu fordern schien, als jetzt noch zu leisten räthlich war. Die kurzen Tage, die Herbstregen, die angeschwollenen Waldströme und die wilden ungastlichen Sitten der von Fremden nur selten besuchten Kolchier dieses Strandes waren verstärkte Gründe des Unternehmens nicht weiter zu gedenken. Der Seeweg hätte allerdings die meisten dieser Unbequemlichkeiten entfernt, aber das Dampfschiff legt zwischen Trabisonda und Konstantinopel nur bei Samsun und Sinope an, und ein eigenes Fahrzeug zu miethen, an der Küste hinzustreichen und zu landen wo und wann es gefiele, wie einst Clavigo (1403), Tournefort (1701) und unlängst (1836) Hamilton, die unter mächtigem Schirm und mit großen Zuthaten ausgerüstet nach Kolchis kamen, wäre für Untersuchungen meiner Art allerdings der bequemste und geeignetste Weg, fiel aber leider zu weit über die Gränzen eines Reisenden hinaus, der nur seinen geringen Privatsparpfennig in der Tasche fand. Ich hatte nämlich, ohne nur Jemand zu fragen, Alles nach den Preisen

der Schiffe am Nil, an der phönicischen Küste und im ägäischen Meere berechnet und in Folge dieses Calcüls dem Wunsche nach Kerasunt zu gehen schon längst entsagt. Die Papiere mit einem Theil der Effekten waren bereits gepackt, auch Abschiedsbesuche waren schon gemacht und drei Tage später wollte ich die Rhede von Trapezunt verlassen, als die zufällige Bemerkung des früher beregten Don Ovanes, „es gehen jede Woche öfters Barken nach Kerasunt und von dort nach Trabosan zurück und die Person zahle nicht über zehn Grusch (1 Gulden C. M.) an Fracht", der Sache eine andere Wendung gab. Ich machte mir selbst die größten Vorwürfe über die versäumte Gelegenheit Pontisch-Tripoli, die malerischen Küstenorte, die zweite Hauptstadt des Reiches und ihr festes Schloß und die prachtvolle Waldregion des Strandes um geringes Geld und mit leichter Mühe zu sehen. Welche Sorglosigkeit! Voll Unruhe, Reue und Verlangen das Versäumte nachzuholen und die romantische „Kirschenstadt" zu betreten, aber auch verführt durch den wolkenlosen Himmel und die gesunden Morgenlüfte —

O matutini rores auraeque salubres!

gab ich plötzlich, wie Cüstine an der Newa, den Gedanken an die Heimkehr auf und beschloß zuvor noch das Wagestück nach Kerasunt zu unternehmen, und zwar auf eigener Barke zu größerer Ehre und Bequemlichkeit. Denn für einen Franken, meinte das

ſpekulirende Publikum von Trapezunt, ſchicke es ſich nicht, unter dem Haufen gemeiner Geſchäftsleute und für wenige Gruſch nach Kerafunt zu fahren, auch ſey gerade jetzo nichts von den gewöhnlichen Küſtenfahrzeugen zu vernehmen. Ich verſtand wohl was man wollte, und fragte wie viel etwa ein türkiſcher Fährmann für die Mühe verlangen könnte? Unter 300 Gruſch (30 Gulden C. M.), hieß es, würde wohl nichts zu erlangen ſeyn, da dieſen Preis Jedermann bezahle. Don Ovanes indeſſen verſicherte insgeheim, die Taxe für einen Einheimiſchen überſteige auch in ſolchen Fällen nicht 60 Gruſch. Don Ovanes war nicht nur ein eifriger Seelenhirt, Don Ovanes kannte auch die Preiſe irdiſcher Dinge mit derſelben Genauigkeit und mit demſelben praktiſchen Blick und chriſtlichen Sinn, mit dem er das Himmliſche bemaß. Mit Unterhandeln, neuen Bedenken und Zweifeln waren zwei ſchöne Tage verloren, am dritten trübte ſich das glänzende Himmelblau, und mit ihm der entſchloſſene Muth. Eine offene Barke! Das unheimliche ſchwarze Meer! Die ſpäte Zeit! Wäre es nicht räthlicher, das Vorhaben dennoch aufzuſchieben? Vielleicht treiben mich Unruhe und Verlangen nach friſchen Eindrücken noch einmal ins kolchiſche Land, vielleicht komme ich dann beſſer ausgerüſtet, vielleicht gar zur Maiblüthe- oder Kirſchenzeit und ſtreiche dann mit Gemächlichkeit und Eleganz an der romantiſch bewaldeten und lieblich geſchwungenen Küſte

noch über Kerasunt hinaus, bis gegen Unieh und den waldreichen Erz-Distrikt Chalybia? Herr v. Gherfi war klüger und rieth nicht zu verschieben, was jetzt so leicht zu vollbringen sey; es wäre überhaupt verständiger, ein paar Wochen länger im Pontus zu bleiben als auf nochmalige Wiederkehr aus so großer Entfernung seinen Plan zu stellen. Zugleich ward eilig für einen türkischen Reiseschein, für einen græco-türkisch redenden Diener und für eine Barke gesorgt, die ich nur mit 170 Grusch (17 fl. C. M.) für die ganze Tour zu bezahlen hatte. Am andern Mittag (8. Oktober) war Alles in Ordnung, aber im Augenblick der Abreise schlug das Wetter um, der Wind war entgegen, der Himmel düster, das Meer stürmisch, es regnete die ganze Nacht und auch noch am Morgen in Strömen und ohne Pause: Was soll aus der Reise werden? Doch war das Meer schon in der Frühe des andern Tages minder bewegt, und bis wieder Mittag kam, blies der Wind vom Phasis her, flohen die Wolken und hing die Herbstsonne wieder klar und warm über dem Wasserspiegel. Wir eilten mit unserem kleinen Vorrath an Brod, Wein, Oliven und kalter Küche vom Consulat den Felsenpfad hinab zum Riff, wo die Felucke hielt, und strichen, von leisem Hauch aus Ost getrieben, nach ein Uhr wohlgemuth an der Citadelle von Trabosan vorüber gegen Kerasus. Die Eile, mit der wir zu Schiffe gingen, ersparte uns die

Koſten eines türkiſchen Kawaſſes, den uns der Paſcha zu größerer Sicherheit als Begleiter zugedacht. Die Felucke hatte zwar einen beweglichen kurzen Maſt mit einem Segel, aber kein Verdeck, es war gleichſam ein offenes Fiſcherboot mit vier Türken, die zuſammen ſechs Ruder führten, zugleich aber auch ſo beſchränkt, daß ich mit dem einzigen Diener kaum genügend unterkam. An Bewegung war da nicht zu denken; wir mußten ruhig auf einem Punkte liegen oder ſitzen bis ans Ziel, was im Vergleiche mit den weiten Sälen und luftigen Promenaden der Dampfverdecke doppelt läſtig ſchien. Zu beiden Seiten war das Bodenloſe nahe am Geſicht und jedesmal ergriff mich heimliches Grauen, wenn ich über den ſchmalen Rand in den Schaum des dunkelgrünen Waſſers blickte. Wir waren der Macht des Zufalls heimgegeben, und in Sachen des Zufalls darf man doch mißtrauiſch und ſkeptiſch ſeyn? Drohendes Gewölke hing zwar jetzt ſchon unbeweglich über dem Waldgebirg am Rande des Horizonts, aber ſo lange die Sonne ſchien und der Wind, wenn auch ſchwach, doch günſtig aus Oſten blies, konnte ſelbſt der Binnenländer und unvertraute Gaſt des Pontus noch ruhig ſeyn. Wie wir aber der Golfſehne folgend gegen ſechs Uhr Abends an das andere Ende der trapezuntiſchen Curve und in die Nähe des ſchroffen, buſchbewachſenen, wilden Vorgebirges Hieron-Oros kamen, die Sonne ſank und die Schatten fielen und die Wolken ober

dem Walde sich in Bewegung setzten und langsam gegen die See herunterstiegen, ergriffen allmählig bangere Gefühle das Gemüth. Wir sahen vorübersteuernd die Steilwände, die schwarzen Hohlschluchten, die Gießbäche und die Wälder des langgezogenen Strandgebirges in zweifelhaftem Licht. Das einbrechende Dunkel lieh den Bergen riesenhaftes Maß und trüb umflort hing hinter uns am Firmament der Mond. Um Mitternacht war das Gewölke bis zum Wasserspiegel herabgesunken, die Atmosphäre eingehüllt, der Wind ermattet, bald entgegen und aus Westen blasend, unter der Wasserfläche hallte es dumpf und langdröhnend im Berggeklüfte und die widerliche aus frühern Zeiten wohl verstandene Bewegung der Wasserfläche verrieth Südluft und nahen Aufruhr der Elemente.

Tum sonus auditur gravior, ...
Frigidus ut quondam sylvis immurmurat Auster,
Ut mare sollicitum stridet refluentibus undis.

Keiner sagte ein Wort. Die Schreckniße des ungastlichen Meeres, die Nacht, selbst das unbekannte Ziel, das Bodenlose unterhalb, die gigantischen Schatten auf der Landseite, die ungewiße, trostlose Leere auf der Wasserfläche, und vom Tanais her die Fluth schwarzen Gewölkes mit graulichtem Rande eingefaßt, der gebrechliche Kahn, der verdoppelte weit ausgeholte Ruderschlag und auf einmal der taktmäßig und dumpf tönende Gebetsruf der sonst allzeit stummen

Osmanli: *Alláh kuwwét versin! Alláh kuwwét versin!* (Gott verleihe Stärke) steigerten die Angst und gaben zweifelhafte Gedanken: „Bricht der Sturm los, so muß uns die erste Welle verschlingen oder sie schleudert den Kahn gegen das Felsenriff! Wäre ich doch in Trapezunt geblieben oder hätte ich nur ein größeres Fahrzeug gemiethet! Ach die unzeitige Sparsamkeit! Und was findest du am Ende zu Kerasus? Etwa eine verwitterte Inschrift, leere Mönchereien, vielleicht auch gar nichts, und um so ärmlichen Preis hast du Alles auf das Spiel gesetzt!" Zwei volle Stunden dauerte die Ungewißheit und die Qual. Um zwei Uhr Morgens fiel Regen, die Luft wurde eisig kalt, wir hatten weder Dach noch Licht, noch konnten wir uns von der Stelle rühren und der Wind blies uns neben dem Pontusgischt auch noch den Regen ins Gesicht. Die Lage war unbequem und in keinem Falle beneidenswerth. Ich hörte die Brandung am nahen Riff, das *Alláh kuwwét versin* tönte immer fort, bis aller Beängstigung ungeachtet, endlich Mattigkeit und Schlaf ihr Recht geltend machten. Der Abgrund hat sich nicht aufgethan, und wie der Morgen graute, waren wir im Hafen von Tripoli. Das Bild jener nächtlichen Pontusfahrt blieb dem Gedächtniß wohl eingeprägt. Durchnäßt und halb erstarrt vor Kälte, schlaftrunken und etwas aufgeregt durch die Scene, gingen wir ins nächste Kaffeehaus am Strande um auszuruhen,

denn auch die Fährmänner, obwohl von erprobter Kraft, bedurften nach zwölfstündigem anhaltendem Ruderschlag der Rast. Nur mit großer Mühe hatten sie den Kahn gegen Wind und Welle um das „schwarze Vorgebirge" herumgebracht. — Das Alles — ich weiß es wohl — läßt den Leser kalt. Höchstens ruft man aus: „Was ist da zu klagen und wichtig zu thun? Er ist dabei ja doch nicht umgekommen, nicht einmal die Barke ward zerschellt! Und überhaupt: *„Que diable est-il allé faire dans la mer noire?"* Wie kann er aber auch von München weglaufen, um in Oktobernächten auf einem Fischerkahn im schwarzen Meere herumzustreifen? Warum nimmt er nicht wenigstens einen Dreimaster zu größerer Sicherheit?" Diese Vorsichtigen bedenken nicht, daß man um wöchentlich 6 Dukaten im schwarzen Meere noch keinen Dreimaster miethen kann. Auch glaube ich gerne, daß es für den *homme blasé* allerdings abenteuerlicher und wirkungsvoller klänge, wenn ich erst nach Zertrümmerung des Fahrzeuges im nächtlichen Sturm auf einer Planke neun Tage lang wie Ulysses von Wind und Strömung fortgetrieben nach Kerasunt gekommen wäre. Mir selbst aber genügte das Maß der überstandenen Noth, so wie die Sorge und der Gewinn. Viele werden nach solchen Widerwärtigkeiten kleinmüthig, andere aufrührerisch und trotzig, wie die Kainiten Byron's in der Wasserfluth. Uns blieb das Gleichgewicht im Grunde auch hier ungestört.

Zum Glück für die erschöpften Ankömmlinge war das Kaffeehaus bei unserem Eintritte schon in voller Thätigkeit, ein alter finsterblickender Osmanli verrichtete eben mit Inbrunst sein Morgengebet, während ein anderer am Kohlenfeuer den Labetrunk bereitete und den allmählig eintretenden Gästen reichte. Die Morgenländer sind ein frühaufstehendes Geschlecht, und als langschlafender Occidentale hatte ich nicht ohne Verwunderung gesehen, wie sich der kaum sechzehnjährige Sohn des Agha von Tripoli um diese Stunde schon weit unterhalb des Herrenhauses am Landungsplatze zu schaffen machte. Ein paar Tassen vom heißen Getränke und die Wärme am Kohlenfeuer, hatten nach weniger als einstündigem Ausruhen am Divan, das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt und der Diener war mit dem Vorweis ins Schloß gegangen wegen der Weiterreise. Nur der alte Türke blickte mich seitwärts und wildscheu an, als wäre irgend ein Ungethüm in sein Haus gekommen. „Es ist ein Giaur aus Firingistan," sagte er dann zum Nachbar, in der Meinung ich verstehe es nicht, „kommt von Trabosan und ist diese Nacht aus großer Gefahr entronnen, und doch betet er nicht. *Hakk giaur dür Allahi bilmez*, fürwahr ein Ungläubiger ist er, kennt Allah nicht!" Noch hatte ich nichts geredet, aber auf dieses Wort rief ich dem alten Eiferer hinüber: „Mach deine Zunge nicht gar zu lange, ich reise mit des Wesirs Erlaubniß und

verſtehe Alles was du ſagſt." „Sarar yok, ſchadet nicht," erwiederte er etwas weniger ungeſchlacht und ſah den Redenden genauer an, weil inzwiſchen etwas mehr Tageslicht durch das zerriſſene Fenſterpapier in die Stube drang, „aber iſt es nicht ſo, hat dich nicht Allah aus Gefahren gerettet und du beteſt nicht?" — „Du biſt im Irrthum, ich bete ſo gut wie du, aber heimlich und im Herzen, wie es unſer „Buch" das Evangelium (el-indschil) befiehlt." Zum Glück unterbrach ein mit dem Diener eintretender Kawaß des Begs von Tripoli den türkiſchen Dialog. „Der Beg ſey zwar abweſend in den Kupfergruben, aber der Stellvertreter wünſche den ihm empfohlenen Fremden aus Firingiſtan zu ſehen." Der Morgengruß war freundlich, aber kurz; dieſe Leute ſind überhaupt zu ideenlos und nach einer ſolchen Nacht iſt man auch nicht ſonderlich geſprächig und aufgelegt. Doch gab es im neugebauten Konak ſogar zwei Strohſeſſel zum Gebrauch für Franken, auch ein Frühſtück ward theilnehmend angeboten, die theuere Ehre aber unter Vorwand von Seekrankheit und Eile höflichſt abgelehnt. Doch ein Teller aromatiſch duftender Birnen ward nicht zurückgewieſen und wurde mit einem mäßigen Geſchenk an die Diener honorirt. Die Erlaubniß im Orte herumzugehen und die Gegend anzuſehen fand keine Schwierigkeit, und der Kawaß ging als Beſchützer mit. In dieſem Winkel von Kolchis iſt der Europäer noch eine große

Seltenheit, und einen Deutſchen hatte in Pontiſch-Tripoli bei Menſchengedenken noch Niemand geſehen. Zum Glück war die läſtige Neugierde im kleinen Städtchen bald erſchöpft, denn zu ſehen iſt in Tripoli nichts als die romantiſche Umrahmung, die natürlich ſchöne Lage, die wir auf der Rückkehr von Kerafunt bei günſtigerer Beleuchtung und freierem Sinn noch weit entzückender als auf der Hinreiſe gefunden haben. Mit welchem Gefühl der Ruhe und der Selbſtgefälligkeit wir von den dichtbebuſchten Waldhöhen auf den Waſſerſpiegel niederblickten! Mit welchem Auge wir die Vorgebirge im Oſten maßen, wo die Elemente verwichene Nacht rieſig, finſter umhüllt und drohend wie die Eumeniden an uns vorüberzogen! Jetzt gefiel ſelbſt dem Himmel unſere Fröhlichkeit, die Wolken theilten ſich, das tiefſte Azurblau erſchien am Firmament ober der Waldpyramide und ein friſcher Hauch vom Phaſis her trieb die Barke ſchon um acht Uhr Morgens wieder aus dem Hafen von Tripoli. In gerader Linie hatten wir nicht mehr als zehn Stunden nach Kerafus und hofften bei mäßiger Gunſt der Elemente noch vor der Abendzeit ans Ziel zu kommen. Doch gegen Mittag, am Cap Zephyrium, erſtarb die Macht des Windes, die Segel ſanken ein und die Armſehnen der Osmanli waren ohne Schwung. Allah hatte noch keine Kraft verliehen. Indeſſen ſahen wir im Nebelgrau der Ferne die Burgruine und bald auch die von der ſtumpfen Kegelſpitze ſteil

zum Strand herabziehende Schloßmauer von Kerasus. Aber ein Dämon hielt die Barke fest, bis ein Nordost vom Tanais her um die zweite Stunde von neuem, aber mit wilder Kraft in die Segel blies und das Fahrzeug in raschem Flug dem ersehnten Ziele entgegentrieb. Mitten im Laufe, nur drei Miglien von Kerasunt, erhebt sich ein kleines Eiland über den Wasserspiegel, schwarzes vulkanisches Gestein mit steilem Riff, öde, von mannshohem Buschwerk, Brombeergesträuche und Lorbeer dicht verwachsen. Wie Säulengänge und Tempelgemäuer die ganze Insel Philä, so füllen Ueberreste eines byzantinischen Klosters den ganzen Raum der Insel „Aretias". Wie dort die mächtigen Pylonen, so ragt hier ein breiter hoher Steinthurm ohne Dach, mit leeren Fensteröffnungen und Vertheidigungslücken, aber dicht von Immergrün umsponnen, aus dem Gestrüpp hervor. Der Anblick war lockend! Wie sollte ein Deutscher vor den träumerischen Bildern „Einsamkeit, Eiland und Ruine" gleichgültig vorübereilen. Der Wind blies heftig und schwarzes Gewölke legte sich regendrohend über Kerasunt, doch trieb ein leiser Zug am Steuer die Barke an den Inselstrand, vielleicht an derselben Stelle, wo einst die Argonauten landeten. Wie das Eiland heute verlassen ist, fand es auch schon Jason unbewohnt, und wie damals ein Stein-Sacellum des Kriegsgottes, schmückt es heute

mitten im grünen Busch der byzantinische Kloster-thurm. [1]

Bleibende Wohnstätte fand hier der Mensch nur in der Zeit des Christenthums, „wo sich Mönche unter dem Schirm der erbarmenden Liebe" in dieser luftigen Einsamkeit niederließen, bis nach dem Fall des Großcomnenen-Staates die Oede wiederkehrte. Keine Inschrift, kein Zeichen verrieth die Vergangenheit; wir streiften durch das verschlungene Gebüsch, sahen zum blühenden Immergrün der leeren Fensterbogen hinauf und eilten wieder zum Strande hinab. Der schroffe, mittelst einer breiten Niederung mit dem

[1] Der Name Aretias gehört dem Alterthume und findet sich zum letztenmale im Periplus des Arrian. Im Lande selbst, wie ich von einem kerasuntischen Didascalos vernahm, wird das Eiland jetzt Aranitis genannt, was der byzantinischen Epoche angehört und durch eine bisher nicht gekannte Stelle der Chronik des Panaretos vollkommen bestätigt wird. Das Inselkloster war „der Erbarmerin", τῇ ἐλεούσῃ, geweiht und schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von türkischen Freibeuterbarken hart bedrängt: *Μηνὶ Νοεμβρίῳ ιβ', Ἰνδικτ· ς' ἔτους ϛωος', ἐξῆλθεν ὁ Μητροπολίτης, κῦρ Ἰωσήφ, ἐκ τοῦ θρόνου τῆς Τραπεζοῦντος, καὶ ἀπῆλθεν ἐν τῇ μονῇ τῆς Ἐλεούσης. Καὶ περὶ τὰς ιϑ τοῦ Ἰουλίου μηνὸς, τοῦ αὐτοῦ ϛωος ἔτους, ἀπῆλθεν εἰς τὴν Κωνσταντινούπολιν διὰ τὸ κοῦρσον ὃ ἐποίησαν τὰ ἀξάπικα Παρασκάλμια τοὺς Ἀρανιώτας.* Panaret. Mss. ad an. 1367.

Die ganze Summe der historisch-philologischen Gelehrsamkeit des Occidents wäre ohne die in Kolchis selbst erholte mündliche Ueberlieferung unvermögend den wahren Sinn dieser abgerissenen Sätze herzustellen.

Continent verbundene Kegelberg von Kerasus mit dem Burggemäuer auf der Spitze stand nahe vor uns und der Sammler schwarzer Gewitterwolken, der Wind vom Tanais, trieb uns raschen Laufes um die ausspringende Rundung des Vorgebirges auf den westlichen Landungsplatz zum willkommnen Ziel der Kolchisfahrt. Vor 26 Stunden hatten wir Trapezunt verlassen, hatten zu Tripoli dreistündige Rast gepflogen und stiegen nun nach fast 24stündigen Schiffersorgen Sonnabend den 10. Oktober noch vor vier Uhr Nachmittags bei trüber abendlicher Luft in der flacheingekrümmten Hafenbucht der „Kirschenstadt" aufs Land. Der erste Laut menschlicher Stimme, welche ich in Kerasunt vernahm, war Klageruf über türkische Härte und Unerbittlichkeit im Steuersammeln. „*Μᾶς σκοτώνουν, μᾶς κάμουν τυραννίαις*, sie tyrannisiren, sie erwürgen uns," sagte schwatzhaft nach kurzem Gruß im geräumigen Einkehrhaus am Landungsplatze etwas halblaut ein kerasuntischer Christ und erzählte in langem Dialog, während der Diener den Reiseschein zum Agha in die untere Citadelle trug, was und wie viel der christliche Raja von der türkischen Verwaltung, trotz der neuen Ordnung und gegen alles Gesetz, in dieser Gegend noch erdulden müsse. Es war eben Steuerziel und schon in Tripoli war der Jammer los. Bei den Türken nimmt man es in solchen Gelegenheiten freilich etwas genau, aber auch der Grieche — man weiß es ja —

nennt jede öffentliche Schatzung, jede Gabe, jede Leistung an die Staatsgewalt in Kolchis wie in Morea „Tyrannei“. Der Mann verschwendete seine Beredsamkeit zu ungeeigneter Zeit, das Verlangen nach Ruhe und Labsal mit wohnlicher Unterkunft gestattete im Augenblick nur höchst unvollkommnen Antheil an den Finanzbedrängnissen der kerasuntischen Steuerpflichtigen zu nehmen. Der Agha ließ uns im Hause seines Wechslers, des angesehensten Griechen des Ortes, Quartier anweisen und der freundliche Mann kam selbst an den Strand herab, um die Fremdlinge unter sein gastliches Dach zu führen. Herr Georg Konstantides Katzanoghlu besorgte die Geldgeschäfte des Statthalters von „Kerasun“, verrechnete die Steuern und redete auch in den Angelegenheiten seiner eigenen Glaubensgenossen das erste Wort. Früher hatte er Seehandel getrieben und kannte alle Produkte der Pontusländer und alle Häfen des schwarzen Meeres, besonders aber Odessa und Taganrog, auf das vollkommenste. Für einen Kolchier hat Herr Konstantides bedeutende Weltkenntniß gesammelt, deßwegen aber doch seine anatolischen Sitten nicht abgelegt. Die weiblichen Bewohner des Hauses blieben während des mehrtägigen Aufenthalts des fränkischen Gastes unsichtbar; nur die beiden Knaben, wovon der eine Eleytheros hieß, erschienen um bei der fröhlichen und reichlich besetzten Mahlzeit in strenger Ehrfurcht und Disciplin wie die armenischen Jungen

des Xenophon Schenkendienst zu thun. Die Unterhaltung, wie in solchen Fällen gewöhnlich, war encyclopädischer Natur und erging sich über Scenen der Natur mit gleicher Wißbegierde wie über die Wetter der Politik, deren neueste Blitze gegen den Pascha von „Megalo-Misri" wir zuerst in Kerasunt verkündeten. Man lebt hier von aller Welt abgeschieden in idyllischer Unwissenheit der Menschen und der Dinge; ja Sie werden es kaum glauben, nicht einmal die Berliner Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst lesen sie zu Kerasus. Das wäre zwar noch zu verzeihen, wenn sie nur wenigstens die A... ger Postzeitung hielten, um durch die warmen und gründlichen Gedanken politischer Eroreisten den in Kolchis stark grassirenden Dämon der Slavomanie auszutreiben! Der unbedeutendste Fremdling, wenn er einige Kunde der Zeiten besitzt und seinen Vorrath freundlich und vernehmlich mitzutheilen vermag, ist in der stillstehenden Gedankenwelt von Kerasus ein epochemachendes Ereigniß, gleichsam ein Meteor, das auch nach seinem Verschwinden noch lange die Zunge und die Phantasie der Menschen bewegt. Während der drei Tage unseres Aufenthaltes war es in Katzanoghlu's Hause niemals leer, und man hielt es für eine große Gunst an Gespräch und Mahlzeit Theil zu nehmen, was natürlich nur den nächsten Anverwandten und dem jungen Didaskalos als künftigen Schwiegersohn vorbehalten war. „Glaube nicht",

sagte Herr Konstantides, „Kerasun sey allzeit so klein und so ärmlich bevölkert gewesen wie gegenwärtig, wo man kaum 700 Häuser und darunter nur etwa 200 griechische zählt, während die Türken bei der Uebergabe der Stadt (1462) 17,000 Wohnhäuser und 33,000 männliche, Kopfsteuer zahlende Einwohner von eilf Jahren und darüber fanden und in ihre Register eintrugen.“ Auf die Frage, wie er all das wissen könne, erzählte Herr Konstantides, daß er vor einigen Jahren als Abgeordneter mit andern seiner christlichen Mitbürger nach Konstantinopel gekommen sey, um daselbst unter Bezugnahme auf die von Sultan Mohammed II. bewilligten Capitulationspunkte beim Divan gegen Bedrückung und vertragswidrige Erhöhung des Kopfgeldes Bittschriften einzureichen. Der Divan habe dann im Kütük oder Defter-Chane nachsuchen lassen, wo man das Original der Capitulation mit obiger Angabe der Häuser und der Bevölkerung noch gefunden und dem Bittsteller gegen Erlegung von Gebühren die bezügliche Stelle im Auszug mitgetheilt habe. Sey es, daß sich obige Angaben nicht auf den Mauerumfang von Kerasus, sondern auf den ganzen Distrikt beziehen, oder sich die Zahlen im Munde des Berichterstatters vergrößert und in der dreijährigen Zwischenzeit unvermerkt und gleichsam von selbst zur ausschweifenden Höhe morgenländischer Begriffe gesteigert haben, so ist doch die Kunde, daß solche

Notizen im türkischen Reichsarchiv verborgen seyen, eine Entdeckung von einiger Wichtigkeit. Man kann wohl denken, daß auch über andere Städte und Provinzen der zertrümmerten Monarchie von Byzanz im Kütük oder Steuerregister von Stambul statistische Angaben von solchem Belang zu finden und nur auf diesem, noch von Niemand betretenen Wege für die Geschichte des östlichen Imperiums und für den wahren Charakter anatolisch-griechischer Reichsverwaltung neue und gründliche Aufschlüsse zu erheben wären. Ich hatte später während eines längern Aufenthalts in Konstantinopel eine Reihe Fragen in besagtem Sinne aufgestellt, um sie dem Defter-Efendi vorzulegen, als der Sturz Reschid-Pascha's und der wiedererwachte Fanatismus alle Schritte dieser Art unmöglich machten. Aus mündlichen Ueberlieferungen und besonders aus der im letzten Janitscharentumult verbrannten Hauschronik einer von den Kerasuntiern des fünfzehnten Jahrhunderts herstammenden Didaskalos-Familie erzählte Herr Konstantides, wie die Türken auf dem Wege der Gewalt und gegen den geschlossenen Vertrag Häuser und Grundstücke der christlichen Bürger an sich gerissen, wie sich die Bege in einheimischen Fehden untereinander zerfleischt und das große schöne Kerasunt verwüstet haben, wobei die alte Bevölkerung theils verkommen, großentheils aber sich auf die Nordseite des schwarzen Meeres ins Land der Moskowiter und des Tatarenchans der Krim

geflüchtet habe. „Es waren Zeiten, wo kein Christ in Kerasun wohnte.“ Die Regierung in Stambul konnte oder wollte sie nicht schützen, weil die Türken im Allgemeinen wohl wissen, daß große Massen christlicher Unterthanen auf einem Punkte dem Ansehen des Islam allzeit Gefahr bringen und zwischen Siegern und Besiegten bei feindlichem Dogma kein Verständniß und inneres Verschmelzen möglich sey. Um ihrer Herrschaft Bestand zu geben, mußten sich die Türken nothgedrungen an eine Praxis halten, welche heute die Russen aus demselben Grunde und wahrscheinlich auch mit derselben Wirkung in der Krim, in Polen und am baltischen Meere geltend machen. Mit der sogenannten Gefühls- oder Romanpolitik getrauten sich Sultane und Czare keine Herrschaft zu gründen; diese Kunst, scheint es, haben sie vorzugsweise dem Occident anheimgestellt. Wollt ihr nicht unerbittlich seyn, so seyd wenigstens intelligent und gerecht. Und eben weil man „auf dem grünen Eiland Erin“ weder das eine, noch das andere in vollem Maße gewesen ist, hat man sich selbst Verlegenheiten bereitet, während das Sultanat nach halbtausendjährigem Bestand trotz seiner Ohnmacht über die christlichen Raja noch immer Recht behalten hat.

In Kerasunt drängte sich aber die zähe Natur der Griechen nach jeder Katastrophe immer wieder von neuem ein, die alten Herren des Bodens kamen

als Hintersassen, als Schiffer, Krämer, Schreiber, Spekulanten und Mäckler in die Stadt zurück, schafften den turbulenten Agha Geld und liehen Wüstlingen auf Pfänder. Sogar das bei der Uebergabe zugestandene Recht auch innerhalb der Citadelle zu wohnen, wird bis auf den heutigen Tag geübt. Nur die heimathliche Erde, die Oel- und die Kirschbaumwälder und die rebenumschlungenen Ulmen ihrer lieblichen Küstenhügel den Eindringlingen zu entreißen vermochte bis jetzt weder List noch Geduld. Dieses letzte und wichtigste Ziel — das fühlen die kerasuntischen Griechen wohl — sey nur mit Hülfe glaubensverwandter und mächtiger Freunde von außen zu erringen. Um 1829, als Paskewitsch im trapezuntischen Gebirge stand, schien die Hoffnung nahe, und Herr Konstantides erzählte nicht ohne etwas Selbstgefälligkeit, wie sich die früher so brutalen Bege und Agha der Osmanli, bei nicht mehr bezweifelter Ankunft der Russen, der Patrocinanz griechischer Kerasuntprimaten dringlich empfohlen haben. Der Friede von Adrianopel mahnte aber neuerdings und auf unbestimmte Zeit zur Geduld und gab den Türken ihren vorigen Uebermuth. Als Geschäftsmann des Statthalters redete Herr Konstantides mit großer Mäßigung, und beschränkte seine Rede klug auf Erzählung des Vorgegangenen, ohne sich nach Art unerfahrener und vom Gefühl bemeisterter Menschen thörichten Berechnungen hinzugeben. Es fiel über-

haupt den ganzen Abend und ungeachtet nicht verſäumter Libationen mit dem hellrothen, leichten und angenehm ſäuerlichen Gewächs der keraſuntiſchen Rebe doch kein Wort, welches ein loyaler Diener des Padiſchah nicht hätte verantworten können. Wie in allen Dingen richtiges Maß zu loben iſt, ſo ſcheint es beſonders in der Rede ſchön, und man muß nur beklagen, daß ein ſo großes Gut meiſtens nur durch bittere und wiederholte Täuſchungen und durch harte Erfahrungen zu erlangen iſt. Doch ohne Kampf und Entbehrung iſt auch kein Genuß. Jenen Abend vereinte ſich aber auch Vieles, um uns in beſonders heitere Laune zu verſetzen: ein ſchwarzes Wetter zog nächtlich über Keraſunt, der Regen fiel in Strömen, wir hörten das Meer tief unten am Felſen rauſchen und vom hohen Küſtenwald herüber leuchteten die Blitze matt durch das ölgetränkte Fenſterpapier. Wir verglichen unſer gegenwärtiges Loos mit dem jüngſtvergangenen, die freundliche mit Holz und Schnitzwerk ausgetäfelte Stube, die Teppiche, die Ruhekiſſen, den reichlich beſetzten Tiſch, beſonders aber das Gefühl der Sicherheit und des glücklich erreichten äußerſten Zieles der Kolchisfahrt mit der Noth und den Bedenklichkeiten der vorigen Nacht am ſchwarzen Vorgebirge. Deßwegen glaube der Leſer aber nicht, wir hätten vor Ueberſchwänglichkeit der Gefühle nur etwa an La-Bruyère's meiſterhafte Charakterſchilderungen der Freude, der Beſorgniß, der Hoffnung oder gar

nur an die pſychologiſchen Schemen des Weltweiſen *** gedacht. Ach nein! Wir empfanden lebhafter als je, daß „das Nichtſeyende nicht das Seyende, aber das Seyende ſeyn könnende, und darum das Seynkönnende und eben daher doch erſt A + B + C das Exiſtirende ſey.“ — Niemals empfanden wir ſo lebhaft, wie ſalbungsvoll und von antediluvianiſchem Geiſt und Witz überſprühend die Leſungen des weiſen Ueſt-Köj und ſeiner gleichgeſtimmten andächtigen Mitgeſellen auf der Großdorfſchule zu Derwiſchabad ſind. Ach, dieſes Labſal allein mangelte dem keraſuntiſchen Abendglück!

Wir ſind auf unſern Wanderungen wiederholt nach Derwiſchabad gekommen, verſteht ſich jedesmal aus Sehnſucht nach den weiſen Sprüchen der frommpolternden Ulema, für die wir von jeher ſo parteiiſche Vorliebe und ſo warme Sympathie empfunden haben. Auch kränkt es uns herzinniglich, daß ſo viel andächtiges Wiſſen und dogmatiſches Heiligthum nicht beſſere Früchte bringt, und in der Welt nicht gläubiger anerkannt und lauter geprieſen wird. Denn leider kennt man dieſe Derwiſchabad-Tugend- und Weisheitſchule (der klugen und verſtändigen Scheiche unbeſchadet ſey es geſagt) in ihrer wiſſen- und ſittenreſtaurirenden Wirkſamkeit ſchon am nahen Thor nicht mehr. Könnte unter dieſen Umſtänden die naturgeſchichtliche Bemerkung, „daß zu Keraſunt in Kolchis wie zu Tentyra in Aegypten das Haus-

geflügel viel größer und weit geſchmackvoller als im übrigen Lande ſey", dem Uebel nicht einigermaßen ſteuern und der Derwiſchabad-Wahrheit mit demſelben Rechte und in demſelben innern Zuſammenhange Vorſchub leiſten, wie neulich die lange Zeile frommer Opferſtöcke in der Stadt des Cingetorix? Wir ſind, Gottlob, nicht umſonſt in fremde Zonen hinausgewandert, und denken auch im Freudentaumel an Mehrung der Wiſſenſchaft und an Erhöhung des Levitenglanzes, der uns ſchon ſo viel Gewinn gebracht. Es dröhnte und wetterte draußen noch immer, als wir endlich allein waren, und auf baumwollegefülltem Lager, mit Seide zugedeckt, uns den lange entbehrten Süßigkeiten des Schlummers überließen.

Am andern Morgen benützten wir nach dem Frühgottesdienſt eine ſonnenwarme Pauſe des Wetterſturmes, um von der Spitze des Citadellenhügels das Panorama von Kerafunt zu betrachten. Die Erlaubniß ward vom Statthalter gerne bewilligt; „es ſey uns unverwehrt zu gehen wohin wir wollen und anzuſehen was und wie viel uns beliebt." Kirche und Schulzimmer zeigte uns Herr Konſtantides in eigener Perſon und empfahl die weitere Führung der Gäſte, während er ſelbſt zum Steuergeſchäfte ging, ſeinem Schwager und dem jungen Didaskalos, welcher das bei den Türken für „Hohlziegel, Dachziegel" gebrauchte Kiremid ohne Verlegenheit für ein dem

türkiſchen Sprachſtamme urſprünglich angehöriges Wort erklärte, während es doch nur das altgriechiſche κεραμῖτις, die „Töpfererde", oder das byzantiniſche Diminutiv κεραμίδι, der „Dachziegel" iſt. Auf meine Bemerkung hierüber antwortete der Didaskalos: „Was wollt ihr? Wir ſind im Herzen verwundet εἴμεν πληγομένοι εἰς τὴν καρδίαν, wie ſollen wir türkiſch und helleniſch unterſcheiden können?" Hier — das ſieht der Leſer wohl ſelbſt — war nicht viel Hoffnung über die geſchichtliche Vergangenheit des Landes irgend etwas Gründliches zu erfahren. Doch fragte ich noch, ob ſich in gemeiner Volksrede die Ausdrücke οἶνος und ἄρτος fänden? „Im Orte nicht, aber im Gebirge ſeyen ſie noch üblich," erwiederte der Didaskalos ebenſo eitel und unkundig wie auf die erſte Frage. „Im Gebirge" (ς' τὰ βουνά, *daghlarda*) iſt die bei muhammedaniſchen Morgenländern gleichmäßig und ſtereotyp lautende Antwort auf alle ihren Wiſſenskreis überſpringende Fragen der Europäer. Eigene Erinnerung und eigenes Auge mußten in der „Kirſchenſtadt" mehr als irgendwo unſere beſten Führer ſeyn. Ein Rundblick von der Höhe des abgeſtumpften Kegelberges malte uns ſchneller und vollkommner als hundert ungelenke Worte das Bild von Keraſunt. Daß die kolchiſche Küſte nicht flach iſt oder kahl, wie der Deltaſtrand, ſondern raſch aus dem Waſſer ſteigt und dunkle Wälder trägt, iſt dem Leſer ſchon aus frühern

Bemerkungen nicht mehr unbekannt. Der Verlauf der Küſte iſt aber auch kein linearer, wie das Land am phöniciſchen Libanon; ſie bildet vielmehr eine zuſammenhängende Kette und ein ungleiches Gemiſche bald weitmündiger und flacher, bald enggeſchloſſener und tiefeingeſchnittener Hohlbuſen, auf deren vorſpringenden Sehnenenden häufig Kaſtelle, ummauerte Orte oder Ruinen mit ſteil abſtürzenden Vorgebirgen dem Steuermanne der Küſtenbarken als Richtungspunkte dienen. Dieſe in ungleichen Abſtänden auf einander folgenden, bald ſcharf zugeſpitzten, bald langgedehnten, bald lieblich gerundeten, allzeit aber reich mit Laub und Grüngeſtrüpp bedeckten Vorſprünge verleihen der Pontusküſte ihren eigenthümlichen und durch den Wechſel ſelbſt ſtets erneuten Reiz. Auf einem dieſer waldigen und hornförmig zwiſchen zwei Hohlbuſen weiter als gewöhnlich hinausſpringenden Strandzacken — dem ſechsten von Trabiſonda her — hat man das liebliche Keraſunt gebaut; doch mit dem eigenthümlichen Unterſchiede, daß die Stadt nicht auf dem Promontorium ſelbſt wie etwa Tripoli und Coralla, ſondern auf einem von der Wurzel des Vorgebirges ins Meer hinausſtreichenden, kaum zwanzig Minuten langen und auf beiden Seiten eingebauchten Iſthmus ſteht, an deſſen Ende ſich rund, kühn und voll wie auf Hagion-Oros eine kegelförmige, oben abgeplattete Steinkuppe aus dem Waſſer in die Lüfte ſchwingt. Eine Lage Fruchterde mit Baumwuchs und

Gebüsch deckt den Felsenkern des Hügels bis zur Plattform und der verlassenen Kastellruine der Byzantiner hinauf. Nur auf der Seite gegen die Stadt und den Isthmus tritt das Gestein sparsam begrünt und fast in steiler Senkung hervor. An vielen Orten quillt Wasser aus dem Seitengeklüfte, doch in der Schloßruine selbst waren die Cisternen sämmtlich ausgetrocknet. Antik ist in und um Kerasus nichts als der Mauerwall, der den gangbaren Theil der konischen Steinkuppe von Stadt und Isthmus trennt und gleichsam in eine weite Akropolis mit zerstreuten Häusergruppen, grünen Steilseiten und Baumgärten verwandelt. Er beginnt am Strandfelsen in der Nähe des westlichen Landungsplatzes, zieht in gerader Linie über den Bergkegel zum Kastell der Plattform hinauf, steigt auf der Ostseite in gleicher Structur, aber stellenweise demolirt, wieder bis zum entgegengesetzten Hafen hinab und gewährt besonders auf der Westseite durch das Gigantische seiner Grundlagen, durch das Gleichmaß seiner ungeheuern Quaderstücke und durch die in regelmäßigen Distanzen eingeschobenen, jetzt halbzerstörten stumpfen Viereckthürme einen der großartigsten Anblicke der Eurinusküste. Nach Hamilton, der kurze Zeit vor mir Kerasunt besuchte, sind die Mauerblöcke eine dunkelgrüne vulkanische Breccia, die am Orte selbst dicht an der Wasserfläche zum Bau des alten Werkes gebrochen wurde. An den beiden Endpunkten des Walles sind als die

einzigen Zugänge in das Castrum Thorwege angebracht, und besonders auf dem hochliegenden westlichen die Mauern jetzt noch mit großer Sorgfalt bestellt; unterhalb, wo ein kleiner Hafen, ist die Walllinie sogar doppelt und der Felsen stellenweise senkrecht abgemeißelt, um feindlichen Schiffen das Landen zu verwehren. Hoch über dieser kleinen Barkenlände steht eine Gruppe Christenwohnungen und mitten darunter Konstantides' Haus, von dem man, ohne den langen Umschweif durch den Thorweg, in die unterhalb liegende Stadt auf einer im Gestein künstlich eingehauenen Treppe zum Strand hinuntersteigen kann. Wir folgten dem Wall in seiner ganzen Ausdehnung von der Tiefe hinauf zum verlassenenen Kastell auf der Plattform, und auf der Ostseite wieder zum Meer hinab, wo das hohe Riff und die Steilsenkung des Hügels künstliche Schutzwehr entbehrlicher macht. Ein Bogenthor und ein hoher mit Epheu dicht umsponnener Thurm hüten den schmalen Eingang, an dem wir wie auf der Westseite des Kegels einen kleinen Barkenhafen mit romantisch über Gestein und Buschwerk zerstreuten Wohnungen der Kerasuntier fanden. Ein Pfäfflein hatte eben Holz gekauft und trug es mit Hülfe seiner Tochter eigenhändig aus dem Fahrzeug in die bescheidene Hütte hinauf. Aus dem Gesagten kann sich vielleicht der Leser selbst ein hinlänglich klares Bild, und zu deutlicher Versinnlichung der Worte gleichsam einen Schattenriß des konischen

Schloßhügels und seines über den Kamm streichenden Mauerwalles entwerfen. Der Isthmus selbst, an dessen östlicher Bucht wir jetzo standen, ist nur zehn Minuten breit, und doch konnten wir die westliche Bucht und ihre Häusergruppe von unserem Standpunkte nicht mehr sehen, weil sich der Boden des Isthmus von beiden Buchten in sanfter Schwellung gegen die Mitte hebt und eine fortlaufende Sattelhöhe voll Grün, voll rankenden Gebüsches, eingefriedigter Gärten mit Sommerthürmchen, sprudelnder Wasserquellen und Fruchtbäumen bildet, gewiß ein zaubervoller Anblick zur Blüthezeit, wenn milde Frühlingslüfte in lauer Strömung wie durch ein breites Thor zwischen dem hohen Küstenlande und dem Festungshügel vorüberstreichen. Besonders malerisch ist die Scene, wenn man seine Stellung etwas seitwärts von Kerasunt in der Richtung gegen St. Basili und das alte Kotyoros auf einem Küstenhügel nimmt; man übersieht hier beide Meere, die getrennten Häusergruppen beider Hafenviertel, den dunkeln über die Höhe streichenden Mauerwall, den sanft geschwellten Isthmus und die mit Haselstaudenpflanzungen, Maulbeer- und wilden Kirschbaumwaldungen dicht verwachsenen Uferhöhen mit einem Blicke. Das Bild erinnert an Sinope, dessen ebenfalls doppelt eingebauchter Isthmus zwar schmaler und niedriger als der von Kerasus, aber viermal länger ist und am äußersten Punkte nicht einen rasch anstrebenden Stein-

kegel, ſondern zwei gleichgroße, über die ſchlanke Iſthmushüfte beiderſeits üppig hinauswuchernde, gartenreiche, lieblich geſchwellte Hemiſphären hat. Keraſus iſt gedrängt und wildromantiſch, Sinope zierlich geſtreckt, weich und ſchön. Doch ſteht das niedrige und vielleicht weniger reich bewaldete Küſtenland bei Sinope an natürlichem Reize hinter dem terraſſig aufgeſchwungenen, maleriſch gebrochenen und mit dichtem Pflanzenwuchs überſchatteten quellenreichen Strand von Keraſus zurück. Auf den ſanften Abhängen dieſer Waldkuppen gegenüber von Keraſunt ſahen wir zuerſt regelmäßig eingefriedigte Gärten von Haſelſtauden, die ihren türkiſchen Eigenthümern in guten Jahren bis an 20,000 Centner Nüſſe geben, von denen man drei Sorten unterſcheidet und die beſte damals im Handel mit 30 Gruſch, d. i. etwa drei Gulden Conventionsmünze, bezahlen mußte. Die Preiſe wechſeln, ſteigen und fallen wie bei der Frucht des Halms, und Stambol mit Odeſſa iſt nach Hrn. Konſtantides' Verſicherung für die geſuchte keraſuntiſche Haſelnuß der beſte Markt. Auch Wein wird nach ruſſiſchen Häfen ausgeführt, denn im Walde ſind alle hohen Bäume von Reben umſchlungen und Monate lang mit reifen Trauben überhangen, die von den Chriſten des Ortes im Herbſte gekauft, gekeltert und verhandelt werden. Jedoch wird die wilde Kraft der Natur weder am Fruchtbaum noch an der Weinrebe durch die Kunſt gezähmt.

Unter den neuern Geographen und Geſchichtsauslegern wird noch immer geſtritten, ob die von den Eingebornen heute Kirefun (Kerafunda) genannte Ortſchaft wirklich des Kerafus des Xenophon oder nicht vielmehr das nach dem Großvater des Mithridates benannte Pharnacia des Strabo und ſeiner Nachgänger ſey. Die zwölf oder dreizehn Angaben der Alten über Namen, Lage und gegenſeitige Entfernung der pontiſchen Ortſchaften ſind durch Widerſprüche, Lücken und offenbare Irrthümer unausgleichbar entſtellt und für uns ohne alle Belehrung, weil ſchon im Alterthum einer den andern ausſchrieb und die Wenigſten ſelbſt in das Land gekommen und dieſe noch in ihren Aufſchreibungen verworren und unverläſſig ſind. Daß ſehr viele Städte Kleinaſiens im Zeitraum zwiſchen Alexander von Macedonien und dem Imperator Juſtinian in Folge von Sieg, Reſtauration und Schmeichelei zwei und ſogar drei verſchiedene Namen nach einander oder neben einander führten, iſt bekannt genug. Man vergeſſe aber nicht, daß neben den neuen amtlichen im Verkehr der Einwohner unter einander der urſprünglich alte Namen immer fortbeſtand und die erſtere gewöhnlich oder wenigſtens ſo lange überlebte, als ſich Reſte der urſprünglichen Bevölkerung erhielten. Kerafus konnte in amtlichem Style lange Pharnacia heißen, aber das alte Wort kehrte am Ende immer wieder und iſt bis auf den heutigen Tag geblieben.

Dieſe einfache Wahrheit wurde in unſerer Zeit von den beiden Engländern Dr. Cramer und Hamilton auf den Grund hin beſtritten, daß Xenophon mit ſeinen zehntauſend Griechen unmöglich in drei Tagen (τριταῖοι) die 36 Küſtenwegſtunden voll ungangbarer Stellen von Trapezus nach Keraſus zurücklegen konnte. Ergo ſey Xenophons Κερασοῦς näher bei erſterer Stadt und zwar an dem heute noch von den türkiſch redenden Einwohnern Keraſun-Dereſi genannten Bach zwiſchen den Vorgebirgen Hieron-Oros (Joros) und Kereli, etwa zehn Stunden von Trapezunt zu ſuchen. In der That nennt auch der Periplus des Anonymus in beſagter Gegend Bach und Stadt Keraſus. Daraus folgt aber nicht, daß im Lande des Kirſchbaumes dieſer Ortsname nur einmal vorkommen und eine zweite Stadt am Iſthmus der romantiſchen Kirſchwaldhügel nicht auch noch Keraſus heißen dürfte. Nach Xenophon war die Stadt von Bedeutung und lag hart am Meere.[1] Um die Mündung des Keraſun-Dereſi iſt aber nicht die geringſte Spur alter Bauwerke zu entdecken, ja der flache und den Ueberſchwemmungen der Gebirgswaſſer ausgeſetzte Boden hätte ſich nach kolchiſcher Praxis zu einer Anlage nie geeignet. Das ſtärkſte Argument für ihre Meinung entnehmen aber die Kritiker aus der angeblichen Unmöglichkeit, ein

[1] . . εἰσ Κερασοῦντα τριταῖοι, πόλιν Ἑλληνίδα, ἐπὶ τῇ θαλάσσῃ. Anab. V, 3.

Heer von 10,000 Mann mit dem langen Geschleppe des Trosses durch Engpässe und Steilwege, wo stellenweise nur Mann hinter Mann ziehen konnte, in so kurzer Zeit so weit zu führen. Dagegen ist aber einzuwenden, daß sich bei der Musterung zu Kerasus im griechischen Heere nicht mehr 10,000, sondern nur 8600 Mann unter Waffen fanden. Auch hat nicht der ganze Haufen den Weg zu Lande gemacht, da man vor dem Abzug aus Trapezunt alle Männer über vierzig Jahre zugleich mit den Kranken, den Weibern, den Kindern und allem entbehrlichen Geräthe auf Schiffe brachte und zur See nach Kerasus schickte, während die rüstige junge Mannschaft nebenher bequem und leicht am Strande zog. Xenophon bemerkt ausdrücklich, daß die Eingebornen, um der Gäste so schnell als möglich loszuwerden, die Wege ausgebessert und geglättet haben.[1] Wir fechten die Auffindung und glückliche Anwendung des Periplus auf das heutige Kerasun-Deresi nicht im geringsten an, zollen vielmehr den beiden tüchtigen Kolchiswanderern das gehörige Lob. Auch legen wir auf das Nichtdaseyn kerasuntischer Ruinen am Heerweg und an der Flußmündung kein übergroßes Gewicht, da der Ort Bächlein aufwärts im Kirschenhaine oder seitwärts auf einer Uferhöhe liegen konnte; nur für Bestand und Namen eines größern und berühmtern

[1] *Ἡ δὲ ὁδὸς ὁδοποιουμένη ἦν.* Anabas. V, 3.

Kerasus auf demselben Küstenstrich erkenne ich hierin kein Hinderniß. Eine antike Inschrift hätte die Sache leicht und schnell entschieden. Wir durchstrichen aber vergeblich die verborgensten Winkel der Ruine; weder das Wallthor, noch die Hafenmauer, noch die stumpfen Quaderthürme zeigten die geringste Spur. Die Frage, wer den Wall gebaut und das hohe Thor aufgerichtet hat, muß für immer ohne Antwort bleiben. Die alten Kerasuntier, scheint es, kümmerten sich nicht sonderlich um Schrift und Nachwelt; sie kelterten Wein, trieben die Ziegenheerde in den Wald und hatten nicht umsonst einen Satyr mit Fackel und Schäferkelle als Sinnbild auf der Münze. Wenn der Castilier Clavigo die amphitheatralische Lage, den Umfang, die Gärten und die Bäume von „Guirisonda" pries, so wußte der bayerische Ritterknappe Schiltberger, der um dieselbe Zeit (1403), d. i. vierhundertsiebenunddreißig Jahre vor dem zweiten Süddeutschen, mit Timurs Heer nach „Kerasun" gekommen war, auch nichts besseres anzurühmen als daß es „ein von Griechen bewohntes und an Weinwachs fruchtbares Land" sey.[1] Wenn wir auch das europäische Wissen über Kerasunt durch keine unbekannte Notiz zu bereichern vermögen, so haben wir doch vielleicht den Charakter der Landschaft und die Lage des Ortes mit größerer Sorgfalt als die wenigen

[1] Schiltbergers Reisen. Edit. Penzel. München 1813.

Vorgänger aus der mittlern und neuern Zeit gezeichnet, so daß sich der Leser mit dem Griffel in der Hand die Umrisse der schönen Oertlichkeit ohne Mühe selbst entwerfen kann.

In der Frühe des vierten Tages aßen wir noch mit Herrn Konstantides das Morgenbrod, grüßten den gastlichen Mann, beschenkten die beiden Knaben mit ihrem Gehülfen und stiegen in Begleitung der ganzen männlichen Hausgenossenschaft, überfließend von gegenseitiger Achtung und Zufriedenheit, die Steintreppe zur kleinen Felsenbucht unterhalb der Wohnung hinab, wo das Fahrzeug mit aufgestelltem Mast und luftigem Wimpel schon lange unserer harrte. Gewitter hatten die Luft gekühlt und um acht Uhr Morgens trieb uns eine frische Strömung reißend um den Citadellenkegel dicht am Lorbeer-Eiland vorüber in der Richtung gegen Tripoli. Die Landschaft bot eine eigenthümliche Scene und das Jahr hatte indessen sichtbar einen Schritt gegen den Spätherbst gethan. Hinter den amphitheatralisch vom Meer aufsteigenden Waldgürteln ragten die langgezogenen Hochalpen der Tzanen mit frisch gefallenem Schnee herüber; unterhalb der weißen Decke sah man das melancholische, kahle, baumlose Schmutziggelb der tzanischen Gebirge; unter diesem das kalte düstere Grün der Nadelwaldungen; noch tiefer das heitere Laubholz in hellen dichten Waldungen; dann die immergrüne Busch-Zone, und in unterster Linie des

Landſchaftgemäldes die bläuliche Pontus-Fluth, ein anziehendes Farbenſpiel, in welches die Sonne herbſtlich blitzte. Der Kahn ſtrich luſtig über die Bogenſehne des Golfes zum Kap Zephyrium, wo die Osmanli wegen eingetretenen Gegenwindes zum Ruder griffen, bis wir endlich um drei Uhr Nachmittags nicht ohne Mühe die Bucht von Tripoli erreichten. Um in den kleinen Hafen einzulaufen, ſchifft man, von Kerafunt kommend, um ein ſcharf in das Meer hinausgeſtrecktes Promontorium, vor deſſen äußerſter Spitze zwei hohe Felſenklippen inſulariſch aus der Tiefe ſteigen, aber bei glattem Waſſerſpiegel für kleine Fahrzeuge noch hinlänglich weite Durchfahrt offen laſſen. Das Meer war rund umher ſoviel als unbewegt; nur an den Klippen — wir ſahen es von weitem — warf es hohe Wellen in die Enge hinein. Und doch waren die der langen Arbeit müden Schiffer und wir ſelbſt zu träge den Kahn in ſicherem Bogen außerhalb der Brandung herumzuführen. Wir wählten mechaniſch den kürzern Weg, weil es die Welle in regelmäßigem Takte hob und niederſchellte und wir dem Schlag durch Geſchwindigkeit zu entrinnen hofften. Ganz gelang es indeſſen nicht. Die Wendung hatten wir zwar gemacht, aber die Welle lief uns nach, ich blickte um und ſah wie ſich der haushohe ſchmutziggelbe Giſcht eilend gegen die Barke wälzte; die Türken ſchrieen, die Leute am Ufer ſtanden ſtill und ſahen wie verſteinert dem Schauſpiel zu;

der Kahn verschwand, aber tauchte wieder auf, weil ihn nur der Saum der Welle und nicht die volle Wucht getroffen hatte. „Allah," sagte der Oberfährmann halb zürnend, halb erschrocken, „ich habe Auftrag diesen Mann gesund nach Trabosan zurückzubringen, warum sind wir nicht außerhalb herumgerudert!" Doch kamen wir mit dem Schrecken davon und stiegen wohl durchnäßt und von der unerwarteten Gefahr etwas überrascht wenige Minuten später unversehrt ans Land, gingen aber nicht mehr, wie auf der Hinfahrt, in die zerlumpte Kaffehütte des fanatisch blickenden Osmanli; ein viel schöneres, höher am Steilabhang neu erbautes Einkehrhaus mit hohen luftigen Räumen und zum Theil mit Fensterscheiben schien eine bessere Wahl. Man gab uns ein apartes Zimmer mit Getäfel, hölzernem Fußboden und Ruhebetten, und was für uns von besonderm Werth, die Wirthschaft wurde auf Rechnung eines eingebornen Christen geführt, der zugleich die Stelle eines Haus- und Hofmeisters beim Agha von Tripoli versah. Es war noch früh am Nachmittag, der Himmel wolkenlos, aber der Ostwind — diesmal nicht unerwünscht — der Fahrt nach Trapezunt entgegen. Wir fanden uns vortrefflich einquartiert und blieben gerne in Tripoli, um mit Bequemlichkeit und Ruhe die Pracht der Umgebung anzusehen. Wenn die empfindsamen Bewohner des traurigen Spree-Revieres, sobald sie auf der Akropolis von Athen das verwitterte Burg-

geſtein zu ihren Füßen, und in der Ferne den kahlen Hymettus, die ausgebrannte Steinfläche von Attika, die abgeſchälte geſchmolzene Felſenklippe Salamis, die Staubwolken der Theſeusſtadt, den dürren, baumloſen, kalkigen Piräusſtrand und die verkrüppelten Oelbäume am Cephiſſus ſehen, ſchon über die Schönheit dieſer Landſchaft in dithyrambiſcher Begeiſterung erglühen und durch ihre warmen Bilder das kunſtſinnige Publikum der großen Stadt entzücken; welche Worte müßten dieſe ſchwärmeriſchen Seelen ihrem Gefühle leihen, hätten ſie mit uns die wundervollen Scenen des ſchattigen Tripolis umwandelt? Große Erinnerungen ziehen freilich auf der Akropolis im Geiſte vorüber, aber ſchöne Bilder vor dem Auge nicht. Die langen, waldbedeckten, von Tiefthälern und reißenden Waſſerſtrömen ſenkrecht durchbrochenen Berggürtel, einer immer höher als der andere und parallel mit der Küſte den weiten Raum zwiſchen dem Pontusſtreif und dem Tafelland Armeniens füllend, erſcheinen nirgend ſo klar wie um Tripoli. An die Stirnſeite des erſten Gürtels hat die Natur eine deutlich vorſpringende breitgedrückte Laubwaldpyramide mit ſtumpfer Spitze hingedrückt, und in einer entzückend grünen, quellreichen, dreigetheilten Blende dieſer Laubpyramide, mitten unter Gebüſch oder dem Waſſerſpiegel hängt Tripoli. Zu beiden Seiten der Stadt weicht das Land in weitem Bogen und in gleichem Maß zurück, oſtwärts aber, weniger als eine

Stunde von dem Ort, zieht ein romantisch wildes Thal mit vollem Strom aus dem Hochgebirg herab. Das ist in der heutigen Redeweise der „Bach von Tripoli," der von „Silberhaus" (Gümüsch-Chane) nahe an der armenischen Gränze kommt und weiland auch an seiner Mündung jetzt verlassene Silbergruben bespülte. Auf dem Steinpfade über Risse und Hügel wanderten wir voll Entzücken durch dicht verschlungenes, mächtig wucherndes Laubgehölze und langes Gebüsch von Haselstauden zum Bach hinein. Wie es da mächtig, tief und voll aus dunkelbewaldetem Thale zwischen Geschlinge und grün umsponnenem Felsengewirre niederrauschte! Etwa zwei bis drei Stunden stromaufwärts, auf einem Steilfelsen mitten im Wald und gleichsam senkrecht über dem Wasser schwebend, sah man deutlich ein verlassenes und, wie die Begleiter sagten, in lebendigem Gestein ausgehauenes Kastell, das sie Petra nannten. Hier ist ohne Zweifel das aus der Chronik des Panaretos und aus dem Feldzuge der Trapezuntier gegen die Tzanen (1380 n. Chr.) wohlbekannte Petroma, welches einer Abtheilung von 600 Mann als Stützpunkt diente.[1] Dadurch ist auch die Lage des Baches Philobonites, dessen Lauf bei derselben Veranlassung eine zweite Abtheilung des großcomnenschen Heeres folgte, in der Nähe des schwarzen Vorgebirges und im

[1] *Ἐποίησεν τὸ φωσάτον μερίδας β', τοὺς μὲν πεζοὺς ὡσεὶ χ' ἔστειλεν ἀπὸ τὸ Πέτρωμα.* Panaret. ad ann. 1380 p. Chr.

Bereiche derſelben, mit Schatten, Waſſerſtrömen, Thaleinſchnitten und buſchbewachſenen Promontorien ſo romantiſch geſchmückten Ufercurve ausgemittelt.

Zu Clavigo's Zeiten (1400) war Tripolis noch eine große Stadt,[1] heute zählt es kaum 500 unter Baumgruppen und Buſchwerk zerſtreute, an Klippen hingehängte, in Einſenkungen verſteckte und nur in der ärmlichen Marktgaſſe zuſammenhängende Wohnhäuſer, worunter etwa 100 chriſtliche ſind. Der Boden hebt ſich gleich am Rande des Waſſers und außer dem kaum vollendeten weitläufigen Konak des Agha und den beiden Kaſtellfelſen in der Hafenbucht verkündet nichts mehr das Andenken einer alten großen Stadt. Das größere dieſer Kaſtelle, auf der Höhe eines iſolirten, mit dem Strande mittelſt eines ſchmalen, nicht allzeit waſſerfreien Naturdammes zuſammenhängenden, buſchbewachſenen Steinkegels erbaut und ſchon beim ältern Plinius genannt,[2] lud unſere Neugierde zu näherer Betrachtung ein. Wir ſtiegen den gewundenen Pfad hinan, aber melancholiſche Oede begegnete uns überall, grünes Geſtrüppe wucherte in das Thor hinein und in der verlaſſenen Schloßkapelle hatte eine Ziege ihren Wohnplatz auf-

[1] E a hora de medio dia fueron en par de una gran villa que era eso mismo poblada al mar, que ha nombre Tripil, y esta tierra es del Emperador de Trapisonda. Itinerar. pag. 82.

[2] Tripolis castellum et fluvius. Hist. nat. VI. 4.

geſchlagen. Die Frage, wann und durch wen etwa das Kaſtell zuerſt erbaut wurde, fällt nur einem Europäer ein, der Morgenländer denkt an ſolche Dinge gar nicht; ja er verlangt es nicht einmal zu wiſſen, weil Zukunft und Vergangenheit gleichmäßig außerhalb des Kreiſes ſeiner Vorſtellungen liegen und für ihn die Gegenwart Alles iſt. Freilich erſpart er ſich zum Erſatz verlorner Erkenntnißluſt auch den Schmerz und die Demüthigung unbefriedigter Wißbegierde, die uns andere im Lande der „Kimbilir" und „ποῖος τὸ ξεύρει" ſo häufig treffen. [1] Umſonſt ſah ich um irgend ein erklärendes Zeichen, ſey es auch nur eine Jahrzahl, ein Name, ein Sinnbild, im öden Bauwerk um. Voll warmer Eindrücke, aber ohne grammatiſche Belehrung ſtiegen wir die Windungen wieder hinab und gingen nach mehr als dreiſtündiger Wanderung durch Klippen und Buſchwald wieder in die Wohnung zurück. Die Abendlüfte ſäuſelten im Laub und trieben weite Halbbogen in gleichen Abſtänden über den glatten Waſſerſpiegel der Hafenbucht. Das vom Konak des Agha herabgeſchickte, reichlich und geſchmackvoll bereitete Abendeſſen ward in Geſellſchaft des Haushofmeiſters nicht ohne merkliches Behagen verzehrt. Zwar machte der noch junge und ſtattliche Wechsler die Honneurs des Tiſches mit Anſtand und Grazie, aber ſeiner Rede fehlte die Erfahrung, der

[1] Der türkiſche und griechiſche Ausdruck: „Wer weiß das?"

Umfang, die Praxis und die Weltkunde in umfassenderem Styl, wie wir sie am Saraf von Keraſunt gefunden haben. Doch kannte er den Landweg von Tripoli nach Trapezunt, die Vorgebirge, die Ortschaften, an denen man vorüber muß, wenigſtens so weit das Steuergebiet ſeines Agha reichte, ganz genau. Der Byzantiner Chalkokondylas erzählt von einer ſchimpflichen Niederlage, welche die Trapezuntier unter dem Großcomnen Kalo-Johannes durch den Scheich von Ardebil in einem „Meliares" genannten Engpaß vorwärts von Kordyla gegen Tripoli erlitten haben. Dieſe iſolirte, von Niemand erklärte Stelle des Byzantiners durch einen ächten Commentar zu erläutern und den Schauplatz jenes folgenreichen Ereigniſſes durch eigene Anſicht auszumitteln, war mein beſonderes Augenmerk. „Ob er nicht ein Derbend (ἕνα δερβένι, *bir derbend*) mit Namen Meliares kenne?" „Hart ober dem Vorgebirge Kereli, etwa acht Stunden von Tripoli, ſagte er, führe der Weg durch ein ſehr langes und zugleich ſo ſchmales Derbend,[1] daß kaum für einen Menſchen Raum genug zum Durchkommen übrig ſey." Wir zogen auch noch den Oberfährmann nebſt mehreren Eingebornen zu Rathe, und Alle beſtätigten das Daſeyn eines Engpfades in beſagter Gegend; nur die trapezuntiſchen Orte Meliares und Kordyla kannte Niemand mehr.

[1] Thorband, Thorpaß.

Der Entschluß ward rasch gefaßt; am Kap Kereli, dem Koralla der Trapezuntier, sollte gelandet, das romantische Wald- und Felsenrevier der Küste näher geprüft und wo möglich durch die große Klause zu Fuß nach Buyuk-liman (Großhafen) hinabgewandelt werden, wo uns die Barke zu erwarten habe. Müde vom langen Tagewerk und bereit mit dem ersten günstigen Lufthauch die Segel aufzuspannen, überließen wir uns einem kurzen, aber erquickenden Schlummer, und bald nach ein Uhr Morgens strichen wir schon eilenden Kieles über den Golf von Tripoli. Die Nacht war entzückend, die Schöpfung in tiefer Ruhe, nur das Mondlicht perlte, hüpfte, spielte zaubervoll auf der glatten Spiegelfläche und in das Segel blies mit frischem Hauch vom Waldgebirg herab die Morgenluft. *„Schimdi tschibük doldurün*, jetzt stopfet die Pfeifen", sagte der Oberfährmann zu seinen Osmanli. Die Atmosphäre war so durchsichtig und die Mondscheibe hing so günstig über dem Waldsaum, daß die Fährmänner sogar weit oben im Gehölze das Felsenschloß Petra-Kaleh im Vorüberfahren erblicken wollten. Die Scene war von großer Wirkung. Nach zwei Stunden kräftiger Fahrt steuerten wir

.... tacitae per amica silentia lunae

um das schwarze Vorgebirge, und die Morgenröthe fand uns in der kleinen Bucht des weit herausspringenden Strandfelsens von Kereli. Kloster

und Kastell ist Ruine, Alles fanden wir verlassen und unbewohnt. Ein stumpfer Quadratthurm ohne Dach, wie auf der Burg von Trabisonda, gehört mit dem anstoßenden Schloßgemäuer ohne Zweifel noch dem Koralla der Großcomnenen an. Grünes Gestrüppe mit einer üppigen Brut von Schlingpflanzen war in die leeren Räume eingezogen und die Morgensonne blickte melancholisch auf das verwitterte Gestein. Ein Lichtbild, in diesem Augenblick erfaßt, wenn es auch die Spielarten der einfallenden Helle darzustellen vermöchte, ließe einen tiefen Eindruck in der Seele zurück. In solchen Scenen erkennt und fühlt der Mensch sein Loos. Bin ich so weit über Continente und Meere hergekommen, um auf kolchischen Ruinen der Kürze des eigenen Daseyns und der unerbittlichen Gewalt der Zeit zu gedenken!

Der Reitweg zur Klause des Meliares zog fast senkrecht ober unserem Standpunkt durch Felsen und Gebüsch vorüber. Der Versuch in kürzester Richtung hinaufzuklettern wollte nicht gelingen, und wir mußten uns zu einem beträchtlichen Umschweif landeinwärts gegen den Bach Aïjenesin[1] entschließen, bis wir endlich mit vieler Anstrengung durch eine liebliche

[1] *Aï-jenesin deresi*, d. i. „Thalbach des heil. Eugenius" in der heutigen Osmanli-Landessprache. Es ist das *Ἅγιος Εὐγένιος* der Griechen und San-Ugenj der Seekarten des Mittelalters.

Felsenschlucht voll Azaleen, voll strotzenden Buschwerkes, voll Baumschatten und Kühle auf die ersehnte Höhe kamen. Vorsichtshalber hatten wir einen der türkischen Fährmänner gegen Zusicherung aparten Lohnes als Begleiter mit uns genommen. Von einer entzückenden Waldscene umgeben, fanden wir die Mühe reichlich belohnt. Wir konnten das Auge nicht sättigen weder an der strotzenden Fülle des Buschwerkes, noch am schlanken Wuchs der hochstämmigen Laub- und Fruchtbäume, die unbewältigt von der verwüstenden Menschenhand in langen Wäldern die Hügel überdeckten, die Wände der tiefeingerissenen Grünschluchten bekleideten und auf fettem, wohlgenährtem, mit Regen und Quellen reich getränktem Boden überall mit dem Rhododendron, der Weinrebe, dem Lorbeer und der unvergleichlichen Arbutus Andrachne um die Herrschaft rangen. Wir rasteten lange an einer Quelle auf weichem schattigem Grase im Gehölze und blickten voll Seligkeit zwischen dichtbelaubten Baumschlag in die spiegelglatte blaue See hinab,

Muscosi fontes et somno mollior herba,
Et quae vos viridis tegit arbutus umbra . . .

Obwohl die Landschaft mit jeder Wendung des Pfades neue Reize bot, zogen wir doch, aus Furcht selbst das grüne Bilderspiel der Natur könnte sich am Ende noch erschöpfen, ungerne und langsam gegen die Höhe ober Kereli heraus, wo sich der Weg in

weitem Bogen um das Promontorium krümmt. Hier war die Enge, von der uns der Saraf in Tripoli geredet hat. Links stürzte es fast senkrecht in das Meer hinab und zwei Menschen konnten nicht neben einander gehen. Doch ward durch überhangendes, selbst das Gestein überwucherndes und den Abgrund verhüllendes Gebüsch das Grauen der Tiefe gemildert. Unmittelbar nach dem gefährlichen Durchgang senkt sich der Reitweg in eine bis zum nächsten Vorgebirg fortlaufende und beiderseits von romantisch wildem und malerisch grünem Steinwall geschirmte Langschlucht hinein, deren Ausgang am genannten Kap durch ein Querthor und ein verlassenes alttrapezuntisches Kastell (Kaledschik) geschlossen ist. Das ist die Klause des Chalkokondylas, der sogenannte Engpaß Meliares, dessen sich einst der Scheich von Ardebil zum Nachtheil des Herzogs von Chaldia und des trapezuntischen Heers bemächtigt hat. [1]

Den Platz des christlichen Schloßherrn von Meliares hat ein türkischer Dere-Beg aus der Familie Usun-Oghlu eingenommen, zwischen dessen Konak und einer mit lichten traubenbehangenen Erlbäumen

[1] *Ὁ γὰρ Ζύχης Ἀρταβίλης κατέσχε τὴν τοῦ Μελιάρη λεγομένην τοποθεσίαν, προλαβόμενος τὴν κλεισούραν ταύτην τοῦ Μελιάρη τὸ Καπάνιον λεγόμενον.* (Das byzantinische *τὸ Καπάνιον* fehlt im Glossar Dü-Cange's und ist ohne Zweifel auf das türkische Kapanmak, geschlossen seyn, zurückzuführen.) *Ἐλθόντες τοίνυν οἱ τοῦ Παυσεβάστου καὶ αὐτοὶ εὗρον τὸν Ζύχην προκατέχοντα τὴν κλεισούραν τοῦ Καπανίου.*

geschmückten Hügelreihe der Reitweg in sanftem Abhang zur hölzernen Dachbrücke des Aksaderesi und eine kurze Strecke weiter zum Landungsplatze Boyük-liman hinunter führt, wo die auf den Strand gezogene Barke schon lange unserer Ankunft harrte. — Obwohl die Entfernung von hier zum Kap Kereli, wo wir Morgens das Fahrzeug verließen, weniger als zwei Wegstunden beträgt, hatten wir doch mehr als vier gebraucht, theils wegen des Umweges und der Mühsal den Reitweg zu erklimmen, theils wegen freiwilliger schwärmerischer Zögerung im schönen Lustreviere. Die Quellen im hellgrünen Gebüsch, der Blick ins Meer hinab, die romantisch wilde Klause und der Schattenwald legten dem Schritte zauberische Fesseln an; auch hatten Usun-Oghlu's Leute die Ermatteten mit Trauben vom Erlbaum gelabt. Boyük-liman ist nur ein einzeln stehendes Haus mit einer Reihe Marktbuden, wo wir Kaffe tranken und Früchte, Trauben, Nüsse und Birnen in die Barke nahmen. Die Ortschaft selbst, wo die Eigenthümer der Gegend wohnen, liegt eine halbe Stunde weiter östlich und trägt den weder zum griechischen, noch zum türkischen Sprachstamm gehörigen Namen Fol. Wir erkannten in diesem Fol das Viopoli der abendländischen Eurinus-Fahrer des Mittelalters. Clavigo kam (1402) von Tripoli in wenig Stunden zum Kastell Corila, und Nachmittags mit günstigem Winde zu einem andern ummauerten Ort, genannt

Viopoli, wo man die Nacht vor Anker blieb.[1] Der volle Name hieß im Alterthume Liviopolis und wird unseres Wissens nur im Plinius, und zwar mit dem richtigen Beisatze gefunden, daß es an keinem Flusse liege (sine fluvio Liviopolis). In der That sind die nächsten Bäche Kerasun und Aksa beiderseits ungefähr eine Stunde vom alten Viopoli (Fol) entlegen. Wir strichen mit schwachem Winde dicht an der Küste fort und genossen mühelos des Anblickes der immergrünen Buschhügel am Bach Kerasun. Gegen zwölf Uhr hatten wir Kap Hieron-Oros erreicht und legten mit andern Gefühlen als wir vor sechs Tagen bei nächtlicher Vorüberfahrt auf eben dieser Stelle empfanden, am Delta einer malerisch schönen Felsenbucht, Indschir-liman (Feigenhafen) genannt, das Fahrzeug zur Mittagsruhe ans Land. Es war kein Tiefwasser, es war flacher Strand. Die kolchischen Osmanli nahmen das Segel ab, hoben den Mastbaum aus und zogen, wie die Gefährten des Ulysses, den Kahn auf das sandige Ufer, auf dem sie im Schatten der überhängenden Waldgebirge ihre Schifferkost verzehrten und sich dem Schlummer über-

[1] E en poca de hora fueron en un castillo que es junto con el mar, que ha nombre Corila, e non quisieron tomar puerto en estos lugares, par quanto avia buen tiempo: e a hora de visperas fueron en un castillo que ha nombre *Viopoli*, e tomaron alli puerto, e estovieron esta noche. Itinerar. p. 82.

ließen. Das Delta war aber zwischen zwei hohen, schroffen, felsig zerrissenen, mit hellgrünem Wald und Buschwerk dicht verwachsenen und an der Hypotenuse nicht über 300 Schritte von einander entfernten Steilseiten so lieblich eingekeilt, daß an diesem auserwählten Orte selbst um Mittag noch Schatten und Kühlung herrschte. Seitwärts an der Buschwand war ein Brunnen des hellsten Wassers, und neben dem Brunnen stand ein Oelbaum mit fettem langgezüngeltem Blatt, im Hintergrunde aber in dichtem Waldschatten ein isolirtes Haus. Doch war das Dreieck am Spitzwinkel nicht geschlossen; ein Bergspalt, dunkel, schmal und tief eingeschnitten, drängt sich zwischen den beiden in Gestalt runder, abgeplatteter Waldkegel hochaufgethürmten Seitenwänden in das Gebirg hinein, zugleich Rinnsal eines perennen Bachs und Sitz einer selbst in Kolchis kolossalen Vegetation. Nach dem fröhlichen Mahle am Brunnen ging ich während der langen Rast der Schiffer in den hohen Schattenspalt und sah gegen das Meer heraus. Das schmale Segment der blauen Fluth glitzerte wie ein fernestehender Zauberspiegel in wundervollem Schein. Nachher stieg ich beiderseits auf die waldigen Vorgebirge hinauf und wanderte zuerst gegen das nur eine halbe Stunde rückwärts entfernte Kap Hieron-Oros: dann vorwärts in der Richtung gegen Ak-Kalah durch das wildschöne Buschrevier, über belaubte Risse, durch dichte Obstwälder aus Maulbeer-, Kastanien-,

Aepfel-, Birn-, Kirſch- und Feigenbäumen, mit Ulmen, Eichen, Ahorn und rieſenhaftem Rebgeſchlinge, mit undurchdringlichem Kurzholz vom ſchöngerindeten Arbutus Andrachne, von Lorbeer, Corylus, immergrünem Ciſtus, und dem ſo oft geprieſenen und allzeit ſchönen Azalea- und Rhododendronbuſch wundervoll geſchmückt. Dazu noch der blaue Sonnenhimmel, die ſpiegelnde Waſſerfläche und lianenumſchlungene Ruinen im Gehölz! Wir fragen den Leſer, ob das nicht entzückend iſt und wie ſich etwa die dünngebürſteten Boſchetti Italiens oder gar das abgeſchälte kalkige Griechenland mit der Pracht ſolcher Wälder meſſen könne? In Kolchis regiert noch der Pflanzenwuchs, nicht der Menſch, und die zerſtörenden Bedürfniſſe der Kultur ſind noch nicht bis an dieſen beglückten Himmelsſtrich gedrungen. Wandert durch den immergrünen Buſchwald um Indſchir-liman und Rouſſeau's Philoſophie hört auf bizarr zu ſeyn. Ob man ſich bei dieſer Scene viel nach Deutſchland ſehnt, und nach ſeiner weiſen Praxis, ſeiner Dänen-, Elbe-, Mauth-, Sundflotten-Energie, ſeiner andächtigen Langweile und ſeinem melancholiſchen Fichtenwald Verlangen trägt?! Selbſt die kolchiſche Pflanzenwelt klagt uns des Kleinmuths, der Weichlichkeit und des verzagten Sinnes an! Der Ruf des Fährmanns ſcholl durch das hohle Berggeklüfte und rief den Wanderer aus Schwärmerei und Wald an den Strand zurück. Sie zogen die Unterlage weg, ſchoben

das Fahrzeug in die Fluth hinab, ſetzten den Maſtbaum ein, hingen das Segel auf und ſetzten die Ruder an, weil nur laue Winde in die Wimpel wehten. Vorgebirg an Vorgebirg, felſicht, reich bebuſcht, ſcharf in die See abſtürzend und durch kleine bebaute Flächen mit Einzelhöfen und tief eingeſchnittenen Waldungen wildromantiſch abgeſchieden, ſtrich am Kahn vorüber bis endlich Ak-Kalah (Weißenburg), weiland Kloſter und Kaſtell Kordyle, durch ſeine wildſchöne Lage auf ſchattigem Felſenvorſprung den Lauf des Fahrzeugs hemmte und zum Genuß der Waldkühle und der ſchönen Ausſicht lud. Wir ſtiegen zwiſchen einer Fülle von Lentiscusgeſtrüpp und zahmen Oelbäumen das Vorgebirg hinauf, verweilten aber nur kurze Zeit auf der Höhe, denn die „Weißenburg" iſt menſchenleer und bei den lafettenloſen Kanonen nicht einmal eine Wache aufgeſtellt. Die Sorge dieſen uralten Landungsplatz der Curve von Trapezus zu ſchirmen, liegt, wie zu St. Sophia, den mohammedaniſchen Bewohnern der umliegenden Holzhütten ob. Ein Meierhof dieſes lieblichen Strandes ſah einſt die Kataſtrophe Alexius IV. durch ſeinen herrſchſüchtigen Sohn Kalo-Johannes den Groß-Comnen und vorletzten Imperator von Trapezunt.[1]

[1] Nach trapezuntiſcher Sitte war Kalo-Johannes als Erſtgeborner zwar Mitregent und ſaß bei feierlichen Handlungen in gleichem Schmuck neben dem kaiſerlichen Vater auf dem Thron. Das war aber dem „Schönen-Johann"

Vom Uferfelsen vor dem Schlosse trägt der Blick quer über den Golf nach Trapezunt hinüber, und die

zu wenig. Der ehrgeizige Erbe fühlte Kraft und Herrschergabe genug das Reichsgeschäft allein zu besorgen und der Verdacht geheimen Liebesverständnisses seiner leiblichen Mutter, einer cantacuzenischen Prinzessin aus Byzanz, mit dem Schatzmeister des Reichs sollte dem jungen Bösewicht als Werkzeug zur Stillung seiner Herrschbegierde dienen. Kalo-Johannes eiferte mit solcher Wärme für häusliche Tugend und strenge Sittlichkeit, daß er, nicht zufrieden den Schatzmeister eigenhändig zu tödten, der Familienehre wegen auch Mutter und Vater im Palast erdrosselt hätte, wären nicht die Archonten noch zu rechter Zeit ins Mittel getreten. Für eine solche That gibt es keine Sühne und Kalo-Johannes entging dem väterlichen Zorn durch die Flucht an den Hof des Königs von Tiflis, der dem flüchtigen Vatermörder in Hoffnung besserer Zeiten die Tochter zur Ehe gab. Aber Kalo-Johannes hatte was man in Italien die *rabbia papale* nennt, er konnte Privatstand und Verbannung nicht ertragen und wollte um jeden Preis als Herrscher auf der romantisch schönen Burg von Trabisunda wohnen. Zu Caffa in der Krim, wohin er von Tiflis gezogen war, bemannte er zwei Kriegsschiffe mit genuesischen Abenteurern und besetzte das feste Kloster Kordyle (Ak-Kale der Türken) in Angesicht von Trapezunt. Für Einverständnisse unter den Hofarchonten und selbst unter den Leibwachen des Großcomnen ward schon früher gesorgt, und wie der alte Großcomnen seinem rebellischen Sohne gegenüber am Meierhof lagerte, öffneten die bestochenen Wächter den ausgesandten Meuchelmördern Nachts den Eingang und der unglückliche Gebieter ward inmitten seines Heeres im Schlaf ermordet. Kalo-Johannes wollte zwar nur die Gefangennehmung, nicht den Tod des Vaters befohlen haben, und bestrafte den einen Sendling durch Handabhauen, den andern durch Blendung für ihre Freveltat. Allein wer

Bäume neben uns warfen ihre Schatten lang und abendlich in die Fluth hinab. Wir aber steuerten an den myrtenreichen, sanftanlaufenden und mit ländlichem Gehöfte idyllisch geschmückten Küstenhügeln bis in den Mittelpunkt der Golfkrümmung, zum schön gelegenen Städtchen Platana hinein und zogen vor fünf Uhr Abends das Fahrzeug noch einmal ans Land. Dieser Ort, der im Munde des Volkes wahrscheinlich seit Urzeiten diesen Namen trägt, ist von Trapezunt nur etwas über vier Stunden entfernt, und ward im classischen Alterthum auch Hermonassa genannt, wie aus Strabo und dem Periplus des Arrian zu ersehen, oder vielmehr aus den Entfernungen von bestimmten Küstenpunkten zu berechnen ist. Die Platane wächst in der Umgegend, besonders am Bach von Kalanoma auf der Seite gegen Trabosan, mit unvergleichlicher Pracht und die milden Hügel des Weichbildes sind ein zusammenhängender Wald fettstämmiger Oelbäume, zu denen sich in gleicher Ueppigkeit die Feige und die Weinrebe gesellt. Lebendige Zäune und Einfriedigungen aus Maulbeerbäumen und Ulmen, um die sich in dieser Jahreszeit das traubenvolle Geranke der Reben schlingt, sahen

wüßte nicht aus näher liegenden Ereignissen ähnlicher Art wie man solche Befehle von jeher gemeint und verstanden hat? Kalo-Johannes baute dem erschlagenen Vater ein prachtvolles Grabmal in der Domkirche der Panagia Chrysocephalos und bestieg ohne Gewissensangst als Vatermörder den blutbefleckten Thron.

wir nirgend mit ſo viel Geſchmack und Ordnung angepflanzt wie um Platana. Von ſeinen vierthalbhundert, dorfartig über Thal und Hügel zerſtreuten Wohnungen ſollen nur etwa 140 chriſtliche ſeyn, die ſich mit Pacht, Kleinhandel, Wucher und beſonders mit Geſchäften in Wein und Oel zu behelfen ſuchen. Die Luft iſt hier milder als ſelbſt im nahen Trapezus, weil Kap Hieron-Oros den Golf vor rauhem Nordweſt bewahrt; an Wein, Oel, Tabak und Mais herrſcht Ueberfluß, ſo daß der Menſch, wenn er nur phyſiſche und keine edleren Bedürfniſſe hätte, in Platana vollkommen glücklich wäre. Etwa eine Stunde verweilten wir in dieſer reizenden Uferlandſchaft, deren milde Tinten im abendlichen Licht um ſo inniger zur Seele drangen als die Dunkelſchatten der Thalriſſe und Hochwaldberge im Hintergrund mit jeder Minute dichter wurden. Um den Leſer vor der irrthümlichen Meinung zu bewahren, als könnte etwa der Menſch, aller irdiſchen Noth entrückt, in Kolchis bloß von Waldentzücken und Bewunderung des Rhododendrons leben, wird hier auch vorübergehend eingeſtanden, daß wir nicht ohne erquickende Abendkoſt aus Platana gewichen ſind. Außer der kalten Küche am Brunnen von Indſchir-liman waren wir ſeit Tripoli ohne Nahrung geblieben, was Wunder alſo, wenn wir den warmen Eierſpeiſen, dem leichten Wein und den pflaumengroßen Oliven eines orthodoxen Magazins die gehörigen Ehren erwieſen haben? In

der Freude der glücklichen Fahrt und des nahen Zieles ward auch der Fährmänner gedacht und bei sinkendem Tage rauschte die Barke mit Kraft an den Platanen von Kalanoma vorüber gegen Trapezunt. Der Strand war bald in Nachtdunkel gehüllt und nur zwischen den obersten Bäumen des Bergwaldkammes schien noch der lichte, heitere Abend durch; denn hinter dem Bergwaldkamm stieg langsam der Mond herauf und schüttete endlich die volle Garbe seines Zauberlichtes auf den Wasserspiegel des Golfs herab. Zugleich wehte es frisch vom Lande her, das Meer glitzerte und im Uferbusch sah man die Schatten hüpfen. Gerne wäre ich jene Nacht bis an den Phasis fortgeschifft, und viel zu früh für das schwärmende Gefühl legte sich der Kahn schon um neun Uhr Abends dicht unter der Consularterrasse in der Gartenvorstadt von Trapezunt ans Felsenriff.

VI.

Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, Verwaltung und öffentliche Zuſtände des Landes Trapezunt.

Daß die Landſchaft Trabeſan ein ſchönes Wald- und Buſchrevier, voll Schatten, voll friſcher Bäche und maleriſch grünen Geſteines ſey und beim erſten Anblick den Fremdling entzücken könne, glaubt der Leſer nach Anſicht der zwar matten und das Gefühlte nur höchſt unvollkommen darſtellenden, aber doch allenthalben aus unmittelbarer Anſchauung gefloſſenen Wanderſcenen ohne Mühe. Schwärmeriſche Gefühlsregungen ſind aber flüchtiger Natur und mit den Bedürfniſſen des Menſchen drängen ſich andere Fragen auf. Gar zu gerne möchte vielleicht der intelligente Europäer wiſſen, wie eigentlich der Menſch im idyllenhaften Kolchis lebe; wie man in Trapezus verwalte, Steuer nehme und Gerechtigkeit pflege; wer den Boden beſitze; welche Nahrungsmittel die Erde freiwillig gebe und welche ihr Arbeit und Induſtrie entlocken; ob der Menſch im ſchönen Trapezunt überhaupt glücklicher als unter andern Himmelsſtrichen ſey, oder ob er die gleiche Summe von Qual und

Sorge und täglicher Bedrängniſſe zu erdulden habe wie ſein Schickſalsgenoſſe im Occident; insbeſondere ob man dort auch wider die Landplage des Pauperismus, der proletariſchen Uebervölkerung, des zum Atom parcellirten Eigenthums, der ſpekulirenden Andacht und der langweiligen Broſchüren des Abbé Combalot zu kämpfen habe? In Traboſan — vielen Europäern eine tröſtliche Kunde — ſchreibt, druckt und lieſt man nichts. Hier wird geſchwiegen oder gehandelt. Daher der ſchnelle Verdacht und die nie ſchlummernde Sorge der Gewalt. Daß es bei den alten Beſitzern des trapezuntiſchen Bodens nicht zum Handeln komme, war und iſt jetzt noch die hauptſächlichſte Aufgabe des türkiſchen Regiments. In Anatolien — dieſe Gerechtigkeit gebührt den Osmanli — haben ſie ihre Aufgabe muſterhaft und bleibend, folglich unendlich vollſtändiger und wirkſamer als die „Sachſen" in Irland gelöst. Armuth, Unwiſſenheit und geſetzliche Schmach der Ueberwundenen ſind die vorzüglichſten Inſtrumente türkiſchen Uebergewichts. In Kolchis und im Innern Kleinaſiens iſt es wahrhaft eine Infamie Chriſt zu ſeyn, und die erſte Tugend unſeres Glaubens, die Demuth und Selbſtverläugnung zu üben, findet der hochmüthige Europäer in dieſen Landſchaften die beſte Gelegenheit. Das Chriſtenthum iſt hier ſo vollſtändig beſiegt und geknickt, daß an ein Wiederaufleben von Innen heraus unter keinerlei Umſtänden zu denken iſt. Es iſt die Religion

der Vorſtädte und ſchmutzigen ſchlechten Winkel, während alles Volk in der Citadelle, in den höher und zierlich gelegenen Stadttheilen und in den Landſitzen türkiſch redet und den Islam bekennt. Zu dieſen Privilegien der Ehrenhaftigkeit, des Reichthums und der Macht geſellt ſich in Anatolien auch noch das numeriſche Uebergewicht der Mohammedaner über die Anhänger Chriſti in einem ſolchen Grade, daß letzteren ſelbſt die Hoffnung zur Freiheit entſchwunden und die Rache allein im Herzen geblieben iſt. Wer die Rache am Geſchlechte Osmans vollzieht, iſt der legitime von Gott ſelbſt auserwählte Herr dieſes Himmelsſtrichs. Einer Zeit wie der unſrigen muß die Staatsklugheit, mit welcher das aller Verbeſſerung feindſelige Türkenvolk ſeiner Herrſchaft eine ſo dauerhafte Grundlage zu geben vermochte, als ein höchlich zu beachtendes und beſonders reſpektables Phänomen erſcheinen. Als ſich Trapezunt an die Türken ergab, hatte das Land eine zahlreiche Chriſtenbevölkerung, eine Reihe wohlbefeſtigter Städte und Citadellen längs der Küſte, einen reichen, mächtigen, auf unzugänglichen Burgen einſäſſigen Feudaladel und einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen den Islam. Hätte man damals Freiheit und Eigenthum der Ueberwundenen geachtet, wie ſtünde es etwa heute um türkiſche Herrſchaft in Kolchis? Das Verfahren des Sultans war einfach, energiſch, ſicher, aber chriſtlicher und überhaupt menſchlicher Sitte widerſtrebend. Die drei

Citadellen von Trabosan sammt den weitläufigen Bazaren und Gartenvorstädten wurden von der christlichen Bevölkerung völlig gesäubert. Das regierende Haus ward nach Thracien versetzt und später in den männlichen Individuen ausgerottet. Von den christlichen Bewohnern der Hauptstadt aber hob man, wie zum Theil schon früher angemerkt, zuerst die schönsten und rüstigsten jungen Leute zum Kammerdienst des Sultans aus, schrieb dann achthundert Knaben als künftige Janitscharen ein und theilte die Uebrigen in drei Klassen. Die erste, aus den Vornehmsten und Reichsten bestehend, wanderte als Kern der neuen Bevölkerung in den Fanar nach Konstantinopel;[1] die zweite wurde als Sklave unter das Heer vertheilt; der dritten aber, d. i. den besitzlosen Proletariern und der Hefe des Volkes ward die abgesonderte Vorstadt der Marine als Wohnsitz angewiesen. Dagegen wurden in der obersten Citadelle, wo die Kaiserburg mit den Häusern der vornehmsten Archonten stand, eine Compagnie Artilleristen, in den beiden untern aber 12,000 Asaben, d. i. ledige auf Kriegesdauer von den türkischen Gemeinden gestellte Milizen angesiedelt, als deren Nachkommen die heutige

[1] Die Callimachi, die Murusi ꝛc. kamen um jene Zeit aus Kolchis an den Bosporus. Die in Stambul einsäßigen Archonten wurden als unverbesserliche Intriguanten vom Sieger in Masse niedergemetzelt, oder flohen in entlegene Himmelsstriche.

Türkenbevölkerung von Trabosan zu betrachten ist.[1] In gleichem Sinne ward in den übrigen Städten und Festungen des Reichs verfahren, besonders aber nach Austreibung sämmtlicher Geschlechter der Archonten und Feudalherrn überall im verlassenen Gute ein Türke eingesetzt.

Der Sultan blieb fast ein Jahr in Trabosan und ging nicht eher an den Bosporus zurück, als bis alle seine Anordnungen im eroberten Lande vollzogen waren. Nur drei Mönchsklöster und einige christlich gebliebene Dörfer im Innern fanden Mittel ihren Grundbesitz zu retten; an der Küste aber und in den fruchtbarsten Gegenden überhaupt ging alles Landeigenthum in türkische Hände über. Solche Handlungen tyrannischer Uebertretung der Verträge würde die öffentliche Meinung heutzutage wo nicht ganz unmöglich machen, doch wenigstens durch allgemeine Verwerfung brandmarken und als Grundlage künftiger Reaktion benützen. Damals (1462) gab es aber den Türken gegenüber in Europa noch keine öffentliche Meinung, oder sie bestand vielmehr in Zittern und äußerte sich durch Litaneien, die einem unter Thränen und Verzweiflung aus dem väterlichen Boden weggerissenen Christenvolke freilich wenig nützten. Aus dem romanhaften Imperium Trabesunda ward in solcher Weise ein türkisches Paschalik Trabosan,

[1] Die kaiserliche Burg war drei Generationen hindurch Sitz des türkischen Thronfolgers.

das mit Ausnahme der Westgränze auch nach seiner Verwandlung den Umfang behielt, den es zur Zeit des letzten Großcomnenen hatte. Das Vorgebirge Jasonium ward Gränzpunkt gegen Amasia, so daß Unieh (Oinäum oder Oenoë der Griechen) nicht mehr dem Begler-Beg von Trabosan gehorchte. Wie dieser Burg und Machtansprüche der Großcomnenen, so hatten türkische Dere-Bege (Thalfürsten) mit den Schlössern und Edelsitzen auch die Unbotmäßigkeit der christlichen Feudalarchonten übernommen. Das Institut der Dere-Bege, ein altes Erbtheil der Seldschuken von Ikonium, hat in Kleinasien seine vollständigste Ausbildung erhalten und vielleicht mehr als irgend eine Staatseinrichtung zur Verbreitung und Befestigung türkischer Nationalität beigetragen. Die Osmanli haben wesentliche Vorurtheile gegen die Allesregiererei und gegen mathematisches Centralisiren der Gewalt. Wenn in einer großen Monarchie, sagen die Osmanli — natürlich mit Unrecht — Einer allein Alles thun will, so sey das eben so viel als wenn der Führer eines großen Heeres alle untergeordneten Stellen selbst versehen wollte. Die Lehenspflicht in Kriegszeiten leisteten diese anatolischen Erbfürsten mit großer Pünktlichkeit, auch in Abtragung des festgesetzten, freilich sehr mäßigen Tributes an den Padischah blieben sie nicht leicht zurück, gerirten sich aber, was die innere Verwaltung der Territorien betrifft, als unabhängige Gebieter, denen

Niemand etwas einzureden hat. Da es ihren eigenen Vortheil galt und der Gewinn in ihre Taſchen fiel, bewirthſchafteten ſie die Ländereien mit der größten Sorgfalt, und viele dieſer Dere-Bege, z. B. Tſchappan-Oghlu von Jüs-katt, ſammelten unerhörte Reichthümer mit wohlbegründeter Macht, bis endlich in unſern Tagen Sultan Mahmud den fetten Segen der Thalfürſten in ſeine Koffer zu leiten beſchloß und alle erbliche Gewalt außer der ſeinigen im Reiche Osmans für erloſchen erklärte. Die Idee war eine chriſtliche und folglich bei den Türken nicht beliebt. Auch könnte man fragen, ob die Monarchie durch dieſe neue Verfügung an Stärke nach Außen und im Innern an Glückſeligkeit und Reichthum merklich gewonnen habe? Statt des patriarchaliſchen Regiments im Lande geborner und aufgewachſener Stammhäuptlinge kamen räuberiſche Satrapen aus Stambul, um den Kaufſchilling ihres Amtes in kürzeſter Friſt mit Wucher einzutreiben. Mahmud hetzte mit türkiſcher Argliſt einen Dere-Beg wider den andern und machte begreiflicherweiſe bei den größten und reichſten, als den ſchuldvollſten und gefährlichſten Gegnern kaiſerlicher Allgewalt, den Anfang ſeines Rachezugs. In der Hoffnung, die eigene Exiſtenz zu retten, ließ ſich Suleiman, Dere-Beg von Dſchanik, gegen den gewaltigen Tſchappan-Oghlu brauchen und löste die Aufgabe zu voller Zufriedenheit des Padiſchah. Und was noch mehr, der Sultan hielt ſein Wort; denn

Suleiman blieb unter billigen Leistungen im Besitz des reichen Guts der Vorfahren und vererbte es sogar unverkümmert an seinen Sohn Osman-Pascha, dem man im Drange der Umstände auch noch das anstoßende große Paschalik Trabosan zu verwalten überließ. So geschah es durch ein sonderbares Spiel der Umstände, daß sich mit Ausnahme der früh verlornen Fürstenthümer Heraklea und Sinope die Monarchie der Großcomnenen in der ganzen Ausdehnung zwischen Amisus (Samsun) und dem Bathysflusse (Tschorak-Su) 360 Jahre nach ihrer Zersplitterung in der Familie eines turkomanischen Stammhäuptlings und Nachfolgers der Feudalarchonten wieder vereinigt fand. Immanente Verhältnisse haben unter gewissen Himmelsstrichen in letzter Instanz noch jedesmal über die Kraft des Menschen triumphirt. Das Ansehen des neuen Großcomnenen scheint bereits so fest begründet, daß nach dem unlängst erfolgten Tode Osman-Pascha's nicht nur das Erbgut, sondern auch das Paschalik auf ein Mitglied der Familie überging. Sogar den Wechsel der Residenz hatte der neue Fürst von Trabosan mit seinen christlichen Vorgängern gemein. Denn gleichwie die Großcomnenen bald auf der Akropolis zu Trapezunt, bald auf der Burg zu Limnia oder Kerasunt Hof hielten, wohnte auch Osman-Pascha abwechselnd in seinen Stammschlössern zu Tscharschambeh am Iris und im neugebauten Konak zu

Trabosan, wo ich den alten Dere-Beg (Herbst 1840) öfter gesehen habe. Weil aber in Literatur und Politik dieses Landstriches selten Erwähnung geschieht, dürfte vielleicht mancher Leser fragen, wo und was für ein Land Dschanik sey? Dschanik ist der fetterdige, hügelreiche Küstenstrich zwischen Kap Jasonium (Bona) und der Stadt Amisus (Samsun), im Süden von einer halbzirkelförmig eingebogenen, von Strand zu Strand laufenden, wald- und metallreichen Bergkette abgeschlossen und in der Mitte vom fischreichen tiefen Iris (Jeschil-Irmak, d. i. Grünbach) durchströmt. Dschanik ist das Land der fabelhaften Amazonen, deren Andenken sich beim Volke im Bergnamen Masun-Dagh, Amazonenberg, *Ἀμαζόνια ὄρη*, bis zu dieser Stunde erhalten hat. Auch Ortschaft und Flüßchen Therme sind keine leere Anspielung auf Thermodon und Themiskyra des Alterthums. Ein Park von Frucht- und Laubwald mit Buschwerk und langen Windungen wilder Reben, zieht sich unübersehbar von der Küste ins Gebirge hinein. Pflanze und Thier strotzt in Dschanik noch üppiger und vollkommener als in Trabosan. Schon im zwölf Stunden rückwärts liegenden Kerasunt hat man diese steigende Fülle am zahmen Geflügel bemerkt. Hanf, Flachs, Mais, Tabak und Seide erzeugt das schöne Land in Ueberfluß und in der größten Vollkommenheit. Aber Alles, Boden, Wald, Wild, Heerde und Frucht in Dschanik gehört dem Dere-Beg. Die Zahl

seiner Landgüter übersteigt dreihundert, und jedes soll ihm jährlich zwischen 25,000 und 30,000 Grusch (2500—3000 Gulden C. M.) an Pachtgeld tragen. Das Monopol der Tabakpflanze allein, von welcher sehr viel im Trapezuntischen, die größte Menge aber im flachern Erblande und besonders um die Halysmündung wächst, gibt dem Pascha nach Angabe der Hausbeamten jedes Jahr vierthalb Millionen Grusch (350,000 fl. C. M.) Gewinn, von dem nur die halbe Million als Pachtschilling nach Stambul geht, der Rest aber in seine Koffer fällt. Leuten von einiger Vorliebe für Geld und Gewalt müßte die Stelle eines kaiserlichen Statthalters von Dschanik und Trabosan als ein höchlich wünschenswerthes Gut erscheinen. Beide Provinzen sind beim Fiscus auf eine bestimmte und wohl zu erschwingende Summe in Geld und Naturalien angelegt, die der Statthalter jährlich an das Hoflager zu senden hat, während Einhebung des Gesetzlichen, so wie Besteuerung der Einwohner überhaupt im weitesten Sinne der eigenen Ansicht und Geschicklichkeit des Pascha überlassen bleibt. Welch ein Feld für Thätigkeit und Profit! Osman-Pascha ernennt und bezahlt sämmtliche Verwaltungsbehörden der Provinz, gibt und nimmt wem und wie viel er will, und erhebt nach übereinstimmenden Schätzungen im Lande beiläufig viermal so viel als er an den Fiscus schickt. Daher aber auch das Wehklagen der Christen von Tripolis und Kerasunt über „tyrannische"

Bedrückung, daher die Bittgesuche und Berufungen auf alte Verträge seitens der kolchischen Griechen beim Divan zu Stambul, daher das Murren und Grollen der weiland steuerfreien Osmanli in Trabosan und der offene Trotz der Tzanen im Waldgebirge. Im Kolchischen machen die Leute hie und da noch Schwierigkeiten, wenn man ihnen die Tasche leert. Der alte Turkomanen-Dere-Beg lebt unter diesen Umständen mit königlichem Aufwand und legt dennoch jedes Jahr bei drei Millionen Grusch (300,000 fl. C. M.) als reines Ersparniß in seinen Schatz zurück.

Diese Nachweise über Haushalt und spekulative Verwaltungspraxis des Erbfürsten von Dschanik sind ganz gleichlautend mit Hamiltons Angaben über denselben Gegenstand.[1] Der Leser soll sich über diese Gleichförmigkeit nicht verwundern und in dem einen nicht eine leere Copie des andern erblicken. Hr. Hamilton und ich haben beide aus derselben Quelle, aus den mündlichen Mittheilungen des Dr. Giovanni Rutzeri, des klugen Leibarztes beim alten Dere-Beg, geschöpft. Hr. Rutzeri kannte die Verhältnisse seines Gebieters, bei dem er länger als zwanzig Jahre in Diensten stand, ganz genau und starb während meiner Anwesenheit in Trapezunt mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens, einer

[1] Vgl. Hamilton, Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia. Vol. I. p. 242. 282, 292. London 1842.

numismatiſchen Bibliothek (Mionnet) und einer ſchönen Münzenſammlung, die er ſich zu Anapa in Tſcherkeſſien gebildet hatte. Denn zur Zeit als Paskewitſch vom Kaukaſus her das türkiſche Reich erſchütterte, war Osman-Dſchaniklü Paſcha von Anapa. Hr. Hamilton traf dieſen unterrichteten Mann auf dem Schloſſe zu Tſcharſchambeh am Iris (Jeſchil Irmak), ich aber vier Jahre ſpäter (1840) in ſeinem eigenen Hauſe zu Traboſan. Ein anderer in Dienſten von Osmans Bruder Abdallah-Beg ſtehender deutſcher Arzt, der gut türkiſch gelernt und bedeutende Reiſen in Aſia-Minor gemacht hatte, beſtätigte Hrn. Hamilton zu Amiſus die Reden und Angaben Giovanni's über die unermeßlichen Reichthümer des Dere-Beg in allen Theilen, und machte auch noch andere kluge Bemerkungen über den Charakter der Türken im Allgemeinen und Osman-Paſcha's insbeſondere. Zudem hörte ich von einem trapezuntiſchen Türken, der ſich aus Andacht zum Orden der Derwiſche zählte, aber nebenher große Reichthümer beſaß und wöchentlich zwei- bis dreimal zum Abendbeſuch in das Conſulat des Hrn. v. Gherſi kam und heimlich Wein trank, ungefähr dieſelben Bemerkungen über den Muſchir von Traboſan, aber häufig mit dem ſpöttiſchen Beiſatze: *Dschaniklü dür, Turkmen dür*, „er iſt ein Tzane, er iſt ein Turkman.“ Turkman und Tzane gelten ſogar bei den Osmanli für grobe, unverſtändige, thieriſche und ungeſittete Leute. Auch

geſtand Dr. Giovanni aufrichtig, wie viel er von der Rohheit und den brutal-deſpotiſchen Launen des Dere-Beg in Anapa zu leiden hatte. Osman-Paſcha war klein von Statur, dick, vertrakten Wuchſes, alt und in der neuen halb europäiſchen Affentracht doppelt häßlich. Aber der Mann war vielleicht witzig, heiter, am Ende gar noch ein Schöngeiſt und gab als turkomaniſcher Mäcenas den Lokalpoeten von Trabeſan reiche Geſchenke oder doch einträgliche Stellen und gute Abendeſſen zur Vermehrung der Wiſſenſchaft? Niemand in Trapezunt wußte irgend etwas von dergleichen Mäcenatenſtreichen oder hatte je von irgend einem Witzworte Sr. Hoheit des Begler-Begs gehört. Was macht denn aber Osman-Paſcha mit den vollen Truhen? Spekulirt er etwa auf Lufteiſenbahnen, oder beſchützt er am Ende gar noch die kolchiſchen Philoſophen, was bei dem aufs Praktiſche gerichteten Sinne der Turkomanen und bei der anerkannten Nützlichkeit ſpekulativer Syſteme in Förderung materieller Völker-Wohlfahrt leicht denkbar ſchien! Ich kam öfter in den Konak und ſah fleißig am Divan um, ob nicht irgend etwas von einem phrenologiſchen Journal aus Paris, oder doch wenigſtens von den „Ideen und Bildern" des berühmten Greverus zu entdecken ſey. Denn ſind „Ideen" wirklich, wie es in Platons Dialogen ſteht, aller Weltweisheit Unterlage, ſo iſt Hr. Greverus von Oldenburg offenbar der größte jetzt lebende Philoſoph im

deutſchen Lande. Denn während Andere über Ideen nur brüten oder höchſtens in Ideen träumen und nachtwandeln, macht Hr. Greverus große Reiſen zu Waſſer und zu Lande und trinkt ſogar griechiſche Abendluft in „Ideen und Bildern," deren Ruhm gewiß nach Traboſan gedrungen wäre, wenn in dieſem romantiſchen Lande Philoſophie überhaupt einen Anklang fände. Mit Osman-Paſcha war aber in ſolchen Dingen — das ſah ich ſchnell — eben ſo wenig zu reden als mit ſeinem legitimen Sohn und Erben, der vollends mit Blödſinn geſchlagen iſt. So oft ich die üppige Wohnung und das inſolente Glück des alten häßlichen Turkomanen ſah, fiel mir jedesmal das Epitaphium in Petronius ein:

Sestertium Reliquit Trecenties
Nec Unquam Philosophum Audivit. [1]

Entweder iſt Reichthum, Macht und Glück, oder iſt das was der Menſch „Weisheit" nennt, eine bloße Ironie.

Etwas geſprächiger als der Paſcha war der zufällig anweſende Polizeivorſtand, jener knochige, feiſte Türke, von welchem ſchon früher die Rede ging. Dieſer that allerlei Fragen über die Nachtordnung unſerer Städte, unter andern ob es wahr ſey, daß man bei den „Feringi" die ganze Nacht mit Tumult und Geſchrei in den Schenken zeche, und mit Verübung gröb-

[1] Er hat dreißig Millionen hinterlaſſen und niemals bei . . . Philoſophie gehört.

lichen Unsinnes vermummt durch die Straßen laufe und gleichsam *canum more* mit einander Bekanntschaft mache? Fragen solcher Natur und noch weit schlimmere, die ich in der Türkei öfter hören mußte, zeigen deutlich genug, in welchem Lichte wir Christen den strenge disciplinirten Osmanli erscheinen. Zum Unglück finden Apologien und mildernde Erklärungen abendländischer Sitte bei den stöckischen Türken überall nur geringen, häufig sogar keinen Glauben. Um mich gewissermaßen zu rächen, fragte ich den Subaschi hinterlistig, an was man in Trabosan zuerst denke, wenn irgendwo Feuer ausbreche? „*Soyündürmek*," „ans Löschen" war die schnelle Antwort des Subaschi. „*Janlisch, Efendim, tschok janlisch!*" „Gefehlt, mein Herr, weit gefehlt!" In den von andächtigen Softas[1] aufgeschriebenen Ueberlieferungen und Kathedersprüchen des großen Scheichs Uestköji von Derwischabad heißt es im Kapitel über Feuersbrünste (yanghin) ausdrücklich: „Wenn es brennt, soll man nicht zuerst ans Löschen denken, sondern vor Allem fragen, wo es brenne?" Hiemit war der feiste Subaschi geschlagen und fand in der ersten Ueberraschung kein Wort der Erwiederung. Der alte Dere-Beg mit den Korallen spielend, rief voll Erstaunen über Uestköji's transoranischen Scharfsinn sein langgedehntes „*Maasch Allah.*" Nur der Kadi, welcher

[1] Softa, eigentlich „Sochte" d. i. der Gebrannte, bedeutet soviel als „Schüler, Student."

ſich ebenfalls eingefunden, unterbrach die Stille mit der Bemerkung: „Er habe zwar immer gehört, die Usbeken-Scheiche ſeyen von Profeſſion erſtaunlich fromme und orthodoxe Sunniten; daß ſich aber jene Gläubigen auch in Weisheit, Begriff und Witz auf ſolche Höhe geſchwungen hätten wie der geprieſene Scheich Ueſtköji von Derwiſchabad, ſey ihm ſelbſt eine Neuigkeit.

Wenn der neue Dynaſt von Traboſan weder die Dichter noch die Philoſophen durch ſeine Reichthümer erwärmt und unterſtützt, was macht er denn mit den erſparten Summen? Legt er ſie vielleicht im Handel oder in Förderung gewinnreicher Unternehmungen an, oder leiht er auf Zinſen wie Huſein-Paſcha von Widdin? Oder verſchleudert er ſeine übrigen Millionen in ſtaatswirthſchaftlichen Experimenten wie Mehemed-Ali von Aegypten? Nichts von alle dem; Osman iſt ächter Türke oder Tzane und frei von aller Spekulation. Das Geld ruht unbenützt in Kiſten, deren Zahl mit jedem Jahre wächst, die aber für das Allgemeine wie für ihn ſelbſt verloren ſind. Einen weitläufigen Konak (Palaſt) hat er ſich zu Tſcharſchambeh im väterlichen Erblande gebaut, den ich aber nicht geſehen habe. Der Konak zu Traboſan iſt zwar ebenfalls neu, aber nicht mehr in der Akropolis wie der Comnenenpalaſt, ſondern dicht am Thore der zweiten Citadelle, wo die Juſtinianäiſche Inſchrift, mit der Fronte gegen das Meer und die

kühlenden Lüfte ganz im Charakter der kolchiſchen Architektur gebaut. Das Terrain iſt Planum inclinatum, und das Gebäude ſelbſt ein auf der vierten Seite nur durch eine Gartenmauer geſchloſſenes Parallelogramm mit hölzernen Söllern und Stiegen auf den drei Innerſeiten und mit weitläufigem leeren Raum in der Mitte. Obwohl einſtöckig, iſt es doch ſo hoch, daß die Reihe der Wohnzimmer über die rechterſeits als Grundlage dienende Feſtungsmauer und über die Baumſchlucht unter ihr romantiſch ſchön und luftig hinausragen. Weder Schildwache, noch Schranzen, noch äußerer Pomp verkünden, daß in dieſem Hauſe ein mächtiger Gebieter und einer der reichſten Beſitzer Anatoliens wohnt. Die ultima ratio ſeiner exekutiven Gewalt beruht auf einer Schaar mit Janitſcharenflinten ohne Bajonnet bewaffneter und bürgerlich gekleideter Söldner, die der Paſcha ebenfalls auf eigene Rechnung wirbt und unterhält. Von dieſen ſah ich ein einziges Mal etwa ein Dutzend ohne allen militäriſchen Apparat, ohne Trommel, ohne Disciplin wie ein Haufe bewaffneter Bauern, durch eine Seitenpforte des Palaſtes gegen das Gebirge hinaufziehen, wo ein türkiſches Dorf die Bezahlung der Abgaben verweigerte. Ein Artillerie-Oberſt, der als frommer Muſulman Waſſer trinkt und ſeine fünf Gebetzeiten pünktlich hält, aber weder Kanonen noch Kanoniere hat, iſt im Reiche der Comnenen der einzige uniformirte Repräſentant der neuen Kriegs-

ordnung von Stambul. In der öffentlichen Meinung zu Trabosan gilt noch das islamitische Volk als bewaffnete Macht und Hüter der Salus publica, der Padischah dagegen noch immer nur als Feldherr und Commiliton der Gläubigen gegen das Giaurthum. Kann man es diesen Leuten übel nehmen, wenn sie sich nur langsam zur Höhe der kosmopolitischen Ideen Reschid-Pascha's erschwingen und die Emancipation der christlichen Parias sammt allen fränkischen Neuerungen Sultan Mahmuds laut verdammen? Wie sauer wird es nicht den Christen in Europa und Amerika der Negerbevölkerung, den Juden und den Irländern volle Rechtsgleichheit zuzugestehen! Die Idee, daß der „abgeschmackte" Cult christlicher Raja mit der reinen Praxis des Islam, daß „Götzendiener" und Einheitsbekenner beim Padischah von nun an gleiche Vorzüge und Ehre genießen, gleichsam ein Volk und einen Körper bilden sollen, hat in Trabosan noch etwas Unbegreifliches, Monströses und Unerträgliches. Solche Güter ohne Nothwendigkeit, gleichsam gratis an Schwache verschenken, ist nach der Meinung des Kadi die größte aller Thorheiten. „Um glücklich zu seyn, muß ich Andere leiden sehen," sagte der türkische Philosoph, das sey das uralte Gesetz des Egoismus (benlik), das vermuthlich auch in Feringistan einige Geltung habe." Wenn in Folge der neuen Ordnung die christlichen Raja zu Konstantinopel die Symbole ihres Glaubens bei Leichen-

begängniſſen unbehindert, ſogar in den belebteſten und von Moslimen wimmelnden Quartieren entwickeln und zur Schau tragen dürfen, ſo konnte man von der fanatiſchen Eiferſucht der Türken zu Traboſan dieſen Beweis nachgiebiger Duldſamkeit noch nicht erhalten. Ich ſah mehrere Begräbniſſe armeniſcher und griechiſcher Chriſten, es fehlte nicht an Sang und Pomp, man führte den Zug durch die Bazare zur Zeit des gedrängteſten Verkehrs; aber das dem Aufzuge vorgetragene hohe Kreuz aus Silber war jedesmal mit einem dichten golddurchwirkten Flor bedeckt, weil die Ungläubigen den Anblick des Zeichens der politiſchen Schmach und der myſtiſchen Welterlöſung, ohne in blinde Wuth zu fallen, nicht ertragen könnten.

Im Punkte religiöſer Uebung und Disciplin iſt die türkiſche Bevölkerung Kleinaſiens, ſo weit ich ſie zu beobachten Gelegenheit hatte, überall zum Ungehorſam, ja zu offenem Widerſtand gegen die Regierung bereit. Der Padiſchah müßte, wie ein zweiter Kopronymus, mit einem Heere von Provinz zu Provinz ziehen und das Henkerbeil in der Hand ſeinen chriſtlichen Unterthanen die religiöſe Emancipation erzwingen. Aber auch das würde ohne bleibende Wirkung ſeyn. Nichts hat hier feſte lebendige Wurzeln als die Religion; ſie iſt Politik, Leben und tägliche Gewohnheit. Und daß der Eifer bei den Moslimen lebendig bleibe oder im Verkehr mit Giauren

nicht etwa lauer werde, wird durch fanatische Derwische reichlich gesorgt und vorgebaut. Besonders emsig besuchen sie — ich sah es oft genug — die zahlreichen Wachtstuben von Stambul, um die ohnehin fanatischen Soldaten noch mehr im Glauben zu stärken, so daß der Sultan im Falle antinationaler, d. i. antireligiöser Bestrebungen vielleicht nicht einmal auf die eigenen Truppen zählen könnte. Von einem gewissen Punkte angefangen, ist das Volk in der Türkei souverän, weil sich die Regierung vor seinem Willen fürchten und beugen muß. In Trabosan hat es noch keine Noth und brauchen die Derwische sich nicht viel zu bemühen. Doch ist man bei aller Härte noch so billig den eigenen Drang auch am christlichen Raja gewissermaßen zu ehren. An bestimmten Tagen der Sommerzeit dürfen sich die Christen bei abgelegenen Gotteshäusern, oft auch nur in Ruinen, ferne von moslimischen Wohnungen versammeln, eine Nacht und einen Tag erlaubt das Gesetz; dürfen dort Gottesdienst halten, psalliren, trinken, Handel treiben, ihr Loos bejammern und tanzen so viel sie wollen, kein Musulman darf sich beim Feste blicken lassen. Im romantischen Buschwalde von Kolchis haben diese Volksfeste doppelten Reiz. Die Kerasuntier feiern es um Georgi und wählen die dritthalb Stunden von der Stadt mitten im Laubgehölze einsam auf schattiger brunnreicher Höhe gelegene Kapelle dieses Heiligen als Tummelplatz ihrer Andacht und ihrer Freude.

Am Vorabend zieht man aus, campirt in der Nacht, errichtet Hütten, rüstet auf den folgenden Tag und wandert Abends heim mit grünen Zweigen und freudestrahlendem Gesicht. Für den Trapezuntier sind der 29. Mai und der 15. August in den beiden Ortschaften St. Konstantin und „Panagia des Thales" zur Sommerlust bestimmt. Auf denselben Tag Mariä Himmelfahrt fällt auch das große mehrtägige Waldfest im Kloster Sumelas, dem gemeinsamen Heiligthum aller orthodoxen Christen der Pontusländer. Der Spruch im Hohenliede: „Veni dilecte mi, egrediamur in agrum, commoremur in villis" ist zu Trapezunt gewissermaßen das Unterscheidungszeichen zwischen Christenthum und Islam. Der schwerfällige ernsthafte Osmanli arbeitet ohne Feiertag die ganze Woche und kennt keine Erholung als ruhiges Sitzen bei den Seinigen in der Hütte. Der Grieche ist voll Bewegung und voll Begier nach rauschender Lustbarkeit; Landpartien in das Pyritesthal, nach Choß-Limasia, nach St. Dimitri und auf die luftigen Höhen hinter dem Bos-Depe sind bei den vielen Kirchenfesten und Ruhetagen stereotyper Gedanke, besonders des jüngern Theiles der Bevölkerung. Daß es aber bei dieser Vergnügungs- und Wanderlust immer nur auf sündhafte Berechnungen abgesehen sey, wie die Türken meinen, ist eines der vielen Vorurtheile der Ungläubigen gegen ihre christlichen Unterthanen. Wenn es bei den Türken *intra muros* auch

so ehrenfest und strenge gehalten würde wie außerhalb, könnten sie freilich auf die leichtfertigen und ausschweifenden Völker der Christenheit mit Recht das Gewicht ihrer Verachtung niederfallen lassen. Wer bei sinkender Sonne durch türkische Quartiere wandert, glaubt sich in einem Karthäuserkloster; kein Gesang, kein Laut, kein Flötenton; Niemand lacht oder redet laut, ja selbst der Tritt ist leise, um ja nicht die überall auf Strafe und Schaden lauernde Gewalt zu wecken und heraus zu fordern. Auch ist in der That nichts melancholischer als eine Türkenstadt, und besonders Trabosan mit seinen schattigen Thalrissen und seinem leeren Gartengemäuer. Eine Ausnahme von dieser Trübsal in Permanenz macht nur das Hochzeitfest, das zu Trabosan durch Länge, Pracht und Aufwand für die Langweile des ganzen Lebens entschädigen und rächen muß.

Ein reicher Agha, dessen prächtiger Konak unterhalb unserer Wohnung auf niedrigem ins Meer hinausspringendem Felsen stand, feierte während meines Aufenthaltes in Trabosan die Vermählung seines ältesten Sohnes. Die Braut war ebenfalls reich und wohnte in Tripoli. Aber einen vollen Mondlauf vor ihrem Erscheinen verkündeten Raketen, Feuerwerk und Mahlzeit nach jedem Sonnenuntergang das häusliche Fest und das kommende Glück. Am letzten Nachmittag kam sie selbst auf einem Maulthier reitend, im Geleite zahlreicher Verwandtschaft und mit einem

langen Train Kupfergeſchirre und anderes Gut tragender Laſtthiere den Berg herab.[1] Die ganze Stadt war in Bewegung, die Weiber ſahen von Söllern und Gartenmauern herab, die Männer füllten die Straßen, zogen mit Flinten der Beglückten entgegen und feuerten in die Luft, ſelbſt dem dürftigen Giaur ward Labung gereicht und das Feuerwerk mit verdoppelter Dichtigkeit und funkenreicherem Gekniſter abgebrannt. Am folgenden Abend war aber im Konak des Agha wieder Alles ſtumm. Eine ſo nachhaltige Zurſchauſtellung des häuslichen Glückes erlaubt dem Chriſten von Trabofan, auch wenn er das Vermögen hätte, ſchon ſeine politiſche Stellung nicht. Dagegen war es bis auf die letzten Jahre Sitte für den Hochzeitſchmaus acht volle Tage aufzuwenden. Die Neuvermählten ſowohl als die zahlreich geladenen

[1] Kupfergeſchirre der mannigfaltigſten Art darf in Trapezunt bei keiner Ausſteuer fehlen. Selbſt arme Familien geben es mit. Kupfer iſt der vorzüglichſte Erzreichthum des botaniſch ſo ſchön geſchmückten Landes Trabofan. Kupfer in Barren gegoſſen und zu Geräthſchaften verarbeitet, wird in unglaublicher Menge ausgeführt und die Bazare der Kupferſchmiede ſind in allen kolchiſchen Küſtenorten am meiſten belebt. Wie Altai und Ural, ſcheint auch das kolchiſche Gebirge ſelbſt bis zur See herab mit reichen Metalladern geſchwängert zu ſeyn. Kunſt und Golddurſt der Europäer fände hier noch immer reiche Nahrung, obgleich die einheimiſchen Grubenherren die Gold- und Silberadern wenigſtens im Hauptbergwerks-Diſtrikt Gümüſch-chane beinahe für erſchöpft erklären. Kupfer dagegen findet man noch überall in unerſchöpflicher Fülle.

Gäste erschöpften in thörichter Eifersucht nicht selten die ohnehin nur geringen Mittel auf mehrere Jahre voraus, um an Aufwand, Fülle und Verschwendung hinter Andern nicht zurückzubleiben. Man schmauste Tag und Nacht, der Wein ist in Kolchis leicht zu haben und die Gäste lieferten in die Wette; man aß und trank wie die Schlemmer bei Quartilla's Mahl, bis der Schlaf die Zechenden übermannte; man schlummerte neben dem Tische, auf der Flur, auf dem Söller, und mit dem Morgen begann das alte Spiel, bis die übliche Frist in Saus und Braus vorüber war. Natürlich blieb es nicht beim Schmaus allein, man hatte auch Musik und Tanz und weltliche Gedanken, und zwar wie Don Ovanes meinte, zum größten Nachtheil des Seelenheils und der — Finanzen. Don Ovanes sieht überall auf das Verständige und meint, drei Tage mit Essen und Trinken hingebracht, könnten auch schon genügen um sich der Gabe Gottes und der geistlichen Gnaden des neuen Standes zu erfreuen. Wie früher die Abschaffung des Rubischgoldroths focht Don Ovanes auch die Beschränkung der Hochzeitfeier auf drei Tage zuerst bei seiner eigenen Gemeinde und dann auf dem Wege der Unterhandlung auch bei den Nationalarmeniern (die nur an Eine Natur in Christo glauben) und bei den orthodoxen Griechen siegreich durch. Die Weiber waren zwar auch diesmal in der Opposition, konnten aber gegen Don Ovanes hier eben so wenig bestehen

als einſt im Streite über das Zehen- und Fingerbemalen. Ich fragte junge Weiber, wie ſie einem ſo heilſamen Antrag des Don Ovanes ſo hartnäckig widerſtreben konnten? Sie ſagten mir: „Zwiſchen den Sorgen und Entbehrungen der Kindheit und den noch größeren Sorgen und Entbehrungen des ehelichen Lebens ſey die achttägige Hochzeitfeier die einzige Periode der Heiterkeit, des Ueberfluſſes und der Fülle, die vorher nie war und ſpäter nicht mehr ſeyn wird; und nun hat uns Don Ovanes, das Pfäfflein, auch dieſe ohnehin kurze Freude noch mehr verkürzt.“ Von Raketen und Feuerwerk wird ohnehin nicht geredet, denn die laute Freude iſt hier ein Privilegium der Gewalt.

Wenn Sparſamkeit nach dem Ausſpruche der Moraliſten, die Mutter aller Tugenden und des wahren häuslichen Glückes iſt, ſo könnten die Chriſten von Trabeſan, beſonders die armeniſche Abtheilung, uns Abendländern unbedenklich als Muſter und unerreichbare Ideale gelten. Denn was man bei uns Eſſen und Leben heißt und in der Regel als das weſentlichſte Geſchäft des Tags betrachtet, iſt dort nur Nebenſache. Ich war lange genug unter dieſen Leuten und gab auf ihr Thun fleißig Acht. Man iſt in Trabeſan nur auf Erwerb, nicht auf Genuß bedacht und beſonders die Weiber ringen wetteifernd um den Ruhm der Aufwandloſigkeit und des größern Beſitzes. Wie oft ſagte mir die alte Frau Marim-

Oghlu auf meine Frage, wann sie etwa einmal ihren Kindern etwas Warmes koche: „Wir essen nicht, wir trinken nicht, wir verschwenden unser Erworbenes nicht wie die Nachbarin N. N., wo man immer Hunger hat; aber alle Kästen habe ich voll, *bin bin schei dolab itschinde var*, tausend und tausend Sachen liegen bei mir im Schrank.“ In den wenigsten Häusern wird Feuer angezündet und von einer regelmäßigen Essenszeit wie in Europa ist hier nichts bekannt. Paradiesäpfel in Oel geschmort oder Weinlaub mit Reis gefüllt ist zu Trabosan schon eine bedeutende Mahlzeit, Hammelfleisch oder Fisch aber ein unverzeihlicher Luxus, dessen man sich im wohlhabenden Hause Marim-Oghlus in drei Monaten nicht fünfmal schuldig machte. Dafür sind aber auch die ekelhaften Scenen europäischer Völlerei hier gänzlich unbekannt. Die Früchte der Jahreszeit: Kirschen, Gurken, Melonen, Birnen, Pflaumen, Trauben, Oliven ꝛc. mit Brod sättigen diese genügsamen Leute und besonders die Weiber, die im Byzantinischen den Männern „nichts kosten.“ Reiche Handelsleute sitzen den ganzen Tag im Bazar und lassen sich vom nächsten türkischen Küchenschoppen um fünf Pfennige Schaschlik (kleine Stückchen gebratenen Hammelfleisches) oder um einen Silbergroschen Gösleme (in Fett gebackene Kuchen mit Honig und Käse) als Nahrung bringen. Und doch ist der menschliche Körper zu Trabosan im Allgemeinen

ſtattlich und von dauerhafter Geſundheit. Die Türken als Herren des Landes, und beſonders die reichen Aghas mit weitläufigem Grundbeſitz halten dagegen jeden Tag nach Untergang der Sonne ihr feſtgeſetztes Mahl, bei welchem die vier Hauptelemente türkiſcher Kochkunſt: das Hammelfleiſch, der Fiſch, der Reis und das Grünzeug jederzeit die erſte Rolle ſpielen. Wegen des Reichthums an Honig ſind ſüße Speiſen beſonders im Schwunge. Frau Marim-Oghlu, die viel in türkiſche Häuſer geht, nannte und beſchrieb mir eine Menge, von der ich aber nur Halwah und Chadaïf wegen ihres vorzüglichen Wohlgeſchmacks in ihren Beſtandtheilen kennen lernte. Beide ſind Lieblingsgerichte der Osmanli und erſcheinen bei feierlichen Veranlaſſungen in der Familie und öffentlich im Bazar.

So oft ſich nämlich der Hausſtand des Padiſchah vermehrt, was beim wohlbeſetzten Harem beſonders im erſten Jahr der Herrſchaft Abdül-Medſchids wiederholt und in kurzen Friſten geſchah, werden in den Feſtungen des ganzen Reiches Kanonen gelöst und Beleuchtungen angeſagt. Während meines Aufenthaltes in Trabeſan fand die Scene dreimal in einem Monat ſtatt. Doch hält man es dabei nicht wie im Abendlande. Die Fenſter der Privatwohnungen beleuchten, wäre gegen alle Sitte und ſogar eine Beleidigung des Anſtandes; auch würde es ſchon wegen der Architektur, wegen des Schutz- und Gartengemäuers und der von der Außenſeite abgekehrten

Fenster nur bei wenigen Gebäuden der Citadellen möglich seyn. Nur die Buden zu beiden Seiten der Bazarstraßen sind illuminirt, die übrigen Straßen bleiben dunkel. Große, ölgefüllte, traubenförmige Glaslampen hängen in Reihen oder Figuren in den offenen und wohlgefüllten Magazinen, und mitten im leuchtenden Flitter und Halbdunkel jeder Bude sitzen großnasige Osmanli in fließenden Gewändern und weißen Musselinturbanen stumm wie Götzenbilder und essen Chadaïf, Halwah, Pilav und gebratene Schöpsenkeulen unbekümmert um das vorüberströmende Gedränge neugieriger Gaffer, demüthiger Raja und schäbig gekleideter Firengis. Die Türken sind sich immer ihrer Würde bewußt und vergessen auch keinen Augenblick, daß sie die Herren sind. Der erste Schritt die Herrschaft zu untergraben wäre nach ihrer Meinung geselliges Vermischen und freundlicher Verkehr des Obern mit dem Unterthan.

Dieses äußerlich so sittsame und pharisäisch gerechte, innerlich aber so corrupte Volk ist überzeugt, daß es weder politisches Uebergewicht noch Reinheit seiner Glaubensdisciplin so lange erhalten hätte, wenn der Verkehr zwischen Giaur und Moslim freigegeben und die Schranken weggehoben wären. Christliche Sitte und Liederlichkeit hat in ihren Augen etwas so Auflösendes, etwas so Verführerisches und Bethörendes, daß sich aller Ernst des Islam in freier Berührung mit diesem Gift nicht zu behaupten

vermöchte, und in kurzer Zeit aus der Vermischung der beiden Faktoren und durch Vermittlung der Weiber ein neues Glaubens- und Staatselement erwachsen müßte. In wie ferne die türkischen Philosophen — denn auch in der Türkei findet man Leute, die denken und räsonniren — hierin richtig oder unrichtig spekuliren, werden ihre deutschen Amts- und Weisheitsgenossen, noch besser aber die Eiferer zu beurtheilen wissen, die jetzo in Deutschland mit solcher Wuth gegen die gemischten Ehen zu Felde ziehen. Jedoch ist hiebei nicht zu übersehen, daß man sich durch dieselben exclusiven Praktiken bei uns die Gunst des Himmels und das ewige Seelenheil, in der Türkei aber eingestandenermaßen nur die weltliche Herrschaft und den irdischen Genuß sichern will. Man denkt durch diese Bemerkung Niemand zu kränken und nichts zu tadeln; man deutet nur auf das sonderbare Phänomen, wie zwei in Dogma und Disciplin so feindselige Kirchen, römisches Christenthum und Islam, doch instinktmäßig auf demselben Wege dasselbe Ziel verfolgen. Beide erkennen in der Bewältigung des Weibes den Schlußstein ihres Systems. Der Unterschied liegt nur in der Form, da der Islam materiell durch Bevormundung und blinde Gewalt, der Katholicismus aber geistig durch Emancipation und freie Ueberredung wirkt. Die unerbittliche Entschiedenheit, mit der man beiderseits verfährt, kann nur lauwarme Geister beirren, die den Zweck ohne die Mittel wollen.

„Man kann uns niedermetzeln, unterjochen, ausrotten, das Weib geben wir aber niemals frei: das ist der Islam und unsere Nationalität.“ Diese Phrase eines Türken, mit dem ich mich ohne Prahlerei einer wahren „entente cordiale“ rühmen kann, ist von größerem Gewicht als mancher leichtfertige und oberflächliche Staatsadept vielleicht vermuthen kann.

Unter solchen Umständen wird auch der christliche Leser die Vorsichtsmaßregeln begreifen, durch die sich der Osmanli des Weibes zu versichern strebt. In Kolchis insbesondere herrscht in diesem Punkt noch die alte Zucht und wird es in Allem noch viel straffer und finsterer gehalten als in Stambul, in Saloniki oder gar in Smyrna. Und doch — o des Schicksals! — und doch wird der ernste Moslim auch in Trabosan vom Weibe betrogen und zwar — wenn sich die christlichen Giaurjungen nicht fälschlich und verrätherisch rühmen — stark, sehr stark betrogen. Denn die türkischen Weiber dieser Stadt sind wesentlich kosmopolitischer Gesinnung und durchaus warme Anhängerinnen von Sultan Mahmuds Reform, insbesondere aber der Constitution von Gül-Hane, die allen Bewohnern der Monarchie gleiche politische Rechte zuerkennt und folglich Verkehr und Wahl der Geschlechter von Rechtswegen frei und offen gibt wie in der Christenheit. „*L'amour égale tout*“ ist vorläufig der erste Satz aus der Giaur-Literatur, dem

die Türkinnen von Trabosan ihre Anerkennung und Bestätigung gewährt haben. Zwar üben die Türken ihrerseits ein empfindliches Wiedervergeltungsrecht, das sich jedoch nicht näher bezeichnen läßt. Seitdem Paskewitsch die trapezuntischen Männer zu Baiburd schmählich überwunden und in die Flucht getrieben, sollen die Weiber für die russischen Glaubensgenossen ihrer Stadt wo möglich noch wärmere Gefühle nähren als früherhin. Das Weib, scheint es, achtet in Trabosan wie allenthalben nur das Heldenmüthige und das Mannhafte oder folgt, wie Petronius meint, allzeit dem Stärkern, „*sequitur fortiorem.*“ Doch tritt die Unordnung zu Trabosan nirgend auf die Oberfläche wie in der Christenheit, und wer die moralischen Zustände von Trabosan nur nach der äußern Erscheinung beurtheilt, würde nicht lange bedenken, wem der Preis der Sittsamkeit und guten Zucht gebühre. Mylord C... z. B. müßte in Trabosan erst noch seine Schule machen. Wesentliche Vorbedingung des Gefallens ist aber in Trapezunt goldfarbiges Haar, und meine Verwunderung über das sonderbare Spiel der Natur war nicht geringe, denn das ganze gefallsüchtige Geschlecht zu Trabosan, alt, jung, christlich oder Moslim trägt das Haupt mit diesem röthlich schimmernden Schmuck geziert. Am Ende hörte ich freilich, daß die Kunst ins Mittel tritt und dieselbe Pflanze aus Nubien, die im Prozeß des Zehen- und Fingerfärbens eine so bedeutende

Rolle spielte, in der trapezuntischen Toilette auch dieses Wunder wirkt. Das Chna (von den Europäern gewöhnlich Kenna gesprochen) ist nicht der unbedeutendste Einfuhrartikel und auch der bedeutenden Nachfrage ungeachtet der Preis zum großten Glück der kolchischen Medeen niedrig genug gestellt. So verkehrt und sinnlos der türkische Fiscus im Allgemeinen wirkt, verschont er doch Gegenstände, die zum Bedarf und Schmuck osmanischen Lebens gehören, mit Plackerei und Eingangstaren. So bezahlt z. B. das türkischer Lebensweise besonders congeniale russische Pelzwerk zu Stambul (1841) keine Gebühr und kostet kaum die Hälfte von dem was man in Deutschland bezahlt. „Da seht ihr," werden die europäischen Lobredner türkischer Finanzwege und David Urquhart Esq. an ihrer Spitze ausrufen. „Da seht ihr, wie klug und weise die Osmanli in ihrer öffentlichen Wirthschaft sind!" Befördern aber die weisen Osmanli durch ihre fiscalischen Verordnungen auch das allgemeine Wohl, oder hat nur engherziger Vortheil privilegirter Klassen, hat Eigennutz und Monopol ihren Tarif diktirt? Wie behandelt man den Bodenreichthum von Kolchis, das Rohprodukt und seine Verwerthung? Das edelste Erzeugniß des trapezuntischen Landes ist die Seide. Der Maulbeerbaum bildet ja Wälder, und die drei Hauptstapelorte des Seidenhandels Tripoli, Kerasunt und Unieh geben Zeugniß von der Menge und Feinheit des

Produkts.[1] Dieſe Waare allein könnte Kolchis bereichern und den Einwohnern die Mittel verſchaffen alle Bedürfniſſe der Bequemlichkeit und des verſtändigen Luxus zu befriedigen, wenn die Verwaltung die Kultur der Seide, anſtatt ſie gleichſam mit einer Strafe zu belegen, durch weiſe Geſetze ſchirmen und fördern wollte. Die Oke (2¼ Pfund) Seide ward zu meiner Zeit (1840) den Producenten nur mit 105—110 Gruſch bezahlt, und von dieſer Summe fielen nach dem Kurs je 22 Gruſch, d. i. zwei Gulden Conventionsmünze dem Fiskus zu. Der Verkauf ſelbſt iſt Monopol des Dere-Beg, wie der Handel mit Tabak, der ebenfalls in großer Menge und vorzüglicher Güte im ganzen Küſtenſtrich gewonnen wird. Wie der Leſer ſieht, haben wir nicht bloß auf alte Inſchriften und ſchöne Waldſcenen Jagd gemacht, wir haben auch umgeſehen und nachgefragt was das Land Nützliches hervorbringe und wie die Kolchier die wohlthätigen Gaben der Natur zu benützen wiſſen.

Eine nicht weniger reiche Quelle trapezuntiſcher Glückſeligkeit wären unter beſſeren Umſtänden Hanf und Flachs, welche in den feuchten Niederungen und waſſerreichen Thalungen von Kolchis zu einer in Deutſchland ungekannten Höhe und Ueppigkeit empor-

[1] Zu Tripoli werden verhältnißmäßig die wenigſten Geſchäfte gemacht, mehr oder eigentlich ſehr viel wird in Kerafunt producirt und umgeſetzt, am meiſten aber und am gewinnreichſten auf dem Bazar von Unieh verkehrt.

schießen. Nach altem Brauche müssen aber von erstgenannter Pflanze jährlich an die 40,000 Centner in natura an die kaiserlichen Arsenale gegen willkürlich festgesetzte Preise geliefert werden. Bis ein solches Quantum aufgebracht und nebenher subalterne Habsucht überall gestillt und befriedigt ist, was bleibt dem Grundbesitzer noch zum eigenen Vortheil übrig? „*Trabosan besi*, Leinwand von Trabosan" dagegen ist ein Ausdruck, den jeder aufmerksame Europäer in allen Bazaren und Besestanen des Morgenlandes, nicht etwa bloß zu Stambul, Saloniki, Prusa und Smyrna, sondern auch zu Haleb, Kahira und Bagdad hören kann. Wer hätte nicht die eleganten Flachshemden mit weiten kurzen Aermeln an den Gondolieren des Bosporus gesehen und zugleich die Scala vom seidengleichen Leinwandvließ der kaiserlichen Triremenführer bis zum groben Geflechte des gemeinen Sackträgers durchgezählt? Das ist Alles „Trabosan besi, Leinwand von Trapezunt."[1] Selbst auf den entlegenen Küsten der Berberei habe man

[1] بز *bes*, „Leinwand," daher بزستان *besestan*, eigentlich der Ort wo Leinwand in großen Massen verkauflich ist; Leinwandmarkt wird aber von gemeinen Leuten häufig *bedesten* gesprochen. بزاز *bessas* heißt wer mit solchen Stoffen handelt und بزازستان *bessasistan*, vulgo *besesten* der Ort wo solche Verkaufer sitzen, und dann überhaupt der große Marktplatz in jeder wichtigen Stadt.

bis zum Fall von Algier Hemden aus Trabosan getragen. In allen Küstenorten wird gewoben; aber wie zu Hadschi Chalfa's Zeiten sind die meisten Stühle auch heute noch im schönen, milden, pomeranzenreichen Rise h und auf den im Haselstauden-Gebüsch zerstreuten Dörfern der Umgegend östlich von Trapezunt.[1] Aus Leinsamen wird Oel gepreßt, um die türkischen Häuser anzustreichen. Stambul mit seiner unermeßlichen Holzarchitektur und seinen Feuersbrünsten ist für diesen Bedarf allein schon den Kolchiern zinspflichtig. Wachs, Wein und Honig sind zwar uralte Reichthümer des immergrünen Buschwaldes,[2] aber wie der Frucht der Rebe fehlt auch der süßen Ernte des kolchischen Bienenkorbes Sorge und Zucht der Kunst. Beide folgen unbekümmert um Osman-Paschas Macht ihrem wilden Freiheitstriebe; die Biene summt und schwärmt im blüthenvollen Gehölze, die Rebe steigt über den Gipfel der hochstämmigen Ulme, des dunkelgrünen Ahorn, des riesenhaften Nußbaumes hinauf und breitet sich in langen schattenvollen Schwingen über das Laubdach aus.[3] Die Gurken- und Kürbisstaude schleicht der Rebe nach und im Herbste strotzen ihre wunderlichen

[1] ريزه بزى مشهور در *Riseh besi meschhur dür*, „die Leinwand von Riseh ist berühmt." MSC. Vindobon.

[2] *Μελιττῶν φιλεργία δὶ εὐνομίαν πολλαχῆ τὸ κηρίον συμπήγνυσι.* Eugenic. MSC.

[3] Das ist die *ἄμπελος ἀνηρτημένη* des Eugenicus.

ellenlangen Gebilde mit der Fülle reifer Trauben unter demſelben Laub hervor. Pflanzen, die in Europa demüthig auf der Erde kriechen, klimmen in Kolchis hochmüthig auf die Bäume hinan. Bis hundert Oken (200—250 Pfund) Trauben gibt in guten Jahren zu Kerafunt der Rebſtock eines einzigen Baumes; aber nur ſelten und nicht regelmäßig, einige ſagen alle fünf bis ſechs Jahre, zähmt das Winzermeſſer den geilen Trieb. Auch fällt es in Kolchis Niemanden ein zur rechten Zeit das Weinlaub von der Traube wegzubrechen (pampinare), um die Schatten zu mindern und dem Sonnenſtrahl zu Mehrung des Umfanges und der Süßigkeit der Traube den Zugang aufzuthun. Geringe Mühe brächte reichen Lohn, aber Niemand wagt oder denkt an eine Neuerung im alten Schlendrian. „Es iſt Landesbrauch, es war allzeit ſo, was nützt es? die Trauben wachſen doch," antwortete man auf meine Fragen und Mahnungen im Winzerweſen. Soviel ich merkte, würde ein unerklärlicher Fanatismus der Eingebornen irgend eine Abweichung vom alten Styl in größerem Maßſtab nicht einmal am Landsmann und Nachbar dulden. Niemand ſoll ſich privatim durch höhern Schwung über die Linie des gemeinſamen Glückes und Genuſſes erheben! Und doch machten gutmüthige Staatsphiloſophen des Occidents ernſtliche Anträge, deutſche Pflanzvölker in das menſchenleere Kolchis zu ſenden, um durch deutſche Rührſamkeit und Intelligenz bei

den trägen Eingebornen Geſchmack an Thätigkeit und Reichthum zu wecken! „Ob wir gleich mehr Boden beſitzen als wir anzubauen vermögen, würden wir die rührigen und klugen Franken doch nicht friedlich neben uns dulden, weil ſie uns in kurzer Zeit an Reichthum und Macht übertreffen würden," ſagte, wie ſchon früher bemerkt, ein Eingeborner, mit dem ich die Sache wiederholt beredet habe.[1] Sicherlich aber brächte deutſche Betriebſamkeit die kolchiſche Traube um einen Monat früher zur Reife, da man jetzt erſt gegen die Mitte Septembers das erquickende Labſal in Trabeſan genießt. Die Hauptweinleſe aber, ſagte man mir, beginne vollends erſt um Weihnachten und dauere tief in den Januar hinein; ſogar bis zum Beginne des Frühlings ſehe man noch Trauben an den Bäumen hängen. An der phöniciſchen Küſte hatte man uns ebenfalls um Neujahr noch friſche Trauben vom Rebſtock des Libanon gebracht, und wenn ſie in Kolchis bis zu Ende März

[1] Leute, die Ueberfluß an Ackerland beſitzen, vermögen natürlich den Preis der Kartoffelpflanze noch nicht zu erkennen; auch iſt dieſe wohlthätige Frucht in Kolchis nur dem Namen nach bekannt und als Produkt der Chriſtenheit mit Verachtung angeſehen. Unter den Cerealien ernten ſie Mais, gewöhnliches Brodkorn, beſonders aber Gerſte in großer Menge. An Reis aber, wie ich hörte, wird noch nicht einmal die Hälfte des einheimiſchen Bedarfs gewonnen, obwohl häufige Delta-Niederungen und Ueberfluß an Feuchtigkeit zur Kultur dieſes erſt durch die Türken nach Kolchis verpflanzten indiſchen Gewächſes einladen.

noch zu finden sind, das Eiland Cypern aber Ende Juni, wie wir es selbst gesehen, schon wieder neue bringt, so könnte ein wandernder Liebhaber dieser gesündesten aller Früchte sie fast das ganze Jahr frisch vom Stocke pflücken. Die Stufenlage des Bodens ist es nicht allein, die den langen Genuß verschafft; es gibt im Orient eine Gattung Reben, an welchen die Frucht nach Art des Citronenbaumes in allen Stufen des Wachsthums von der Blüthe bis zur vollen Reife zu gleicher Zeit zu sehen ist. Diese Wunderrebe kennt man im Morgenland allgemein unter dem türkischen Namen *jedireen*, d. i. Siebengebend. Der Weinstock von Tripoli, die Kirsche von Kerasus, der Birn- und Maulbeerbaum von Dschanik, der Haselstrauch von Keschab,[1] der Nußbaum von Karydia, die Pomeranze von Risch, der Granatapfel[2] von Unieh, die Feige von Trabesan und die

[1] Keschab ist ein Dorf unweit Risch inmitten eines unabsehbaren Strauchwaldes von Haselnuß, die an Süßigkeit und Größe selbst die belobte Frucht dieser Staude um Kerasunt übertreffen soll und in großen Ladungen nach Stambul und Odessa geht. Wer correct griechisch redet, nennt die Frucht des Corylus Λεπτοκάρυα, aber vulgo gibt man ihr in Kolchis den türkischen Namen »Fonduk.« z. B. فندق كشاب فندقي »keschab fonduki.« Haselnuß von Keschab.

[2] Der Granatapfel (نار *nar*) mit seiner lieblichen mildrothen Blüthe wächst bei allen Ortschaften der Küste und noch eine Strecke in den Buschwald hinauf, gleichsam als gemeiner Feld- und Gartenbaum ohne Pflege. Doch

Olive von Platana ſind ſelbſt im Munde der Kolchier geprieſen, nicht etwa als wären dieſe Früchte kein Gemeingut des ganzen Buſch- und Küſtenwaldes, ſondern weil ſie durch beſonders glückliche Miſchung der Luft- und Bodentheile in benannten Orten in der größten Vollkommenheit zu Tage kommen. Kirſchen von verſchiedener Farbe und Größe, wilde und veredelte, zählt man allein gegen fünfzehn Gattungen und der Anblick ſolcher Kirſchwälder im bunten Schmuck der Blüthezeit ſoll entzückend ſeyn. Der Pomeranzenbaum jedoch erträgt jetzt eigentlich nur noch die milden Lüfte der Riſeh-Niederung und begehrt wie die Citrone zu Trabeſan während des

findet man ihn wegen des Nutzens häufig in Gruppen angepflanzt und eingefriedigt. Die Frucht wird gekeltert und der Saft (ناردنك nardenk) in Tonnen und Krügen zu ungeheuern Quantitäten ausgeführt. Granatenſaft iſt Hauptbeſtandtheil des unter der arabiſchen Benennung: „Scherbet“ auch im Occident bekannten kühlenden Getränkes, welches in islamitiſchen Ländern die Stelle des Weines vertritt. Obwohl jeder Leſer das Wort „Scherbet“ im Sinne hat, und nicht wenige das Labſal vielleicht in Kahira, im Schatten der rauſchenden Gartenbäche von Damaskus, oder in den reizenden Sommerlauben des Bosporus ſelbſt getrunken haben, käme doch mancher durch die Frage in Verlegenheit, was eigentlich Scherbet für ein Getränke ſey? Scherbet iſt eine Limonade aus Fruchtſaft (gewöhnlich Granaten), Citronenſäure und Zucker. شرب ſchürb heißt im Arabiſchen „trinken,“ daher شربت ſcherbet das „Getränke,“ auch „Medicin, Purgativ.“

Winters ſchon beſondere Pflege. Zur Comnenenzeit, wie aus dem Byzantiner Eugenicus zu entnehmen, wuchs dieſer edle Baum mit der weißen duftenden Blüthe und dem warmgrünen Laube noch im kalten Boden außerhalb der Stadt, beſonders am lieblichen Strand gegen Sanct-Sophia und Kalanoma hinaus.[1] Heute iſt es Luruspflanze wie am Bosporus. In der Nähe türkiſcher Städte verliert ſelbſt die Luft ihre Milde und der Boden ſeine Fruchtbarkeit. Jedoch hat ſich das Andenken an „zauberiſche Gärten" mit goldenen Früchten, voll Schatten und Brunnen auf den ſanften Hügelſchwellungen weſtlich von der Stadt unter der türkiſchen Stadtbevölkerung durch die Sage fortgepflanzt und bis auf den heutigen Tag erhalten.[2] Indeſſen bringen rauhe Winterſtürme nicht ſelten den Schnee ſogar in die ſteingepflaſterten Straßen von Trapezunt herab, aber ſein Daſeyn iſt kurz, weil ſich am Kolchisſtrande nur das Grün der Myrte,

[1] *Αἱ κιτρίαι δὲ καὶ δι' ἔτους ὀργῶσαι τῷ τῆς ἄνθης εὐώδει καὶ λευκῷ, καὶ τῷ τῶν φύλλων καὶ πτόρθων χλοερῷ τὸ τοῦ καρποῦ κρόον ξυμμερίζουσαι, καὶ ξένην θέαν καὶ τέρψιν καὶ κάλλος ἄφατον ἀπεργαζόμεναι.* Eugen. MSC.

[2] Ohne Zweifel iſt auch folgende Stelle im Roman Calloandro fedele (Bassano 1782) auf die Pracht der trapezuntiſchen Kaiſerparke zwiſchen Sanct-Sophia und Kalanoma zu beziehen: Tutto ciò, che di vago e dilettevole l'arte e la natura accopiate insieme sappian produrre, ritrovasi in un luogo poche miglie lontano da Trabisonda, chiamato il Paradiso terrestre, deve quegli Imperadori sogliono sovente andare a diporto. Part. I. lib. 1, p. 62.

des Lorbers, des Ciſtus, der Cornelkirſche, des Roſenbaums und der langwipfligen Cypreſſe mit dem ſchattenreichen Laubwerk der Citadellenſchluchten unvergänglichen Lebens erfreut. Wie prachtvoll iſt doch der Anblick dieſer Küſten, wenn man die unabſehbaren, ſogar ſtarre Byzantiner und für Naturſchönheiten nicht allzeit empfindliche Osmanli hinreißenden Schwellungen immergrüner Laubwaldungen, wenn man die Waſſerfälle, den Blumenſchmuck, das helle Grün der Triften und das kühle Fächeln kolchiſcher Sommerlüfte mit den baumloſen Kreidefelſen der Provence und dem kalkgeſchwängerten Gluthhauch des abgeholzten und ausgedorrten Hellas vergleicht! Nur ein Gedanke trübt die Luſt, wie wenn ſich endlich der Wirbelwinde „fortſchreitender Kultur," wenn ſich europäiſche Mechanik mit Zimmerart und Feueresſen auf die noch unbewältigten Paradeiſe der Kolchier legt! Wahrhaft, es wäre eine neue Minderung der ohnehin ſchon zu beſchränkten Summe irdiſchen Troſtes, irdiſcher Seligkeit!

Heu cadit in quemquam tantum scelus! heu tua nobis
Pene simul tecum solatia rapta, Menalca!

Vielleicht fragt nach Aeonen ein neugieriger Leſer, wo die *δρυμῶνες μακροὶ*, wo die *„bipayán Ormanleri"* (die endloſen Wälder) der Trapezuntier ſeyen? [1]

[1] بی پایان اورمانلری bi payán Ormanleri, das iſt „Wälder ohne Ende," ein Ausdruck Hadſchi-Chalfa's, wie

Vielleicht weiß es mir die Nachwelt Dank, wenn ich das reizende Gemälde noch in der vollen Herrlichkeit zu erfaſſen und durch die leider nur ſchwache und unvollkommene Kunſt des Wortes in bleibende Formen zu gießen befliſſen bin. Berühmt und geprieſen war der „unverwelkliche Buſchwald" von Kolchis bei den Griechen ſeit der Entdeckungsfahrt der Argonauten;[1] vor allen aber ſcheint Ktesias die

das oftbelobte δρυμῶνες μακροί „lange Eichenwälder", Waldungen überhaupt, dem Nomophylax Eugenicus angehört. Auffallend bleibt es immer, wenn chriſtliche Mönche und mekkapilgernde Türken über die Schönheit einer Landſchaft in Bewegung kommen. Und Ḥadſchi-Chalfa's Phraſe: طرابزون بو ولايت غايت كوزل و ميوه‌كانى يرلر در جوز و فندق و الما و اكده و طاغ يمشلرينك انواعى ايله مالا مالدر *Trabesun bu vilajet ghajet güsel wa meïwekiani jerler dür dschewis wa fonduk wa elma wa igdeh wa dagh jemischlerinün enwâi ileh mala maldür*, „die Provinz Trabeſun iſt ein ſehr ſchönes und fruchtreiches Land; mit Nüſſen, Haſelnüſſen, Aepfeln, Steinobſt und wildwachſenden Früchten verſchiedener Gattung iſt es über und über angefüllt," ſcheint für ein türkiſches Buch immer beachtungswerth.

[1] Vid. Apollon. Rhod. Argonaut. II. 399, cum schol. graec. edit. Brunck: *Οἱ δὲ Ἀμαραντοί . . . ὄρη Κολχίδος, ἀφ' ὧν καταφέρεται ὁ Φᾶσις. Ὅπερ ἀγνοήσας Ἡγησίστρατος ὁ Ἐφέσιος Ἀμαραντίνας ἀπέδωκε λιμένας* (ſoll gewiß λειμῶνας heißen). *Φᾶσιδος, διὰ τὸ εὐθαλεῖς εἶναι καὶ ἀμαράντους. Ὅτι δὲ τὰ Ἀμάραντα ὄρη Κολχίδος εἰσί, καὶ Κτησίας ἐν β' ἱστορεῖ. Κατὰ δὲ τὸν Ἐρατοσθένην ὁ Φᾶσις ἀπὸ τῶν Ἀρμενίων ὀρῶν καταφέρεται καὶ εἰς τὴν Κολχίδα ἐκδίδωσι θάλασσαι.* Die Griechen kannten den obern Phaſis und ſeine wahre

unvergleichliche Pracht des kolchiſchen Immergrüns empfunden zu haben. Ob aber Kteſias die Eindrücke des lieblichen Bildes in den verlornen Büchern weiter verfolgt und lebendiger dargeſtellt habe als ſein Zeitgenoſſe Xenophon, weiß man nicht; jedenfalls wäre es im bejahenden Sinne eine Abweichung vom Geſchmack des Alterthums, das ſolche Landſchafts- und Sittenſchilderungen ſo viel als gar nicht kannte. Oft fragte ich mich ſelbſt, mit der Anabaſis in der Hand durch die kolchiſchen Wälder ſchweifend, wie doch der ſanfte, philoſophiſche, tapfere und andächtige Xenophon durch die hinreißenden Scenen zwiſchen Trapezus und Keraſus wandeln konnte, ohne in ſeinem Bericht auch nur mit einem Worte der unvergleichlichen Schönheit des Küſtenlandes zu gedenken? Er kam von den verſengten Flächen Meſopotamiens, von dem traurigen baumloſen Tafellande Armeniens herab und mußte ja — wenn er anders für ſolche Eindrücke empfänglich war — die Sommerſchatten des immergrünen Buſchwaldes der Kolchier doppelt reizend finden. Es malt auch keine Sprache ſo ſchön wie die helleniſche und hat auch Niemand im Alterthum das laubige Kolchis in ſolchem Umfange und auf dem Landwege in ſolcher Länge durchwandert wie der Heerführer der Zehntauſend! Freilich

Quelle nicht und verwechſelten ihn mit dem von den Aſiaten „Tſchorak" genannten Bathys, der aus der Südſeite des grünen Waldgebirges fließt.

haben Feldherrn und Staatsmänner andere Sorgen und andere Gedanken als unpraktiſche Schwärmer und abenteuernde Müßiggänger aus den Nadelholzwäldern in Tirol! Daß es aber nicht allen Griechiſchredenden jederzeit an Gefühl und Wärme für ſolche Dinge gebrach, beweist am ſchönſten Eugenicus, der Nomophylax von Byzanz, deſſen ungedruckte Lobrede auf das liebliche Trapezus erſt in unſern Tagen durch Wiederbelebung Euxiniſcher Studien zum Vorſchein kam. Unſeres Wiſſens hat die griechiſche Literatur in ungebundener Rede kein Seitenſtück zu dieſer kolchiſchen Scenerie hinzuſtellen. Wohl ſieht man daß der Landſchaftsmaler die Bibel lieſt, wundert ſich aber nur um ſo mehr, wie ein griechiſcher Prieſter, ein Würdenträger von Sanct-Sophia, wie ein ſtarrer Mönch der anatoliſchen Kirche ſeine Seele ſolchen Empfindungen öffnen, wie er zum Preis irdiſcher Prachtnatur ſeinen Farben ſolchen Schmelz und ſeinen Worten ſolche Sehnſucht leihen konnte.

Zu den vier Paradieſen des Orients, den geprieſenen Waſſer- und Baum-Oaſen von Damaskus, Bewan, Kaſchmir und Samarkand kann Trabiſonda und der unverwelkliche Buſchwald unbedingt als fünftes, an Größe, Herrlichkeit und Schattenfülle die meiſten weit übertreffendes Paradies gerechnet werden. Den Reiz der einen erhöht meiſtens — Kaſchmir ausgenommen — der beſchränkte Raum, die todte Wüſte rund umher und die prachtvolle Stadt

im Mittelpunkt. Aber es ſind von Sanddünen oder kahlen Kreidefelſen eingerahmte Flachgründe ohne Schwellung, ohne Terraſſenwald, ohne Schlucht, ohne Echo, ohne Waſſerſturz.[1] Aber wie erträgt der kolchiſche Menſch ſein beneidenswerthes Loos? Fühlt er auch, daß er glücklich iſt und ein zaubervolles Land bewohnt? Kluge Leſer wiſſen, daß jedem Erdgebornen ſein eigenes Heimathland der ſchönſte Punkt der Erde däucht. Ulyſſes weinte in den Schattenhainen der Kalypſo und ſehnte ſich mit heißem Verlangen nach dem ſteinigen, waſſerarmen Ithaka zurück. Iſt es ein Wunder, wenn man in Trapezunt dem Fremdling zuruft: „Sieh doch, wie ſchön unſere Zone iſt! Ach, wärſt du nur im Frühling hier, wenn Alles in buntfarbiger Blüthe prangt!“ Ganz unempfindlich und kalt zu bleiben würde bei einer Wanderung durch die Buſchſcenen dieſes beglückten Landes nur wenigen Gemüthern möglich ſeyn; aber das Gefühlte feſtzuhalten und das Entzücken in klare Begriffe auszuprägen iſt nicht Jedermann gegönnt. Noch ſchwerer iſt es im Ausdruck das rechte Maß zu halten und nicht Ausſchweifungen regelloſer Phantaſie als wohlgetroffene Züge kolchiſcher Landſchaftsbilder hinzuſtellen. Zwar hat in Sachen des Gefühls und der Empfindung jeder ſeine eigene Scala der Erregſamkeit,

[1] Die liebliche Oaſe Sogdh mit dem ſchönen Samarkand liegt auch faſt unter gleichem Himmelsſtrich mit Trapezunt und dem Amarantenwald.

und wem die Tinten dieſes Waldgemäldes zu warm und das Wort zu leidenſchaftlich ſcheint, der mildere beides durch die eigene Kälte, mache aber ſeinen Froſt nicht auch für empfindſamere Seelen zum Geſetz. Mir ſelbſt ſcheint der Ausdruck noch überall hinter der Natur zurückzuſtehen. Denn für mich ſind die „immer grünen Berge von Kolchis“ (*Ἀμάραντα ὄρη τῆς Κολχίδος*) das verlorne Paradies, das Land der ungeſtillten Sehnſucht, die beglückte Inſel, das fabelhafte Panchaia mit den fetten Triften,

..... Panchaia pinguis arenis,

die Heimath der Stille und des Friedens, deren Ahnung überall in der bedrängten Bruſt des Menſchen wohnt. Trabiſonda und das immergrüne Kolchis iſt das Land der wachenden Träume aus der erſten Knabenzeit, ich mußte ſeine Lüfte athmen, es war mir auferlegt, „denn auch der Traum iſt von Gott,“

Καὶ γάρ τ’ὄναρ ἐκ Διός ἐστίν.

Fraget nicht, ob ich das Glück am rauſchenden Pyrites wirklich gefunden; ob vielleicht im Corylusgebüſch zu Keſchab, ob vielleicht im Schattendunkel der Melasſchlucht der erſehnte Friede wohnt, oder ob er am Hieron-Oros zu finden iſt und in ſeiner romantiſchen Scenerie? Der Menſch kann die aller Täuſchung entkleidete Wirklichkeit nicht ertragen: raubt ihm nicht ſeine Region phantaſtiſch erträumter Seligkeit und Vollendung, ſeine Zufluchtsſtätte wider die Bitter-

keiten der Gegenwart, wider die Leerheit alles Strebens, wider das Unsättigende selbst der Wissenschaft, raubt sie ihm nicht, damit er sich ein wenig labe und seiner und Anderer Thorheiten hinvergessen kann! Nicht das goldene Vließ, nicht blos alte Pergamente und die melancholischen Ruinen der Comnenenburg zu Trapezus haben mich nach Kolchis geführt; ich folgte geheimnißvollerem Zuge, wich einer unerklärten Sympathie der Erdgebornen für heitere Lüfte und quellenreiche Einsamkeit immergrüner Waldpartie. Was Jerusalem für den mystischen Schwung der büßenden Seele, ist Kolchis für den Götzendienst irdisch bezauberter Phantasie! Ich fühlte, daß hier die Heimath und daß der aufgerollte Anker des modernen Argoschiffes gleichsam das Losungswort zur Verbannung ist. Gerne wäre ich bis zur Frühlingsblüthe — ich wankte schon — in Trabosan geblieben; gerne hätte ich mit den Kolchiern Trauben gekeltert und die Winterfreuden getheilt in glücklicher Vergessenheit. Der Lorbeerbusch, die schöne Andrachne, der salbeiblättrige Cistus und das Grün des „semper frondentis acanthi“ hätten wohl Ersatz geleistet für das matte Peraleben und die welken Blumen der * * schen Politik. Aber die Zeit war abgelaufen und der Pontus gab die letzte Frist; die Wetterwolke hing noch über dem Occident, Byzanz und Hagion-Oros mahnten zugleich an die lange Schuld, und selbst gemeine Sorge vergällte mir das Glück. Ich

ſtieg nochmals zur Akropolis hinauf und ſchaute durch die leeren Fenſterbogen der buſchbewachſenen Kaiſerburg auf das ſchöne Land hinaus. Lebt wohl ihr ſanften Hügelſchwellungen, lebt wohl grüne Eichenwälder, gebt mir euren Frieden, gebt mir eure Stille mit als Xenium in den Occident! Der Wipfel der hellgrünen Eſche, als hätte ſie Gefühl, ſah melancholiſch entgegen zum Fenſter herein. Es preßte mir die Bruſt zuſammen und beinahe ward das Auge naß. Die Sonne ging durch den kolchiſchen Meridian und derſelbe reichgeſchmückte „Iſtambol", der ihn vom Bosporus hergeführt, trug den Wanderer vielleicht auf immer aus dem Hafen von Trapezunt. So lange es Licht war und die Sonne ſchien, blickte ich unverwandt auf die ſchöne Küſte hin, grüßte die vorübereilenden Vorgebirge, die langen Schatten, die Kaſtellruinen von Keraſunt, die dunkelwelligen Burhaine des Cytorus,

Et juvat undantem buxo spectare Cytorum,

verträumte die kurze Raſt zu Amiſus und wäre im Gram über das verlorne Glück ſelbſt am lieblichen Sinopeſtrand vorübergeſchifft, hätte uns nicht auf der Hinfahrt das Dunkel einer mondloſen Nacht den ſchönen Cherſonnes verdeckt. Erſt das Drängen im wimpelreichen „Goldhorn" und das Wogen in den menſchenvollen Straßen von Byzanz rüttelte den Träumer auf. Das laute wilde Toben beleidigte den

an kolchiſche Waldeinſamkeit gewöhnten Sinn. Es ſchien als wären wir aus der fabelhaften Zone milder Harmonie wieder in die Welt der Zerriſſenheit, der Mühſale und der Leidenſchaft zurückgeſchleudert.

VII.

Vorwort über Konſtantinopel.

Gegen Ende Oktober 1840 bin ich von Trapezunt wieder nach Konſtantinopel zurückgekommen und in dieſem Mittelpunkt der oſtrömiſchen Welt ohne Unterbrechung bis wieder Oktober des folgenden Jahres geblieben. Selbſt während dreimonatlicher Sommerluſt zu Kadi-Köji (Chalcedon) auf der gegenüberliegenden Küſte Anatoliens kam ich faſt täglich in die Stadt herüber, und die flüchtigen Abweſenheiten im nur vier Wegſtunden entlegenen Bujukdere unterbrachen die Strömung des byzantiniſchen Lebens eben ſo wenig, da alles dieſes nach türkiſchen Begriffen noch zur Reſidenz des Padiſchah gehört.

Stambul, die Metropolis des Erdbodens, iſt nicht etwa blos der mit Mauern und Thürmen eingeſchloſſene, drei Stunden Umfang haltende und auf zwei Seiten vom Meere beſpülte ungeheure Triangel zwiſchen dem Thor von Adrianopel und der Kanonen-Spitze des großherrlichen Palaſtes. Die Vorſtädte zu beiden Seiten des Goldhorns, die Häuſerfluth um Scutari, und den

langen, grünen, ſchlangengewundenen, tiefeingeſchnittenen Doppelſtreif der Bosporus-Enge vom Thurm des Leander bis hinab zu den fluthenden Cyaneen der Fabelwelt — ein unüberſehbares Gewimmel von Hohlziegeldächern und Holzgezimmer, von Gärten, Cypreſſenwäldern, Kegelbergen und Luſtthälern, von bleigedeckten goldblitzenden Spitzthürmen und Tempelkuppeln, im Ganzen über ſechs Stunden lang und über zwei Stunden breit — ſchließt der Name Stambul ein. Es iſt eine Welt für ſich, eine Atlantis der Glückſeligkeit, ein Vorrathshaus irdiſcher Wonne, Sitz der Widerſprüche, bewegungsvoll und einſam, Land und Waſſer, das große Welt-Amphibium voll Blumenduft, Licht und Schatten und langer Karavanenzüge, voll muſikaliſch-ſauſenden Wogenſpiels, voll Gondelndrang und vorüberſchiffender Delphine. Es iſt die ungeheure Burg des alten Kontinents, nach Oſt und Weſt durch weite Land-Oeden, nach Süd und Nord durch toſende Sunde von fremder Zone losgetrennt. Wer hier mit Kraft regiert, dem gehorcht die Welt. Eine Stadt, die ſolche Ideen weckt, näher und länger anzuſehen war gewiß nicht verlorne Mühe. Geſchäfte im gewöhnlichen Sinne hatte ich freilich nicht; ich bin ja weder Handelsmann, noch Dichter, noch Philoſoph in Galakleid, noch Faſtenprediger, noch Weltverbeſſerer, noch Chevalier d'industrie, noch Diplomat. Auch die Leckerbiſſen des Bosporus einzuſchlürfen wie jener Archeſtratos, der

die entlegensten Strande besuchte, „τῆς γαστρὸς ἕνεκα καὶ τῶν ὑπὸ τὴν γαστέρα," wie Athenäus sagt,[1] war nicht mein Beruf. Noch weniger sann ich auf Mittel und Wege das deutsche Publikum mit einer neuen, malerisch gefärbten oder topographisch genauen und statistisch langweiligen Beschreibung der so oft und so gut geschilderten Konstantinopolis heimzusuchen. Wer außer der Gräfin Ida Hahn-Hahn vermöchte in dieser Sache heute noch wesentlich Neues aufzubringen? Hat nicht jedermann Stambul gesehen? Kennt nicht jedermann den klar ausgeprägten, entschiedenen, raschgespaltenen, übergangslosen, aller Verschwemmung und Mattigkeit feindseligen Charakter der Landschaft am Bosporus und wüßte nebenher von Leere, Schmutz, Langweile und kurzem Verstande der Peroten, von gemeinniedriger Armenier-Brutalität, so wie von gerechtem Stolz stupid fanatischer Osmanli und der melancholischen Rolle der Christen in Byzanz zu erzählen? Wem es Vergnügen macht über die Menschen geringe zu denken und in den Erscheinungen des Lebens überall nur die wahre, das ist meistens die schlechte Seite hervorzuheben, wer die Abgeschmacktheit unpraktischer Schwärmer und abgefeimter Sophisten ganz empfinden und zugleich die Quelle kennen will, aus der die einzig wahre Lebensweisheit des „Koheleth" geflossen ist, der schlage seine Hütte in Stambul auf. Hier ist die hohe Schule

[1] „Des Bauches wegen und der Dinge unterhalb."

aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Loose für Europa's Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingelegt, und vor dem Zug ihren Inhalt zu ergründen und für eigenen Vortheil günstig auszulegen ist Gesammtaufgabe christlicher Diplomatenkunst. Es ist ein politisches Börsenspiel, eine Tragi-Komödie in großartigem Style und mit Vermummung in groteskester Natur vor aller Welt Augen durchgespielt.

Diesem Spiele habe ich unter dem großen Haufen des gemeinen Publikums ein ganzes Jahr lang nach Kräften zugesehen und in einem berühmten Organ deutscher Oeffentlichkeit über die wechselnden Scenen eine Reihe von Berichten erstattet, mit denen es freilich nicht jederzeit und nicht bei jedermann getroffen war.[1] Die Scene war damals besonders lebhaft und die abenteuerlichsten Karikaturen zogen über die Bühne. Natürlich machte man sich über die Hauptrollenträger, so wie über die vermuthliche Katastrophe privatim auch seine Gedanken, suchte aber nach guter deutscher Art überall das Vage, das Zufällige zu festem Begriff zu erheben oder, wie man sagt, die objektive Seite der byzantinischen Frage herauszuschälen und einen Maßstab zu schaffen — ein allgemeines Gesetz

[1] Diese Berichte, von welchen die meisten ihr Ziel erreichten, erschienen mehr oder weniger verstümmelt sämmtlich in der A. Allg. Zeitung von Ende Dezember 1840 bis Ende September 1841.

zu ergründen, um die Irrthümer der Schule und die Schwärmerei der Völker, um Klugheit und Schwäche, Liſt und träge Ehrlichkeit, Erfolg und Niederlage, Gier und falſche Rechenexempel der Staatskünſtler zu gleicher Zeit mit dem ſtarren Dogma der anatoliſchen Kirche und den Hoffnungen Griechenlands zu richten. Vielen mag ſolches Bemühen nutzlos und nach Maßgabe des Vertrauens auf menſchliche Willenskraft ſogar anmaßend und inſolent erſcheinen. Ich aber appellire an die Thai und an das Fatum von Byzanz. Meine Rede — ich fühle es leider ſelbſt — kann nicht willkommen ſeyn, ſie bringt ja einen neuen Kandidaten der Weltherrſchaft auf die Bühne und ſtellt Anſprüche, die das humangeſittete Abendland bisher theils gar nicht kannte, theils verachtete und an die es ſogar jetzo noch nicht glauben will, zum Aergerniß Vieler als im Prinzip der Schlechtigkeit gegründet, folglich als ſtark, als gefahrdrohend und aus Tücke wider uns vom Schickſal ſelbſt begünſtigt den unwilligen Deutſchen hin. Man muß von einer Wahrheit tief durchdrungen und von gemeinem Eigennutz ſehr weit entfernt ſeyn, um ſich mit allen Gefühlen ſeiner Zeit und ihrer Koryphäen in Widerſpruch zu ſetzen. Wie traurig, wenn der Einzelne gegen die Vielen Recht behalten ſollte und wenn die Bilder, wie ſie im nachſtehenden Fragment erſcheinen, nicht gleich Konſtantins Labarum blos Phantome byzantiniſcher Lüfte, ſondern Weſen mit Körper und Seele ſind!

VIII.

Ueber die weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere.

„Schlummert nur, und leget ſie ab eure Sorgenlaſt, die olympiſchen Götter ſteigen ja aus den Gräbern herauf und ſchirmen hinfüro mit Majeſtät ihre alten Sitze am Eurotas und im Eichenhain zu Dodona. Höret ihr nicht den Klang des Silberbogens? Geheimnißvoll und rieſig ſteigt es über die Halden des Pindus herab und entſendet drohende Blicke gegen das wilde, hinter dem Iſter gelagerte Scythenvolk.“ So rief es begeiſtert und triumphvoll durch ganz Europa beim Ausbruch eines großen Ereigniſſes, das man nicht zu nennen braucht. Heute wiſſen wir freilich, der mit Pomp angeſchlagene Päan beſang nur ein Traumbild, eine Phantasmagorie der Schule, man ſah die langen abendlichen Schatten der Parnaſſus-Tannen für antike Heroen an und, wie es nach ſchmerzlichen Täuſchungen immer geſchieht, das Gefühl des Uebels drückt mit Doppelgewicht die enttäuſchten Gemüther nieder. Oder läugnet vielleicht

Jemand, daß der große illyrische Kontinent, das alte Imperium von Byzanz, die Zukunft der Weltgeschicke im Schooße trägt? Ist etwa nicht seit 1000 Jahren jeder Versuch den byzantinischen Himmelsstrich in die Strömung occidentalischen Lebens hereinzuziehen unfruchtbar geblieben und zum Theil ruhmlos gescheitert? Worte, Staatsklugheit, Doctrin und Majestät der römischen Kirche vermochten ebenso wenig als Kriegsheere und Hinterlist weltlicher Potentaten den Sinn der Menschen am Bosporus zu beugen; selbst Wohlthat und Hülfe in verzweifelter Noth blieben um diesen Preis verschmäht. Es liegt etwas Unheimliches in diesem Phänomen und von der Wissenschaft erwartet unsere Zeit das Verständniß einer That, die man gerne läugnen möchte, weil man sie in ihrem letzten Grunde nicht erklären konnte.

„Mach es heiter und gestatte den Augen herumzuschauen, flehte Ajar, und im Lichte laß uns umkommen, wenn es dir also gefällt."

Drei verhängnißvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopolis: das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christenthums. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, ist und bleibt es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Biographie der Erde

iſt das Chriſtenthum: oder haben wir eine andere Aufgabe als Lebendigmachung, Incarnirung des himmliſchen Geſchenkes in Leidenſchaft und Wechſelſpiel irdiſcher Verhältniſſe? Alle Geſchichte iſt ſeit bald achtzehn Aeonen nur Reſultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche dieſe Eine göttliche Urkraft von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Inſichverharren auf der andern. Sinnbild des erſten iſt die ewige Roma mit dem ganzen dahinterliegenden Occident, Sinnbild des andern Konſtantinopel mit dem erſtarrten Morgenland. Alle Kraft, alles Leben, im Reiche der Geiſter wie der Natur, hat von Anbeginn, wie die Weltweiſen ſagen, einen erblichen, durch nichts auszugleichenden Widerpart. Und folglich iſt es ein Geſetz ewiger und höherer Nothwendigkeit, was die beiden Hauptquartiere des ringenden Menſchengeſchlechts in Auffaſſung der chriſtlichen Idee nicht weniger als der politiſchen und philoſophiſchen Doctrinen auseinanderhält. Auf beiden Seiten gehen die kleinern Kreiſe allmählig im großen Ringe unter, und alle Zerwürfniſſe, alles Mühſal in Europa erſcheint als Corollar dieſer urelementariſchen Entzweiung der Einen Kraft. Wir erkennen — um es gleich vornweg zu ſagen — gegen die gemeine Anſicht der Europäer — einen ureinſäßigen, jetzt noch lebendigen, mit der Urbs aeterna gleich unſterblichen, unaustilgbaren Reichs-

genius von Byzanz als zweites Element der christlichen Welt. Konstantinopel ward, nach einer Stelle im Gesetzbuche des Theodosius, auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaut.[1] Wie? denkt sich mancher, das verknöcherte Kirchenthum der Anatolier, das in Dienstbarkeit der Islambekenner schmachtende Byzanz stellt man auf Eine Linie mit der sieggekrönten, lebensprossenden, weltumfassenden Tiberstadt? Hier betrachtet man die Dinge aus einem höhern Gesichtspunkte, und schwinget sich über die Linie enger Parteirede und taglöhnernder Politik in eine freiere Region hinaus: das Bleibende, das Ewige, die Idee möchten wir gerne erfassen. Modalität ist ja nicht Wesen und nur der Unkundige kann das Zufällige mit dem Unvergänglichen verwechseln. Der Schatten ist so alt wie das Licht.

Schon früher hat man irgendwo bemerkt, daß etwa nicht blos einige Praktiken der türkischen Staatsverwaltung byzantinisches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmanischen Monarchie, die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die obersten Justiztribunale in Ost und West vom Hellespont, „in Europa und Anatolien",

[1] . . . Urbis, quam aeterno nomine jubente Deo donavimus. Cod. Theodos. tom. V, lib. 13, tit. V, lex 7 de Navicullariis. — Constantinus M. ad Byzantium aedificandum animum adduxisse ex *ἐπιφανείας τοῦ θεοῦ*, et *πειθέντα τοῦ θεοῦ λόγοις*. Sozomen. lib. II, cap. 2.

Namen der Aemter, Form der Polizei- und Munizipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebstahl der Obrigkeiten, Erbarmungslosigkeit und permanente Verschwörung des kaiserlichen Fiskus gegen Gut und Eigenthum der Unterthanen sind bis auf diese Stunde — nur mit türkischer Benennung — byzantinisch geblieben. Die hohe Pforte von Ikonium und die Kaiserhöfe der christlichen Sultane von Byzantium und Trapezus haben sich in Blut und Leben gegenseitig durchdrungen, und es ist heute nicht mehr gestattet türkisches und byzantinisches Nationalleben als zwei widersprechende sich feindlich gegenüberstehende Elemente auszuscheiden. Wenn man auch den obersten Lenker dieser compakt in einander verwachsenen Land- und Völkermasse des Orients seit Jahrhunderten nicht mehr *Βασιλεὺς* oder *Αὐτοκράτωρ τῶν Ῥωμαίων* nennt, ist das Reich von Byzanz deßwegen nicht untergegangen, sein Gestirn nicht erbleicht, seine Staatsidee nicht erloschen. Der Einzug der Sultane von Prusa in die Paläste Blachernä und Bukoleon war nur ein Wechsel der Personen, nicht der Dinge; es war eine materielle Restauration und Wiederbelebung verfallender Weltökonomie, schirmendes Provisorium, Instrument der Vorsehung, um die Fugen eines Bauwerkes aneinander zu klammern, bis die Zeiten voll, und die natürlichen Erben zur Reife der Jahre und zur Fülle der Kraft gekommen wären. Der Kluge weiß, welcher Sinn in diesen Worten

liegt; er wird jedoch über eine allerdings harte und die National-Eitelkeit vielfach verletzende Thesis kein Aergerniß nehmen, noch sie ungeprüft verdammen, weil ihm Verblendung der Vielen noch kein Argument gegen bessere Erkenntniß ist. Das cohärente Fortleben einer großen, im Abendlande nicht allgemein begriffenen oder doch nicht sattsam gewürdigten, Europas Zukunft bedrohenden byzantinischen Staatsidee anschaulich zu machen, das ist die Aufgabe des Augenblickes. Die Zeiten der Vollendung, wo nach der Verheißung nur Ein Hirt, nur Eine Heerde, und nur Licht ohne Schatten, fallen über das Gebiet menschlicher Forschung und Mühen hinaus. Den schwungvollen Glanz der occidentalischen Reiche läugnet freilich Niemand; aber Größe und Glückseligkeit des Abendlandes erblühte aus selbstständigem Ausbilden beider Hauptpotenzen der menschlichen Gesellschaft — des politischen und des kirchlichen Elementes. Der Secularstaat konnte bei uns die Kirche nicht verschlingen, und die Kirche das weltliche Institut nicht aufzehren, und beiden ward — Dank der Wärme germanischen Blutes — versagt auf ihren Lorbeern zu versinken. Liebe zur Freiheit und dennoch Ordnung, menschlich, mitleidvoll, und doch Feuer und Energie, furor teutonicus gegen fremden Zwang. So ist das lateinische Europa. Bei uns ist die Tugend ins Privatleben herabgestiegen, und selbst die öffentliche Gewalt fügte sich — obwohl *gegen* ihre Natur — dem

ſüßen Joche ſittlicher Milde und Gerechtigkeit. Barmherzigen Sinn und warmes Gefühl für fremde Noth kennt man nur im Abendlande. Inſtitute, Orden, öffentliche Anſtalten um die Thränen der Mitmenſchen zu trocknen und die Summe der von unſerer Natur unzertrennlichen Leiden zu mindern; Menſchen, die hingebungsvoll das Elend in ſeinem Verſtecke freiwillig aufſuchen, Linderung und chriſtlichen Troſt bis in die niedrigſte Hütte bringen, und fremde Drangſal um Chriſti Willen zur eigenen machen, kennt man nur bei uns: ſie ſind der ſchönſte Triumph, die weithinleuchtende Strahlenkrone der abendländiſchen Chriſtenheit. Zu Byzanz iſt die menſchliche Bruſt den ſüßen Regungen des Mitleidens verſchloſſen, und an die Stelle unſerer liebevollen That ſetzt man dort das leere, troſtloſe, unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menſchliche Klugheit für beſtimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader feſtgeſetzt und zugeſchnitten hat. Mit Privattugenden, ſagen ſie, mag es jeder halten, wie er will; es gibt nur „byzantiniſche“ Pflichten für das Ganze, d. i. gemeinſames Zuſammenwirken aller Individuen anatoliſchen Namens für Gründung materieller Gewalt und Herrſchaft über die Erde, deren Beſitz Jeſus Chriſtus der morgenländiſchen Kirche teſtamentariſch als Vermächtniß hinterlaſſen habe.

Von der Allgemeinheit und Stärke dieſer anatoliſchen Staatsidee hat man im Occident vielleicht

keine oder doch keine hinlänglich klare Vorstellung. Hier liegt die Gefahr. Konstantinopel war die erste ursprünglich und vollständig christliche Stadt des Erdbodens. Dort gab es keine weltliche Macht, von der man erst Duldung zu erbetteln oder Rechte zu erhandeln hatte; die Dogmatik legte den ersten Grundstein, stieg gleich im Beginn auf den kaiserlichen Thron und grub der oströmischen Welt ihr Gepräge ein, tief, unaustilgbar und ungeschwächt bis auf diesen Tag. Nur eine Kraft blieb thätig, alle übrigen gingen in dieser einzigen unter. Die Aktion der Staatsgewalt nach außen war Nebensache, das Schwert wendete sich nach Innen gegen die Energie der Geister, bis das Ungleiche überall geebnet, bis jeder Wille gebrochen, bis alle Spontaneität, alle selbstbewußte Schwingung romäischer Nerven getödtet und im ungeheuren Ländercomplex nur ein Gedanke übrig war. Man sagt dieses nicht um zu tadeln; man möchte nur auf diesem Wege zu besserem Verständniß der Gegenwart gelangen und auch für die nächste Zukunft Einiges mit Sicherheit vorausbestimmen. Körper gab es im byzantinischen Staatsverbande freilich viele, Seele aber nur Eine, Gedanken auch nur Einen, und auch nur Eine Stadt, die Auserwählte, das apokalyptische Jerusalem am Bosporus.

Für germanische Gemüther hat dieser Nivellirungsprozeß des menschlichen Geistes etwas Zurückschreckendes. Ohne daß das Staatsoberhaupt die mystische

Weihe des Prieſterordens nahm, mußte der byzantiniſche Imperator doch Theologe ſeyn, in geſetzlich beſtimmten Tagen am Hofe geiſtliche Vorträge, Exegeſen und Homilien halten, weil eigentlich das Evangelium Reichscodex, weil Chriſtus Imperator und der oſtrömiſche Baſileus nur ſeine irdiſche Hülle war. Nicht blos für zeitliche Wohlfahrt und weltliche Ordnung hatte der „Gottgekrönte" zu ſorgen. Auch das ewige Heil der Unterthanen, was ſie glauben und verdammen ſollten, ward in letzter Inſtanz dem Imperator anheimgeſtellt.[1] Als Scepter trug die kaiſerliche Hand das Kreuz und, wie man auf alten Tempelfresken und Münzen jener Länder häufig jetzt noch ſieht, ſchmückte das Zeichen der Erlöſung alle Gewänder, Fahnen und Inſignien des theologiſchen Herrſchers, der den kaiſerlichen Segen ertheilte und nach feſtem Glauben ſeiner Unterthanen ſogar die Kraft der Mirakel beſaß. Seine Handlungen erklärte das Geſetz für Akte der Providenz und ſtellte ſie folglich außer Bereich menſchlicher Kritik. Daher das Geſetz, welches Tadel eines vom Fürſten beſtellten Dieners, ja ſogar den Zweifel an ſeiner Fähigkeit als Hochverrath und Beleidigung

[1] „Weißt du nicht, daß der Kaiſer Conſtans zugleich Herr des Reichs und oberſter Prieſter iſt, und ſeine Gebote für Kirche und Staat (ſeine Entſcheidungen in geiſtlichen und weltlichen Dingen) gleich bindend ſind?" Gfrörer, Allg. Kirchengeſch. IV, 73.

göttlicher Majestät bestrafte.[1] Daher das Ungegohrene, das melancholisch Stille der byzantinischen Monarchie; daher die Palastwache der Silentiarier und der erklärte Widerwille griechischer Ohren gegen Glockenton.[2] Das regsame Wesen, die laute Rede und der feste Tritt des Abendländers hat für die Byzantiner etwas Widerliches, gleichsam etwas Zuchtloses und empörend Freches, das man mit der Geißel niederschlagen soll. Ein Buch aber wie neulich David Strauß geschrieben, ist ihm vollends ein unerhörter und unerklärbarer Gräuel, der für sich allein den Riß zwischen Orient und Occident unheilbar machen könnte. Denn zu Konstantinopel sind alle Controversen schon längst entschieden, alle socialen und geistigen Probleme aufgelöst, der Zweifel selbst

[1] Disputare de Principali Iudicio non oportere: Sacrilegii enim instar esse, dubitare an is dignus sit, quem elegerit Imperator. Cod. Theodos. lib. V, tit. 13, lex 9. lib. II tit. 4, lex 4. Commentar.

[2] Schon vor der Türkenzeit, wie aus dem Reisebericht des castilianischen Gesandten Ruy Gonzales Clavigo zu ersehen: Quando los Griegos offician la Missa non tienen libro nin campañas en las Iglesias (salvo en S. Sophia de Constantinopla) que con unas tablas tañen à Missa. Auf dem heiligen Berge Athos haben die Mönche schöne Glockenthürme und prachtvolles, heimathlich über Thal und Kastanienwald tönendes Geläute; allein Sonnabend zur Vesper und Sonntag zum Hochamt ausgenommen, schweigt das heilige Erz, um die Ruhe der frommen Väter nicht zu stören.

verſtummt, was bei der Verwirrung der Begriffe in Europa Vielen als ein Segen erſcheinen könnte. Und fürwahr, man verzeiht es, wenn ruheliebende verzagte Seelen gegenüber dem Hochmuth und der Unbändigkeit des wiſſenſchaftlichen Gedankens im ſtupiden Selbſtverläugnen der byzantiniſchen Kirchen-Philoſophie einen heilſamen Damm gegen den ſtolzen und umwälzenden Sinn der abendlichen Welt erblicken.

Der erſte Lebensakt des griechiſchen Kirchenſtaates, wir wiſſen es Alle, ſpann ſich in buntem Gewühle über tauſend Jahre fort, und der Uebergang zum zweiten, wo ein Padiſchah den Reigen führte, war ſo ſchnell, ſo natürlich und geordnet, Kraft und Kunſt der neuen Tragöden ſo eindringlich, nachhaltend und feurig, daß nach kurzem Gram über die Veränderung ſelbſt bei den Beſiegten die Threnodie verſtummte. In drei Tagen war die Verwandlung ausgeführt und Byzanz, nicht dem Blute, wohl aber der Seele und der Geſinnung nach, vollkommen türkiſch. Das allgemeine Gefühl dem lateiniſchen Abendland gegenüber wieder ſtark zu ſeyn, hatte Alles ausgeſöhnt und das Joch des neuen Autokraten ſelbſt leicht gemacht. Man vergeſſe es ja nie, Eiferſucht, Widerwille und Geringſchätzung gegen die lateiniſch glaubenden Völker iſt Nationalcharakter und unaustilgbare Natur der Byzantiner. Auch hat nach Eintritt der türkiſchen Dynaſtie das lateiniſche Abendland bald und

lange genug empfunden, daß man in Konstantinopel wieder Kraft und Nerven habe: es erschien wieder eine lange, kriegerisch geschaarte Fronte am Ostrande von Europa und dem Naturgesetze war genug gethan.

Am Siechenlager der Paläologen hatte das transdanubische und das altaische Element um die Ehre der Nachfolge und der Reichsreform gestritten. Obgleich das eine aus Turkestan, das andere aus Sarmatien mit Gewalt hereingebrochen, waren sie doch beide auf byzantinischem Boden eingebürgert und in Sinn und Blut mit Ost-Rom enge verschwägert. Damals war die Zeit der Sarmaten noch nicht gekommen, und wie allzeit, neigten sich Sieg und Herrschaft auf die Seite, wo mehr Kraft, wo mehr Geist und Herrschergröße. Jedoch war die byzantinische Restauration des 15. Jahrhunderts ihrem Wesen nach eine innere, eine aus den Eingeweiden der Monarchie selbst eigenmächtig und ohne Zuthun von Außen entsprungene, daher vollständig, dauerhaft und durchgreifend. Das Credo allein hatte sich am kaiserlichen Hofe geändert, aber nicht mehr als die byzantinischen Autokraten schon verschiedene Male früher, namentlich unter Konstantius im vierten und während der Ikonoklasten-Herrschaft im achten und neunten Jahrhundert unternommen hatten, aber nicht durchzuführen vermögend waren.

Offenbar waren, um die menschlichen Dinge im

Gleichgewicht zu erhalten, in der Hand der Vorsehung die talentvollen und energischen Fürsten aus dem Hause Osmans tauglichere Werkzeuge als die christlichen Vorgänger mit ihren Hof-Homilien und ihren kaiserlichen Fastenpredigten im Kreise weibischer Magnaten von Byzanz.

Aber heute, wie man gemeiniglich glaubt, ist auch die Rolle der Padischahe ausgespielt und wird, eigentlich das erstemal seit fünfzehn hundert Jahren, vielleicht in kurzer Zeit die große Erbschaft der Byzantinerwelt ohne Testament und ohne Codicill vakant. Zwar noch ist der Besitzer nicht verblichen und im Veilchenduft bithynischer Lüfte sind die Agonien lang. Aber ist das Leben aus den extremen Theilen des Riesenkörpers nicht schon entflohen, und sieht man denn nicht, wie es im Herzpunkt allein noch krampfhaft in Fieberhitze und galvanischen Prozessen gegen die Verwesung kämpft?

Man hat in neuerer Zeit wiederholt und mit großem Eifer — freilich nur aus fremden Büchern — die Unmöglichkeit einer Wiederherstellung des Orients mit Hülfe des in sich zerfallenen Islam nachzuweisen sich bemüht. Wie nahe oder ferne das Uebel auch immer sey, die verzweiflungsvollen Medicinen, die man in gerechter Besorgniß nachbarlich anzurathen und selbst eigenhändig zu kredenzen nicht ermüdet, beweisen hinlänglich, daß man den Zustand wenigstens für bedenklich hält. Aber wo liegt die

Krankheit? Wo ist der Sitz des türkischen Verderbens? Ist dieses Volk heute physisch schwächer, feiger, nervenloser als zur Zeit seiner Siege und seiner Herrlichkeit? Einzeln genommen ist die türkische Kriegsmaterie heute was sie zur Zeit der großen Padischahe war, fanatisch, abgehärtet, genügsam, stahlsehnig und der größten Anstrengungen fähig. Und sieht man das türkische Bauernvolk in den Provinzen und selbst die stolz und wild blickenden Gesichter des großen Haufens in der Sultansstadt, sollte man das Ende der lange gefürchteten Monarchie wahrlich nicht so nahe glauben. Denn über Seyn und Nichtseyn der Reiche entscheidet in letzter Instanz doch immer Seelenstärke und physische Kraft auf dem Kampfplatze. Selbst die Summe des Luxus und des sittlichen Verderbens unter den Großen kann jetzt nicht größer seyn als früher. Allein, wie bei den christlichen Byzantinern, ist auch bei den osmanischen das herrschende Haus, die regierende Dynastie verfault. Hier liegt das Uebel. Eine solche Reihe genialer Staatsmänner und energischer Kriegsfürsten hat kein anderes Herrscherhaus je hervorgebracht wie das türkische. Nicht Tugenden, nicht besondere Vorzüge und Eigenschaften des Volkes haben das furchtbare Gebäude osmanischer Größe aufgeführt; es ist ausschließlich das Werk seiner, Menschen und Dinge in wildem Sturm fortreißenden Dynastie. Und wenn unsere Zeit noch einmal einen Bayesid I, einen Murad II, einen Mohammed Ghasi

und Suleiman I zu ſchaffen vermöchte, würde er nicht mit gewaltiger Fauſt die Geſchicke ſeines Volkes erfaſſen und dem Verhängniß zum Trotz auch jetzt noch friſches Leben in die Gefäße des welkenden Türkenſtammes gießen? Der Geiſt regiert die Welt, und nicht ohne tiefen Sinn erklärt ein berühmter Mann des Alterthums Glanz und lange Dauer der Herrſchaft Roms für das Werk einiger ausgezeichneten Bürger der ewigen Stadt.[1] Große Kräfte, einmal ins Weltſpiel gebracht, wirken durch ihr natürliches Gewicht noch fort, wenn auch ſchon lange die erſte Triebfeder gebrochen iſt.[2] Erſcheint aber erſt der Schaden auf der Oberfläche, ſo iſt auch das Ende ſchon nicht mehr ferne und menſchliche Hülfe ohne tiefgreifende und lebengebende Wirkſamkeit.

Chronologiſch auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe in Stambul völlig erlöſchen müſſe, iſt eben ſo unmöglich als die Hoffnung vergeblich, durch politiſche Rechenexempel den Einen ſtrahlenden Weltkörper osmaniſcher Monarchie in ein Planetenſyſtem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderzuſchlagen. Alle eure Künſte macht die

[1] Ac mihi multa agitanti constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse, eoque factum uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret. Sallust. Catilin. cap. 53.

[2] Sed postquam luxu atque desidia Civitas corrupta est, rursus respublica magnitudine sua imperatorum atque magistratuum vitia sustentabat. Idem.

Stadt Konstantinopolis mit ihrem eingebornen Genius zu Schanden. Um der centrifugal über den Erdglobus sprühenden Furie der abendländischen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geistesbeweglichkeit zu sänftigen und die Wüthenden in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantinische Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europas gehängt und durch unabänderlichen Beschluß mit der Ewigkeit anatolischer Doctrin zugleich die Unauflösbarkeit der Monarchie decretirt, deren Herz und Mittelpunkt Konstantinopel ist. Sagen will man hier geradezu, daß unserer Vorstellung nach keine Politik, keine menschliche Weisheit die compakte, durch Glauben, Blut und Thränen unausscheidbar in einander verwachsene Masse des illyrischen Continents zu zerbrechen, in ihre Bestandtheile zu zerlegen und bleibend aus einander zu halten vermögend sey. Schneide man immer entlegene Theile vom Ganzen weg und erwärme sie wie der begeisterte Pygmalion sein Steingebilde, sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimathlicher Lebensluft, oder rinnen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schooß des Mutterstaates zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt!

Ein Mittel jedoch gäbe es den byzantinischen Bann zu lösen und den illyrischen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen: Zerstöret durch gemeinschaftlichen Beschluß des europäischen Areopagus die Stadt

Konſtantinopolis und füllet mit dem Schutte ihrer Hütten, ihrer Paläſte, ihrer Mauern und Thürme das goldene Horn aus, und verbietet zugleich unter Völkerbann die Wiederherſtellung von Stadt und Hafenbucht auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte. Nicht genug! ſchaufelt im Grimme auch ihre ſieben Hügel nieder, zermalmet wie einſt die Legionen zu Korinth ſogar die Steine, und mit der Wurzel reißet die gigantiſchen Platanen aus, und vom Rieſenberge des Amycus brechet in der Wuth wie ein anderer Polyphem die waldichte Spitze herab und ſchleudert Alles, Erde, Felſen, Bäume und Menſchen in die Strömung des Bosporus, damit ſein muſikaliſches Sauſen am Felſenthor der Symplegaden verſtumme, damit der ſehnſuchterregende, die Völker des Orients bethörende Syrenengeſang des fluthenden Sundes erſterbe und der ſtolze, Länder verbindende Pontus ſelbſt wie das traurige Caſpimeer zur Oede eines verlaſſenen Binnenſees herunterſinke. Dann erſt rinnet der Lebensſaft wieder zurück nach Ternova, nach Athen und nach Ikonium. Die Ordonnanz wäre unfehlbar, aber ſie iſt ſo ungewöhnlich energiſcher Natur, im Concept ſo ſchrecklich und ſo entſchieden und grauſenvoll in der Anwendung, daß man ſich niemals, am wenigſten wenn verzagte Hände das Steuer der Welt regieren, zu ihrer Vollziehung entſchließen wird. Man hat ſie hier nur angedeutet um zu zeigen, wie zähe byzan-

tinisches Leben, wie groß die Gefahr und wie unheilbar das Uebel sey.

Wären Titanen auf der Welt, hätte man ohne Bedenken zu diesem Mittel gegriffen. Aber die Menschen unserer Tage sind nach kürzerem Maße ausgeprägt: sie möchten das Unheil ohne Aufsehen und besonders ohne Störung im Alltagsleben ihrer Ameisenstadt gleichsam im Stillen zur Ruhe bringen. Wozu der Tumult und die schweren Reden? rufen sie aus. Noch ist es mit den Türken nicht zu Ende, und so lange die Leute athmen, kann man immer hoffen und versuchen.[1] In diesem Falle seyd entweder gerecht, oder doch wenigstens uneinig; hasset, necket und hindert euch gegenseitig in euren Praktiken und Kniffen, und ihr werdet noch lange der gefahrvollen Kur enthoben seyn. Könnte man in Europa überall der Ländergier, dem Heißhunger nach fremdem Gute entsagen und den Leidenschaften der menschlichen Natur selbst Stillstand gebieten, so schleppte sich das Türkenreich ohne Mühe noch Jahrhunderte fort. Im Innern ist ja kein überwiegendes Element der Auflösung, der christliche Raya überall muthlos, waffenscheu, uneins und Rettung aus der Dienstbarkeit nirgend aus sich selbst, nur von Außen, aus fremder Zone hoffend. Die Osmanli dagegen leben vom Kapitale großer Feldherrn und Staatsmänner vergangener Zeiten, und

[1] Ἐλπίδες ἐν ζωοῖσιν, ἀέλπιστοι δὲ θανόντες.

bis der ganze Vorrath aufgezehrt, ist für Störung europäischen Schlummers nichts zu besorgen. Jedoch überlasse man sich keiner Täuschung: unsere Zeit ist nicht das Saturnusreich, Asträa ist noch nicht unter die Menschen zurückgekehrt,

Atque iterum ad Trojam magnus mittetur Achilles.

Aber auch in diesem Falle verzaget nicht. Wenn die Türken schon alle Tugenden ihrer Vorfahren vergessen haben, so wird ihnen im allgemeinen Bankerutt erst noch die Verachtung feiger Niederträchtigkeit christlicher Sitte und Politik neue Kräfte leihen und die Frist ihrer Herrschaft noch einmal verlängern. In der Türkei sagen sie es laut und ich bitte um Vergebung für das harte Wort: „Wären die Christen nicht eine hündische, weinberauschte Rotte erbärmlicher Wichte, hätten sie uns schon lange aus Europa hinausgepeitscht: wir fliehen zwar auf dem Schlachtfelde vor ihren Feuerschlünden, verhöhnen sie aber dennoch in ihrem Glauben, zertreten ihre unterjochten Brüder und lachen über die Geberden ihrer Unterhändler, wenn sie sich neidischen Blickes, wie unreine Hunde um ein Stück Brod, vor dem goldenen Thron des Padischah um das Almosen kaiserlicher Huld zerfleischen.“ Diese türkischen Syllogismen sind ohne Zweifel falsch und ihre Bilder ungeschickt, auch hätten sich Abd-ul-Medschids Staatsphilosophen sorgfältiger um die Tugenden der Christenheit und um unsere Moralcompendien erkundigen sollen. Hier wird aber nur Bericht

erstattet, nichts getadelt, nichts widerlegt, aber auch nichts gelobt; und vielleicht ist es nebenher doch auch nützlich zu erfahren, wie man anderswo von den Christen denkt.

Daß man unter solchen Umständen die Restaurationsrecepte des Occidents zu Konstantinopel nur mit Widerwillen und Geringschätzung empfing, ist freilich zu begreifen. Auch hat die europäische Curatel zeitig genug das Vergebliche ihrer Mühen erkannt. Die Türken, heißt es jetzt, sind ja keine Europäer und man hätte sie von einer andern Seite fassen sollen: Warum hat der Sultan nicht den Geist des Islam wieder heraufbeschworen, den alten Glaubenseifer aufgeweckt, alte Gluthen wieder angefacht? Diese Männer sind überzeugt, man könne todte Ideen, erloschene Gluthen, entflohene Geister der Nationen durch eine Ordonnanz der Staatsschreiber wieder lebendig machen. Was Suleiman gethan, meinen sie, könne ja auch Abd-ul-Medschid thun, man könne ihm ja rathen genial zu seyn. Aber Abd-ul-Medschid, wie es scheint, ist nicht geneigt der wohlgemeinten Zumuthung seiner Schirmherrn nachzukommen und mit dem Feuergeist seiner großen Ahnen die kaiserliche Brust zu schwellen. Im Gegentheil, er hat ja öffentlich erklärt und sein Volk es bekräftiget: die Monarchie, wenn sie mit dem gegenwärtigen Fonds islamitischer Praxis nicht mehr bestehen kann, wolle lieber untergehen als durch gesetzwidrige, ihrer Natur

verhaßte Mittel das Daſeyn friſten. Die Weisheit Europas, erwiedert man, hat auch dieſen Fall ſchon lange vorher berechnet und mit Applaus des Jahrhunderts ein Staatspräparat in eventum aufgeſtellt. Aber nicht Kunſt, nicht mit erotiſchem Saft getränkte Pflanzen, nein, ein aus der Bodentiefe urkräftig heraufbrechender Rieſenſtamm iſt nöthig, um die byzantiniſchen Räume auszufüllen. Mit der Politik im herkömmlichen Sinne, d. i. mit dem täglichen Kram und Marktverkehr des ehrwürdigen Diplomatencorpus hat man hier nichts zu thun; praktiſch miſchen wir uns in nichts, wollen weder jemand belehren noch irgend etwas beſſer machen; das harmloſe Wort iſt unſer Tummelplatz. Nur verſchmäht es unſer „harmloſes Wort“ ohne alle Beziehung auf die Wirklichkeit, und gleichſam ungebräunt vom warmen Lebenshauch der Gegenwart, ätheriſch bleich, wie man es gerne ſieht, im Nebel der Vergangenheit zu wandeln. Die Zeit iſt eiferſüchtig. Von dem was jetzt die Herzen bewegt, von Furcht und Gefahren des Jahrhunderts will ſie hören; ſelbſt Leidenſchaft und Irrthum vergibt ſie gerne, wenn ſie nur redlich und ohne Berechnung ſind. In dieſem Sinne erlauben wir uns eine Frage: „Kann die altbyzantiniſche Bevölkerung, von der man durch europäiſche Dazwiſchenkunft eine kleine Parzelle dem Scepter des Padiſchah entzogen und mit dem alten Namen „Hellenen“ angethan, für ſich allein und durch eigene innere Kraft

als zweites nothwendiges Element der christlichen Welt figuriren?" „Kann sie — Zeiten und Menschen zum Trotz — andere Nebenbuhler um die goldenen Aepfel der Hesperiden aus der Bahn hinausdrücken und nach urkräftigem Zertreten aller Schranken nervig, sehnig, schöpferisch die große Oede, die verlassenen Paläste am Propontis füllen?" „Kann sie das chaotische Stammgewirre des illyrischen Continents ordnen, die widerstrebenden Geister bändigen, die bahnlos tobenden Kräfte zügeln und volluferig in das gemeinsame Rinnsal politischer Disciplin zusammendrängen?" Alle Freunde der byzantinischen Griechen und mit ihnen das ganze Abendland haben im Schwung der Begeisterung auf die Frage beifällig geantwortet und euch Neuhellenen noch einmal, wie weiland eure Vorfahren im Lande, als sorgenstillende, gefahrverhütende Schirmgötter der Welt begrüßt. Seht nur, wie groß man von euch denkt und wie schwer die Rolle ist, die euch die Phantasie des Occidents übergeben hat. Cherusker, Sueven und Gothen werfen sorgenvolle Blicke bald auf euer Königreich, bald auf scythisches Wolkengedränge und Wetterleuchten an der Istermündung, ob ihr den Feuerstrahl in der Hand des hyperboräischen Donnerers durch Größe und nervigen Muth zu bannen stark und kräftig seyd. Vielleicht ist euch das zuviel und habt ihr selbst bescheidenere Vorstellungen von eurer Zukunft und eurer Macht, denn bei euch wie bei uns

iſt der Rauſch vorüber, ſind die aufgeregten Geiſter wieder froſtig und nüchtern wie vor eurem Hochzeittag. Klug und kühle wie ihr alle ſeyd, rechnet ihr die Möglichkeiten aus und wäget Sympathien ab, während eine kühle Proſa in Europa eure Titel, eure Papiere, eure Vergangenheit, eure Thaten und euch ſelbſt chemiſcher Analyſe unterworfen und das Facit der öffentlichen Meinung hingehalten hat. Doch was geht das euch an? Vorwärts müßt ihr blicken! Was kümmert euch edle oder zweifelhafte Geburt, glänzende oder ärmliche Wiege, was germaniſches Schulgezänk? Eines nur habt ihr nöthig, und dieſes Eine iſt der Talisman, der alle Herzen bezaubert, der das ſtaatskluge Europa, wenn man es auf der lorbeerbekränzten Stirne des griechiſchen Volks erblickt, mit Applaus begrüßen wird: Seyd mächtig — man wird euch doch ermuntern dürfen — habt Flotten, Heere, Feuerſtröme, Induſtrie und Gold; aber machet ſchnell, die Könige ſind ein ungeduldiges Geſchlecht und die Völker nur durch nachdruckvolle That zu feſſeln. Wachſen wollen ſie euch ſehen und inwendig heraus wollen ſie, wie der Moskowiter in der jungen Frühlingsbirke, es im helleniſchen Staatskörper gähren und kochen und gleichſam die Lebenslymphe auf und niederſteigen hören, um augenblicklich — denn es dränget — euer Gewicht in die Wagſchale der Zeit zu legen. Sprechet einmal im Saale der Gewaltigen ein kecks Wort wie die

helvetiſchen Bauern auf dem Leichenhügel der erſchlagenen Edelleute; ſey das Wort auch grob und ungeſchlacht, begleitet es nur mit einer Fauſt von Granit und einer langen Zeile taktiſch geſchulter Krieger und jener fürchterlichen Schlünde, die zu Navarino und Ptolemais eure alten Dränger fraßen, und ſehet dann, wie freundlich die goldgeſtickten, ſternblitzenden Männer euren Gruß erwiedern und wie ſchnell in Europa die ſchlummernde Sympathie erwacht. Aber eben weil ihr noch bei allen Thüren die leeren Hände hereinſtrecket, und weil Jedermann ſieht, daß ihr im Ganzen weder nützen noch ſchaden könnet und zur Löſung der großen Frage, zur Wiederherſtellung des Orients und zur Sicherung des Weltfriedens aus eigenen Mitteln nichts zu leiſten vermöget, daß euer Land gleichſam als Armeninſtitut noch immer von milden Beiträgen und abendländiſchem Wochengeld — ohne eigene Mühe — leben will, habt ihr zwar nicht Mitleiden und chriſtliche Liebe, die euch ewig geſichert ſind, aber ihr habt die Bewunderung der abendländiſchen Welt verloren. Das Endloſe, das Unausfüllbare eurer Noth hat Europa ermüdet und erſchreckt.

Die Schuld indeſſen iſt nicht euere; es iſt Geſchick: ihr ſeyd geworden was ihr werden konntet, und wenn da Jemand anzuklagen, ſo iſt es Europa ſelbſt, wo man für ſchwache Nerven und leere Taſchen von jeher wenig Enthuſiasmus hatte. Unſer Jahrhundert

iſt politiſchen Zwerggeſtalten abhold, es will nur lebensfriſche Körper und koloſſales Maß. Sehet nur einmal hin auf dieſes Europa, wie ſtolz und prachtvoll die Königreiche ſind; ſehet wie es in den Städten wimmelt, wie es blinkt, wie es leuchtet, Paläſte, Waffen, Gold und ſchöne Gewänder, wie es raſtlos ſinnet auf Ruhm, auf Gewinn, auf Herrſchaft, auf Zerſtörung, auf Schöpfung und Genuß, ein bewegliches, ein ſtolzes, ein unwiderſtehliches Geſchlecht, mit dem in die Länge nicht zu ſpielen iſt.

Mit was denkt ihr euch nun dieſen Leuten gegenüber in Achtung zu ſetzen? Euer Land iſt öde, Soldaten wollt ihr auch nicht ſeyn, „hölzerne Mauern" habt ihr wieder nicht, und die Truhen, heißt es, ſeyen in Hellas allzeit leer. Und doch ſtellt man euch in die Competentenreihe zur künftigen Vakatur des Orients! Statt zu handeln und mit zorniger Gewalt das verlorne Gut zurückzureißen, reichet man in eurem Namen Suppliken ein, Bettelbriefe um das Regiment der halben Welt! Aber die Herrſchaft iſt kein Ding, das die Abendländer freiwillig an die Lahmen an der Heerſtraße und hinter den Zäunen für Almoſen verſchenken. Gewalt üben und mächtig ſeyn, iſt das einzig würdige Ziel menſchlicher Beſtrebungen, und die gewöhnlichen Titel ſich aus der Niedrigkeit aufzuſchwingen, waren von jeher Kraft, Genie und Heldenmuth im eigenen Hauſe. Zwar haben ſich Völker durch ihre Fürſten zur Herrſchaft

hinaufgefreit und ihr Glück durch Tüchtigkeit und klugen Sinn gestärkt; zu Macht und Weltherrschaft hinaufgebettelt aber hat sich unsers Wissens noch keine Nation. Und so viel man die Europäer kennt, ist auf diesem Wege für Griechenland nicht viel zu hoffen. Oder hätte man aus Mangel richtiger Diagnose der menschlichen Dinge schwache Trümmer des christlichen Byzantiums wirklich zu thörichten Begehrlichkeiten verleitet und im Abendland durch politische Maskeraden und scholastische Schattenbilder gleichsam eine neue Theorie des Völkerprozesses aufgestellt? Gutmüthig, aber unerfahren haben wir die kindischen Proceduren der Studentenbank auf das ernsthafte Spiel des Weltdramas übertragen und an die Stelle der korrekten Leidenschaft, der unerbittlichen Staatsraison, eine Art idyllischer Gerechtigkeit, gleichsam Gefühlspolitik und diplomatischen Mysticismus hingeträumt. Leider wird die Welt nicht in diesem Sinn regiert! Christliches Wohlwollen, freundliches Entgegenkommen, persönliche Gerechtigkeit, gute Wünsche für Privatglückseligkeit und Familiensegen, Munizipal-Autonomie und freie Bewegung innerhalb der Schranken gibt und wird Europa den Griechen geben, so viel sie begehren und brauchen können. Denn ungeachtet der dickohrigen Dogmatik von Byzanz ist diesem warmblütigen reichbegabten Südvolke Niemand gram. Aber von Almosen und Mitleiden bis zur Herrschaft über das Morgenland ist ein unermeßlicher Sprung, den

ihr, freundliche Hellenen, ohne jene Vorbedingung nicht machen könnet. Kraft, Muth, Energie, Geſchick und beſonders guter Wille ſind euch nicht abgeſprochen; allein die Luftſtrömung iſt nicht für euch. Wird die byzantiniſche Tiara wirklich einmal ledig, ſo iſt der Nachfolger vom Schickſal ſelbſt ſchon beſiegelt und ernannt. Ihr ſeyd wohl auch im Spiel, aber nicht allein; man braucht auch Schutt und zerhacktes Geſtein im Cyclopenbau des Orients. Laſſet euch das Wort nicht verdrießen. Habe ich Unrecht und ſeyd ihr wirklich ſo innerlich ſtark und lebenquellend wie man uns verſichert, dann werdet ihr meiner Rede zu Trotz eine der Spannkraft eurer Nerven entſprechende Höhe in der Welt erringen. Nur erwartet vom Kollektiv-Enthuſiasmus der Europäer nichts mehr, und rechnet für die Zukunft nur auf euch ſelbſt. Die Könige geben nur einmal, und was ihr nicht im Sturmdrang der Dinge raſch und kräftig herüberreißet, wird nie euer Eigenthum. Alle Hoffnung hat man euch ja nicht genommen. Gelänge es den Fürſten des Occidents, durch Weisheit und kräftiges Entgegentreten das Verhängniß zu feſſeln und die Lavine gleichſam mitten im Laufe einzudämmen, ſo könnte euch ſogar das volle Spiel noch gewonnen ſeyn.

Wie — denkt ſich Mancher — iſt hier nicht ein Widerſpruch? Zuerſt demonſtrirt man uns die Unzerſtörbarkeit des byzantiniſchen Staatselementes

und des vom Schickſal ſelbſt mit ehernem Griffel auf den Mauerzinnen von Konſtantinopel eingegrabenen Titels ſeiner Herrlichkeit. Dann behauptet man, das islamitiſche Chalifat in dieſer Metropolis ſey nur ein Proviſorium, die ehrwürdigen Fragmente in Hellas aber mit ihrem klugen und tugendhaften Fürſten, mit ihren weiſen Geſetzen, mit ihren mächtigen Schirmvögten im Occident dennoch nicht unbedingt als byzantiniſcher Wiederherſtellungsapparat auserkohren. Wohin führt man uns? Wer iſt denn eigentlich der Auserwählte, wer der Glückliche, dem das Schickſal die Vollziehung der größten Kataſtrophe des Jahrhunderts aufgetragen? Die Antwort auf ſolche Fragen hört man nicht überall gerne, weil große Ereigniſſe große Entſchlüſſe wollen, große Entſchlüſſe aber für kleine Seelen peinlich ſind. Von jeher wurde geglaubt und namentlich Tiberius war überzeugt, wenn man von Dingen nicht öffentlich redet, geſchehen ſie auch nicht, und in großen Uebeln ſey Stummheit der beſte Talisman. Oder iſt es nicht genug, daß wir das klaſſiſche Hellenenthum endlich aufgegeben und an den Tod der neun Muſen glauben? Will man uns auch noch das letzte Spielzeug unſerer Phantaſie — Hoffnung und Glauben auf lebensſprühende Funken der „Präfektur Illyrikum" — zerbrechen? Es liegt in den Weltereigniſſen und ihrem Verſtändniß etwas Unerbittliches. Was heute in Hellas lebt, iſt nicht in Hellas zu Hauſe. Hier

wäre der Ort, von den großen Maßregeln und dem bewaffneten Dazwischentreten zu handeln, womit einst das mitleidvolle Abendland *viermal* in Einem Jahrhundert das entfliehende Leben im *altbyzantinischen* Staatskörper zu erwärmen und festzuhalten suchte.[1] Wir meinen die großen Tage von Nicopolis, Ancyra, Varna und den europäischen Pontifikalcongreß in Florenz — Materiale für ein langes Buch und für den trostlosen Epilog, daß Byzantium von Innen heraus christlich nicht mehr zu regeneriren sey, aber doch nicht sterben darf. Melancholischen Gemüthern und Pessimisten wären diese Studien zu empfehlen, für Phantasten und Schwindler gibt es keine Lection.

Warum will man unter den christlichen Byzantinern heute Elasticität, Energie und politische Tugenden voraussetzen, die sie schon im fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr hatten? Oder konnte der weltbetäubende Päan von Nicopolis und Varna, wo die Heere gesammter Christenheit für das Heil des theologischen Imperators stritten, den lethargischen Schlummer von Byzanz erschüttern? Damals besaßen die Griechen noch ihre Hauptstadt und stand ihnen thatendürstendes Mitgefühl des Abendlandes zur Seite und sogar Timur der Weltbezwinger auf Bitten und Mahnen der Christenheit als Hort und Retter im

[1] Zwischen 1339 und 1444 n. Chr.

Herzen von Anatolien.[1] In Einem Tage ward die Macht der Osmanli bei Angora vernichtet, der Padischah selbst gefangen, Anarchie, Bruderkrieg, Auflösung, Verzweiflung überall im Türkenreich; aber der Sturm hatte umsonst getobt. Volk und Archonten der morgenländischen Kirche blieben auch in solchem Verwirrungsgräuel bewegungslose Zuschauer, bis die zerrissenen Gliedmaßen des feindlichen Staatskörpers wieder aneinander wuchsen und den nervenlosen Byzantiner-Christen in frischer Majestät gegenüberstanden. Ist es wahr, daß die unheilbare Pest des griechischen Volkes ihren Keim in den Geschlechtern der Archonten hat? Sind diese Leute wirklich die Klippe, an der alle Wiederbelebungsversuche der Comnenen, der Cantacuzenen und ihrer Nachfolger gescheitert sind, und die auch gegenwärtig das öffentliche Heil gefährdet? Entschlossene Fürsten, wie Andronicus I. wollten sich durch allgemeines Niedermetzeln des Ungethüms entledigen; zaghaftere und menschliche erkannten die Unmöglichkeit aller Reform und verhüllten ihren Gram über die Unabwendbarkeit des Verhängnisses unter dem Mönchsgewande.[2] Die Herrschaft öffentlicher Tugenden,

[1] Gesandtschaften aus Castilien, Rom und Konstantinopel nach Samarkand. Sieh Ruy Gonzales Clavigo, Sanuto, Muratori ꝛc.

[2] Andronicus I. versuchte im J. 1185 den erstern Weg; Johann Cantacuzenus 1355 den letztern.

uneigennütziger Vaterlandsliebe und politischer Gerechtigkeit einzuführen und in Flor zu bringen, versuche nach solchen Proben unter diesem Volke Niemand mehr! Ob aber Staatsgebäude ohne diesen Cement zusammenhalten und dem Wellenschlag politischer Stürme widerstehen können, mag Jeder selbst berechnen. [1]

Schmeichle sich ja Niemand, daß diese Menschenklasse auf andern Punkten des Reiches weniger zaghaft, weniger intriguant und hemmend, daß sie vaterlandsliebender, tugendhafter und besser als in Stambul sey. Ich habe nicht den Muth hier die Frage zu berühren, ob das machtvolle Dazwischentreten Europas zu Navarino in seinen Folgen bisher eben so fruchtbringend und dem Ziele entsprechend, als es hochherzig-christlich im Prinzip und energisch in der Anwendung gewesen ist. Das islamitische Provisorium, sagten damals die Eingeweihten, ist in voller Auflösung, und lasset uns das alte, im Ruin der Zeiten verschüttete Element des christlichen

[1] Die Pinselstriche Benjamins von Tudela geben noch heute das treffende Contrefei der christlichen Konstantinopoliten: ... Atque ex omnibus gentium nationibus, quas Barbaras vocant, milites conducunt qui cum Sultano, rege Togarmanorum, quos Turcas dicunt, proelia ineant, quia nullo animi ardore ad proeliandum imbuti, mulieribus habentur similes, quum viribus ad retundendum hostem destituantur. Benjamin Tudelitan. apud *Tafel* »Thessalonica« p. 505.

Byzantiums aus der Verwesung in das Leben rufen, damit es jugendlich gähre und seine üppig wuchernde, saftgeschwollene Wurzel unter den morschen Herrscherstuhl der Osmanli treibe. Es wäre peinlich den Zeitgenossen zu sagen: Ihr habt euch betrogen, ihr alle seyd Ignoranten, und ich allein weiß besser was unter jenem Himmelsstrich verborgen ist. Solche Reden wären zu keiner Zeit in gutem Geschmack. Und doch, welchen Namen soll man der verfehlten Rechnung geben? [1] Nur Eine Thesis gestehe man zu: Staatskunst vermöge niemals in todte Körper neue Lebenskeime hineinzulegen, wohl aber schlummernde zu wecken und politisch groß zu bilden. Um diese Keime zu befruchten und in Gährung zu bringen, ist nach unabänderlichen Gesetzen der Natur homogene Zuthat nöthig. Eine lange Reihe Mittelsätze darf ich hier überspringen und die Rede bedarf keines langen Commentars. Aber was hält uns zurück, die Dinge ohne Umschweif mit ihrem Namen zu bezeichnen? Im byzantinisch-griechischen Staatsmateriale lebt nur das Dogma, das Kirchenelement, der letzte Puls, der nie erlischt; die übrigen Klänge sind mit dem „ἄσβεστος γέλως“ der tafelnden Götter Griechenlands längst verstummt. Moder und verwit-

[1] Wir gratuliren jedem der im gegenwartigen Zustande Griechenlands (1845) hinlangliche und bleibende Widerlegung dieses im Sommer 1842 geschriebenen Satzes finde.
A. d. V.

tertes Geſtein hören die Poſaune eures Weltgerichts nicht mehr. Tödtet die morgenländiſche Kirche und demoliret ihre goldenen Dome zu Konſtantinopel, zu Kiew und im Kremlin; berechnet aber vorher und wäget ſie wohl ab eure Kraft, ob ſie auch mit der Größe des Unternehmens im richtigen Maße ſtehe. Dieſe Kirche des Orients hat alle Proben innerer Zerriſſenheit und äußerer Schmach überſtanden; keine Noth konnte ihre Standhaftigkeit erſchüttern, keine Verachtung ihr Selbſtgefühl erſticken, keine Niederlage das Vertrauen auf endlichen Triumph ihrer Sache wankend machen. Und wie die Natur in allen Dingen auf die äußerſte Gränze rückt, erſchien der Hoffnungsſtern am nördlichen Horizont, wie die byzantiniſche Nacht am dunkelſten war und Alles verloren ſchien. Kaum war die Schale am Helleſpont gänzlich geſunken, da begann ſie an den Quellen der Wolga langſam zu ſteigen, und wie die Wage heute ſtehe, iſt für Niemand ein Geheimniß. Nur ſcheint nicht Jedermann zu wiſſen, wie weit das Gebiet der byzantiniſchen Hellenen reiche. Nördlich geht es bis an die Geſtade des Eismeeres, und der Herzpunkt, aus dem das Leben ſtrömt, iſt nicht mehr innerhalb der Thermopylen; er liegt jetzt jenſeits der Waſſerfälle des Boryſthenes. Geduld — warum vergeßt ihr es? — Geduld iſt nicht Verzeihung, und Rache überlebt alle Gefühle! Wären Epigramme und Feuerſchlünde wider Kirchenzorn nicht ſtumpfe

Waffen, so hätte es freilich keine Noth. Das Streben dieser theokratisch-byzantinischen Staatsidee, alle auf ihrem Gebiete fremdartigen Elemente zu vernichten oder verwandelt in seinem Schooße aufzunehmen und in einem großen Weltreiche verkörpert ihrer Nationalfeindin im Occident entgegenzustellen, wird allgemein erkannt, so wie im Gegensatze das Ringen der latino-germanischen Kirche auf ihrem Boden sich auszudehnen, sich innerlich zu befestigen und zu kräftiger Einheit aufzuschwingen, für Niemand ein Geheimniß ist.

Zwei heilige Stühle stehen sich in Europa feindlich gegenüber und der Kampf zwischen den nebenbuhlerischen Gewalten wird nicht lange zu verhindern seyn. Von diesem politisch-kirchlichen Dualismus kann sich der alte Continent nicht mehr loswinden, und die Stellung der Parteien wird erst dann klar, wenn Neu-Rom sein Schicksal erfüllet und die Kinder der anatolischen Kirche mit ihrem neuen Konstantin zu thatsächlichem Bewußtseyn ihrer Weltbestimmung gekommen sind. Denke man sich das unermeßliche Chaos von Kräften, die unter jenem Himmelsstrich noch gebunden, aber Eines Willens, eines Impulses gewärtig sind, um einen einzigen Gedanken lebendig in die Weltgeschichte einzuweben. Im weiten Halbringe schlingt es sich um Europa und bereitet den letzten Schöpfungsakt im politischen Bau der abendlichen Welt,

circumfluus humor
Ultima possedit, solidumque coërcuit orbem.

Die Reſtauration von Byzanz — das iſt Axiom — kann nur eine „ſlavo-gräkiſche,“ keine byzantiniſche, am wenigſten aber eine helleniſche ſeyn.[1]

Glaube man ja nicht, der große Haufe der griechiſch Glaubenden und griechiſch Redenden beklage eine ſolche Wendung der Dinge. Dort verhehlet man ſich nicht mehr das Unmögliche, das Unpraktiſche abendländiſcher Staats-Chimären. Bedrängte haben nur Ein Gefühl: Rache und Wiedervergeltung vergangenen Unglimpfes. Als Theile eines großen Ganzen könnten die Griechen Europa quälen und — was ihrer Natur angemeſſen — mit ſcythiſchen Geißelhieben unſere thörichte Liebe zurückbezahlen. Die Frage iſt nun: Vermag Europa mit ſeiner traditionellen Praxis und ſeinen verwitterten Künſten dieſe große Peripetie abzulenken? Oder ſoll man durch neue, bisher unverſuchte Mittel die Geiſter in Bewegung ſetzen, um der kirchlich-politiſchen Einheit der Angreifer eine politiſch-kirchliche Einheit der

[1] Wir wiſſen, daß dieſer Satz in Deutſchland ſchon viel Aergerniß gegeben und entſchiedenen Widerſpruch gefunden hat. Es iſt indeſſen eine politiſche Meinung, die man gleich einer andern dulden muß. Lobe oder tadle man, verwerfe man ſie theilweiſe oder auch ganz, die Zeit allein kann Richter ſeyn! Nur der Vorwurf, zu dem hie und da unverſtändige Widerſacher ihre Zuflucht nehmen: „man habe beſondere Gründe dieſe Theſis aufzuſtellen,“ wird redlichſt abgelehnt.

Vertheidiger entgegenzustellen, weil nur Gleiches mit Gleichem zu ringen vermag? Deutlicher wird es mit jedem Tage, daß in großen Conjuncturen wie die bevorstehende der Sekularstaat für sich allein nicht genüge, und nur wer in der tiefsten Tiefe die Geister aufzuregen die Kraft besitzt, in letzter Instanz König und Imperator sey. Der Mensch gehorcht ja nur dem Zwang und es könnte sich leicht ergeben, daß die stolzen Autonomien des Occidents im Drange großer Uebel, wenn auch nicht wie man hie und da will, zu bloßen Präfekturen eines in Prinzip und Wirksamkeit höhern Imperiums herabsinken, doch den Bruderbund zu schließen und im Style völliger Ebenbürtigkeit zu verhandeln genöthiget werden mit einer Macht, deren Beisteuer zur Oekonomie menschlicher Dinge unentbehrlich scheint. Aber was rede ich da von Zukunft und von Möglichkeit? Erbettelt man sich nicht schon heute in Demuth als Almosen, was man im Hochmuth des vorigen Jahrhunderts verachtungsvoll von sich gestoßen hat? Das ist nicht der kleinste Triumph einer Sache, die um jeden Preis und durch jedes Mittel die verlorne Herrschaft in Europa wieder gewinnen will.

Eine Restauration im größten Style ist eingeleitet, und der Augenblick zur That ist wahrlich gut gewählt, da eben jetzo der allgemeine Gantprozeß gegen alles weltliche Regiment des Abendlandes hereinzubrechen droht. Nicht böser Wille, nicht Schlechtigkeit und

corrupter Sinn — man ist heute um vieles besser als man früher war, — nein, Unfähigkeit ist es und Unzulänglichkeit der waltenden Kräfte was zur Auflösung der weltlichen Ordnung treibt. „Ihr könnet die Geschäfte nicht mehr fortführen," ist der einstimmige laute Gedanke des Continents. Nach innerem Trost, nach Seelenfrieden ringen die Geister. Wer füllet die verzweiflungsvolle Leere der menschlichen Brust? Dürre Theorien und abgenützte langweilige Recepte eurer Staats-Adepten können diesen Trost nicht mehr gewähren, können den Abgrund der Gemüther nicht verschütten. Eure Zeit ist für immer dahin. Nicht Anarchie und Zuchtlosigkeit ist das große Uebel, über das man klagen soll, es ist der Tod alles Glaubens und Vertrauens auf eure alte Kunst, was unser Unglück macht und zugleich den Competenten — es sind mehrere — ihren Titel gibt.

Fragen, wie die jetzt verhandelten, kommen in Zeiten der Intelligenz und Stärke niemals auf die Oberfläche, und die ungestüme Mahnung ist der gründlichste Beweis eurer Schuld. Predige man uns nicht länger von politischem Epicuräismus, von blindem Vertrauen auf schale Medicin und von der Nutzlosigkeit sorgenvoller Blicke in die Zukunft! Wehen denn nicht Lüfte vom Orient? Sehet ihr nicht die Zeichen am östlichen Himmel? Erwärmet durch das phaëthonische Viergespann, regt sich am Nordpol die große

Schlange.[1] Schweigend und langsam sammelt es sich wie eine dunkle Wetterwolke, und Blitze fahren nieder zum Zeichen des nahen Sturms. Schleudert nun, wenn ihr so gewaltig seyd, wie einst Jupiter im Weltbrande euren Donnerkeil in die Wolke und zerstreuet die Finsterniß, die über Europa liegt. Der Vorabend eines Confliktes der höchsten Prinzipien der menschlichen Gesellschaft zieht für den Occident heran. Denn alles irdischen Schmutzes und stupiden Mongolismus ungeachtet erscheint, wenn man die politischen Ereignisse zur Idee erhebt, als Haupttriebkraft der slavo-byzantinischen Bewegung dennoch eine religiöse Idee, „der ewige Frohnkampf demüthigen Christenglaubens gegen die stolze Tyrannei der Vernunft.“ Ob Kraft mit trotzigem Ungestüm, oder Geduld und standhaftes Leiden weiter führe und die Staaten dauernder begründe, muß in einer thränenvollen Zukunft auf deutschem Boden entschieden seyn.

„Nur zwei Dinge, sagen die byzantinischen Kirchenfürsten heute noch, nur zwei Dinge hat Gott schlecht gemacht, den Pabst und den Mahomet. Diese beiden Uebel zu verbessern und die Welt in Vollkommenheit herzustellen, habe er dem rechtgläubigen Imperator von Moskovien überlassen.“

Nach diesem Thema lebt und handelt die ganze

[1] Quaeque polo posita est glaciali proxima serpens
Frigore pigra prius nec formidabilis ulli,
Incaluit, sumpsitque novas fervoribus iras.

byzantiniſche Welt, und eine Idee, für welche Normannenfeuer mit Geduld und Mannszucht der Slaven ficht, iſt überall ein bedeutungsvoller Gegner. Alle Mittel das Anſchwellen dieſer anatoliſchen Staats- und Kircheneinheit zu hemmen ſind ohne Wirkung geblieben. Umſonſt ſchleuderte man europäiſche Skepſis, Feuerbrände, geſellſchaftauflöſende Doctrinen in den byzantiniſchen Gährungsprozeß; umſonſt ſuchten Andere in kluger Berechnung Theile vom Ganzen geiſtig abzulöſen und durch Einimpfung germaniſcher Kirchen- und Staatsideen die Quelle weitgreifender Apoſtaſien aufzuthun. Das diamantene Rüſtwerk, das eherne Gewand des anatoliſchen Kirchenkoloſſes vermochte kein Geſchoß zu brechen. Oder wo ſind eure Triumphe? wo die Siegeszeichen? Und wenn das abendländiſche Glaubensbekenntniß auch noch auf dem weiten Blachfelde nördlich der Karpathen dem beharrlichen Drängen des Gegners erliegen muß, und auf einer andern Seite germaniſches Weſen nicht ſiegreicher denn bisher einzudringen vermag, dann entſaget aller Hoffnung des Friedens, ſtreuet Aſche in die Luft und rüſtet euch zum Kampf. Auf das Aeußerſte ſind wir allerdings noch nicht gebracht, und leider iſt Aufrechthaltung des mohammedaniſchen Sultanats in Konſtantinopel als Steindamm gegen das Zuſammenrinnen der beiden homogenen, ſich ſehnſuchtsvoll am breiten Strome entgegenblickenden Hemiſphären vielleicht noch die preiswürdigſte Politik. Schlimm genug,

daß die lateiniſche Chriſtenheit um ſolchen Preis, wo nicht Sicherheit auf immer, doch Aufſchub der Gefahr und Zeit zur Selbſterkenntniß kaufen muß.

Wie einſt gegen die Allgewalt der Legionen, ſo iſt ohne Zweifel das heldenmüthige, geiſtiger Entwürdigung von Natur abholde Volk der Germanen auch wider das erniedrigende Joch byzantiniſchen Scythenthums als Schirmvogt und Vorfechter aufgeſtellt. Setzet ihr aber der Idee nicht eine Idee entgegen, und hoffet ihr noch länger, es könne das germaniſche Viele mit dem byzantiniſchen Einen, mit dem Verbundenen das Aufgelöste in gleicher Hoffnung des Sieges die Arena betreten, ſo habt ihr euch ſelbſt gerichtet. In Deutſchland, ich weiß es wohl, iſt man mit ſolchen Reden läſtig, und bis in die neueſte Zeit haben ſie das Daſeyn eines Feuerfunkens in der byzantiniſchen Kirche aus Liebe zur Bequemlichkeit geradezu abgeläugnet: dort ſey ja alles Leben erſtarret, von Bekehrungseifer und erpanſiver Kraft des lateiniſchen Dogmas keine Spur. Oder wird etwa die Welt nicht nach den Regeln der Grammatik regiert? Und wenn auch ein Bollwerk nach dem andern am Oſtrande zuſammenfällt, ſchirmen uns nicht die Fragmente alter Pedanten von Lampſakus? Den ſüßen Gewohnheiten des Tages entſagen und den Strom des öffentlichen Lebens in ein neues Rinnſal lenken, iſt unter allen Heilmitteln dasjenige, zu dem ſich der Menſch am ſpäteſten, und erſt

nach fruchtlosem Erschöpfen jeglicher Ausflucht unter Zwang und Noth entschließt. Aber wo ist die Universalidee? Wo der Genius, der Deutschland wie einen Mann bewegt? Noch ist man nicht überall vom Zaubertrunk des 18. Jahrhunderts ausgenüchtert, Niemand will verzichten auf Kraftzersplitterung, auf Einzelbestrebung und auf Privatkönigthum; seinem in Blut und Lymphe demokratischen Charakter hat das lateinische Europa nicht entsagt. Ein providentieller Damm, eine Kirchengeißel in der Ferne soll uns zur Besinnung bringen. Wo Viele rhythmisch nach Einem Ziele sich bewegen, ist nicht selten auch Erfolg. Unter solchen Umständen in Europa die Geister gleichsam zu byzantinisiren und überall die Energie der Seelen abzustumpfen, wäre schlechte Politik. Wie könntet ihr ohne lebendige Kraft und ohne Beistand eines vom Volksherzen herausflammenden Zorns der Prüfung widerstehen? wie der feindlichen Hinterlist, dem langsam aber ohne Rast den Boden unter eurer Sohle wegnagenden Element nicht endlich erliegen? Oder meint man vielleicht, wie einst im christlichen Byzanz, die öffentliche Gewalt könne Kraft und Nervengeist der Völker nach Belieben ersticken und im Augenblick der Noth durch ein Zauberwort wieder ins Leben rufen? Kann man sich dem beruhigenden Gefühle überlassen, daß die Gewaltigen der Zeit überall in der harten Schule der Widerwärtigkeit zur Erkenntniß dieses verderblichsten aller Irrthümer

gekommen sind? Ist in Europa der große Wendepunkt eingetreten, das seelendurchdringende Verlangen der Wiederherstellung, des geistigen Aufbaues einer im Orkan demolirten Welt?

Einheit der Gewalt und religiöser Glaube sind die Baumeister aller menschlichen Ordnung. Der Versuch ohne Beistand der religiösen Idee Herrschaft auszuüben und ein blos irdisches Regiment über die Völker aufzustellen, ohne alle Schonung für Seelen- und Gewissensruhe, ohne Rücksicht für das Höhere und Ewige im Menschen Taschen und Kunstfleiß der Nationen mechanisch auszubeuten, hat überall ein gleich klägliches Ende gefunden. Sicherer Beweis, daß wir alle etwas in der innersten Tiefe der Brust tragen, was sich euch widersetzt und was ihr mit Feuerschlünden und Sophismen nicht zu bändigen vermöget. Mit Embargos und Mauthsystemen allein kann man den Dämon nicht mehr bändigen: ihr müsset den innern Widerspruch der europäischen Geister versöhnen oder das eigene Spiel verloren geben. Orbis ruit,[1] die Fugen des Weltgebäudes gehen auseinander, wehret der Fluth, von allen Seiten dringt die Doppelbrandung ein, die Kirchengeißel, der hungernde Demos und der byzantinische Koloß. Jeden Tag wird es in Europa schwerer König und Dynast zu seyn. Viele und edle

[1] Epistol. S. Hieronym.

Gemüther verzagen gänzlich, sehen schon die Anfänge des Antichrists und erwarten in naher Erfüllung der Zeiten das apokalyptische Ende des irdischen Wohnplatzes. Gewalthaber! An euch ist es jetzt die Pfade des öffentlichen Heiles aufzuthun und den Feuerglauben an die letzte Medicin im Occident wieder anzuzünden.

Fragmente aus dem Orient.

Zweiter Band.

Fragmente

aus dem

Orient.

Von

Dr. Jakob Phil. Fallmerayer.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1845.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

IX. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 1. . . . 1

X. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 2. . . . 51

XI. Fünf Wochen in Theſſalonika 141

XII. Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien 198

XIII. Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß 324

XIV. Das ſlaviſche Element in Griechenland 367

XV. Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt 459

XVI. Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den friesiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert . 479

IX.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

1.

„Verlaß die Welt und komm zu uns," ſagten die Mönche, „bei uns findeſt du dein Glück. Sieh nur dort die ſchön gemauerte Klauſe, die Einſiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fenſterſcheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehäge, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kaſtanienwaldes blickt! Wie ſilberhell es unter dem Geſtein hervorſprudelt, wie es murmelt im Oleanderbuſch! Hier haſt du milde Lüfte und die größten aller Güter — die Freiheit und den Frieden mit dir ſelbſt. Denn frei iſt nur wer die Welt überwunden und ſeinen Sitz in der Werkſtätte aller Tugenden (ἐργαστήριον πασῶν ἀρετῶν) auf dem Berg Athos hat." Es war voller Ernſt, die frommen Väter erkannten ihren Mann, die Melancholie, die Sehnſucht, den Preis der Einſamkeit und den Zauber, den Waldöde und friſche Scenen der Natur über weltmüde Seelen üben.

Nicht als Mönch, dazu gehöre eigener Beruf, sondern als unabhängiger Bundesgenosse sollte ich meine Hütte im Revier ihrer heiligen Gemeinschaft aufschlagen und frei von allem Zwang gleichsam als Kostgänger irdischer Glückseligkeit in Gebet, in Sammlung des Geistes, in Leseübung, in Gartenarbeit, in Gesellschaft oder allein durch die buschichten Wälder streifend, allzeit aber im Frieden ausharren, bis der Lebensfaden abgelaufen und die Morgenröthe der schönern Welt erscheint. Für jetzt soll ich noch in die Heimath gehen, verkaufen was ich habe, sollte die tausend Wurzeln, die mich ans abendländische Leben fesseln, muthig aus dem Herzen reißen und ohne Zagen auf die Insel der Glückseligkeit und des Friedens zurückeilen. Für eine mäßige Summe,[1] ein für allemal dem Kloster St. Dionys bezahlt, sey ich lebenslänglich Herr der romantischen Klause, nachdem man contraktmäßig festgesetzt, wie viel ich wöchentlich an Brod, Wein, Mehl, Hülsenfrucht, getrockneten Fischen, Oliven, Licht, Feuerung und anderer Nothdurft für mich und meinen Begleiter aus dem Klostervorrathshaus zu beziehen habe. Das Angebot — ich gestehe es — war verführerisch. Alle Qualen des Occidents, das junge Heidenthum, die Bücherfluth, L . . . s zwölf dicke Bände über deutsche Urgeschichte, von der man so wenig Kunde hat, ach!

[1] 1200 fl. rhein.

zwölf Bände voll Redefluß, voll Kunst und voll unfruchtbarer Gelehrsamkeit; Feuerbachs gigantische, trostlose Philosophie, die Compendienschreiber fielen mir ein und die schlechten Künste, die Eitelkeit, die Ignoranz, der Hochmuth, der Schmutz und die Langweile, die sich überall vordrängen, dazu noch der Leipziger Meßkatalog, das Titanische im Wissensdrang und der ungestillte Durst nach Erkenntniß und Genuß; Wankelmuth, Partheisucht, Demagogenehrgeiz und Experimentalregiment, Abd-el-Kader, die Pariser Advokaten, germanische Verblendung, Mohilew und das verlorne Glück bestürmten zu gleicher Zeit den Sinn. Ich wankte schon und wollte von so vielen und so großen Uebeln Sicherheit erkaufen als Klausner auf der grünen Berghalde St. Dionys. Nach einer Nacht voll innerer Bewegung stieg ich in aller Frühe den Klosterfelsen hinab zum Orangenbach, und auf der gegenüberliegenden Seite der Engschlucht zur Klause hinauf, um mein künftiges „Ohne-Sorgen" in der Nähe anzusehen. Indessen senkte sich über Steilwände und Felsengewirre im feiertäglichen Schimmer das Sonnengold vom einsamen Athos-Gipfel langsam zum Tannenwald herab, legte sich nacheinander auf das helle Kastanienlaub, auf das Platanendickicht, auf die Klause und ihre Gärten mit Herbstflor und Rebgelände, und erreichte endlich die Nußbäume, die Limonien und das dichtverschlungene, laubichte Geranke der waldichten Schlucht, fiel auf

das Burgverließ, auf den bleigedeckten Dom und die byzantiniſchen Kuppeln, auf die Mauerzinnen und Söller von St. Dionys: unten lag ſpiegelglatt der weite Golf und von innen tönte Glockenklang, ſüße, heimathlich melancholiſche Seelenmuſik des Chriſtenthums. Ach wäre der Menſch bleibender Glückſeligkeit hienieden ſchon fähig, wo empfände er ihren himmliſchen Reiz, wenn nicht in der grünen Waldſtille dieſes beglückten Cherſoneſes! Man begreift, wie einſt Sertorius, müde ſeiner Zeit und ergriffen von unendlicher Sehnſucht nach Frieden, mitten im Tumult des Bürgerkrieges auf den Gedanken kam, vor ſich ſelbſt zu entfliehen und fern von dem tobenden Sturm der Römerwelt den Reſt ſeiner Tage hinter Celtiberien auf den „Glücklichen Inſeln" zu verleben. Sertorius ging aber nicht auf die glücklichen Inſeln, wollte Seelenfrieden erringen ohne den Lockungen der Ehrſucht zu entſagen, hatte die Liebe zu Herrſchaft und Sinnenrauſch noch nicht erſtickt, die Welt noch nicht überwunden wie die anatoliſchen Tugendhelden, die freiwilligen Selbſtpeiniger und Kampfzeugen in den Kaſtanienwäldern und lorbeergeſchmückten Thalſchluchten des Athosberges, dieſes koloſſalen, von der Natur ſelbſt aufgethürmten und mit unverwelklichem Feſtgewande umzogenen Münſters von Byzanz. Das Bild iſt nicht phantaſtiſch, es iſt naturgetreu, Athos iſt Wald-Dom der anatoliſchen Chriſtenheit. Ein mehr

als zwölf Stunden langes, zwei bis drei Stunden breites und durch eine schmale niedere Landzunge an den Continent gebundenes Bergeiland erhebt sich in isolirter Majestät über die tiefe Fluth des Strymonischen Golfes.[1] Das ist der Berg Athos. Langgestreckt ist die Halbinsel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegossen, noch als schiefe Ebene nur auf Einer Seite aufsteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felsengewirre unregelmäßig ausgefülltes Conglomerat: haldig und sanft steigt es von beiden Strandseiten gegen die Mitte empor und läuft sattelförmig mit wachsender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende strotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel heraussteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athos-Kuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin sichtbares Kirchlein, das höchste und luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christen, zugleich Sitz der Sommerluft, der Andacht und der Windsbraut für die Athoniten. Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloser Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller

[1] Im gewöhnlichen Karavanenschritt rechnet man von der Eingangsstation des Hagion-Oros bis zum äußersten Punkt bei Kloster Laura wenigstens achtzehn Stunden Zeit.

fächelnd, Nachtigallen im Rosenbusch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergspitze; oder wie das Morgenroth und der erste Sonnenstrahl goldfunkelnd auf die Felsenkrone fällt und weit unten auf dem Kastanienwalde noch schweigsame Nacht oder kaum das erste zweifelhafte Dämmerlicht über den Klosterzinnen am Strande liegt!

Athos ist Hochwarte des ägäischen Meeres und Leuchtthurm aller Orthodoxen in Byzanz.[1] Vom Festlande in das Meer hinausspringende Chersonese sind vorzugsweise eine Eigenthümlichkeit der griechischen Welt. Zu Kerasunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos selbst hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch ausgeführt und den Wuchs in so liebliche Formen gegossen wie hier. Ein felsichtes schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Isthmus streichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Ueberschreitung dieser Querwand

[1] Die Höhe des Bergkegels beträgt nach Grisebach 6400 Fuß über der Meeresfläche, und um die Zeit der Sommersonnenwende fällt der Abendschatten, wie die Alten versichern und die Berechnungen der Neueren bestätigen, bisweilen auf den Marktplatz der Stadt Myrina der nahen Insel Lemnos.

über tiefe Schluchten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, thut sich eine Scene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergschneide durch hellgrünes Gebüsch und dichtverwachsenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinsel bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Uebergang, bald sanft und in verlorenen Halden senkt es sich zu beiden Seiten des Weges in romantischen Vorsprüngen und verschlungenen Thalwindungen oder in weiten, amphitheatralisch ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einsiedlergehöfte, in dunkelem Waldschatten, hier zum singitischen, dort zum strymenischen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Wasserspiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Thräne wehmuthsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers.[1] Tief unten am Strande, in weiter Entfernung von einander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Gestein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limoniengärten

[1] „Weibische Empfindsamkeit!“ „geraucherter Schmerz der Deutschen!“ würde ein Moskowit bei dieser Stelle ausrufen. A. d. Verf.

und langwipflichten Cypreſſen heimathlich verborgen, erſcheinen die Mönchskaſtelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit Wart- und zinnenbekränzten Feſtungsthürmen und eiſenbeſchlagenen Doppelflügeln zur Hut der byzantiniſchen Heiligthümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei aller Mannigfaltigkeit der Schwellung, bei allem Wechſel der Schatten, des Lichts, der üppigen Scenerie doch überall gleiche Abſtand vom Bergkamm gibt dem Auge die volle Herrſchaft über die wunderbare Doppelpracht.[1] Der ſchlankſtämmigen Pinie und der Weißtanne mit hellgrünen langen Nadeln begegnet man nur am Felſenportal des Eingangs und auf der obern Region des Steinkegels. Der langgeſtreckte Raum zwiſchen beiden iſt ein zuſammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kaſtanienbäumen, von Cypreſſen, Weinreben, Lorbeer- und Haſelſtauden, von Maſtirſtrauch, von immergrünen „Arbutuskirſchen“,[2] Maulbeer- und Obſtſtämmen aller Art — hellgrünes, luft-

[1] Zwei bis drei Stunden mag das Aufſteigen vom Strande zu beiden Seiten bis zum Longitudinalwege auf dem Bergſcheitel betragen.

[2] Arbutus, Erdbeerbaum, *Κόμαρος*, in alten Büchern auch Hagapfelbaum genannt, anderswo nur Geſtrüpp, hier 10 bis 12 Fuß hoher Baum.

durchfächeltes Berggewand, wo die Myrte, die Roſenhecke, der Weißdorn, der Smilax, die Coronilla, die ſchattige Globularia und das ſaftige Grün der Epheuranke auf dem Boden, über der Steinwand und am lebendigen Kaſtanienzaun alle Räume füllt; wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauſcht, wo es überall quirlt und rieſelt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterraſſe fällt und fortrauſcht mit Gemurmel im Erlbuſch! Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Keropotamo vorüber, durch romantiſches Waldgeſchlinge zum Höhenkamm, trifft man mitten im Dunkelſchatten des Laubwaldes, rechts am Pfade, eine grüne Alpenwieſe mit Zaunwerk künſtlich eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen; es iſt Mittagsgluth, die ſchweigenden Lüfte, das Bienengeſumme, der Wanderer ſitzt am Born, Kaſtanienlaub und Alpenflor ſchwanken im Waſſerſpiegel,

> Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
> Non tulit ulterius,

„wie der Morgenthau in der Sonne, ſo ſchmilzt ihm die Seele in der Bruſt.“

Wie jener Emir in Alhambra können wir Alle, ſelbſt der Größte und Glücklichſte, die Tage wahrer Seligkeit und innigen Entzückens aus unſerem Leben ohne Mühe zuſammenzählen. Ich werde einen Septemberabend in den Engthälern des kolchiſchen

Amarantengebirges und die Mittagsraſt am Wieſenplan ober Xeropotamo nie vergeſſen. Wie unbegreiflich, wie preislos und verächtlich doch in ſolchen Momenten all unſer Mühen und Streben erſcheint! Der Menſch iſt aber nicht zu ſtillem Genuß, er iſt zum Kampf geboren; ſchweigend eilt er am offenen Thor der Seligkeit vorüber und ſucht ſich neuen Gram.

Der Berg Athos mit dem gegenüberliegenden Küſtenſtrich des macedoniſchen Erzgebirges (Chalcidice), möchte man glauben, ſey eigentlich die Urheimath des Kaſtanienbaumes: nirgend, ſelbſt in Kolchis, treibt er mit ſolcher Fülle und Ueppigkeit aus der Erde hervor; nirgend iſt ſein Blatt ſo hell und warmgrün, ſeine Frucht ſo ſüß, ſein Wuchs ſo rieſenhaft, die Fortpflanzung ſo raſch und wucheriſch wie hier. Man denke ja nicht an die Magerkeit der Baumwälder in Südeuropa, oder gar an die langweilige Symmetrie und feingebürſtete Ordnung unſerer Hof- und Kunſtgehäge. Auf Hagion-Oros iſt freie Wildniß und kunſtloſes, von der Wurzel an heiter und breit belaubtes liebliches Dickicht in verſchlungenen Pfaden, durch die Meiſterhand der Natur für die Luſt menſchlichen Sinnes gepflanzt und aufgezogen. Wie es nur überall rankt und ſproßt und in geiler Ueppigkeit aus dem Boden dringt, ein kühnes unſterbliches Pflanzengeſchlecht mit urweltlicher Kraft vom zarten, geſtern gebornen Zweiglein bis zum ſtrotzenden Strauch und durch alle Zeit- und Lebensſcalen

hinauf zum Mannesalter, zum Secularbaum, zum antediluvianiſchen Koloß!

Daß erhitzte Phantaſie und ideale Ausſchmückung am Gemälde keinen Antheil haben, vielmehr jeder Pinſelſtrich aus Wahrheit und unmittelbarer Anſchauung genommen iſt, mag der Fremdling an ſich ſelbſt erproben. Er wandle nur bei ſchöner Zeit, wenn auch nicht über den ganzen Längen-Hochpfad vom Kloſter Chilantari bis zum Rieſenkegel, doch wenigſtens über die reizende Partie oberhalb des Burgfleckens Karyäs bis zur Wegſcheide, wo man vom Waldkamm in Schlangenwindungen ſüdwärts zur Pomeranzenſchlucht von St. Dionys niederſteigt. Ich zweifle, ob ein Europäer, ausgenommen Griſebach, je in dieſe Gegend des Berges gekommen iſt, weil man in der Regel dem kürzern und bequemern Weg zur See von der Bucht unter Xeropotamo dem romantiſchen Abenteuer zu Lande den Vorzug gibt. Freilich hat man wegen Empfindſamkeit und romantiſchen Schwärmens für prachtvolle Naturſcenen und Waldeinſamkeit die Deutſchen von jeher ausgelacht. Aber was ſoll man ſagen, wenn der Bergabhang von Karyäs mit ſeinen luftigen Pinien, ſeinen Gärten, Cypreſſen und Rebenguirlanden bis zum Kloſter Iwiron hinab ſogar froſtigen Seelen aus den britiſchen Inſeln als ein zweites Eden erſcheint, das Baumelyſium von Kerafia aber mit ſeinen Sturzbächen zur Zeit der Frühlingsblüthe, wenn die Waſſer

rauſchen und die Nachtigall im Buſche ſchlägt, ſelbſt von abgeſtumpften Klausnern und Weltüberwindern des Athos wie ein irdiſches Paradies geprieſen wird? Nur iſt alles Reden und Malen umſonſt, weil die Sprache zu arm und mit einem Schlage das Panorama in ſeiner Farbenpracht der Seele vorzuzaubern unvermögend iſt.

Daß in dieſer beglückten, von der Welt abgelegenen und von der Natur ſelbſt zum Sitze ſtiller Schwärmerei eingeweihten Wildniß nur Mönche wohnen und das Grundeigenthum ſeit Jahrhunderten als feſter, wohlverbriefter, unantaſtbarer Beſitz der einundzwanzig annoch beſtehenden Klöſter kataſtermäßig einregiſtrirt und keine Handbreit Land ſchwebend und ohne Eigenthümer iſt; ferner, daß die Grenzſcheide der einzelnen Kloſtergebiete ſchon lange und überall im Gehölze, am Bach, am Felsabhang, unter Hader, Prozeß und Plünderung türkiſcher Austrägalgerichte feſtgeſetzt und das ganze Gebiet für ſich ein zuſammenhängendes Gemeinweſen, eine feſte Körperſchaft mit aller im Sekularverbande herkömmlichen Ungleichheit in Vermögen, Macht, Anſehen, Erwerbsfähigkeit, Lebenspraxis, Leidenſchaft und Trieb, aber mit Municipalfreiheit und Selbſtverwaltung bilde, iſt zum Theil auch in Europa nicht mehr unbekannt. Nur möchte man auch von den frühern Schickſalen des grünen Cherſoneſes, von den Anfängen der Mönchskolonien, ihrer Einrichtung, ihrer Denkweiſe und

Sitte, ihrem Wirken und Schaffen, von Büchern, Architektur, Kunst, Gelehrsamkeit und Tugendspiegel der frommen Athosväter Einiges erfahren. Die Neugierde ist nicht unzeitig. Der heilige Berg mit seinem Urwald, mit seiner festverwachsenen und versteinerten Kirchenkonstitution ist Central- und Lebenspunkt des oströmischen Glaubens, gleichsam der Vatikan des Orients, Zielpunkt aller Sehnsuchten, Sammelplatz des Reichthums wie der kirchlichen Ueberlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltsatten von Byzanz, ja das einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie.

Fragt man aber die Mönche um eine dokumentarisch beglaubigte Geschichte des heiligen Berges und seiner Institute, erhält man überall dieselbe Antwort: es gebe keine. Aber warum macht ihr euch nicht ans Werk? habt ihr nicht Goldbullen, Papiere, Zeit und Ruhe genug? „Wozu wäre das gut?" fragen die Väter entgegen, „wir sind hier nur vorübergehend, sind nur Gäste, die auf ihrer Wanderschaft zur Ewigkeit heute einkehren und morgen den Platz Andern überlassen: unser Geschäft ist Gebet und Kirchendienst, alles andere überflüssig"

Eine politische Rolle, wie die beiden benachbarten, von einem Kranz prachtvoller Pflanzstädte ehemals umschlungenen, aber weniger romantisch geformten Chersonese von Kassandra und Siggis, hat die Halbinsel Akte mit ihrem Riesenkegel im

griechiſchen Colonialſyſtem nie geſpielt.[1] Die Gegend duldete keine große Stadt, weil des pflugbaren Bodens nur wenig und wegen des tiefen und ſturmvollen Meeres im Alterthum wie heute ſelbſt der Fiſchfang nur von geringem Belange war. Während in der Nachbarſchaft das gewaltige Potidäa und das reiche Olynth ihr Gewicht in die Wagſchale der griechiſchen Geſchicke legten, nennt die älteſte Notiz bei Herodot hier nur fünf unſcheinbare, nicht einmal von Hellenen beſetzte Orte: Dion, Holophyros, Akrathooi, Thyſſos und Kleonä, von denen man nicht einmal die Lage angeben kann, weil ſelbſt die Ruinen verſchwunden oder vielmehr im Bau der Mönchskaſtelle aufgegangen ſind. Nur die Stelle von Akrathooi verräth der Name; es mußte an der Spitze der Halbinſel am Fuße des Bergkegels liegen, wo heute die große Abtei Laura mit ihren Steinthürmen und Feſtungsmauern glänzt. Ohne Zweifel decken auch die reichen Klöſter Vatopedi und Xeropotamo mit ihren Buchten und Gartenhalden die Gräber zweier Athosſtädtchen. Aber nirgend eine Inſchrift, kein Grab, keine Urne, keine Spur. Sicherer Beweis, daß die Athoniten wie die benachbarten Volksſtämme in Thracien und Illyricum Barbaren ohne Kunſt und ohne Alphabet geweſen ſind, im Beſitze ihrer ärm-

[1] Athos ward im Alterthum bekanntlich auch Akte genannt, wie das heutige Kaſſandra und Siggia ehemals Pallene und Sithonia hießen.

lichen Heimath aber von den Hellenen nicht angefochten wurden.

Thucydides in einer merkwürdigen Stelle seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges nennt die Bewohner der fünf obengenannten Städtchen auf Athos ein barbarisches Mischlingsvolk, das zwei Sprachen rede; zwar enthalte es einige Zuthat aus Chalcidice, Hauptbestandtheil aber seyen durchaus Pelasger und jene Tyrrhener, die einst auf Lemnos und in Athen hausten, dann Krestonier, Bisaltier und Hedonen.[1] Diese Stelle ist für die spätere Geschichte des Athos nicht ohne Wichtigkeit. Thucydides kannte jene Gegend vollkommen, verstand die barbarische Landessprache und wohnte zwanzig Jahre lang in der Nachbarschaft auf seinem Besitzthum zu Skapte-Hyle in Thracien.

Ohne Zweifel war das romantische Halbeiland Athos in vorchristlicher Zeit eben so wie heute ein Wallfahrtsort der umliegenden Völker, ein Nationalheiligthum und gleichsam thracisches Loretto, dessen Bewohner, wie jetzt die Mönche, zum Theil von Zehrung und milden Gaben heidnischer Pilger lebten. Stand nicht ein kolossales Bild des thracischen Jupiter auf der Spitze des Bergkegels, wo jetzt das Kirchlein Maria Himmelfahrt? und feierte man nicht in einem Tempel am Strande, wo jetzt die Abtei des

[1] Thucyd. lib. IV. cap. 109.

Philotheos, jährlich ein großes Heidenfeſt ſämmtlicher Athoniten, von dem die Lokaltradition bis auf dieſe Zeit geblieben iſt? Noch heute, ſagten die Mönche dem jungen Zachariä, liegt ein Bruchſtück des vom ſiegenden Chriſtenthum zertrümmerten Götzen in einer Schlucht unterhalb des Gipfels. Natürlich redete dieſes Tempelvolk der thraciſchen Athoniten als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel neben dem einheimiſchen Barbarendialekt auch das Griechiſche, und war in vollem Sinne *δίγλωσσος*, d. i. doppelſprachig, wie es heute die Tzakonen ſind.

In iſolirten Gegenden, beſonders wenn man vom frommen Glauben der Mitwelt lebt, hat der Volkscharakter meiſtens eine Zähigkeit und traditionelle Cohäſion, einen Erwerbs- und Erhaltungstrieb, wie er bei andern Leuten in der Regel nicht zu finden iſt. In einer handſchriftlichen Geſchichte des Kloſters Philotheos lieſt man die ſonderbare Notiz: Zur Zeit als man den heiligen Berg Athos den Mönchen überließ und die Klöſter gründete, habe der orthodoxe Imperator Conſtantin ſämmtliche Bewohner der Halbinſel in den Peloponnes verſetzt und in derſelben Gegend angeſiedelt, wo jetzt die Tzakonen ſind.

Athoniten und Tzakoniten, meint der philologiſche Kloſterbruder, ſeyen offenbar Synonyma, man dürfe ja nur *θ* in *κ* verwandeln und von vorne *τζ* anfügen und man habe aus *Ἀθωνίταις* in beſter Form *Τζακωνίταις* gemacht. Der Verfaſſer einer

neuern gelehrten Abhandlung über das Volk und die Sprache der Tzakonier erkennt, nach Anleitung des Byzantiners Gregoras, im räthselhaften Tzakonenvolk einfach die Lakonen des Alterthums oder lieber noch das peloponnesische Urvolk der Kynurier, was natürlich auch viel wahrscheinlicher ist, da man im ersten Falle blos Lak in Tschak, im zweiten aber gar nur Kyn in Tza und ur in kon umzusetzen braucht, um für die Kynurier Tzakonier zu erhalten. Nach weisem Dafürhalten einiger Doktoren auf dem Philologenkongreß zu Olympiokonaritheſſalotſcheritſchanioloſono kommen Verwandlungen dieſer Art an griechiſchen Eigennamen häufig vor.

Entnommen iſt dieſe hiſtoriſche Sage einer Ueberſiedlung der Athoniten nach Morea aus einem uralten auf Bockshaut geſchriebenen Dokument, das auf dem heiligen Berge unter dem Namen „ὁ τράγος, der Bock“ bekannt iſt und die älteſten Nachrichten über den Anfang der Mönchskolonie enthält. Die Thatſache ſelbſt iſt außer Zweifel, nur die Nebenumſtände ſind fabelhaft. Wie Ruſtem in Iran und der Geiſterbanner Suleïman im ſemitiſchen Aſien, iſt im byzantiniſchen Reich Konſtantin I. jener mythiſche Heros, jenes welterfaſſende apokalyptiſche Rieſengenie, dem alles Große und im Urſprung Dunkle der chriſtlichen Heldenperiode und Staatsbegründung von der unwiſſenden Menge gläubig zugeſchrieben wird.

Zu Konstantins I. Zeiten gab es in jener Gegend noch keine Mönche, wurden auf Athos keine Klöster gebaut, folglich Niemand übersiedelt. Die Uebersiedelung konnte erst nach Wiederbezwingung des slavinisirten Peloponneses stattfinden, weil es vor dieser Zeit keinen Distrikt Tzakonia gab. Eine noch weit kindischere Legende schiebt die Anfänge der Möncherei auf Athos gar auf die ersten Jahre nach Christi Tod zurück. Auf einer Seefahrt nach Cypern, um St. Lazarus zu besuchen, habe der Sturm die heilige Jungfrau in Gesellschaft des Apostels Johannes nach Athos verschlagen und auf derselben Stelle, wo jetzt das Kloster Iwiron steht, zu einer Zeit an das Land getrieben, wo man eben im nahen Tempel ein großes Götterfest sämmtlicher Bergbewohner feierte. Bei ihrer Landung haben die Götzenbilder laut gerufen: „Seht! seht! Die Mutter Gottes kommt, eilet und fallet vor ihr nieder!“ Und wie sie den Ruf gethan, seyen sie zugleich mit dem großen Jupiter-Idol am Gipfel zertrümmert von ihrem Sitz herabgestürzt. Die Athoniten seyen dann vor Maria niedergefallen, hätten sich ungesäumt zum Christenthum gewendet, ihr Götzenhaus gereinigt und der Gottesgebärerin zum Tempel eingeweiht. In der Folge habe St. Freitag auch noch den römischen Kaiser Caracalla bekehrt und der kaiserliche Neophyt zu Ehren St. Peter und Paul das heutige Cönobium Caracallas (*τοῦ Καρακαλλοῦ*) gestiftet. Andere

Klöſter des heiligen Berges rühmen ſich anderer Stifter: die Imperatoren Konſtantin, Konſtans und Theodoſius I., Arkadius, die kaiſerliche Prinzeſſin Pulcheria und ſogar Mariens Seegefährte St. Klemens hätten auf dieſem gottgeweihten Boden klöſterliche Denkmäler ihres religiöſen Eifers, ihrer Gottesfurcht und Pracht aufgerichtet.

Keine dieſer Legenden beſteht vor dem Richterſtuhl der Kritik, wie es der geſchichtſchreibende Mönch von Philotheos wohl ſelbſt eingeſteht. Man beginnt ja nicht mit prachtvollen Abteien, mit Kirchenſchmuck und kaiſerlichem Arſenal. Alles menſchliche Inſtitut geht von unſcheinbaren und ärmlichen Verſuchen aus. Melancholiſche Sehnſucht nach Einſamkeit iſt unſerem Gemüth eingeboren. Das Chriſtenthum ſchlug zuerſt dieſe Saite an und ſchuf die Menſchen der Seelentrauer und des unſtillbaren Verlangens. Nur wenn er ganz allein und auch noch vor ſich ſelbſt geflohen iſt, gewinnt der Menſch die Ruhe. Geduld gibt noch keine Freiheit, und deſpotiſchem Druck weltlicher Verhältniſſe kann man nur durch Flucht entrinnen. Deßwegen wuchs „die neue Philoſophie der chriſtlichen Stoa“, wie ſie die byzantiniſchen Kirchenſcribenten nennen, gleichſam als Talisman und Amulet gegen die Tyrannei des Secularſtaates im Gewand der Eremiten und Heſychaſten (ἡσυχία, „die Stille“) aus dem Boden der oſtrömiſchen Welt hervor. Für Stilllebende, weil Reibung und Wechſelſpiel

menſchlicher Leidenſchaften fehlt, gibt es keine Annalen, und Niemand hat aufgeſchrieben wann, wie viel und wie oft ſehnſuchtbedrängte, weltflüchtige Byzantiner im Schatten athonitiſcher Kaſtanienwälder zuerſt ihren Frieden fanden.

Während des fünfthalbhundertjährigen Nordſturms vom Zeitalter des Arcadius bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts (400—841 nach Chriſtus), wo der kaiſerliche Spötter und Trunkenbold Michael, Theophil's Sohn, auf dem byzantiniſchen Throne ſaß, geſchieht des Berges Athos, ſeiner Bewohner und ſeiner fünf Städtchen in keinem Autor ausdrückliche Erwähnung. Was iſt aus dem thraciſchen Miſchlingsvolk, aus den doppelſprachigen Tempelleuten von Akrathooi und Holophyros während der Bedrängniſſe und Verwandlungen der Slavennoth geworden? Alles Fragen iſt vergeblich. Wenn es aber beim großen Einbruch der Gothen unter Alarich in Griechenland (396 nach Chriſtus) in den Waldungen des Oſſa und der Thermopylen ſchon von chriſtlichen Anachoreten wimmelte, wie man aus Eunapius von Sardes ſchließen will, ſo mußte freilich auch die liebliche Waldöde auf Athos damals ſchon der Sammelplatz weltſcheuer Büßer ſeyn. Procopius in ſeinen Geſchichten redet von den Slavengräueln der nahen Cherſoneſe Caſſandra und Helleſpont; nur vom Athosberg weiß er nichts zu ſagen. Am meiſten aber iſt zu beklagen, daß über Schickſal

und Zustand des Hagion-Oros während der 47jährigen Herrschaft des Imperators Konstantin Copronymus bei den armseligen Chronisten des achten Jahrhunderts gar nichts verzeichnet ist. Man kennt jene Periode unter dem matten Namen des Bilderstreites. Es war aber ein vom Thron ausgehender, gegen den Geist des Volks mit Waffengewalt despotisch durchzuführender politisch-theologischer Umwälzungsversuch der oströmischen Monarchie, ein Kampf des Fortschrittes, der Neubelebung, des abendländischen Elements wider den Stillstandsgenius und die Verknöcherung von Byzanz. Copronymus wollte die Mönche bändigen, wie nach ihm Sultan Mahmut die Janitscharen schlug. Beide Reformatoren griffen zu denselben Mitteln, rangen gegen dieselben Hindernisse und scheiterten an derselben Unmöglichkeit. Nur gebührt, wenn von eiserner Consequenz und Energie die Rede ist, die Palme nicht dem islamitischen, sondern dem christlichen Autokraten.

Zu beiden Seiten des Hellesponts, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz zog Konstantin selbst mit seinem Reformheere, zerstörte mit wahrhaft türkischer Wuth Gemeißeltes und Geschnitztes, hob die Klöster auf, ließ widerspänstige Mönche öffentlich geißeln, zwang sie mit Nonnen zu tanzen und Hochzeit zu halten, steckte sie truppenweise unter die Legionen, oder verbrannte sie zugleich mit ihren Büchern, ihren Bildern und ihren Gotteshäusern im

flammenden Wirbel ihrer Zellen. Brandfackel, Geißel, Henkerbeil, Aufruhr des Volkes und Wuth des Imperators erfüllten das ganze Reich. Und doch war Alles umsonst! Nach mehr als hundertjährigem Restaurationsgräuel zog die Regierung am Ende doch den Kürzern und die Mönche behielten Recht. Erst nach vollständigem Sieg des byzantinischen Reichsgenius über die Staatsverbesserungs- und Secularisationsideen des kaiserlichen Hofes unter benanntem Michael III. erscheinen urkundlich die ersten Waldeinsiedler auf Athos, geistliche Nomaden und Hüttenbewohner, zwar ohne Pracht und mauerfeste Convente, aber doch nicht mehr, gleich wilden Thieren, ohne gesellschaftliche Gliederung und innern Verband.

Der Einsiedler am Centralkirchlein zu Karyäs war Vorstand und Wortführer sämmtlicher Anachoreten in ihren Ansprüchen auf ausschließlichen Grundbesitz des Berges, Vorposten der neuen aus den christianisirten Slaven-Schupanien in Macedonien, Thessalien und Hellas herangewachsenen Bevölkerung der Byzantinerwelt. Rund um den heiligen Berg auf den Inseln (Lemnos, Imbros, Samothrace und Thasos) sowohl als auf dem Continent war Thessalonica noch der einzige nordischer Barbarei entronnene Punkt.[1] Nachdem das kaiserliche Heer die eingedrungenen

[1] Sieh Tafels vortreffliches Werk: De Thessalonica ejusque agro etc. Berlin 1839.

Slaven im Felde beſiegt, rückten die Mönchsgarniſonen nach, um das Werk der Waffen durch geiſtige Unterjochung und Bekehrung zu vollenden. Unter Michaels Nachfolger Baſilius Macedo (867 — 889 n. Chr.) baute der konſtantinopolitaniſche Mönch Johannes Kolobos das erſte Steinkloſter auf dem über die Slaven eroberten Terrain unweit des Caſtrums Hieriſſos (Ruine von Akanthos), nicht auf dem Berge Athos ſelbſt, ſondern noch außerhalb auf der ſchmalen fruchtbaren Erdzunge, welche den Cherſones mit dem Continent verbindet.

Der neue Abt begehrte die „Bergöde des Athos", wie er ſie nannte, als Kloſtergut für die neue Stiftung, und der Kaiſer bewilligte die Bitte in einer goldgeſiegelten Urkunde, die man im Archiv zu Karyäs noch heute zeigt. Dies iſt zugleich der erſte geiſtliche Beſitztitel des heiligen Berges, deſſen ſtilllebenden Einſiedler hiemit in rechtskräftigen Schutzverband des kolobitiſchen Kloſters am Iſthmus traten. Und weil die armſeligen Heſychaſten trotz ihren Erbanſprüchen noch immer von den Umwohnern geneckt, geſtört und durch Benützung der Weideplätze in ihrem beſchaulichen Leben gehindert wurden, hörte Baſilius ihre Klagen an und verordnete auf deſſelben Abtes Fürbitte durch eine zweite Goldbulle, daß in Zukunft kein weltlicher Menſch wegen Erwerbes, kein Hirt, keine Heerde die gottgeweihte Stätte betrete und die geiſtlichen Uebungen der frommen Väter ſtöre. Kolobos'

Nachfolger in der Abtei kehrten sich aber nicht an den kaiserlichen Befehl und gestatteten neuerdings gegen Jahreszins Viehheerden und Leuten aus der Nachbarschaft den Zutritt in die heilige Wildniß, „weil sie verbrieftes Eigenthum des Klosters sey.“

Kaiser Leo Philosophus (889 — 912 n. Chr.) schaffte Recht und schränkte die Ansprüche der Kolobiten ein. Sein Nachfolger hob durch förmliche Emancipation und Unabhängigkeitserklärung der Anachoreten die Verbindung mit der Abtei in Hierissos völlig auf, und man ließ die Weltüberwinder wenigstens von dieser Seite in Frieden. Allein die Niederlassung der Araber auf der Insel Kreta (827 — 961 n. Chr.) war eine neue und langdauernde Quelle der Bedrängnisse für den Athos, besonders während der Regierungszeit des Konstantin Porphyrogenitus (912 bis 959 n. Chr.). Saracenische Korsaren beunruhigten alle Meere, verwüsteten die Küstenstriche und verscheuchten die griechischen Schiffe aus dem Archipelagus und die frommen Büßer aus ihren einsamen Zellen im Kastanienwalde. Namentlich ward die Mönchsanlage Vatopädi, unter Angabe fabelhafter Umstände, um das Jahr 862 n. Chr. von den Räubern verwüstet und verbrannt, und das grüne Eiland, wie es scheint, neuerdings zur Wüste. Wenigstens redet um dieselbe Zeit St. Euthymius von Thessalonica im Leben der heiligen Väter, Symeon, Joseph und Basilius bald von zwei, bald gar nur von einem

Eremiten auf Athos, die am Ende auch noch bei wiederholten Landungen der Piraten die Flucht ergriffen und die Werkstätte frommer Beschaulichkeit, wenigstens längere Zeit, ohne Bewohner ließen.

Entschieden ist bei aller Dunkelheit der Zeiten doch so viel, daß um das Jahr 960 n. Chr. von den in der Folge so berühmten und prachtvollen Klöstern des heiligen Berges noch keines stand, ja nicht einmal ein steinernes Wohnhaus nach den Regeln byzantinischer Architektur errichtet war. Die Einsiedlerhütte am Bach, in der Nußbaumschlucht, am Lorbeerbusch, am Wasserfall rang noch um Daseyn und Boden heute wider kretische Seeräuber, morgen wider Habsucht und geistlichen Hochmuth des Kolobitenabtes, ein drittesmal wider Zudringlichkeiten wandernder Viehhirten, Slaven und Walachen vom Continent. Aber die verlassenen Hütten füllten sich immer wieder, weil das geplagte Volk in Byzanz die freien Lüfte und den rauschenden Platanenbach am Hagion-Oros nicht vergessen wollte. Es fehlte nur ein lebendiger Mittelpunkt, ein Gesetzgeber, ein Mann höherer Weihe, um die zerstreuten Kräfte zu verbinden und frisches Lebensspiel im erdrückten Körper aufzuregen. Das Viele in demokratisch vereinzelter Wirksamkeit mag nirgend etwas Gedeihliches zu schaffen. Dieser Mann höherer Weihe ist endlich in der Person des Mönchs Athanasius, des eigentlichen Begründers der heute noch blühenden

Klostergemeinde, auf Athos erscheinen. Er kam mit einer Kolonie Mönche aus der griechischen Hauptstadt und pranget mit Recht als geistlicher Städteerbauer und Heros im Kalender der anatolischen Kirche.[1]

Das Abendland kennt den Namen dieses Heiligen eben so wenig als es bisher Ursprung und Lebenskraft des von ihm geschaffenen Institutes kannte. Sein erstes Auftreten unter den Eremiten des heiligen Berges fällt in die Regierungsperiode der beiden Autokraten, Flavius Romanus des Jüngern und Nicephorus Phocas des Saracenenbesiegers (von 959—969 nach Christus), als durch Ausrottung arabischen Blutes und Glaubens auf Kreta das griechische Meer wieder offen und das Hüttenleben auf Athos neuerdings im Schwunge war. Jedoch fand der neue Legislator nur erst wenige Einsiedler, und zwar in Noth und Armuth aller Dinge, ohne Arbeit und ohne Genuß; „denn die Eremiten pflügten nicht, zogen keine Furche, hatten weder Ackerochsen noch Zugvieh, noch irgend ein anderes Lastthier; ja sebst die Hunde fehlten. Sie selbst, in Hütten aus Knüppeln zusammengerichtet und mit ärmlicher Bedachung aus Futterkraut versehen, ertrugen Winter und Sommer, in Hitze und Kälte die entgegen-

[1] Ist nicht mit St. Athanasius, dem berühmten Erzbischof von Alexandria, Helden des christlichen Dogmas im 4. Jahrhundert, zu verwechseln.

geſetzteſten Wirkungen der Jahreszeiten. Und galt es etwas herbeizuſchleppen, vertraten die Einſiedler ſelbſt die Stelle der Packthiere, legten eine Vorrichtung wie Mauleſelſättel auf ihren Rücken und ſchleppten — als wahre Zugochſen des Herrn Jeſu Chriſt (*ὑποζύγια τοῦ Χριστοῦ*) — keuchend und ſchweißtriefend die Laſten fort.[1] Ihre Nahrung beſtand in Früchten wildwachſender Bäume, wenn nicht mitleidige Schiffer hie und da etwas Getreide oder Hirſe gegen frommes Gebet zum Tauſche boten.“ Dies klingt freilich anders als die fabelreichen Beſchreibungen des ſchon um 862 n. Chr. mit Goldplatten gedeckten Tempeldaches in Vatopädi oder die vorgebliche Verleihung von Meierhöfen und Dörfern in Macedonien durch Theodoſius I. nach Beſiegung des Uſurpators Eugenius an daſſelbe Stift.

Bei aller perſönlichen Freiheitsliebe und aller Rohheit des Privatlebens hatten die Anachoreten doch,

[1] *Οὐ γὰρ γῆν ἤροων, οὐκ αὔλακα ἔτεμνον, οὐ βοῦν εἶχον, οὐχ ὑποζύγιον, οὐκ ἄλλο τι τῶν ἀχθοφόρων ζώων, οὐ κυνάριον, οὐ κύνα· ἀλλὰ καλύβας ἐκ μικρῶν πηξάμενοι ξύλων καὶ ὀροφὴν αὐταῖς ἐκ χόρτου συμφορεθεῖσαι ἐπισχεδιάσαντες, οὕτως ἐν θέρει, οὕτως ἐν χειμῶνι διεκαρτέρουν τῶν ἐναντίων τοῦ ἀέρος ἀνεχόμενοι προσβολῶν. Εἰ δέποτε καὶ γένοιτό τις χρεία μετακομίσαι τι τῶν παρ αὐτοῖς, αὐτοὶ δὶ ἑαυτῶν, τὴν τῶν νωτοφόρων ζώων χρείαν ἐπλήρουν· ἐπιζρώματα γάρ τινα οἷα τὰ τῶν ἡμιόνων τοῖς ἑαυτῶν ἐπιτιθέντες νώτοις, ταῦτα δὴ τὰ τοῦ χῦ ὑποζύγια, οὕτως ἐν αὐτοῖς τὰ ἄχθη μετέφερον.* MSC. Atho.

wie oben angedeutet, eine Art gesellschaftlicher Einrichtung, ein locker zusammenhängendes Gemeindeband, Bundescentrum und Kapellenregiment um das Ganze zu stützen, ohne die Bewegungen des Einzelnen zu beengen. Unter den Nußbäumen, wo heute der schöne Burgflecken Karyäs, stand damals schon ein kleines Kirchlein, um das sich dreimal des Jahres, zu Weihnachten, um Ostern und am 15. August, sämmtliche Bergeinsiedler in gemeinsamer Berathung ihrer Angelegenheiten zusammenfanden. Drei Volksversammlungen einer demokratischen Eremitenrepublik, Rousseau's Bild des sozialen Glückes! Frei, müßig und dennoch sicher seyn, wäre aller Menschen stiller Wunsch. Wie wird es dem städtischen Sittenverbesserer und seinen neuen Ideen unter diesen thierisch lebenden Waldmönchen ergehen? Die Politur, das feingeschliffene Wesen der kaiserlichen Residenz sollte mit der stumpfen Derbheit eremitischer Athleten, monarchische Zucht mit der rohen Ungebundenheit harthöriger Demokraten den Kampf bestehen.

St. Athanasius schritt langsam vor und wollte weniger auf dem Wege der Rhetorik als des Exempels zum Ziele kommen. Zuerst gründete er am Fuße des Athoskegels in einer schatten- und wasserreichen Lage mit Hülfe ärarialischen Goldes das Vorbild und Musterconvent St. Laura mit gewölbtem Thore, gemauerten Zellen in der Runde und steinernem Gotteshaus in der Mitte. Byzantinische Mönchspraxis

mit Handarbeit und Gebet, mit gemeinschaftlicher Mahlzeit und Unterwerfung Aller unter den Willen eines Einzigen war das auf Athos noch nie gesehene Schauspiel der jungen Kolonie. Man pflügte, pflanzte, säete, kelterte und kochte warme Speisen, webte Gewänder, führte Zugvieh ein, und lebte menschlich unter wohnlichem Dache zu großem Erstaunen der armen, heiligen und wilden aber freien Troglodyten. Gewiß, denkt der Leser, haben die frommen Väter mit ihrem Maulesselsattel auf dem Rücken die Einführung des Lastviehes mit freudigem Gefühl begrüßt und den Mann gesegnet und wetteifernd die Hand nach den bisher unbekannten Vortheilen und Genüssen ausgestreckt. Von allem geschah das Gegentheil.

St. Athanasius mit seinem Laura-Institut, seinem Weizenbrode, seiner Klosterökonomie und seiner Weinkelter fand überall Widerspruch; man tadelte, man schrie und pochte laut über gefährliche Neuerung, über ungeistliches Treiben, über Umkehrung altherkömmlicher Ordnung und verwünschte laut Arbeit, Ziegeldach und Kasernenzucht des fremden Reformators. So widerlich ist dem Menschen jeder Angriff auf seine alten Gewohnheiten, selbst wenn die Neuerung Vortheil bringt, und so unduldsam ist unsere Natur, daß wir aus fremder Hand sogar das Gute nicht ohne Zwang und Widersetzlichkeit nehmen wollen, wie es berufene und unberufene Weltverbesserer von jeher empfunden haben.

St. Athanasius hatte auch in der That den Frieden gestört und den Berg in zwei feindliche Parteien getrennt: die Laurioten mit ihrer neuen Ordnung und ihnen gegenüber die starren Anhänger der alten Waldfreiheit und des alten Schmutzes. In den Augen der letztern war die Einführung des Stadtmönchthums auf dem Hagion-Oros ein Rückschritt in der Heiligkeit, weil nach der ursprünglichen Idee der anatolischen Kirche der Anachoret auf einer höhern Stufe moralischer Vollkommenheit steht als der in gemauerter Zelle eingeschlossene Ascet. Und weil sie im Aufblühen des neuen Klosters einen förmlichen Angriff auf ihre Mönchsfreiheit und zugleich ein schweres Hinderniß auf dem Pfade des Seelenheiles erblickten, brach endlich zur Vergeltung seiner Sorgen und Mühen wider Abt Athanasius den Neuerer, den Umwälzer, der die alte Ordnung aufgehoben, tyrannische Herrschaft eingeführt und wider alles Herkommen Zellen, Mauern und Gärten angelegt, Lastvieh auf den Athos gebracht und sogar Weinreben gepflanzt, ein förmlicher Aufstand sämmtlicher Eremiten aus.

Sie schickten Abgeordnete zu Phoca's Nachfolger Johannes Tzimisces (von 969 bis 975) und schrien im Palast: „Nieder mit Athanasius! Nieder mit Kloster, mit Reben, Gärten, Mauern und Gebäude! Es sey Einöde wie zuvor!“ Aber Athanasius gewann den Prozeß, und der Kaiser baute den großen

Steinthurm und St. Stephansschanze als Akropolis und Schirmburg der Laura-Kolonie wieder die meuterischen Eremiten. Erst nach dieser Niederlage gaben die Vertheidiger der alten Praxis nach, verließen ihre Grasdachhütten und bauten auch feste Wohnungen wie Athanasius. Zugleich verlieh der Imperator mit Beiziehung des Abtes in Laura und anderer Klostervorstände in der Hauptstadt die erste Constitution, eine Art Charte oder vielmehr organischen Edikts, worin Besitztitel und gegenseitige Rechte der neugeschaffenen Berggemeinde, mit Hausregiment, Subordination, Arbeit, Gottesdienst und Lebensweise der Brüderschaften festgesetzt und verzeichnet waren.

Diese Nachrichten über die Origenes des heiligen Berges sind zwar kaum nothdürftig, aber sie sind urkundlich und aus zum Theil noch aufbewahrten kaiserlichen Goldbullen gezogen, so daß die unbeglaubigten Legenden und thörichten Faseleien gutmüthiger, aber ungelehrter Mönche, besonders im großen und reichen Vatopädi, in Zukunft Niemanden mehr bethören sollen. Vier Punkte stehen fest: 1) die Uranfänge des Einsiedlerinstituts auf dem Berge Athos verlieren sich im fabelhaften Dunkel der vorslavischen Byzantiner Periode des 5. und 6. Jahrhunderts; 2) das gesetzlich eingerichtete, reformirte Mönchthum mit Steinbau und verbrieftem Eigenthum begann erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts (circa 970

nach Christus); 3) Mutterstift, nach welchem sich die übrigen Neubauten richteten, ist das heute noch blühende große Kloster Laura am äußersten Rande der Halbinsel; 4) weil die europäischen Provinzen des byzantinischen Kaiserthums mit Griechischreden damals noch nicht fort konnten, waren die Bewohner der neugebauten Convente großentheils slavischer Herkunft, weßwegen man jetzt noch, selbst in den ältesten Stiftungen wo das Slavische längst erloschen, im Slavendialekt geschriebene Liturgien und Kirchenbücher findet. Ob man die alte, halb serbisch, halb griechisch verfaßte Handschrift über die ersten Kloseranlagen auf Hagion-Oros, wie der Historiograph von Philotheos meldet, zu St. Laura noch sehen könne, ward diesmal leider nicht untersucht.

Nach Dämpfung des ersten Widerstandes ging der Aufschwung, wie es scheint, rasch aber nicht friedlich voran. Während in der ersten Constitution unter Kaiser Tzimisces nur achtundfünfzig Ansiedlungen verzeichnet waren, erscheinen unter Konstantin Monomachus (1042 bis 1054 nach Christus) neben Laura schon andere Klöster im großen Styl, namentlich das schöne Xeropotamos und das große Vatopädi, neben einer Menge steingemauerter Klausen mit Kirche, Garten, Ackerfeld, Obstwald und eingefriedigtem Besitz, im Ganzen über hundertundachtzig selbstständige Anlagen mit 700 Mönchen, die sich aber zur Zeit des benannten Herrschers „voll teuflischer

Zwietracht in Prozessen und Schlägen unter einander zerrissen."

Hader über Mein und Dein, Gierde nach Erweiterung der Marken, kirchlicher Hochmuth und Kastengeist, Neid der armen Klosterbrüder gegen die reichen, larer Sinn im Gegensatz blinder Zeloten und strenger Klausur hatten Eintracht und Frieden vom heiligen Berge verbannt und alle Gemüther erbittert. Anarchie und Raserei der Streitenden stieg auf einen Grad, daß man auf dem Punkte war sämmtliche Anlagen wieder aufzugeben und den Berg zu verlassen, wenn nicht Konstantin Monomachus gleichsam durch einen zweiten Schöpfungsakt ins Mittel getreten wäre. Die Schuld dieser Skandale wird im großen Papierdiplom des Imperators dem Feinde alles Guten (τῷ μισοκάλῳ, dem Teufel zugeschrieben, der den Mönchen die Köpfe verrückt und mit weltlichen Leidenschaften vergiftet habe. Für den oströmischen Kirchenstaat war ein Mönchskrieg im Nationalheiligthum ein Gegenstand von Gewicht und eine öffentliche Angelegenheit, die man mit größter Sorgfalt zu behandeln und zu schlichten hatte. Mit Beiziehung des Patriarchen und der einsichtsvollsten Klostervorsteher der kaiserlichen Residenz ward eine neue organische Einrichtung für den heiligen Berg entworfen und Abt Kosmas vom Kloster Tzintziluk in Konstantinopel beauftragt, diese „Friedenskonstitution", wie sie der Berichterstatter nennt, unter den tumultuirenden Mönchen einzuführen.

Nach Herstellung einer vollständigen Liste der altbestehenden und seit der ersten Verfassung neu gegründeten Institute berief der Friedensverkünder eine allgemeine Versammlung nach der Centralkirche in Karyäs und hörte die Klagen an: „es war aber alles voll Geschrei, voll endlosen und unvernünftigen Haders (ἔρις ἀλόγιστος)." Am meisten schrie man gegen die Aufnahme von Sklaven und Unfreien in den Mönchsverband; dann wider den wucherischen Großhandel der reichen Mönche, die auf eigenen Schiffen des größten Tonnengehaltes Wein und Getreide nach Konstantinopel lieferten; endlich gegen die Milchkühe und die Zugthiere der neuen Conventе; gegen den Verkehr mit Bauholz, Brettern, Kien und Tannenharz, den geringere Mönche in Person zu merklicher Versäumniß kirchlicher Verrichtung gewinnsüchtig nach allen umliegenden Provinzen trieben.

Unter Griechen den Handel ganz verbieten schien allen unmöglich. Man suchte einen Mittelweg und gestattete den Großmönchen hinfüro zwar Verschiffung ihrer Waaren, aber nur auf kleinen Fahrzeugen (πλοιάρια), zu 200—300 Metzen, auch nicht mehr bis Konstantinopel, sondern nur bis Enos in Thracien auf der einen, und bis Saloniki in Macedonien auf der andern Seite. Kühe und Ochsen mußten ebenfalls das Feld räumen, und der Kleinhandel mit Holz und Pech wurde gänzlich und auf immer abgeschafft — ein höchst wohlthätiges Gesetz,

dem der heilige Berg vorzugsweise den blühenden Zustand seiner Wälder und den üppigen Reichthum seiner Vegetation zu verdanken hat.

Zwischen der ersten und zweiten Constituirung der Athos-Klöster sind nicht mehr als 70 Jahre verflossen, und doch welche Verwandlung in Praxis und Lebensansicht der Mönche findet man nicht am Schluß der kurzen Periode! Von der strengen Asceſe und cynischen Armuth der Holzhüttenbewohner war man in zwei Menschenaltern zum Festungspalast, zum spekulativen Betrieb der Feldökonomie und des Großhandels, und ohne Zweifel auch zu Luxus und Verderbtheit der kaiserlichen Residenz in schneller Progression fortgeschritten. Man war im Zuge den kirchlichen Charakter des alten Berginstitutes gänzlich abzustreifen und aus Liebe materieller Interessen sich gleichsam selbst zu säculariſiren. Doch hat die am Hagion-Oros ureinsässige und im Boden selbst radicirte Idee der Einsiedelei und Pönitenz im großen Conflikt zuletzt dennoch den Sieg errungen.

Von Kijew und den Quellen der Wolga, vom Dunkelwald im innersten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Czerna-Gora blicken aller Augen mit sehnsüchtigem Verlangen nach dieser großen Glaubens- und Bußanstalt des byzantinischen Kirchenthums. Wenn auch in der Zwischenzeit durch die Frömmigkeit von Fürsten und Privaten der Reichthum der Klöster an

Meierhöfen, Weinbergen, Oeltriften, Geld und Gut, auf den Inſeln des Archipelagus, auf der anatoliſchen Küſte, in Thracien, Theſſalien, Macedonien, in der Stadt Rom und dem zum Orient gehörigen Theil Süditaliens, und in der Folge ſogar im kaukaſiſchen Iberien, im norddanubiſchen Dacien und Moscovien in koloſſalem Maß anſchwoll, und die Kloſtergebäude ſelbſt aus wiederholten Unfällen durch Elemente und feindliche Gewalt mit erhöhtem Glanze hervorgingen, und Marmorſäulen die goldreichen Tempel ſchmückten, ſo brach ſich doch die Welle irdiſcher Sorge und Pracht ſeit Konſtantin Monomachus jederzeit am Felſenthor des grünen Cherſoneſes. Das Weib, das begehrliche Auge, das Hochzeitfeſt, üppige Künſte, Kirmesfeier und ſinneaufſtürmender Tumult blieben mit aller Zucht des Hausthieres aus dem Bereich der heiligen Gemeinde auf immer verbannt. „Da iſt kein Jahrmarkt, ſagt Gregoras, keine Spekulation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richterſtolz; auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, und dort allein iſt wahre Freiheit und das richtige Maß menſchlicher Dinge.“ — Kein lebendes Weſen wird auf dem heiligen Berg geboren. Man ſtirbt nur, aber ohne Thräne, ohne Monument.

Sonderbar genug hat ſich die Doppelanſicht der auf dem zweiten Congreß zu Karyäs ſich bekämpfenden Parteien in den Kloſtereinrichtungen bis auf den heutigen Tag fortgeerbt. Zwar Packſättel tragen die

Mönche nirgend mehr, und seit Jahrhunderten hat das Maulthier allenthalben, selbst in den Klöstern strengster Observanz, das Lastgeschäft übernommen; aber das Regiment im Innern ist jetzt noch ein doppeltes, da ein Theil der Klöster im monarchischen, der andere im demokratischen Sinne verwaltet wird. Die ersten heißen Cönobien und die Mönche stehen mit völliger Ertödtung eigenen Willens unter einem auf Lebzeiten ernannten und mit absoluter Gewalt bekleideten Abte. In diesen hat Niemand ein Eigenthum; eingebrachtes Vermögen und Frucht der täglichen Arbeit so wie der Mönch selbst mit Leib und Seele gehören dem Kloster an, welches dafür die Angehörigen kleidet, nährt, in der Krankheit pflegt und nach dem Tode begräbt und vergißt.

Die Mahlzeit der Cönobien ist gemeinschaftlich, das Kleid uniform, das Gebäude reinlich, das Individuum schweigsam und höflich, das Ganze voll Takt und Ebenmaß. Dies alles ist bei den republikanisch regierten verschieden, man nennt sie auch nicht Cönobien, sondern Idiorrhythma Monastiria, d. i. solche Klöster, wo der Einzelne nach eigenem Urtheil und Gutdünken lebt. Hier wählt man die Vorstände durch Stimmenmehrheit, aber jedesmal nur auf ein Jahr, und zwar mehrere zugleich, damit das Regiment nicht zu drückend werde und der eine den andern in Maß und Schranken halte. Ueber Wohl und Wehe des Ganzen wird entweder von diesen

Obrigkeiten besonders, oder von allen stimmfähigen Mönchen zugleich im Gemeindesaal entschieden und der Beschluß von dem fest bestallten Geheimschreiber augenblicklich zu Papier gebracht und ausgefertigt. Jeder Conventual erhält aus dem Klostermagazin sein Bestimmtes an Naturalien, hat auf gemeinsamem Corridor abgeschlossene Wohnung, eigene Küche und selbstgewählte Bedienung, und kleidet sich nach Belieben, ausgenommen die mörserartige schwarze Kopfbedeckung, die bei allen die gleiche ist. Eben so verwaltet, vermehrt oder vermindert, verspekulirt und vermacht jeder Mönch sein Privatvermögen wie es ihm gefällt, und hat mit seinen Hausgenossen überhaupt nichts gemeinschaftlich als den Gottesdienst in der Kirche und das Grab auf dem Leichenacker. Man ist hier freier Gottseligkeitsbürger und kümmert sich gerade nicht allzeit sonderlich viel um Hauspolizei, um Sauberkeit, reinlichen Anzug und feste Ordnung.

Offenbar hat sich in Sitte und Einrichtung der freien Klöster die Tradition des alten, durch monarchisches Cönobitenthum St. Athanasii beschränkten und verkürzten Anachoreten-Republikanismus des heiligen Berges erhalten.

Obwohl Prozesse und Eifersüchteleien der Convente unter sich bis auf den heutigen Tag nicht selten sind, haben doch beide Disciplinen ein Bestreben von jeher mit einander gemein: keinen allgemeinen Klosterimperator in der Nähe zu dulden und wenigstens im

eigenen Hause vollkommen freie Hand zu haben. Wenn man auf alle Freuden und Genüsse der Welt verzichtet, soll man einem zwischen die selbstgewählte Obrigkeit und das Himmelreich nicht noch eine dritte Potenz zum Plündern und Brandschatzen, wie sie sagen, dazwischenschieben. Von den Fesseln der Kirche in Hierissos hatte sie schon Konstantinus Porphyrogenitus emancipirt; aber von den Oberaufsichtsansprüchen des Abts von Karyäs konnten sie sich erst nach dem Erlöschen des griechischen Reiches, in Folge großer Unfälle und gleichsam einer dritten fast allgemeinen von den Fürsten der Slaven ausgegangenen Restauration der Klöster im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts (1600) gänzlich ledig machen. Denn aus der Grasdachhütte und dem kleinen Centralkirchlein war im Sinne der athanasischen Reform nach und nach ein prachtvoller Tempel mit vergoldeter Felderdecke, mit Porphyrsäulen und magischem, zur Andacht einladendem Helldunkel, nebst Kloster mit breitem Glockenthurm, und nebenan die fortlaufende Marktgasse mit niedrigen Kaufläden und Arbeitsschoppen, mit gepflasterten Nebengassen, Häusern, Kapellen, Gärten, Wohnthürmen unter Cypressen, die kleine Hauptstadt des heiligen Berges herangewachsen. Daher der Name Protaton für das Kloster und Protatos oder Protos für den Abt von Karyäs, der sich im Laufe der Zeit gleichsam als Mönchspatriarch und geistliches Bergoberhaupt

bischöfliche Rechte und Kirchenkleidung, vorzüglich auf Vorsprache Kaisers Andronicus Paläologus I. (1283 bis 1322 n. Chr.) vom Patriarchenstuhl in Konstantinopel zu erwerben wußte.

Indessen nennen sich die Bischöfe zu Hierissos noch immer „ἐπίσκοπος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθωνος;“ aber die Mönche erkennen die Ansprüche nicht, lassen ihn nicht über die Gränze und geben ihm des Jahres nicht einen Pfennig zum geistlichen Unterhalt. Nur das Schattenbild eines Bergpatriarchen und Centralabts von Karyäs mit dem Recht das Polystaurion und Hypogonation zu tragen, Subdiaconen und Lectoren zu ordiniren, erbt sich ohne wirkliche Macht und ohne Gewinn in der Person eines armen, aber ehrgeizigen Mönchs des Hagion-Oros fort. Und doch fehlen auch für diese Würde die Bewerber nicht.

Es müßte die Leser nur langweilen, wollte man Ursprung und Schicksale der übrigen zwanzig Großabteien des Berges nach Angabe der zum Theil selbst mit legendenartigen Exordien ausgeschmückten Goldbullen der Imperatoren chronologisch auseinandersetzen. Genug, daß die Erbauung der einundzwanzig Mönchsburgen, die man gegenwärtig auf Hagion-Oros findet, zwischen die Jahre 970 bis 1385 n. Chr. hineinfällt und St. Dionys, wo ich am längsten verweilte, unter den großen Anlagen die jüngste und letzte ist.

Daß im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten

Jahrhunderts eine verheerende Fluth, wie eine zweite Saracenenkatastrophe, über den heiligen Berg gekommen sey, ein Theil der Klöster verlassen, ausgeplündert und verbrannt im Schutte lag, andere halb verfallen ihr ärmliches Daseyn fortschleppten, darüber lauten die Nachrichten in allen Conventen gleich. Nur die Ursache des Ruins, wie sie die Mönche angeben, ist offenbar mythologischer Natur und alles historischen Grundes ermangelnd. Erbittert über die Hartnäckigkeit der Mönche in Verschmähung des lateinischen Dogma's, sey der Papst von Alt-Rom in eigener Person mit einer gewaltigen Flotte an den Athos gekommen, um dieses Hauptquartier anatolischer Widersetzlichkeit mit Gewalt zu erobern und zu züchtigen. Die Groß-Klöster, namentlich Vatopädi und Laura, hätten aus Bequemlichkeit und Furcht für ihr weltliches Gut die Adoration wirklich geleistet; die meisten aber fromm und unbeugsam allen Zumuthungen des lateinischen Oberpriesters widerstanden, und in Folge dieser heldenmüthigen Ausdauer im orthodoxen Glauben hätte der Pontifex in seiner Wuth die prächtigen Abteien Xeropotamos, Kutlumusi, Zographu und Dochiarion geplündert und angezündet. Allein selbst über den Zeitpunkt des Verderbens sind die unwissenden Mönche und ihre Chronisten nicht einig, meistens aber gilt der letzte in Verzweiflung aller Dinge unternommene Unionsversuch der morgenländischen und abendländischen Kirche

auf dem Concilium zu Florenz (1439 n. Chr.) als Epoche des päpstlichen Feldzugs und seiner vandalischen Execution. In den byzantinischen Ländern ist das Gedächtniß der Menschen kurz, und von der Schärfe europäischer Kritik ist seit Prokopius (560 n. Chr.) im Orient selbst der Begriff erloschen.

Betrachtet man das unübersehbare Elend, das sich in den dritthalbhundert Jahren zwischen der Herrschaft der Lateiner im Orient und dem Einzug Sultan Mohammeds II. durch das Kanonenthor in Konstantinopel über alle Provinzen des illyrischen Dreiecks legte, so erklärt sich der Ruin der Athosklöster ohne Schwierigkeit. Zwar hören wir Occidentalen es nicht gerne, wenn man von fanatischer Unduldsamkeit, von barbarischer Unkunde der Menschen und Dinge und endlich von einfältiger Wirthschaft unserer Vorfahren und Landsleute im Orient redet. Fänden sich aber in spanischen oder sicilischen Archiven noch die vollständigen Tagebücher der großen catalonischen Abenteurer-Compagnie, die als wohlbestalltes Räuberregiment mit Siegel und Ausschuß anfangs am Hellespont, später auf der Halbinsel Kassandra ganz in der Nähe des heiligen Berges Jahre lang (1305 bis 1309 n. Chr.) ihr Wesen trieb, so könnte man wahrscheinlich bis auf Datum und Namen erzählen, wer Xeropotamo verbrannt und das romantische Mönchsrevier um Kutlumusi ausgeplündert und verwüstet hat. Auf zehn Tagreisen

in der Runde, sagt Muntaner der Augenzeuge, sey während dieser Frist alles Land menschenleer und unbebaut geblieben.

Es stand aber damals, wie man weiß, das lateinische Abendland unter der Oberlehnsherrlichkeit des römischen Stuhles, und alles von den Byzantinern erduldete Ungemach fiel in ihrem beschränkten Sinne auf den Summus Pontifex an der Tiber zurück. Und wenn man hier wiederholt erklärt, daß die türkische Herrschaft bei den Griechen als eine Art Restauration und Sicherstellung wider lateinische Verfolgung galt und vorzüglich von der Geistlichkeit allenthalben begünstigt wurde, so kann es nur noch Unkunde und thörichtes Selbstgefallen einiger Abendländer verdrießen, wenn man byzantinische Abneigung gegen das Lateinerthum für wohlbegründet und permanent erklärt.

In Saloniki weiß man heute noch mit allen Umständen zu erzählen, wie die Mönche des Schloßbergklosters die von den lateinischen Christen beherrschte Stadt im Jahre 1430 an Murad II. verriethen und zum Dank dieser That ihre Existenz, ihre Rechte und Besitzungen bis zu dieser Stunde ungeschmälert erhalten haben. Und wer will es den von den Franken verhöhnten und geplünderten, von der eigenen Regierung aber nicht geschirmten Athosmönchen übeldeuten, wenn sie schon lange vor der Katastrophe des Kaiserthums Abgeordnete an das türkische Hof-

lager nach Prusa und nach Adrianopel sandten um voraus Schutz und Wohlwollen der künftigen Herren des Orients zu erflehen? Nur einmal, und zwar erst hundert Jahre nach Eroberung Konstantinopels, wurden die Türken undankbar und griffen in einer Anwandlung gläubiger Raserei nach dem lange verschonten Kirchengut ihrer christlichen Unterthanen. Damals verlor der heilige Berg seine Meierhöfe auf Lemnos und in Kleinasien, und türkische Haufen plünderten und verbrannten sogar auf Hagion-Dros selbst mehrere im langen Frieden wieder reich gewordene Klöster und metzelten Mönche nieder. Dieses im Einzelnen zwar auch nur wenig bekannte, aber im Ganzen als Faktum historisch beglaubigte Ungewitter war die letzte größere Drangsal der lieblichen Klosterzellen im Kastanienwalde. Das Verderben war aber kein allgemeines, durchdachtes und anhaltendes wie die Verfolgungen und brutalen Neckereien der Abendländer; es war nur ein zorniges Aufflammen schnell verrauchender Türkenwuth und soll auf das Jahr 1534, das vierzehnte Sultan Suleïmans I., fallen.

Einzelne Schläge trafen hie und da ein Athoskloster wohl auch später noch, besonders in Geldverlegenheiten der Pforte; aber es fanden sich immer reiche und gläubige Seelen, die das confiscirte Klostergut käuflich erstanden und den ausgeplünderten Vätern aus Andacht wieder schenkten. So kaufte die Tochter

des walachischen Fürsten Peter die weggenommenen Ländereien von St. Dionys um das Jahr 1580 und überließ sie gratis dem rechtmäßigen Besitzer. Die Spuren solcher Uebel waren bald verwischt, wie aus Peter Belon, einem französischen Naturforscher aus eben jener Zeit, zu entnehmen ist. Belon der Arzt und Botaniker hatte unter allen Europäern, so viel man weiß, in wissenschaftlichem Interesse den heiligen Berg am frühesten besucht und eigentlich die erste Kunde von der paradiesischen Schönheit des unbekannten Chersoneses und seiner mönchischen Gemeinde in das Abendland gebracht. Seine dreijährige Reise im Orient fiel zwischen die Jahre 1546 bis 1549 unserer Zeitrechnung und war eine Frucht des kunstsinnigen französischen Hofes unter Franz I. und dem Cardinal von Tournon. Der Bericht über den Hagion-Oros ist zwar kurz und vorzüglich auf Pflanzenkunde berechnet, er entwirft aber die Grundzüge des Gemäldes mit so viel Schärfe und gesundem Sinn, daß sie heute noch eben so wahr und frisch wie vor 300 Jahren sind.

Während dreier Aeonen hat sich bei den Mönchen auf Athos nichts verändert, ist keine neue Idee eingedrungen, ist keine neue Pflanze aus dem Boden herausgewachsen, und wenn sich der oströmische Genius auch in Zukunft des germanischen Elementes zu erwehren vermag, so müssen Belons Schilderungen und Sittenzüge auch nach tausend Jahren noch

treffend ſeyn. Wen aber Ideengang und Wirbelwind des Occidents erſchreckt, der ſehe um Troſt und Gegengift auf den Athosberg, auf das verſteinerte Gedankenkapital, auf den zoologiſchen Typus in Architektur, in Wortſyntax, in Genuflexion, Gaſtlichkeit und ſeliger Ignoranz der Mönche. Und weil ſich die byzantiniſche Kirchen- und Staatsidee als konſtitutiver Beſtandtheil des menſchlichen Geſchlechts mit einer auch dem Verblendetſten fühlbaren Gewalt in Europa geltend macht, ſo wäre ein Blick auf die Athosklöſter nicht mehr überflüſſig. Oder iſt nicht dort der Antivatikan und das geiſtige Waffenhaus, mit dem man den illyriſchen Continent erſchüttert?

Ein Namensverzeichniß der Conventе in ihrer natürlichen Reihenfolge finden wir gleichfalls zuerſt in Belons Buch. Zwar ſind mehrere Namen aus Unkunde des Griechiſchen fehlerhaft geſchrieben, dagegen aber die geographiſche Lage der Klöſter, ob auf der Süd- oder Nordſeite des grünen Waldgebirges, ob am Strande oder weiter oberhalb im Dickicht, richtig angegeben. Belon fand ſie, wenigſtens von außen, alle gut gebaut, mit hohen Mauern eingeſchloſſen und wider Angriffe der Piraten genugſam verwahrt. Und die Epitheta „ſehr ſchön, lieblich, reich, groß, noch größer und noch reicher," die er dreien aus ihnen zugeſteht, laſſen mit Sicherheit auf eine damals glückliche Epoche des heiligen Berges ſchließen. Freilich hat der walachiſche Grieche

Johannes Comnenus aus Bukureſt, der 160 Jahre nach Belon (i. J. 1701) längere Zeit auf Hagion-Oros lebte und mit umſtändlicher Behandlung der einzelnen Klöſter einen Pilger-Guide im Vulgardialekte ſchrieb, über Pracht und Herrlichkeit der Gebäude, über Goldreichthum der Tempel, über Architektur, Freskomalerei und Porphyrtiſche ihrer Speiſeſäle ein weit glänzenderes Bild als ſein Vorgänger aufgeſtellt, aber nebenher auch gewiſſenhaft die Quellen der großen und allgemeinen Verwandlung des heiligen Inſtitutes angedeutet. Die Sorge für den heiligen Berg ging nach gänzlichem Verkommen der beiden orthodoxen Imperien von Byzanz und Trapezunt auf die gottesfürchtigen Fürſten der Slaven und Moldo-Walachen über. Athos ward das neue Jeruſalem der Scythen, und alles was der heilige Kloſterbund noch heute beſitzt, Daſeyn, Glanz, Schirm, Nahrungsſaft und Hoffnung iſt fromme Gabe der Sarmaten, iſt aus den danubiſchen Slavenländern und aus Moscovien herbeigefloſſen.

Von den einundzwanzig Großabteien ſind folgende ſechs: Chilantari, Zografu, Simopetra, St. Paul, Xenophu und Ruſſico von Grund aus ſerbo-bulgariſche Stiftungen; acht andere aber: St. Gregoriu, Karakalu, Dochiarion, Kutlumuſi, Xeropotamos, Pantocratoros, das trapezuntiſche St. Dionys und ſelbſt das kaiſerliche prachtvolle Laura, weil im Laufe des

fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch dacische Woiwoden und Bojaren, theils aus gänzlichem Ruin wieder neu aufgebaut, theils aus Verarmung und Verfall hergestellt, erweitert, verschönert und mit Grundstücken ausgestattet, als Schöpfungen der Fürsten von Yassy und Bukuresť anzusehen.[1] Keinen Antheil weder der Gründung noch der Wiedererneuerung haben die Slavo-Walachen nur an den folgenden sechs: Iwiron, Protaton, Esphigmenu, Philotheu, Kastamonitu und Stauronikita. Darunter ist Iwiron eine reiche, auf der verbrannten byzantischen Mönchskapelle St. Clemens durch iberische Frömmigkeit aus dem Grund erbaute, mit Gütern um Tiflis ausgestattete und später glanzvoll erweiterte, Philotheu aber eine kleine, von den gruſinischen Fürsten Leon und Alexander um das Jahr 1492 n. Chr. nur restaurirte Abtei, zu der nach schwankenden Legenden ein St. Philotheus mit zwei heiligen Gesellen einst den Grund gelegt. Stavronikita dagegen wurde erst nach Belons Besuch auf Hagion-Oros in den letzten Jahren Sultan Suleïmans

[1] Die Woiwoden Neagulos Bessarabas, dann Peter mit seiner gottseligen Tochter, Alexander und Brancoban mit den Bojaren Barbul, Gabriel, Radul, Myrtza und Vintila aus der Walachei; dann die Fürsten Stephan, Alexander, Peter und Bogdan aus der Moldau werden als Wiederaufbauer und Restauratoren in den Klosterurkunden am öftesten gepriesen und genannt.

(1520—1570 n. Chr.) aus langer Verödung durch den Patriarchen Jeremias senior von Konstantinopel wieder aufgebaut und mit griechisch redenden Mönchen besetzt. Für die übrigen vier kennt man nur griechische Ursprünge und Patronanzen, ausgenommen in der allerneuesten Zeit, wo die erbliche Gottesfurcht der russischen Czare den Thau ihres Goldes über alle Convente des heiligen Berges mit gleicher Liebe und Milde niederträufeln läßt, insbesondere aber das große und stolze Vatopädi mit kaiserlichen Gnaden tränkt. Doch theilten auch schon in früherer Zeit die beiden heiligen Serbenfürsten Sabbas und Symeon mit den byzantinischen Imperatoren Manuel Comnenus und Andronicus Paläologus I. als Hauptpatronen die Ehre der Restauration und Bereicherung dieses prachtvollen, durch Glanz und gute Ordnung heute alle Athosklöster überstrahlenden Instituts.

Woher, wie und warum ich in diese liebliche Oede gekommen bin, wie mich die Väter aufgenommen und behandelt haben; dann über Lebensweise, Ideenkreis, Beschäftigung und Politur der heiligen Gemeinde erzähle ich kurz und ohne Schminke in einem folgenden Fragment. Aber aus allen Klöstern, das sage ich vorher schon, hätte meine Sympathie St. Dionys, das liebliche Cönobium, die abgeschlossene Welt am rauschenden Aëropotamus, wo Nettigkeit, Ordnung, Milde und doch strenge Zucht die Welt am

leichteſten vergeſſen lehrt. Mit kolchiſchem Golde durch den Groß-Comnen Alexius III. gegründet und mit Jahresrenten aus der kaiſerlichen Schatzkammer in Trapezunt ausgeſtattet, ſpielt es als letzter Akt comneniſchen Glaubenseifers und gleichſam als Codicill der letzten Griechendynaſtie eine melancholiſche Rolle in den Annalen von Byzanz.

Dreimal des Tages ertönen ſeit fünfthalbhundert Jahren für das Heil ihres Wohlthäters und ſeines kaiſerlichen Hauſes die Hymnen betender Mönche himmelwärts. Aber wo iſt Trapezunt und ſeine Pracht? Wo ſind die goldgefüllten Kammern, wo das ſchöne Comnenenblut und die ſtolze Kaiſerburg zwiſchen tiefausgehöhlten Schluchten voll Schatten, voll weinlaubumſchlungener Bäume, voll rauſchender Bäche hoch auf den Felſen hingezaubert? Ach! ſeht nur hin auf die Palaſtruine, auf den einſamen Thurm mit farbigem Geſimſe und herbſtlich gelbem Quaderſtein! Schauet hinauf aus dem Thaldickicht, wenn es Abend iſt, wie die kolchiſche Mondſichel ſchweigend durch die leeren Bogenfenſter des gebrochenen Saales blickt; ſehet und lernet was den Völkern nerven- und thatenloſe Pſalmodie im Kampfe gegen das Schickſal nützt!

X.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

2.

Die Anker sind gelichtet und mit Riesenkraft wälzt sich das Feuerschiff — die schwarze Rauchsäule hinter ihm — durch den Mastenwald des goldenen Horns, in leichter Kurbe um das Gartenkap des großherrlichen Palastes beugend in die Propontis hinaus. Ach welche Gefühle beim Abzug aus dem Weltprätorium! Welche Wehen für Europa birgst du in deinem Schooß! Schweigend und nicht trocknen Auges — ich habe ja lange dort gewohnt — sandte ich noch den letzten Gruß an den Reichsgenius von Byzanz:

nam me discedere flevit
Et longum .... vale, vale, inquit, Jöla!

Die Sonne hing schon abendlich hinter Selymbria und scheidend spiegelte sich der letzte Strahl auf den Halbmonden der Tempel und in der dreifachen Fensterreihe der Uferkaserne in Scutari. Aber das Schiff rollte fort, und das prachtvolle Stambul

mit seinen Tugenden und Gebrechen, mit seiner morgenländischen Schweigsamkeit, seinen Intriguen und seinen Diplomaten sank in das Dunkel hinab. Die Morgenröthe (11. Oktober) fand uns bei Gallipoli, und im Feuerglanz der aufsteigenden Sonne, von heiterem Nord getrieben, strichen wir Lampsakos und Aegospotamoi vorüber, rasch durch den „fluthenden" Hellespont, und nach einstündigem Aufenthalt in der Enge bei Abydos mit erneuter Kraft hinaus gegen Tenedos. Das Meer ging hoch, die Welle uns entgegen schäumte über Bord; doch Wind und Wellen zum Trotz rauschten wir, das bergige Imbros und Samothrake rechts lassend, bis dicht an das baumlose Eiland Lemnos, wo in einer Entfernung von wenigstens zwölf deutschen Meilen der Athoskegel dunkel aus den Fluthen stieg. Abends erschreckte uns der Riese; er schien so nahe vor uns, hatte eine Nebelkappe auf dem Scheitel und hinter ihm zog grauliches Gewölk mit der veilchenrothen Sonnenscheibe in den Lücken. Ueber der bodenlosen Tiefe an seinem Fuße schwammen wir in der Finsterniß, und wie der Morgen graute, war das Phantom verschwunden, der Himmel trübe und das Fahrzeug auch schon Kap Cassandra vorüber, tief in den Golf von Saloniki eingedrungen, und eher als Mittag fielen dicht an der amphitheatralisch den Strandhügel hinansteigenden Stadt die Anker.

In vierzig Stunden Zeit waren die Propontis,

die Dardanellen, das ägäische Meer seiner ganzen Breite nach und der lange Golf von Thermä gegen Wind und Wellen, in einem schwimmenden Saale, unter reichlichen Mahlzeiten und in bester Gesellschaft durchschifft. Der eben ernannte Erzbischof von Thessalonika mit seinem Diakon, ein perotischer Wechselherr und der Berichterstatter waren die einzigen Kammerpassagiere und die Reden um so lehrreicher, weil der Prälat nicht blos ein feiner Weltmann, sondern als Zögling des berühmten Eugenius Bulgari auch des Hellenischen kundig war. Auf die zufällig hingeworfene Frage, was für Leute auf Imbros wohnen, sagte er ganz ruhig: Es sind Leute, die zwar „römisch" reden, aber von Bulgaren abstammen.[1] Auch das große Waldgebirge im Mittelpunkte der Insel Thasos, fügte er hinzu, nenne man gewöhnlich nach einem Ort gleiches Namens Bulgaro.

Der Kapitän hatte zwar den Auftrag, wenn es Zeit und Meer gestatte, von der geraden Linie abzulenken und mich im Vorbeifahren an der Hafenbucht des Hagion-Oros ans Land zu setzen.[2] Allein es

[1] Die meisten Leser wissen doch ohne Zweifel, daß die Neugriechen, Walachen, Bulgaren ꝛc. sich selbst „Römer" und ihre Sprache das „Römische" nennen, die Bulgaren aber zum großen Stamm der Slaven gehören.

[2] Hagion-Oros, heiliger Berg, Monte Santo, Athos bezeichnet in der gewöhnlichen Umgangssprache ein und

war mondlose Mitternacht, wogendes Meer, bedeckter Himmel und Strichregen wie das Fahrzeug am Fuße des Riesenkegels vorüberzog. Und in der Zeit des süßesten Schlummers im matterhellten Prunksaal vom Lager aufstehen und ohne Begleitung, ohne Dienerschaft mit dem ganzen Geschleppe des Reiseapparates auf unbekannter Küste in der Dunkelheit zu landen schien noch weit unbequemer als direkt nach Saloniki zu steuern, und von dort zu Lande, gleichsam wieder zurück, auf den heiligen Berg zu reiten. Ein zweiter Grund nach Saloniki zu eilen war die Sehnsucht im Hause des Herrn v. Mihanowitsch die neuesten Produkte der deutschen Wissenschaft zu mustern und das im langen Aufenthalt bei den ungelehrten Byzantinern Versäumte nach Kräften nachzuholen.[1]

Sie werden es kaum glauben, auf dem Comptoir eines levantinischen, in Stambul gebornen und des Deutschen gänzlich unkundigen Wechslers wurde um Schellings philosophische Doctrin und ihren Unterschied von Hegels Lehre gefragt. Weiß Gott, ob ich den Leuten die Sache auch nur halb verständlich machte; jedenfalls mußte die Kunde, daß ich im

denselben Gegenstand. Die Türken schreiben Aineros dschesiresi, die Halbinsel Aineros; d. i. Ajion-Oros-Insel.

[1] Herr Anton v. Mihanowitsch, ein großer Freund und Kenner der Literatur, croatischer Edelmann und k. k. Consul für Macedonien und Thessalien, war früher in derselben Eigenschaft bei der serbischen Regierung in Belgrad beglaubigt.

Hauptstapelplatz Macedoniens eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Werke benannter Disciplin finden werde, unter diesen Umständen doppelt willkommen seyn. Nach B.... ff und M.... t wurde natürlich zuerst gegriffen. Nach der langweiligen Plackerei mit der türkischen Syntax und dem Kanzleistyl von Stambul war es ein eigenes, höchst wohlthuendes Gefühl in M.... ts Philosophie der subjektiven Natur zu lesen: „Die Negation ist Negation des Außeinander der Natur." — „Der Geist als diese Negation aller Unterschiede der Natur, die er zugleich erhalten hat, ist das Erkennen." — „So hat der Geist, als denkend, die Natur im Rücken und entwindet sich derselben. Das ist aber nur eine einseitige und schiefe Stellung des Geistes zur Natur."

Obgleich diese Definitionen an sich vollkommen klar und verständlich sind, gelang es mir doch um keinen Preis sie einem türkischen Kadi aus Janina begreiflich zu machen, der sich mit Metaphysik beschäftigte und wissen wollte, ob man im Lande der Nemtsche auch Ilmi Mantek (Logik) und überhaupt Ilmi Hikmet (Philosophie) treibe. Wir waren zusammen aus Konstantinopel gekommen und ich besuchte ihn während seines Aufenthaltes in Saloniki, um Hegel'sche Definitionen ins Türkische zu übersetzen. Einen Theil des Zwiegesprächs, in Fragen und Antworten, türkisch und deutsch, finde ich im Tagebuch mit der Bemerkung aufgezeichnet,

daß insbesondere der Satz: *„Insanün ruhhî fikr ederiken tabijeti ardına brakar hem ondan ärilir“* (der menschliche Geist, als denkend, hat die Natur im Rücken und entwindet sich derselben) die Verwunderung des osmanischen Philosophen erregte.

In Stambul, dessen kann ich Sie redlich versichern, meinte ich oft, es könne mit der türkischen Monarchie doch noch eine Zeit lang fortgehen, und zwar nicht so fast wegen des armseligen Flickens und Nachhelfens durch menschliche Weisheit, als weil Zufall, Gewohnheit, Trägheit, Ungeschicklichkeit und Langmuth im Bunde mit der natürlichen Schwerkraft alles Bestehenden auch die Osmanli stützen müsse. Allein seit dem philosophischen Examen mit dem Kadi in Selanjk habe ich am Heile des Türkenstaates vollends verzweifelt. Oder saget selbst, ob ein Reich bestehen könne, wo man nicht einmal weiß, daß der Geist als denkend die Natur im Rücken habe?

Als Leitfaden für antiquarische Forschungen hatte ich Tafels Werk über Thessalonica und sein Gebiet mitgenommen und meinte zugleich occidentalisch gelehrten Bewohnern der großen und vielbesuchten Hauptstadt Illyricums ein neues und angenehmes Geschenk zu bringen. Allein das Buch war schon vor meinem Eintreffen daselbst bekannt, und durch einen des Lateinischen kundigen Prälaten ein Exemplar sogar nach Jannina in Epirus gekommen. Diese Arbeit eines deutschen Gelehrten — und das ist ihre beste Kritik —

gilt am Orte selbst, den sie behandelt, für ganz vorzüglich, und darf allen Reisenden, die künftig Macedonien besuchen und noch andere Sorgen als Liebe für Gewinn in fremde Länder tragen, als nützliche Begleitschaft empfohlen werden. Man hat in Deutschland seit zwanzig Jahren vielerlei über den illyrischen Landtriangel und seine politischen Zuckungen geschrieben, aber nicht Jedermann hat Tafels Scharfsinn und historischen Takt gezeigt.

Im Ganzen blieb ich ungefähr sechs Wochen in Saloniki, eine Woche vor und fünf nach der Athosreise, bemerke aber, um die Leser nicht zu zerstreuen und vor allem die Hauptpartie des Unternehmens kurz und bündig auszumalen, vielleicht erst später noch einiges über die Stadt und die umliegenden Provinzen. Obgleich voll Unruhe und Verlangen in St. Dionys einzuziehen, stieg ich doch wiederholt auf den Festungsberg der Stadt und spähte nach der Gegend von Pella hinüber, wo die Wiege des größten aller Helden stand.[1] Dem Zauber des Ruhmes kann Niemand widerstehen, und man möchte beinahe die Schwäche der menschlichen Natur auch dann entschuldigen, wenn sie Alexanders Größe und Herrschertalent über die stille Glorie friedlicher, aber unscheinbarer Kaziken und Volksbeglücker erhebt. Welchen Preis hätte sonst der Mensch für seine Qual!

[1] Schlözer und Gatterer waren freilich anderer Meinung.

Der Weg von Saloniki nach Karyäs, Hauptort und Mittelpunkt des Hagion-Oros, beträgt zwar nicht mehr als 36 Stunden, stellt aber Muth und Geduld selbst solcher Leute auf die Probe, die im Orient keine Fremdlinge sind. Gewohnheit und fast täglicher Verkehr zwischen der Hauptstadt Macedoniens und dem Mönchsgebiet haben Etapen festgesetzt, deren erste — das hochgelegene Bergdorf Chortiat — nur drei gute Wegstunden von Saloniki entfernt ist und wegen der kühlen Nachttemperatur auf die meisten Fremdlinge einen entmuthigenden Eindruck macht. Die Bewohner dieser Ortschaft besitzen gleichsam das Privilegium Reisende und Waaren auf ihren Maulthieren nach Karyäs zu schaffen; dabei verpflegen sie sich und ihr Angehöriges selbst und nehmen der langen Strecke ungeachtet doch nicht mehr als zehn bis zwölf Franken für jedes Thier.[1] Die zweite Etape ist das Doppelte der ersten, und man übernachtet — nach einem ermüdenden Ritt über Stock und Stein, zuerst von Chortiat ins breite Thal hinab

[1] Der Agogiat hatte sich in Geschäften des Marktes verzögert und brachte mich mit Dardaghani, dem Handwerkersohn von Saloniki, den ich um zwei Franken per Tag für die ganze Dauer der Athosreise als Diener aufgenommen hatte, erst lange nach Anbruch der Nacht in seine Hütte. Das Gros der Effekten war im Consulat zurückgelassen, und außer den nöthigen Kleidungsstücken nur etwas Lebensbedarf mit andern auf Reisen in der Levante unentbehrlichen Kleinigkeiten mitgenommen.

zum See Langasa, dann auf der Ebene fort und durch eine schattenreiche Platanenschlucht mit hellem Bach, den man zehnmal durchwatet — im schönen Dorf Zagliberi am Nordabhange des waldigen Chlumgebirges, der Gränzscheide zwischen Chalkidike und dem fruchtbaren Thalgrunde, den die Alten Anthemontis nannten.

Die Leute des Dorfs hatten noch Weinlese (21. Oktober), und Körbe mit blauen Trauben gefüllt standen im lehmummauerten Hofe des Einkehrhauses. Es war nur ein Erdgeschoß, aber reinlich, und auf einem Schemel vor der Thüre saß das dreizehnjährige Töchterchen der Wittwe, festlich geschmückt, goldene Münzen im Haare, schweigend und unbeweglich, zum Zeichen daß man werben dürfe. Hennen, Reis, Eier, Brod, Butter, Wein und Trauben gab es hier in Fülle, und gelabt durch schmackhaft bereitete Kost schliefen wir nach der Gluth des Tages und wegen der milden Nacht an der Außenwand des Hauses unter einem Vordach auf unsern Teppichen erquickend süßen Schlummer. Ein Handelsmann aus Saloniki mit seinem Waarentransport für Hagion-Oros, und ein Archimandrit aus dem Kloster Vatopädi mit seinen beiden Knechten aßen und lagerten sich in patriarchalischer Einfalt neben mir und meinem Diener in der Halle. Der Mann war Albanese von Geburt und durch mehr als zwanzig Jahre Seelenhirt der griechischen Gemeinde zu Bitolia (Monastir)

im Pindus. Außer dem Schkypi redete er noch walachiſch, bulgariſch, neugriechiſch und türkiſch zum Theil mit vieler Fertigkeit, hatte in ſchwierigen Zeiten viel erfahren, und kehrte müde des Tagwerkes mit den Früchten ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Sorgen in die Stille von Vatopädi zurück.

Larégovi, wo man nach achtſtündigem Ritt am dritten Tage ſchläft, iſt noch größer, noch ſchöner, noch reicher und noch romantiſcher gelegen als Zagliberi. Das langgeſtreckte Chlumgebirge öffnet hier einen breiten Durchbruch, eine rieſige Bergſpalte in die amphitheatraliſch niederſteigende Waldregion des chalcidiſchen Küſtenlandes. Daher der ſlaviſche, von der Unwiſſenheit ſpäterer Zeiten in Larégovi corrumpirte Name Jaruga, d. i. Bergeinſchnitt, Tiefſchlucht, eine Erklärung, die ihr ſchönſtes Argument aus der Naturbeſchaffenheit des Ortes zieht.[1] Larégovi, aus dem Ruin des Aufſtandes wiederhergeſtellt, zählt wohl vierhundert Wohnhäuſer mit einer zwar noch unvollendeten, aber für Macedonien vortrefflichen Fremdenherberge, wo zu gleicher Zeit mit uns von der entgegengeſetzten Seite her ein Diakon des Biſchofs von Hieriſſos einzog und für ſeinen Gebieter Nachtquartier beſtellte. Außer der luftigen Halle waren erſt zwei Wohnzimmer hergerichtet. Das eine

[1] Aus dem ſlaviſchen Appellativ Chlum macht die griechiſche Kehle Cholom, Cholomon, und der Türke gar Solomon.

hatte Matten und Fußteppiche mit breiten Divanen und Ruhekissen, gemalte Wandkasten und einen um die vier Seiten laufenden Sims, Glasscheiben, gutschließende Holzläden und Blumenkörbe vor dem Fenster. Auch die Thüre, was in byzantinischen Ländern selten, war von hartem Holze, füllte die Pfosten und trug ein künstliches, schöngeschmücktes Schloß. Im zierlich geformten Kamin knitterte die Flamme aus trockenem Birnbaum, einladend nach der Mühe des Tages und wohnlich für einen Oktoberabend auf der Berghalde von Chalkidike.

Diese Herrlichkeiten waren aber natürlich nur dem Kirchenfürsten zugedacht; uns andern gab man das zweite Zimmer, zwar auch mit Kamin, Glasfenster und Läden, aber ohne Divan, ohne Fußteppich, ohne Polster, ohne Sims, auch waren die Wände nur von Lehm und noch ohne Tünche, eine Binsenmatte mit Kopfkissen die ganze Bequemlichkeit. Unten in geräumiger warmer Stallung waren die Maulthiere mit ihren Treibern, oben der Bischof mit seinem Diakon, und wir mit Begleitung und Anhang, alles im Hause voll Andacht über die Nähe des Heiligen von Hierissos.[1] Der Archimandrit unserer Karavane wartete dem Prälaten auf, mein Diener rüstete das Abend-

[1] Griechischer Sprachgebrauch für „Bischof von Hierissos". Man nennt den Bischof statt den „Heiligen" auch den „Engel" seiner Diöcese, z. B. Ἄγγελος oder Ἅγιος Ἀντιοχείας, der Patriarchal-Bischof von Antiochia.

eſſen und ich ſah aus der mondbeleuchteten Halle durch die halboffene Zimmerthüre hinein, wie Se. Heiligkeit, die ſchwarze Mörſermütze auf dem Kopf und mit untergeſchlagenen Beinen hinter der runden Tafelſcheibe auf farbigem Teppich ſitzend, eben das Nachtmahl verzehrte und ſich gütlich that. Emſig und vornehm zierlich wanderten die Finger in den Schüſſeln herum, und dem Eſſenden gegenüber ſtand, des Winkes gewärtig, mit Krug und Trinkſchale in der Hand der junge Diakonus, ein unbärtiges Apollobild aus Polyhiero unweit der Ruinen von Olynth. Schon früher hatte ich vom geſchwätzig freundlichen Jungen erfahren, daß ſein Patron nach Saloniki reiſe, um dem neuernannten Metropolitan-Erzbiſchof ſeine Ehrfurcht zu bezeugen und zu gleicher Zeit die in ſolchen Fällen übliche Contribution als Suffragan zu bringen. Der byzantiniſche Clerus, wie man weiß, hat weder Sold noch Stiftung und iſt auf zufälligen Gewinn und auf Erpreſſung in ſeiner eigenen Heerde angewieſen. Der Metropolit beſteuert außer ſeinem eigenen Sprengel noch die Suffraganbiſchöfe, die dann ihrerſeits den geiſtlichen Bedarf auf die Dörfer und die Gemeinden ihrer Diöceſe legen. Der von Hieriſſos hat leider nur zwölf, durch die Inſurrection von 1821 zu Grunde gerichtete Ortſchaften des Erzdiſtriktes oder die ſogenannten Mademochoria (vom türkiſchen Maden, „das Bergwerk"), als Feld zur Betriebſamkeit, daher geringes Einkommen und üble

Laune, aber, wie der Mundschenk meinte, desto größere Hoffnung auf eine bessere Eparchie.

Von Larégovi nach Hierisso, der vierten Abendstation, reitet man ungefähr in neun Stunden, man mag links über die Erzgruben von Nisvoro oder rechts, wie wir, über das liebliche Walddorf Ravanikia gehen. Beide Wege sind voll romantischer Scenen und prachtvoller Fernsichten, besonders wenn der Wanderer aus dem Laubtheater von Longomat über Steilseiten und Arbutusgebüsch die letzte Höhe erklimmt und wie durch einen Zauberschlag vor sich den Athos, links und rechts das Meer, die blauen Golfe von Siggia und Stellaria, die Insel Thasos und den Gebirgschersones von Longos mitten in der Fluth, und tief unten zu seinen Füßen auf der schmalen Erdzunge des zwischen dem Hochland Chalkidike und dem Hagion-Oros weit aufgerissenen Spaltes das Städtchen Hierissos, das alte Akanthos, die zerstörte Akropolis und den einsamen Steinthurm im Felde mit einem Blicke überschaut. Ich frage die beiden Herren Urquhart und Zachariä, ob sie nicht heute noch mit Entzücken an den großen Kastanienwald von Ravanikia und seine kolossalen Stämme, an die Brunnen und die rauschenden Wasserbäche, an die Platanen, Haselstauden, Eichenbüsche und Waldschatten dieses lieblichen Revieres denken? Welche unsichtbare Hand schirmt etwa dieses Laubparadies vor der Zerstörungshand der Industrie?

Kann denn Natur überall nur als Einöde in voller Majestät ihre Kraft entfalten? Vielleicht dieselbe Waldpracht hat einst die Höhenzüge um Saloniki, den kahlen Bergkranz um die weite Binnenebene Thessaliens, besonders aber den jetzo melancholisch-öde über Athen hereinblickenden Hymettus, und zum Theil den ausgedorrten Boden Attika's selbst bedeckt! Zündet auf Athos die Wälder an und fället die Urwald-Riesen von Ravanikia, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach versiegen, wird der Mastirbusch verdorren, und ihr habt die Künste unserer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des seligsten Entzückens mit Axt und Feuerbrand säcularisirt. Verwitterte, abgenutzte Seelen des Occidents, nach Kolchis, nach Athos eilet, den Duft ewig grüner Laubholzwälder athmet ein, wenn ihr noch der Erhebung fähig seyd! Hier nahm Medea den Zaubertrank, der Jolkos und Korinth zu frischer Energie erweckte. Ohne Wald ist für Menschen keine Lust, und selbst die Götter schlugen ihren liebsten Sitz in dunkeln Wäldern auf,

..... habitarunt Di quoque silvas.

Ach wem ist die Kraft des Wortes verliehen, um die weinlaubbekränzten Ahornwälder in Kolchis und die Kastanienpracht am Thore des Hagion-Oros vor Hunger und mörderischem Stahl abendländischer Verfeinerung zu schirmen! Ich weiß es, ein Baumtribun und Waldbeschirmer prediget Widerstand gegen

die Mechanik des Jahrhunderts und gegen das Glückseligkeitsapostolat unserer Zeit. Aber Waldeinsamkeit macht stolze Seelen und gibt kühne Gedanken, dem verzagten Säkulum zum Trotz. Mitten in der Laubstille — die Scene ist nicht vergessen — saßen wir unter hellgrünem Gebüsch dicht am Bach beim frugalen Mahle. Thier und Wanderer genossen der Mittagsruhe und im Gefühl der Waldunabhängigkeit lachte ich beinahe laut beim Gedanken, wie oft der Mensch im Occident aus Unkunde wahren Glückes nach Phantomen hascht und wie oft er feige um kindischen Flitter, um thörichten Lohn, Ehre, Gut und Zufriedenheit verkauft. Die Sonne war schon unter dem Horizont, und zufrieden mit dem Tagwerk und den Gedanken traten wir ins Einkehrhaus von Hierisso.

Der Ort, zu Belons Zeiten (1547) von größerm Belang und mit Festungswerken gegen die Angriffe der Piraten verwahrt, hat jetzt kaum vierzig bewohnte Steinhäuser am Abhang des Uferhügels. Der Rest sammt der Akropolis ist Ruine. Doch vergeht kein Tag ohne fremde Gäste, weil Alles was nach Athos zieht oder von dannen kehrt in Hierisso die Nacht verbringt. Wir fanden hier Getreide-Silo wie in Nubien, große Armuth, aber noch größere Geduld. Viele Familien, unvermögend eine Wohnung mit Mauerwerk, Fensterladen, Thürpfosten und Bedachung aufzurichten, flechten außerhalb des Fleckens neben ihrer Spanne Ackerland Hürden aus Weidenbusch.

Die dem Süden zugekehrte Seite iſt mit aufgeſchichteten Strohbündeln zum Aus- und Eingang halb verdeckt, ärmlicher als die Nigritier und ſchutzloſer gegen den Winterſturm als einſt die Einſiedler auf Hagion-Oros vor der Reform des Athanaſius. Was denken etwa dieſe Hürdenleute, wenn ſie feiſte Mönche und wohlgekleidete Franken hochmüthig an ihrem Weidendach vorüberreiten ſehen? Und doch ſprechen ſie Niemanden um Almoſen an und hört man nichts von gewaltthätigen Handlungen in der Nachbarſchaft. Für ſolche Noth muß jedoch die Zeit von einer Ernte zur andern eine doppelt lange ſeyn!

Reis, Butter, Fiſche, Eier, Limonien, Oel und Brod und neuen Wein gab uns der Wirth; aber eine Henne war nicht ohne Mühe im Orte aufzubringen. Wir waren ja am Thore des großen Büßerinſtitutes von Byzanz und wollten uns noch einmal kräftiges Labſal bereiten vor der nahen Pönitentenkoſt. Bis Chilantari, dem erſten Kloſter, waren es freilich nur ſechs Stunden, aber zwölf bis Karyäs, was in dieſer Jahreszeit (23. Oktober) und auf ſolchen Wegen in einem Tage nicht zurückzulegen iſt. Kaum graute der Morgen, ſo ritten wir ſchon zum letzten Tagwerk den Hügel von Hieriſſo hinauf und erblickten wieder die hohe, waldige, rauhe Bergwand, das Athosportal in ſtarrer Majeſtät vor uns. Niemand könnte die Herrlichkeiten errathen, die hinter dieſer finſtern Hülle verborgen ſind.

Daß die Erdzunge zwischen den Ausläufern des macedonischen Küstengebirges und dem Hagion-Oros kaum eine halbe Stunde breit und in gerader Richtung nicht länger als fünf Viertelstunden im Schritte ist, hat man oft genug erzählt. Ebenso bekannt ist Herodots Erzählung von einem Durchstich oder Kanal, den Xerres vor seinem Zuge wider Griechenland von Golf zu Golf auf der niedrigsten Einsenkung des Isthmus graben ließ, breit und tief, daß zwei Triremen neben einander schiffen konnten. In Europa sind aber die Gelehrten noch im Streit, ob uns Herodot eine Thatsache oder eine Fabel erzählt. Als Hauptargument wider die Thatsache gilt die Schwierigkeit des Unternehmens und ein Vers aus Juvenal:

creditur olim
Velificatus Athos et quidquid Graecia mendax
Audet in historia....

Juvenal schrieb Satyren, und im Orient, wenn es nur Geißelhiebe und Menschen kostet, gibt es keine Schwierigkeiten. Es arbeiteten ja 12,000 Mann sammt den Athosbewohnern nationenweise und in regelmäßigem Wechsel drei volle Jahre unter der Peitsche persischer Aufseher im Geschwindschritt, wie jetzt die Nil-Fellah unter Mohammed-Ali's mildem Regiment jährlich die verschlammten Kanäle räumen oder neue graben zu Mehrung der eigenen Noth. Das Bild beim jonischen Erzähler ist wunderschön: man sieht wie sie schaufeln und keuchen

und in Reihen über einander gestellt sich die Erde entgegenwerfen, bis sie aus der Tiefe an den Rand gelangt.[1] Für Alles war bei der Arbeit gesorgt, für Markt, für Nahrung und für Geißelhiebe. Das Lager mit der Ersatzmannschaft stand am Eingange des Hellesponts, und zahlreiche Schiffe unterhielten beständige Verbindung mit der arbeitenden Abtheilung am Isthmus. Auch geologisch, so viel ist durch competente Richter nachgewiesen, läßt sich gegen die Sache nichts einwenden, und Thucydides, der fast ein ganzes Menschenalter in der Nähe wohnte, redet vom Athosdurchstich wie von einem Ding, dessen Bestand Jedermann kenne. „Ach dieser Thucydides!" „Was weiß etwa dieser Thucydides?" sagten sie neulich in Athen, und wie es scheint sagen Viele auch in Deutschland so.

Der grüne, stellenweise mit Schilf bewachsene Streif, der sich auf der niedrigsten Stelle des mattgelben Isthmusgrundes quer von einem Ufer zum andern zieht, heißt bei den Umwohnern heute noch Problaka. Problaka ist aber kein griechisches Wort und deutet ohne Zweifel auf das Verbum Probiati, das im Slavendialekt Illyricums „durchstechen" bedeutet. Wahrscheinlich sah man zur Zeit der Colonisirung Macedoniens durch slavische Völker noch deutlichere Spuren des persischen Grabens als zu unserer Frist. Bei uns — das sehe ich voraus —

[1] Herodot. VII, cap. 21—24.

wird man das slavische Problaka nicht überall gelten lassen, und ich selbst — wäre es mir darum zu thun — würde in einem scharfen Syllogismus zu Jedermanns Erbauung etwa wie folgt das Gegentheil beweisen: „Wo ein Kanal gegraben wird, da sieht man auch einen Kanal. Ἄρα γε, hätte Xerres auf der Athoszunge wirklich einen Kanal gegraben, so würde man auf der Athoszunge auch wirklich einen Kanal erblicken. Nun aber erblickt man auf der Athoszunge keinen Kanal, Ergo hat Xerres auf der Athoszunge keinen Kanal gegraben, Ergo sind keine Slaven über die Donau gekommen, Ergo ist Problaka griechisch, Ergo kann man in Griechenland aus Papierkanonen feuern und aus leeren Taschen Sold bezahlen, Ergo sind in Kukuruz Giganten, Ergo gebt mir eine Decoration, Ergo, Ergo ...." Gestehen Sie doch, daß diese Conclusionen bündig sind![1]

Bei unserm Ritt über den Isthmus aber waren Tag und Gemüth nicht sonderlich für gelehrte Forschung und scharfes Argument geeignet: am Himmel trieb Gewölke graulich kühl, vom Hellespont blies es herbstlich auf die Problaka herüber und wir zogen schweigend den steilgewundenen Pfad der ersten Bergwand hinauf, durch Waldöde, an ausgebrannten Schluchten, versiegten Brunnen und furchtbaren Steilgründen vorbei, über Hügel, wilden Rosmarin und

[1] Kukuruz ist ein Dorf in Arkadien.

steiniges Geklüfte zum Platanenbach hinab, wo für den müden Pilger auf einsamem Rasengrund, von Buschwerk und dichtbewachsenem Steingewinde umschlossen, mitten im Gehölze und ferne von aller menschlichen Hülfe, Tränke und Rast bereitet sind. Die Gegend heißt Callitza, das Wasser selbst aber Protoneró.

Obgleich von Unsicherheit des Waldes nichts verlautete, peinigte uns doch die Erinnerung an die Vergangenheit; und wenn auch nicht sonderlich furchtsam, schielten wir mit dem Brod in der Hand zu Zeiten doch etwas seitwärts, ob nicht Flintenläufe und schwarze Palikarenaugen irgendwo aus dem laubichten Busche blitzen. Denn eben auf dieser Stelle bestand zehn Jahre früher der Engländer Urquhart sein bedenkliches Abenteuer mit den Hagion-Oros-Klephten. Die Räuber standen im Dickicht neben dem Brunnen und hatten schon ihre Gewehre angeschlagen, wie er eben aus derselben Quelle trank, an der wir unser Hierissomahl verzehrten. Bei diesem Wasser beginnt das eigentliche Mönchsrevier und der dem Weib verpönte, durch eine zweite, dicht und parallel hinter der ersten laufende Gebirgswand von der Welt und ihren Sorgen getrennte Grund, „Megali-Vigla" oder die Große-Warte genannt. Wie eine plattgedrückte, stumpfwinklichte Pyramide streicht die Große-Warte und ihr dunkler Pinienwald von einem Strand zum andern der ganzen Breite nach

über den Chersones und endet auf der Seite des nordöstlichen Passes als schmaler, weit über die Grundfläche des heiligen Waldes in die Brandung hinausgreifender Felsendamm im Promontorium Platy.

Kaum ist man durch unwegsames Steingewirre hinter den dunkeln Pinienvorhang gedrungen, ändert sich plötzlich die Scene: man tritt unvermuthet mitten in die immergrüne Buschregion der heiligen Oase; die Lüfte fächeln milder, und ein breit ausgekerbtes Flachthal, von besonders prachtvollen Platanen beschattet, ladet unwillkürlich zur Niederlassung ein. Rechts aus einer Vertiefung, weniger als eine Stunde vom Strand, blickt mitten aus Wald und langwipflichten Cypressen das Mauerwerk und der Glockenthurm der großen Slavenabtei Chilantari hervor. Es war noch früher Nachmittag und wir zogen durch die üppig bewachsene Hügellandschaft in der Richtung gegen Vatopädi fort, erreichten aber erst nach Sonnenuntergang und bei schon einbrechendem Dunkel den gewölbten Thorweg und die gastlichen Hallen dieses schön gemauerten und großartigen Mönchskastelles. Hölzerne Kreuze, hie und da auf Felsenvorsprüngen und Scheidewegen mitten im Walde aufgestellt, verkündeten uns deutlich, hier sey einmal wieder christliches Land, ein noch unentheiligtes Ueberbleibsel des alten Byzantium. Vielleicht lächelt man mitleidig über die gläubige Empfindsamkeit; aber ich gestehe ungescheut die Schwäche, das Auge belebte

ſich beim Anblick dieſer Wahrzeichen des Heiles und das Blut ging raſcher, ich dachte an die Heimath, an die romantiſchen Waldſcenen am Eiſak in Tirol, an die Rebgelände und Kaſtaniengruppen ſeiner entzückenden Mittelberge; an euch dachte ich, Schalbersthal, rauſchender Forellenbach, tiefe Waldöde, ſommerliche Lüfte und ziehendes Gewölke — Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit; an dich, hölzernes Wetterkreuz im Birkenlaub, an dem der Knabe ſcheu und andächtig ſo oft vorüberging. Sitz der Wonne und der Luſt, wie könnte ich deiner je vergeſſen! Nach einem Lebenscyklus voll Gram und wechſelvoller Geſchicke begegne ich dir unerwartet wieder in unbeſuchter Stille byzantiniſcher Wälder und grüße dich mit leidenſchaftlicher Gluth, Sinnbild der Selbſtüberwindung, Labarum, das die Cäſaren vom goldenen Sitz geſtoßen und den ſtolzen Dünkel der Philoſophen erniedrigt hat! In dieſem Augenblick begriff und pries ich das zornige Gemüth, mit dem man ſich einſt in der Heimath — das Feuerrohr in der Hand — wider die frevelhaften Schänder des Heiligthums erhob. Eben weil ich ſo lange und ſo vielfach Zeuge war, wie der Islam in ſeiner Unmacht noch ſtolz die Kreuzesfahne verhöhnt und ihre Bekenner verachtet, ergriff es mich beim Anblick der verwitterten Balken im grünen Buſchwald des Hagion-Oros weit lebendiger als mitten im chriſtlichen Lande, wo der Beſitz nachläſſig, und unbeſtrittener Sieg vergeßlich

macht. Für den Fremdling ist der Orient eine reiche Quelle von Gemüthserschütterungen, die freilich einem Diplomaten nicht gestattet sind. Vielen Menschen aber gewährt zorniges Aufwallen und leidenschaftliches Empfinden mehr innere Zufriedenheit und süßeren Genuß als das frostige Gesicht und die imperturbable Ruhe des Scythen B... ff.

Wir gingen diesen Abend nicht auf dem Hochweg des Bergkammes, von dem ich im ersten Bericht erzählte, sondern tiefer unten, am schönen, in einem Küsteneinschnitt kaum drei Viertelstunden von Chilantari lieblich gelegenen Kloster Esfigmenu vorbei, über die Quergerippe, Parallelthäler und Schluchten der Seitenhalde, und erblickten von einem hohen dichtbebuschten Strandvorsprunge, der die halbcirkelförmige Waldbucht nördlich schloß, weit und tief unter uns, sanft auf einer Neigung des riesigen Laubwaldtheaters gebaut, in seiner Außengestalt der „Mauerkrone der Göttin Cybele" vergleichbar, das Kloster Vatopädi, als eben die Sonne hinter die Bergscheide sank und der letzte Strahl auf die Zinnen des obern Thurmes fiel. Nach neunstündigem Ritt über unwegsames Gebirge, und auf die leidenschaftlichen Aufregungen und Eindrücke des Tages war Ruhe das erste Bedürfniß. Und wir schliefen nach einem mäßigen, in Gesellschaft des Reise-Archimandriten und des Fremdenempfängers verzehrten Abendessen aus gesalzenen Fischen, Reis und Vegetabilien,

bestens versorgt und mit Gemächlichkeit auf den Divanen des Fremdensaales hingestreckt den gesunden Schlaf.

Hagion-Oros-Kost gibt leichtes Blut und hellen Sinn. Mit dem anbrechenden Morgen begann aber auch schon Sorge und Gemüthsunruhe über möglichst zweckmäßige und möglichst wohlfeile Einrichtung des Gesammtklosterbesuchs am heiligen Berg. Noch hatte ich keinen Begriff, was eine Athosbibliothek eigentlich sey und zu welchen Erwartungen Anordnung und innerer Gehalt dieser im Occident vielbesprochenen Institute berechtigen könne. Zwar hatte ich Zachariä's neuesten, mit Sorgfalt und Talent geschriebenen Bericht zur Hand; allein der Späterkommende meint immer klüger als der Vorgänger zu seyn, und durch Schärfe oder Glück begünstigt, vielleicht zu entdecken, was dem andern verborgen blieb. Auf die Phantasie verlorne Klassiker aufzufinden, hatte ich freilich voraus verzichtet, und dafür mein Ziel auf bessere Kunde des byzantinischen Zeitalters gestellt. Von den Strandklöstern war es daher vorzugsweise auf Vatopädi, Iwiron, Laura und besonders auf Sankt-Dionys; von den Waldconventen aber nur auf Karyäs und Chilantari abgesehen. Zugleich erschien es ökonomisch merklich vortheilhafter, die Operationen auf der Stelle in Vatopädi selbst zu beginnen, um mit der Mühe eines zweiten Besuches auch der Last eines zweiten Ehrengeschenkes an die

frommen Väter zu entkommen. Ungesäumt wurden die bis Karyäs gedungenen Maulthiertreiber bezahlt und abgedankt und die Vorstände des Klosters nach eingenommenem Morgenimbiß um Audienz ersucht. Man weiß bereits was ein „Monastirion idiorrhythmon", ein freies, republikanisch verwaltetes Athoskloster ist, und Vatopädi gehört in diese Klasse.

Im Sommerdivan gegen die See gekehrt, saßen die vier Großbeamten der heiligen Gemeinde zum Empfang des Fremden aus Occident. Nach Austausch und Leistung der gewöhnlichen Artigkeiten morgenländischer Besuche ging ich gleich zur Sache, und erklärte den Vorständen ohne langes Präambulum: ich hätte ein Buch über das orthodoxe Imperium von Trapezunt geschrieben, und sey jetzt auf einer Reise im Orient begriffen um durch Auffindung neuer Thatsachen und unbekannter Schriften das Buch in seiner Ausführung zu verschönern und zu Ehr' und Preis seinen Werth im Urtheile der Landsleute noch höher zu stellen. Ich vergaß nicht beizufügen, daß ich sogar wie ein zweiter Jason in das entlegene Kolchis und in die wohlverwahrte Stadt Trabesonda gezogen, ein Jahr zu Konstantinopel geblieben und zum Schluß in der doppelten Absicht, um in den Handschriften seiner gepriesenen Heiligthümer neue Argumente für das benannte Thema zu suchen, in den Tugenden der frommen Väter aber Erbauung und kräftiges Exempel für eigene Vollkommenheit zu schöpfen,

auf den Hagion-Oros gekommen sey, und für beides in Vatopädi den Anfang zu machen gedenke. Zugleich überreichte ich die Empfehlungsschreiben aus Stambul und Saloniki, damit sie Inhalt und Zweck meiner Bitte amtlich erfahren und das Nöthige verfügen möchten.

Was die Tugenden betreffe, erwiederte der Vorsteher, sey ich allerdings auf den rechten Platz gekommen; denn nirgend werde das Fastengebot mit solcher Strenge gehalten, Gottesdienst und Gebet so andauernd und eifrig gepflogen, weltliche Zerstreuung mit solcher Schärfe und Gewissenhaftigkeit vermieden und das Leben überhaupt mit solcher Hingebung und Selbstverläugnung nach den Vorschriften der orthodoxen Concilien eingerichtet wie in den Gesammtklöstern auf Hagion-Oros. Das sey aber auch ihr Ruhm und die unerschütterliche Grundlage ihres Kredites, von dem sie wohl wüßten, daß er sich nicht blos auf die Länder *ihres* Glaubens beschränke, sondern auch in das Abendland gedrungen sey. Wenn ich aber glaube in Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei ihnen etwas zu gewinnen, sey ich zu ihrem großen Herzeleid irrthümlich berichtet: sie alle seyen Ignoranten, und Unwissenheit (ἀμαθία) sey allgemeine Sitte des heiligen Berges, weil Gott am letzten Gerichtstage den Menschen nicht frage was er gelernt, sondern wie er gehandelt habe. Von einem Imperium Trapezunt hätten sie niemals gehört und wüßten auch nicht

ob in ihrer Bücherkammer etwas derart zu finden sey; jedenfalls wäre mein Suchen vergeblich (*μάτην πονεῖς*), wenn ich nicht bestimmt und mit Namen das Buch bezeichnen könnte, wo von Trapezunt gehandelt werde. Uebrigens sey ich herzlich willkommen, Alles stehe mir offen, und ich möge bei ihnen nur bleiben, so lange es mir gefalle. Nur sey es üblich, daß sich Fremde vor allen weitern Schritten beim Regierungsausschuß in Karyäs melden und dann erst, mit dem Circulare in der Hand, ihre speziellen Zwecke von Convent zu Convent verfolgen.

Eine Stunde nach dieser Unterredung ritten wir durch das hohe Portal von Vatopädi hinaus. Karyäs ist kaum drei Stunden entfernt und liegt in einem Hochthal unterhalb des Bergkammes, 2000 Fuß über dem Meere.[1] Schon wenige hundert Schritte vom Kloster erhebt sich der Pfad steil über den Strand und zieht in malerischen Wendungen durch dichtverwachsene immergrüne Buschregion zum Hochwald hinauf. Reichthum, Lebenskraft und Fülle des Pflanzenwuchses, wie man sie hier erblickt, müssen auch den weniger Unterrichteten mit Bewunderung erfüllen. Das Gesträuch, bis fünfzehn Fuß hoch, wäre undurchdringlich, hätte man nicht die Pfade künstlich ausgeschnitten. Myrten und Schattenblumen füllen alle Räume, und die Lianen ranken in so üppigem Triebe,

[1] Grisebach Reise durch Rumelien, 1841.

daß ſie an vielen Orten, beſonders bei den Waſſerfällen der erſten Einſenkung, gleichſam ein Laubdach über den Kopf des Wanderers bilden, der voll Erſtaunen an den Einſiedeleien und zaubervollen Scenen dieſer unbekannten Zone vorüberzieht, bis der von üppigen Kräutern und Farngebüſche düſter durchwachſene Hochwald mit rieſigen Wallnuß- und Kaſtanienbäumen, Steineichen und Cypreſſen in der Umgegend von Karyäs die Seele mit neuem Entzücken erfüllt.

Um die Waldluſt dieſes unvergänglichen Para dieſes ganz zu ſchlürfen, ſollte man warmes Blut, Gemüth und Wiſſenſchaft wie Griſebach beſitzen. Das Städtchen ſelbſt mit ſeinen hundert Steinhäuſern, ſeinen zwanzig Kapellen und ſeiner Kloſterkirche und ihrem ſtumpfen Glockenthurm — ein immer friſches Garten- und Guirlandengehege — lehnt ſich an die quellenreiche Steilſeite des Laubwaldes, und hat ſeinen Namen ohne Zweifel von den jetzt ſeltenen Wallnußbäumen oder von den Haſelnußſtauden erhalten, die heute noch überall in den Gärten, zwiſchen den iſolirten Wohnhäuſern, insbeſondere jenſeits des kleinen Sturzbaches üppig aus dem Boden wuchern.[1] Man führte uns zu einem der vorſitzenden Prälaten, der

[1] Auf dem Hagion-Oros hört man Καραὶς und Καρναὶς ſprechen; erſteres gewiß nur träge Verkürzung des zweiten, der Accent aber in beiden barbariſch, da man im Helleniſchen Κάρα und Καρύα lieſt. Von den Köpfen (κάρα) der im 13. Jahrhundert durch Michael Paläologus angeblich

zufällig aus Vatopädi war und ein schönes Gartenhaus mit allerlei außergewöhnlichen Bequemlichkeiten bewohnte. Se. Heiligkeit saß am Divan neben der Kasse und strickte wollene Socken. Wie vor dem Gemeinderath in Vatopädi erklärte ich auch hier mein Anliegen, und wir verständigten uns schnell; denn polirt und gewandt sind die Athosmönche alle, wenn sie auch nur Strümpfe stricken, Litaneien singen und Ignoranten sind. Ein Verwandter des Prälaten, ein Empiricus aus Cumerdschina in Thracien, nahm Antheil am Gespräch und erzählte vom jungen Zachariä aus Heidelberg, vom Bodenreichthum des thracischen Landes, von Mohammed-Ali und von der Medicin, mit der in Cumerdschina nicht viel, aber bei den Mönchen auf Hagion-Oros gar nichts zu verdienen sey.

Fremde werden beim Mangel einer Einkehr gewöhnlich im Sitzungsgebäude selbst, und zwar neben der Wachtstube der Hagion-Oros-Miliz untergebracht; zu meinen Gunsten aber machte der freundliche Epitrop eine Ausnahme und verschaffte mir im Hause des Deputirten vom Kloster Philotheos selbst eine Unterkunft. Während man das Zimmer zurecht machte, begleiteten sie mich beide zum türkischen Polizeivorstand, einem bejahrten Bostandschi aus Konstantinopel,

getödteten Mönche kann der Name nicht gekommen seyn, weil er schon in den Goldbullen des 10. Jahrhunderts zu lesen ist.

der natürlich weder lesen noch schreiben konnte und die Geschäfte durch einen unbärtigen Kurdensklaven aus Schereſor in Assyrien besorgen ließ. Nach türkischem Brauch ward der Ferman laut abgelesen und der Inhalt zugleich als Material des Gesprächs ausgebeutet. Wir machten es kurz, weil der alte Aga nicht sonderlich ideenreich war und überdies eben der Fastenramasan begonnen hatte, wo ein frommer Musulman erst nach Untergang der Sonne heiter und gesprächig wird.

„Was es in Stambul Neues gebe, ob es im Lande der Nemtschè theuer oder wohlfeil zu leben sey, und ob der Kral des Landes viele Soldaten und Kanonen habe," war der ganze Commentar zum vorgelesenen Aktenstück. Sie begreifen wohl, daß ich hier nichts von Gelehrsamkeit und alten Pergamenten erzählte; die prätentiöse und doch nichtssagende Phrase „Dunjái gesérim Saltanát istchün," „ich bereise die Welt aus Liebe zur Pracht," war dem Bostandschi polizeilich hinreichender Grund meiner Erscheinung auf Hagion-Oros. Vater Beſſarion, der Hausherr, konnte zwar lesen und schreiben, war aber ein Feind der Orthographie wie aller gefährlichen Neuerung. Statt *τὴν ἰδιοποιῶ* schreibt der gute Philotheït *τὶν ειδιόπιο*, was ihn aber nicht hindert gastlich gegen Fremde und eifrig im Gebet zu seyn. Dagegen besuchte mich, während der Diener das Essen bereitete, der Geheimschreiber der Regierungsjunta, ein junger und

wohlgeschulter Chilantarimönch aus Skopelo in Hellas gebürtig. Als Kaïri's Discipel war er voll neuer Ideen und hatte auch die verbesserten Lehranstalten in Athen besucht. Maurocordatos war ihm zwar *Ὄργανον πάσης κακίας τῇ Ἑλλάδι*, „Werkzeug alles Unheils für Griechenland"; allein statt St. Basilius und St. Pachomius liest der Geheimschreiber die Werke des Isokrates und Demosthenes und schreibt das Hellenische mit Leichtigkeit und Eleganz.

Ob das Alte und das Neue nicht etwa auch auf dem heil. Chersones früher oder später mit einander in Conflikt geräth? Oder mit andern Worten: wird der abendländische Trieb nach Wissenschaft, Fortschritt und Erkenntniß nicht auch einmal verwüstend und auflösend in die stille Zone des Hagion-Oros dringen? Wird die anatolische Kirche auch ihre Encyklopädisten und ihre Hegel'sche Philosophie zu überstehen haben? Die Antwort hängt vom Gang der Dinge in Hellas und von noch etwas ab, das man wohl mit einem Chilantarimönch im Gartenhaus zu Karyäs, aber nicht so leicht mitten in Deutschland vor dem großen Publikum besprechen kann. Einiges Unkraut meinte ich hie und da in der überreichen Vegetation zwischen dem markigen Blatt des Lorbeerbaums und der „brennend gelben Blume des Hypericumstrauchs" schon jetzt bemerkt zu haben; doch hat es noch lange hin bis sich die Auftritte des zehnten und eilften Jahrhunderts im neueren Sinn wiedergebären könnten.

Inzwiſchen war die Sonne untergegangen und die Zeit zur Abendkoſt gekommen. Man trug eine geſottene Henne auf, die der freundliche Sockenprälat als Xenium geſchickt; Reis, Butter, Wein, Brod, Eier, Kaviar, Fiſche und getrocknete Früchte hatte der Bazar geliefert, und ſo endete voll Zufriedenheit und guter Laune der erſte Tag in der Hauptſtadt des heiligen Municipiums.

Von der übermäßigen und nutzloſen Strenge der Mönchsregel in Sachen der Diät wird am Regierungsſitz zum Troſt menſchlicher Schwäche etwas weniges nachgelaſſen. Selbſt Vater Beſſarion, der Rigoriſt, hatte an Nichtfaſttagen ein Ragout aus Ziegenfleiſch, und mein Beſchützer, der ſockenſtrickende Prälat, unterhielt — wohlverſtanden nur für ungewöhnliche und vom Arzt vermerkte Fälle — eine Hennenkolonie mit Zubehör im verborgenſten Winkel des Hofs und mit Auferlegung ſtrenger Klauſur, um die Bewohnerſchaft des heiligen Städtchens ja nicht in der Andacht zu ſtören und durch ſinnliche Eindrücke vom Weg des Heiles abzulenken. Der Boſtandſchi mit ſeinem Haushalt ißt gar Hammelfleiſch, ſo wie auch die Municipalmilizen, obgleich Chriſten, was Diät betrifft, auch nicht immer nach gleichem Grad der Vollkommenheit ſtreben wie die weltüberwindenden Kalógeri.[1] Wenn man regieren ſoll,

[1] Kalógeros (καλόγηρος und καλόγερος, ſpr. Kalójeros d. i. der gute Alte) iſt gemeines Appellativ für Mönch in allen Gegenden des byzantiniſchen Reiches.

meinen die Väter in Karyäs, ist es an der Ehre allein nicht immer schon genug; man will und muß zu Zeiten auch kräftiger essen und in Christo fröhlich seyn.

Des andern Morgens führte mich Vater Bessarion in den Sitzungssaal, um die Papiere zu überreichen und das übliche Examen auszuhalten. Ich meinte nur vor dem engern Ausschuß, den vier Direktoren der Junta, zu erscheinen, fand aber das ganze Kollegium in feierlichem Senat versammelt. Auf drei Seiten eines länglichten Vierecks saßen in morgenländischer Weise auf breitem Divan 25 ehrwürdige Gestalten mit wallenden Bärten und weiten dunkeln Gewändern, schweigend und unbeweglich, wie der Senat des Cyneas. Der Anblick hatte etwas Feierliches und Ehrfurchterregendes. Auf der offenen Seite des Vierecks, aber eine Stufe tiefer, saß am Tische der Geheimschreiber aus Chilantari, mit dem ich Abends vorher die lange Unterredung hatte. Mein Platz war auf der Schmalseite neben den Vorständen, und nicht ohne Verlegenheit blickte ich auf die lange Doppelzeile schwarzer Mönche, und die großen Augen und die asiatische Melancholie der ausdrucksvollen, scharfgezeichneten, sonnengebräunten Südgesichter machten mich im ersten Andrang über den Erfolg meines zu stellenden Antrages selbst besorgt.

Ich fühlte Beklemmung und so etwas von disciplinirter Verzagtheit ungeübter Schattensitzer. Allein Kaffee und Süßigkeiten, die im Orient bei keiner

Gelegenheit fehlen, gaben Zeit und Gemüthsruhe, und einige Incidenzfragen meines nebenan sitzenden Beschützers brachten mich vollends in Gang. Ich erklärte der heiligen Versammlung ungefähr in denselben Worten, aber etwas umständlicher als in Vatopädi den Zweck meiner Athostour, legte die Empfehlungsschreiben des ökumenischen Patriarchen, des Wesiers von Saloniki und ihrer eigenen Residenten aus Konstantinopel vor, vergaß auch nicht anzurühmen, daß ich das Glück hatte in Folge langer Pilgerfahrten zum heiligen Grabe, nach Cypern und nach Kolchis, die drei von Sanct Lukas eigenhändig gemalten und in der anatolischen Kirche allein erhaltenen Originalbilder der Panagia von Megaspiläon in Morea, vom Kloster Kykky auf Cypern und vom Melasberge bei Trapezunt zu sehen. Ich erzählte ihnen wie einst Alexius der Großcomnen und Imperator, laut der noch aufbewahrten Goldbulle, eines der schönsten und gesegnetsten Convente des vielberühmten Athos mit kaiserlicher Munificenz gegründet habe, und ich vor Begierde brenne dieses Denkmal fürstlicher Frömmigkeit zu Nutzen und Ehren der heiligen Gemeinde näher zu betrachten und Alles zu erforschen, was sich etwa an Nachrichten über jenen letzten Staat orthodoxer Autokraten in den zahlreichen Sammlungen des Hagion-Oros finden sollte. In der (grundlosen) Besorgniß die Mönche möchten wie auf Sumelas ihre üblichen Tücken auch hier gegen

mich wenden und die Existenz der Goldbulle gar abläugnen oder das Vorzeigen unter dem Prätext verweigern, daß von den beiden Archivschlüsseln der eine im Patriarchat zu Konstantinopel liege, bat ich zum Schluß um eine spezielle Empfehlung an ihre heiligen Brüder in Sanct Dionys, wo ich für meine Zwecke am längsten zu verweilen hätte.

Der Vorsitzende des Tages antwortete in wohlwollenden Ausdrücken, las die Empfehlungsschreiben des Patriarchen und der Athos-Epitropen laut in der Versammlung vor und versicherte, sie hätten die Absicht meiner Ankunft in ihrer Gemeinde vollkommen begriffen; es kämen ja ungefähr in gleichem Sinne öfter Fremde aus dem Abendland, und spezieller Empfehlung bedürfe es bei dem liebevollen Geist ihrer Brüder in Sanct Dionys durchaus nicht; ein Cirkular in herkömmlicher Form von ihrer Seite ausgestellt sey alles was ich nöthig habe, und dieses werde auch der Grammatikos ungesäumt und unter ihren Augen selbst in Ordnung bringen. Wo immer auf dem Hagion-Oros ich mit diesem Papier erscheine, werde ich brüderlich auf- und angenommen seyn.

Dann erst wurde die Unterhaltung allgemeiner; jeder fragte was ihm besonders im Sinne lag: der eine über Bayern, seine Größe, seine Macht und seine Bedeutung; der andere über Deutschland und seine Bewohner überhaupt; der dritte gar über China, wo eben der Opiumkrieg begonnen hatte. Jeru-

ſalem, Athen, das Bild von Megaſpiläon, Miſiri (Aegypten), Hr. Mynas, ein gelehrter Grä-ciſt aus Paris (zu derſelben Zeit in Auftrag ſeiner Regierung auf Hagion-Oros) und St. Anonymus, der neu aufgefundene Heilige von Vatopädi, kamen nach der Reihe ins Spiel. Manche ehrwürdige Mönchs-geſtalt that kindiſche Fragen und mancher Augenglanz erloſch bei geöffnetem Munde; aber auch Allianzen der Sympathie und Intelligenz mit zwei Deputirten (Senatoren), die ich ſpäter oft beſuchte, wurden in dieſem allgemeinen Wettkampf mönchiſcher Neugierde und Redeſucht geſchloſſen.

Etwas Welt- und Länderkunde iſt bei ſolchen Gelegenheiten das fruchtbarſte und befriedigendſte Thema und der wirkſamſte Talisman angenehm zu ſeyn. Inzwiſchen war auch das Umlaufſchreiben in beſter Form ausgefertigt und mit dem Sigill der heiligen Junta verſehen in meine Hand gelegt, wor-auf ich unter freundlichen Blicken und den beſten Wünſchen der Väter aus der Verſammlung ging. Der Vortheil ſich ohne Mittelsperſon verſtändlich zu machen und ſeine Intereſſen ſelbſt zu vertheidigen, iſt wenigſtens in meinen Umſtänden von größerem Belang als man gemeiniglich glaubt. „Seht, ſeht, hieß es, dieſer Deutſche hat zwar eine etwas ſchwere Zunge, aber er redet helleniſch und römiſch, daß man ihn verſteht, und er ſcheint auch zu wiſſen, was in der Welt paſſirt.“ Vater Beſſarion erzählte mir nachher

alles was seine Kollegen zu Ehre und Vortheil des abtretenden Fremdlings sagten. Denn aller Heiligkeit und Abtödtung zum Trotz hat das Bedürfniß der Kritik selbst die Athosmönche nicht verlassen.

Während die Väter in ungewöhnlich langer Sitzung die Geschäfte des Tages erledigten, besah ich Karyäs und seine wahrhaft reizende Umgebung ungestört. Kern des Orts ist die am Bergabhang sich krumm hinziehende Kaufstraße (*τὸ Βαζάρι*) und ihre drei oder vier kurzen Seitengäßchen, alles mit großen Kieseln roh gepflastert und ohne Zuthun der Bewohner durch die vom Berge herabsprudelnden Bäche reingehalten. In diesem Theil allein sind die Häuser städtisch aneinandergerückt und mit einer Doppelreihe niedriger Schoppen versehen, in welchen Krämer und Handwerker der gewöhnlichsten Ordnung, unbeweibte Weltleute oder Kalogeri ihr Geschäft betreiben. Da sieht man neben den Stoff- und Eßwaarenhändlern bärtige Mönche, die Schuhe machen, Kleider nähen, Eisen schmieden, Magazine mit heiligem Schnitzwerk aus Horn und Bux, Kirchenzierrathen, gemalten Bildern, Korallen, Farben und hölzernen Löffeln halten, und zur Erleichterung des Verkehrs auch kleinen Wechsel treiben. Einsiedler voll Kasteiung und Schmutz schleppen in weiten Haarsäcken ihr rohes Fabrikat zu Markt; Regierungsmitglieder sitzen an den Auslagen ihrer arbeitenden Brüder und heimgarten über den Gang der Berathungen, über schwebende

Prozesse; aber alles ohne Geräusch, ohne Zank, ohne Leidenschaft; in Karyäs ist Niemand zornig, redet Niemand laut, es ist wie im Mohn-Palast des Schlafes, man sieht, daß sie Hände und Lippen bewegen, hört aber ihre Stimme nicht, gebannte Geister, Schattenbilder ohne Nerv und Blut.

In Karyäs fehlt das Weib und mit ihm die Familie, die häusliche Sorge, die Eleganz der Sitte und des Putzes, die Elektricität der Lebensgeister, die Begierde und aller nachhaltige Trieb menschlicher Bestrebung. Außerhalb dieses festen Mittelpunktes sieht man in Gärten, unter Weinlaubguirlanden, Haselnuß- und Maulbeerpflanzungen, an Bächen und plätschernden Brunnen überall hin zerstreute Steingebäude mit Söller, Kapelle und Glocken bald in Gruppen, bald einzeln stehend, und jenseits dieser zweiten Region auf der ansteigenden Halde dicht hinter dem Bazar und der Klosterkirche eine dritte: aus Cypressen und Pinien hervorblickende Einsiedeleien, Wohnthürme mit helldunkeln Zimmern und gothischen Fensterbogen, Heiligthümer auf berauktem Felsen, Waldhütten und luftige Sommersitze; unterhalb des Städtchens aber, in einer Niederung kaum eine Viertelstunde entfernt, zwischen Gartenflor, Rasen, Wassersprudel und Laubschatten das kleine neugebaute Kloster Kutlumusi mit Bogengängen und weittönenden Glocken; das Ganze ein ineinanderrinnendes entzückendes Naturgemälde mit Kastaniengrün,

Buſchwerk, Schluchten und Hochwald in weitem Rahmen eingefaßt. — Bild der Glückſeligkeit und der ſüßen Schwärmerei! Warum bin ich wieder nach Europa zurückgegangen! Warum habe ich noch einmal die Seelenqual und die Winternebel Germaniens um deinen Frieden und deinen ewigen Frühling eingetauſcht!

Bis Sonnenuntergang ſchwärmte ich allein im Luſtrevier, und erſt des andern Tags ſpät ritten wir, Karyäs verlaſſend, quer durch das Dickicht des Waldabhanges zum Hochkamm hinauf und über die Schneide fort, ſanft anſteigend, wohl drei Stunden lang durch Baumdunkel bis nahe an den Ort, wo ſich die furchtbare Felswand der Athospyramide ſenkrecht aus der düſtern Schattenregion in die Lüfte ſchwingt. An vielen Stellen iſt die Bergſcheide nicht breiter als der Reitweg, und links und rechts fallen die waldigen Seitenflügel ohne Vorberg und Uebergang, wie der Athoskegel ſelbſt, unmittelbar vom höchſten Kamm zum Strand hinab. [1]

[1] Dr. Griſebach berechnet die Kammhöhe in dieſer Gegend auf 2500 Fuß über dem Meere und ſtimmt im Urtheil der Schönheit des „Durchblicks von der Höhe, wo das Litoralkloſter Philotheos den Hintergrund bildet", vollkommen mit dem Berichtgeber überein, wie er ſchon vorher die romantiſche Waldcascade im Baumdunkel ober Xeropotamo mit gleichem Entzücken ſchildert. Gefühle und Anſichten von einem ſo correkten und talentvollen Gelehrten getheilt und mit empfunden zu ſehen, rechne ich für eine große Ehre. Dr. Griſebach war im Junius 1839 auf dem

Vergeſſen Sie ja nicht, was ich früher von der Rieſenfülle und Lebenskraft des Pflanzenwuchſes dieſer Gegend ſchrieb. Denken Sie noch den ſonnigwarmen Mittag, die herbſtlichen Tinten der Luft und das ſchwärzlichblaue Waſſerpanorama mit Olymp und Halbinſel Sithonia auf der einen, mit Thaſos, Samothrake und dem thraciſchen Pangäus auf der andern Seite, und Sie werden begreifen, was man auf dreiſtündigem Ritt über eine ſolche Scene empfunden hat. Die Sonne war ſchon durch den Meridian gegangen und wandte den Lauf abendwärts als wir von dem Höhenpfade rechts ausbogen und in die grüne Steilſchlucht von St. Dionys niederſtiegen — melancholiſches Sinnbild des eigenen Lebens am Wendepunkt! Die Linie iſt ſchon überſchritten und

Hagion-Oros, und was er in ſeinem Reiſewerk botaniſch und geognoſtiſch von dem Berge ſagt, übertrifft an Schärfe der Beobachtung wie an Eleganz und Wärme der Darſtellung bei weitem alles, was man bisher in Europa über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat. Der junge Zacharia, andere Zwecke verfolgend, gibt (zwar correkt) nur Skizzen und flüchtigen Umriß, wo Griſebach meiſterhafte Scenen malt. Leider erhielt ich das während meiner Abweſenheit ausgegebene Buch erſt nach dem Abdruck des erſten Artikels (24 bis 27 Oktober v. J.), ſonſt hätte ich nicht den Ruhm angeſprochen, als der erſte Europäer durch dieſen Theil der wundervollen Waldpartie gezogen zu ſeyn. Dr. Griſebach hat ſchon zwei Jahre früher in umgekehrtem Sinne auf ſeiner Wanderung von Sanct Paul nach Karyäs denſelben Weg verfolgt und dieſelben Eindrücke empfunden und dargeſtellt.

die „anni recedentes“ werfen ihre Schatten morgenwärts. Von der Tanne am Kamm ſtiegen wir durch alle Regionen des Laubwaldes fünf Viertelſtunden lang ohne Milderung bis zur Pomeranze des Strandes herab.

Das Archontalik (Herrenwohnung) von Sankt Dionys hat etwas ungewöhnlich Heimathliches; das größere oder das Winterzimmer, mit Matten und farbigen Teppichen, mit laufendem Divan, einer Wandſchlafſtätte und mit italieniſchem Kamin geſchmückt, erhält das Licht hauptſächlich von der Decke und nur zum Theil durch zwei innere Fenſter vom anſtoßenden kleinern Sommerzimmer. Letzteres, auf drei Seiten frei und durch doppelte Fenſterreihen erhellt, ſpringt nach byzantiniſcher Architektur über die Hauptmauer des untern Stockes vor und ſchwebt gleichſam frei über dem Abgrund von wenigſtens 30 Menſchenlängen ſenkrechter Tiefe. Das Auge überblickt den Golf, das Tafelland Chalkidike, den theſſaliſchen Olymp und das gebirgige Langeiland Sithonia auf der einen, die grüne Waldſchlucht bis zum Kamm auf der andern und den kleinen Athoskegel auf der dritten Seite.

Höflich und gaſtlich ſind, wie man ſagt, die Athosmönche überall, gefühlvoll und herzlich ſchienen ſie mir aber vorzugsweiſe im wohlregierten Sanct Dionys. Iſt die abgeſchloſſene, dem Fremdenzug ungleich weniger ausgeſetzte Lage des Kloſters etwa

ſchon genügend, um die harmloſere Natur ſeiner Bewohner zu erklären, oder fällt der Ruhm zum Theil auf die altererbte Strenge dionyſiſcher Disciplin und auf die vortreffliche Leitung des gegenwärtigen Abtes zurück? Vater Geraſimus, vor zwei Jahren noch, er ſagte mir es ſelber, Weltmenſch und Sünder in Konſtantinopolis, jetzt aber ſtrenger Büßer in Sanct Dionys, führte uns in die Wohnung ein und leiſtete Geſellſchaft, während ein bulgariſcher Laienbruder Küchen- und Zimmerdienſt beſorgte. Etwa eine Stunde redeten wir über die corrupte Natur des Menſchen, über das Sittenverderbniß der Welt im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere, und kamen am Schluſſe zur gemeinſchaftlichen Ueberzeugung, daß in weltlichem Verband die Leidenſchaft auch beim redlichſten Willen nicht zu bändigen, und ſiegreicher Kampf nur mit Hülfe ſtrenger Klauſur, wie in Sanct Dionys zu beſtehen ſey. Vater Geraſimus und ich verſtanden uns vollkommen, unterhielten uns ſehr gut, und ſchieden voll gegenſeitiger Erbauung ſchon nach dem erſten Dialog als die beſten Freunde von einander. Für Leute in permanenter Klausnereraltation hat der Drang ihr Lebensinſtitut zu rechtfertigen etwas Unwiderſtehliches. Uebrigens waren mir die byzantiniſchen Studien und das gute Gedächtniß dieſen Abend beſonders nützlich; denn ſicherlich hat ein melancholiſch frommes Citat aus Johannes Damascenus in Sanct Dionys mein Glück gemacht

und hauptsächlich den Sinn des Vorstandes zur Willfährigkeit gegen mein Petitum gelenkt. „Wie eine Blume verwelkt und wie ein Traum vergeht und zerfließt der Mensch.“ [1]

Vater Gerasimus fand den Spruch eben so schön als treffend, und die freundliche Miene des Abtes, vor dem ich des andern Morgens erschien, sagte deutlich genug, daß er in mir weniger den irrgläubigen Abendländer als den Freund und Lobredner seines weltüberwindenden Institutes sah. Die Würdenträger saßen dem Igumenos zur Seite und hörten nicht ohne sichtbares Vergnügen eine kurze Schilderung des Reiches Trapezunt, der Comneniſchen Geſchicke, meiner Arbeiten und meiner Wünſche. Mit Ueberreichung des Bücherverzeichniſſes gab man volle Freiheit in der Bibliothek umzuſehen, zu copiren und zu thun was mir beliebe. Nur wie ich auch die Goldbulle ihres kaiſerlichen Stifters, dieſen verborgenen, unbekannten und mit Eiferſucht bewahrten Kloſterſchatz zu ſehen und abzuſchreiben begehrte, erſchracken die frommen Väter ein wenig und ſahen einander verlegen und fragend an. Woher ich denn wiſſe, daß ſie dergleichen beſitzen, da dieſes Kleinod, ſo viel ihnen bekannt, ein Ausländer noch nie verlangt und geſehen habe? Freundliche Worte beſiegten am Ende ihre behutſame Scheu und eine Commiſſion

[1] Ὡς ἄνθος μαραίνεται, καὶ ὡς ὄναρ παρέρχεται καὶ διαλύεται πᾶς ἄνθρωπος. Joh. Damasc.

brachte feierlich den heiligen Schrein mit der kostbaren Reliquie des Imperators von Trapezunt. Es ist eine anderthalb Fuß breite und fünfzehn Fuß lange Papierrolle mit farbigen Randarabesken und wundervoll verschlungenen Zügen ausgeschmückt. Die Dorologie (das Bism illah der Mohammedaner) am Eingang ist in zwei Zoll hohen halb goldenen, halb lasurblauen Buchstaben mit besonderer Pracht geschrieben und nach byzantinischem Kanzleibrauch das Wort „Majestät" sammt Unterschrift des Herrschers überall in Purpurdinte ausgedrückt. Die größte Zierde des Dokumentes aber sind die beiden Standbilder des Autokraten Alexius und seiner Gemahlin Theodora durch die Hand trapezuntischer Meister oberhalb des Textes, sechzehn Zoll hoch mit Farben und im vollen Kaiserornat kunstreich und wunderschön aufgetragen, damit in solcher Weise nicht nur das Andenken kaiserlicher Frömmigkeit und Huld, sondern auch die Gesichtslinien, das Kleid, die Gold- und Perlenstickerei und der reiche Schmuck an Edelsteinen des kolchischen Selbstherrschers auf die Nachwelt übergehen.

Alexius hält in der rechten Hand das Scepter in Kreuzesform, mit der linken das eine Ende der zusammengerollten und goldgesiegelten Bulle; Theodora aber in der linken den goldenen Reichsapfel und mit der rechten das andere Ende der Rolle. Ueber beide schwebt segnend der Salvator Mundi im

Bruſtbild und mit einer Glorie von Gold um das ſtreng byzantiniſche Antlitz. Die Edelſteine an Krone und Kleid der Herrſcher ſind in ihrer natürlichen Farbe dargeſtellt, und die buſchigen Ohrgehänge fallen an beiden Figuren als doldenartiges Diamantengeflecht bis auf die Schulter herab. Die Krone des Imperators iſt rund geſchloſſen und mit dem Kreuz auf der Spitze, Theodora's Diadem aber oben mörſerartig ausgerandet; beide aber, wie an Weſen höherer Art, von einer Purpurglorie umfloſſen. Das Ganze iſt ein prachtvoller Anblick und auch für ein Künſtlerauge vielleicht nicht ohne Werth. Unterhalb der Titulaturen des Kaiſers und ſeiner Gemahlin iſt beiderſeits das große aus einer thalergleichen maſſiven Goldplatte beſtehende Inſiegel mit Standbild und Namen des Herrſcherpaares durch Goldhäkchen am Diplom befeſtigt. Dann beginnt erſt der Text des Dokumentes ſelbſt mit allem Aufwande kalligraphiſcher Kunſt und Zierlichkeit. Neben dem Original lag eine Copie, die man vorſichtshalber vor etwa hundert Jahren in gewöhnlicher Curſivſchrift mit möglichſt treuer Nachbildung der Figuren für den Fall entworfen hat, daß erſteres verloren gehe oder gar im Laufe der Zeit für die ungelehrten Mönche der Abtei unverſtändlich werde. Das Original konnte ich nur im Beiſeyn der Vorſtände durchſehen und mit der Copie vergleichen, letztere aber gab man mir nach Beſeitigung erneuter Bedenklichkeiten gutwillig auf das Zimmer

zum beliebigen Abſchreiben des Textes und Abzeichnen der Figuren.

Nicht zufrieden allen literariſchen Zudringlichkeiten des Fremdlings nachgiebig zu begegnen, ließ mir der Abt durch Vater Geraſimus Baulichkeit und Einrichtung des Kloſters zeigen, und der bulgariſche Küchenmeiſter ſollte das Mahl ſo ſchmackhaft und reichlich rüſten als es ohne Fleiſch nur immer thunlich ſey. Aus Dankbarkeit für ſo viele Rückſicht ging ich aber auch mit den Mönchen in die Vesper (*εἰς τὸ ἑσπερινόν*) und erbaute die guten Väter — ich denke es wenigſtens — durch Andacht und Geduld. In Klöſtern, wie Sie wiſſen, ſind Kirche und Speiſeſaal allezeit die erſten Glanzpartien, und beide in Sanct Dionys wie aller Orten auf Hagion-Oros mit einem fortlaufenden Cyclus geiſtlicher Fresken ausgemalt, zu denen das Neue Teſtament, das Heroenalter des Mönchthums, beſonders aber die Apokalypſe des Apoſtels Johannes unabänderlich das Thema liefern. Die erſte Rolle nicht etwa nur in den Säulengängen von Sanct Dionys, ſondern in der ganzen anatoliſch glaubenden Welt, in Malerei, Literatur, Politik und Lebenspraxis ſpielt die Apokalypſe. Sie iſt das geleſenſte Buch, gleichſam Nibelungenlied, Pandektenheft und Nationalcodex von Byzanz, auf welche der berechnende Theil des Volkes ſeine Ideen, ſeine Weltanſicht, ſeine politiſchen Combinationen und ſeine Hoffnungen ſtützt. Sie iſt der Maßſtab, mit welchem

das Morgenland Bonaparte, die Janitscharenvesper, die Schlacht von Navarino, den Frieden von Adrianopel und die Zukunft von Hellas mißt.

Hätte ein Athosmönch auf einer Schule in Europa die Universalgeschichte zu lehren, so würde er als Leitfaden gewiß nicht das Compendium von Dr. Daniel Beck in Leipzig, sondern die mystischen Visionen des Exulanten auf Patmos nehmen. Es ist Nationalglaube der Griechen, Gott habe das Weltregimentsprogramm vom Beginn des Christenthums bis zum Ende der Zeiten in diesem Buche niedergelegt. Wenn die fast widerstandlose Besitznahme der byzantinischen Provinzen durch die türkischen Sultane und besonders die Gleichgültigkeit der Nation beim Falle der Hauptstadt selbst den Chaldäern und Weisen des Abendlandes heute noch ein Räthsel ist, so war dagegen den Griechen in diesem Punkte von jeher Alles klar. Sie erkannten in Murad I., in Bajesid Wetterstrahl (yildirim) und in Mohammed Ghasi augenblicklich das „Thier" der Apokalypse (XIII, v. 1) und legten, weil doch aller Streit vergeblich, die Waffen ab.[1] Welche Stelle dieses Buches aber glauben Sie wohl daß man in Griechenland citirte, als Europa seine neun Chöre Schreiber in den Orient schickte, um mit Hülfe einiger Tonnen Besoldungskostenauf-

[1] Sieh *Χριστοφόρου Ἀγγέλου περὶ τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον εὑρισκομένων Ἑλλήνων Ἐγχειρίδιον.* pag 14.

wandberechnungsüberschlagstabellen in provisorisch abgekürzter Form das byzantinische Reich zu reconstruiren? Virgil hat den Landwirthen den Rath gegeben, zuerst das Erdreich zu untersuchen und dann erst den Pflug einzusenken.

Die Lage des Klosters mit seinen Terrassengärten und seinem hohen, gothisch ausgezackten Zinnenthurm auf der meerbespülten Seitenböschung der einsamen fast senkrecht aufsteigenden Schlucht macht einen tiefmelancholischen Eindruck, dem sich das Gemüth nur zu gerne überläßt. Das Orangendelta an der Mündung des Sturzbaches ist nicht breiter als einen Flintenschuß, die Tiefe nicht über zehn Minuten, und auf beiden Thalseiten unersteiglicher grünbewachsener Schieferrand. Denken Sie sich noch fünf Stockwerke mit Holzsöllern übereinander gegen die See hinaus, in der Mitte den alterbraunen, großen Steinthurm über das kräftige Mauerwerk und den Klosterdom hoch in die Lüfte ragend, und Sie haben das Bild von St. Dionys. Die erste Gründung sämmtlicher Klostergebäude mit Inbegriff der Wasserleitung verschlang die bedeutende Summe von zehn Millionen Silberpfennigen oder Handelsaspern, die als fromme Gabe in Frist von drei Jahren aus dem Schatze des Kaisers Alexius floß.[1] Man mußte aber auch, um den nöthigen Raum zu gewinnen, zuerst den Felsen

[1] Ein Asper galt wenigstens 2¼ Kreuzer.

abplatten und einen cyklopiſchen Unterbau aus der Tiefe heraufführen. Der Feſtungsthurm iſt ſo mächtig, daß er in Zeiten der Gefahr ſämmtliche Kloſtereinwohnerſchaft aufnehmen und beſchirmen konnte. Den Eingang aber hat man wie bei den Pyramiden wenigſtens ſechzig Fuß über der Grundfläche auf einer Blumeneſtrade angebracht, wo ich verführt durch die milden Lüfte Nachts allein lange ſaß. Der Vollmond hing über dem Verließ, Licht und Schatten wechſelten in geiſterhaftem Spiel, kein Blatt rauſchte, das Meer glitzerte, die Mönche ſchliefen. Welche Gedanken! Welche Ruhe über der Burg! Welches Schweigen in der grünen Schlucht!

Denkt ſich der Europäer unter Kloſterbibliothek auch nicht immer Prachtſäle mit Stukkatur und Gold wie zu Melk, San Marco und Kremsmünſter, ſo ſtellt er ſich doch wenigſtens eine Reihe luftiger Zimmer vor, von oben bis unten mit Büchern angefüllt, alles nach Fächern und Format ſymmetriſch geordnet, katalogiſch eingetragen, wenigſtens 5000 bis 6000 Nummern, ſammt Vorſtand, Schreiber und Fonds zu fortgehendem Ankauf neuer oder noch fehlender Werke. Auf byzantiniſche Klöſter überhaupt und auf den Berg Athos insbeſondere die occidentaliſchen Begriffe von Literatur und geiſtigem Leben anzuwenden wäre großer Irrthum. Liturgiſchen Bedarf ausgenommen hat man auf dem Hagion-Oros, ſo lange die Klöſter beſtehen, noch niemals ein Buch gekauft,

und vom Klostervermögen nur einen Pfennig für solche Zwecke hinzugeben, würde in allen zwanzig Abteien Niemand in den Sinn kommen. „Für was seyen Bücher gut?“ fragen die Mönche. „Was der Mensch zur Seligkeit nöthig habe, sey schon lange festgesetzt; weltliches Wissen und Grübeln führe vom Wege des Heiles ab und das Verderben sey durch die Gelehrten in die Welt gekommen; studirte Leute bringen Alles in Unordnung (*οἱ γραμματικοὶ ταράττουν τὰ πράγματα*), Glaube und christliche Demuth könne mit Philosophie und gelehrtem Dünkel in einer und derselben Seele nicht beisammen wohnen, das eine oder das andere müsse nothwendig weichen; und eben hierin bestehe der Vorzug des Athos-Instituts, daß sie den Wissensteufel aus dem Herzen geworfen und sich ganz, mit Leib und Seele, dem Dienste des Herrn ergeben haben. Uebrigens wüßten sie wohl, daß die ganze Welt nicht leben könne wie sie; aber dafür beiße es auch im Evangelium, Viele seyen berufen, aber Wenige auserwählt. Hagion-Oros sey nun einmal Sitz der Auserwählten, Exempel und Musterwirthschaft irdischen Tugendwandels, damit sich die Wege des Heiles nicht ganz verfinstern und alles Fleisch wie in den Tagen Noahs sich vom Göttlichen entferne. Dogma und Kirchenpraxis in primitiver Gestalt und Reinheit zu bewahren sey die Aufgabe ihrer heiligen Gemeinde, und Unabhängigkeit von materiellen Bedürfnissen und bürgerlichem

Verbande das einzige Mittel das vorgesteckte Ziel zu gewinnen."

Die Physis auf das Minimum zu reduciren und dieses Minimum mit dem Karst in der Hand sich selbst aus dem Boden herauszugraben ist leitender Gedanke des mönchischen Instituts, wie es, um der Römerzinszahl und dem Regiment der Pandekten zu entrinnen, die anatolische Kirche begriffen hat. Glauben Sie wohl, daß man sich unter diesen Umständen auf dem Hagion-Oros viel kümmere, was Hr. Prellerus in Dorpat über die Fragmente des alten Grammatikers Prariphanes disputire, oder daß man gar Dr. Wall aus Oxford lese, von dessen großem Werke über die Erfindung des ABC eben erst ein Theil der Einleitung in drei Oktavbänden zu nicht mehr als 1500 Seiten erschienen ist? Die Sammlungen der Athosklöster haben sich ohne Zuthun der Gemeinde aus der Verlassenschaft verstorbener Bischöfe oder büßender Laien zufällig und ohne Plan gebildet. Weltmüde Intriguanten, Feldherrn, bankerotte Hofleute und ausgetriebene Fürsten aus Byzanz brachten mit ihrer Langweile und ihrem Lebensüberdruß zugleich ihre Politur und ihre Bücher mit, die nach ihrem Tode dem Kloster blieben, die aber Niemand las und die spätere Zeit nach Europa verhandelte oder aus Unwissenheit und Mißgeschick in Massen verfaulen ließ.

Der Orient hat ein Problem gelöst, an welchem die Europäer mit all ihrer Weisheit und Kunst

geſcheitert ſind. Bei uns hat die Zeit das Mönchthum theils beſiegt, theils umgebildet; in der morgenländiſchen Kirche aber iſt es heute noch auf demſelben Standpunkt, wo es die Altväter Sanct Paphnutius und Sanct Schnudius (die Kopten in Siut ſprechen Sche-nuti) im erſten Jahrhundert der Gründung gelaſſen haben. Wir wüßten kein menſchliches Inſtitut zu nennen, deſſen Geiſt, Form und urſprüngliche Energie fünfzehn Jahrhunderte nicht zu erſchüttern vermochten. Vermag denn nur der Orient allein Ewiges zu ſchaffen? oder iſt im Gegenſatz mit unſerer Beweglichkeit überall das Inſichverharren ſein Geſetz?

Wir überlaſſen es Andern vom ſtereotypen, todten Buchſtaben der Athosconſtitution zu reden, und mitunter zu berechnen wie viel eine Geſellſchaft an Kraft und Werth verliere, ſobald ſie ſich außer Bereich des Fortſchrittes, der ſtetigen Verbeſſerung und des abendländiſchen Wandelprinzips geſtellt. Mir genügt es, noch diesſeits des Helleſponts einen Ort zu wiſſen, wo man der Tyrannei des Genuſſes, den Künſten der Herrſchaft und den Syllogismen der Hof-Sophiſten zugleich widerſtehen kann. Leute die den Kampf mit der Materie wagen, ſind noch keine Thoren und wenn Freiheit und innerer Friede um geringern Preis als um Hingabe der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Lebenseleganz nicht zu erringen iſt, ſo darf ſelbſt der Philoſoph den Kauf nicht tadeln. Frei iſt nur wer entbehren kann. Auf dem Athos allein hat der Mönch mit

Luxus und Welt niemals capitulirt wie in Europa, wo sie in früherer Zeit hin und wieder meinten, man könne fette Kost verzehren, weiche Gewänder umthun, den Grazien huldigen und nebenher doch Wesen und Kredit der Heiligkeit bewahren. Und eben der Umstand, daß es bei den Bewohnern des heiligen Berges in anderthalbtausend Jahren Niemand wagte in der äußeren Disciplin eine Aenderung vorzuschlagen, hat ihrem Institut mit Ansehen, Rang und Ewigkeit auch das Gepräge des höchsten Adels aufgedrückt. Unangefochten von Zeit und Menschen blieben von jeher nur Mäßigung, Geduld und Gram.

Für die Meisten von uns hat schon der Gedanke an die Athoskost etwas Abschreckendes. Oder würden Oliven, grünes, im Wasser gekochtes Gemüse ohne Zuthat, rohe Gurken, Knoblauchstengel, süße Zwiebeln, Salzfische, weicher Käse, Bohnenbrei, Obst, Honig, Brod und Wein ohne alle Abwechslung das ganze Jahr und das ganze Leben in Europa nicht auch dem strengsten Büßer ungenügend seyn? Fleisch ist innerhalb der Klöster auf ewig versagt; an Fasttagen, das ist nahe acht Monate des Jahres, sogar das Ei, der Fisch und das Oel verbannt, alles unabänderlich und ohne Widerrede; denn auf dem Hagion-Oros — ein für europäischen Stolz unerträglicher Gedanke — gibt es keine Opposition, die Form hat den Geist vollständig übermannt, und erst wenn ihr diese eherne Hülle zerbrochen habt, greift abendländische Aktion

byzantiniſche Gemüther an. Wie einſt Sanct Hieronymus hält auch Vater Geraſimus, der noch junge, aber doch erfahrungsreiche Mönch in Sanct Dionys, ohne ſtrenge Diät die Herrſchaft über die Sinne für eine Unmöglichkeit. In Konſtantinopel habe ihm der Teufel heftig zugeſetzt und wiederholte Niederlagen bereitet; jetzo gehe es beſſer; es hat ja Niemand ein Bett, man duldet auch das Sopha nicht, man ſchläft auf grobem Teppich und die Hemden ſind aus Schafwolle; in keinem Athosklöſter wird Leinwand geſtattet und jeder hat ſeine ärmliche Wäſche ſelbſt zu beſorgen und im Stand zu halten; Glätte und Bügeleiſen ſind zugleich mit Haarſcheere und Raſirmeſſer gänzlich unbekannt; ein Kamm, der einzige Toilettenartikel der Hagion-Oros-Helden. Zu langes Haar wird in Büſchel gebunden oder leicht geflochten unter der ſchwarzen Mörſermütze aufgewickelt.

Der Vorſtand genießt keinerlei äußere Auszeichnung, weder in Kleid, noch in Eſſen, noch in der Bequemlichkeit; er hat nur die Sorge für das Ganze, den unbedingten Gehorſam aller Einzelnen, und von den Laienbrüdern, ſo oft ſie vor ihm erſcheinen, die morgenländiſche Adoration auf allen Vieren. Goldenes Pektorale, Hoftiſch und Prälatenſtolz ſind gänzlich unbekannt. Von den acht für Beten und Pſalmiren in der Kirche täglich feſtgeſetzten Stunden fällt der größere Theil, wenigſtens im Winter, auf die Nacht. Und mit dieſer Asceſe noch nicht zufrieden

gehen die Väter in St. Dionys alle Sonnabende des Jahres wie am Vorabende gewiſſer Heiligenfeſte ſchon mit Untergang der Sonne wieder in die Kirche, ſingen, beten, meditiren, räuchern und liturgiren die ganze Nacht ohne Unterbrechung bis die Morgenröthe erſcheint; dann erſt beginnt der feierliche Gottesdienſt, mit dem ſie nicht vor zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu Ende kommen. Der Abt darf in der Kirche niemals fehlen. In Winternächten dauert die Qual oft nicht weniger als fünfzehn Stunden; aber die Strengen, mit dieſer Uebung in ihrer Andachtsgluth noch nicht geſättigt, ſetzen Beten und Wachen unmittelbar nach dem allgemeinen Gottesdienſte privatim noch in ihrer Zelle fort und bringen es nach und nach bis auf zweiundzwanzig Stunden ununterbrochener Andacht und Peinigung. Dafür ſchweben ſie aber auch, wie man häufig geſehen haben will, zuweilen gleich körperloſen entſinnlichten Weſen in myſtiſchem Schwung durch die Kaſtanienwälder. Von dieſen Nachtwachen iſt in der lateiniſchen Kirche nur der Name (Vigil) geblieben, in der griechiſchen aber hat ſich neben der Benennung (ἀγρυπνία) auch die That erhalten, an die ich, ohne ſelbſt auf den Hagion-Oros zu kommen, niemals hätte glauben können.

Die Mönche in St. Dionys und Simopetra ſind Märtyrer bei lebendigem Leibe und könnten ſogar einen Spötter zur Achtung zwingen. Gewiß muß

eine Kirche, die ihre Gläubigen zu solcher Strenge mit sich selbst und zu solchem Heroismus begeistert, über größere Hülfsmittel und Kräfte gebieten als man der anatolischen gewöhnlich zugesteht. In den sogenannten freien oder demokratisch regierten Klöstern sind sie zwar nicht im Prinzip, aber doch in der Praxis etwas milder, und legen sich die Tortur einer Agrypnia nur an gewissen Tagen im Jahr oder bei ungewöhnlichen Veranlassungen auf. Was sagen etwa die Sybariten des Occidents zu dieser Praxis? Ueber uns übt der Gaumenkitzel eine so allgemeine Herrschaft, daß es selbst frommen und gottesfürchtigen Leuten ihre ascetischen Tugendsiege zuweilen durch ein Lieblingsgericht aus ihrer Küche zu belohnen räthlich scheint. Gleichwie es, nach Tacitus, bei unsern heidnischen Vorfahren keine Schande war zu fliehen, wenn man nur später wieder Stand hielt und den Feind bekämpfte, eben so überlassen die christlichen Deutschen dem Laster scheinbar und auf Momente den Sieg, um es nachher mit erneuter Kraft zu bekämpfen.

Auf Hagion-Oros gönnt man keine Rast, und hat sich einmal die Klosterpforte hinter dem Weltüberwinder zugeschlossen, ist der Bund mit der Sinnlichkeit auf immer zerrissen. Und doch fehlt es nicht an Aspiranten. Sieben Neophyten aus der arbeitenden Klasse, alle unter dreißig Jahren, rissen sich letzthin auf einmal aus dem Verderbensschlamm

in Galata und im Fanar und gingen nach Sanct Dionys. Im Orient gibt es Leute, denen selbst die Sünde Langeweile macht und denen Krieg wider sich selbst Bedürfniß ist. Finden Sie es nicht gut, daß es für solche Gemüther Zufluchtsstätten gibt? Während meines Dortseyns meldete sich ein Kleinasiate von kaum zwanzig Jahren und vortheilhaftem Aeußern, ward aber zurückgewiesen, obgleich er mit seinem Erbtheil in Baarem gekommen war. Jugend und Schönheit sind in St. Dionys keine Empfehlung; man fürchtet den Teufel, weil er der Mönchstugend in allen Gestalten Fallstricke legt. Man will reifere Jahre, gebrochene und hart bedrängte Seelen und kühles Blut. Ob sie die hebräischen Vokalzeichen Schurek und Kibbuz unterscheiden und Hiphil und Hophal conjugiren können, wird nicht gefragt. „Heute sind die Patres im Wald um Kastanien aufzulesen, morgen ziehen sie die Klostergoëlette ins Arsenal, Pater Joseph macht Schuhe, Pater Michael schlägt Wolle, und Leonidas mit Konstantin nehmen Brod und Käse in ihren Umhängesack und rudern Pater Galaktion, der ein Schreiben zur Regierung nach Karyäs bringt, in der kleinen Barke nach Xeropotamo, während Pater Chrysanth mit Knecht und Maulthieren nach Kloster Paulu zieht und die vom Abt eingehandelten Bohnen bringt."

Man hat Gartenbau, Reben, Oelbäume und in einigen Klöstern sogar etwas Ackerland. Jedoch hält man für Pflug und Stall und häufig auch für Mühle

und Grobschmiede um Lohn gedungene Knechte, die nach Umständen auch in die Bruderschaft treten und, was bei uns Aussteuer und Bildung heißt, durch Kraft, Fleiß und Demuth ergänzen. In Nahrung, Kleidung und Ansehen ist kein Unterschied zwischen Unterrichteten und Unwissenden. Wer sich auf Gelehrsamkeit etwas einbildet und gerne den Präceptor spielt, gehe ja nicht unter diese Mönche oder meide wenigstens jene Klöster, die wir im vorigen Artikel Cönobien oder monarchisch regierte nannten. In den freien wäre für aristokratische Unterschiede, feudale Bequemlichkeit und Uebergewicht noch eher ein Spielraum, weil hier der Mönch Herr seines Vermögens bleibt, Reichthum aber selbst im Mauerpräcinct der Demuth und Kasteiung den Zauber nicht verloren hat. Diese freien Hagion-Oros-Klöster sind ein wahres Bild des deutschen Staatenbundes, ein glattgemeißeltes Ganzes nach Außen, aber mit Autonomie, sogenannter Stubenunabhängigkeit für das innere Leben. In diesen Klöstern kann der Mönch nach Maßgabe seiner Geldmittel eine aus mehreren Zimmern bestehende und streng abgeschlossene Wohnung nehmen und sie auch auf seine Kosten so bequem einrichten als es ihm beliebt.

Vater ** im Prachtkloster Iwiron hat sich weit vom Prätorium nahe am Citadellenthurm einquartiert, ein Vestibulum und ein kleines Museum mit Büchern und Karten für geistige Praxis angelegt, das Ganze

durch eine Thür auf den Corridor des neugebauten Parallelogramms von seinen Brüdern abgeschlossen. Vor den Fenstern des Museums und der Winterresidenz hat Vater ** einen Balkon gebaut und Blumen aufgestellt, den Boden unterhalb aber mit Pomeranzen angepflanzt, damit die milden Zephyrlüfte den Blüthenduft durch die Fenster wehen. Links schließt ein Segment des Meeres, in der Fronte ein Bergvorsprung des immergrünen Buschwaldes, rechts die laubbeschattete Bergseite den Horizont, im Pomeranzenbusche aber rinnt über weiße Kieselsteine ein Arm des hellen Klosterbachs und nistet — sicher vor Knabenmuthwille und Jägerlist — ein Heer von Nachtigallen. Im Frühling wenn die Pomeranze duftet, die Myrte blüht, die lauen Lüfte wehen und aus dem Busch das himmlische Concert der Philomele in das offene Fenster dringt, möchten Sie da nicht der Mönch von Iwiron seyn? Auf einer Terrasse am Thurm hat Vater ** Feigenbäume gepflanzt und einen Laubgang aus Reben angelegt, die man im Orient Jediverenia nennt, weil auf ihren Ranken wie auf dem Citronenbaum Knospen, Blüthe und Frucht in jedem Grade des Wachsthums und der Reife zu gleicher Zeit zu sehen sind.[1]

Zum Zimmerdienst hat Vater ** zwei Aufwärter, den ältern im Mönchskleid für die schwere, den

[1] Im Türkischen heißt jediveren, siebengebend.

jüngern, einen zufällig noch unbärtigen, ſchlanken, vortheilhaft und ſchön gebildeten Jungen voll Demuth und guter Zucht, für die leichtere Arbeit. Dieſe Jungen, man heißt ſie im Orient Seelenkinder, flüchten ſich häufig aus der ſündhaften Welt in den Schirm eines frommen Kalogeros, ehren ihn wie den Vater und lernen von ihm Gehorſam, Kochkunſt, Gebet und Kirchenpraxis mit allem was ihr Patron an Wiſſenſchaft beſitzt. Gewöhnlich erben ſie das Gut des ſterbenden Beſchützers oder treten, wenn die Jahre ſind, ſelbſt in den Verband. Etwas zu bilden und zu ſchaffen will ſelbſt der fromme Klausner auf Hagion-Oros haben. In den ſtrengen Cönobien dagegen iſt dieſe Art Rekrutirung nicht üblich und wegen des gemeinſamen Zuſammenlebens auch nicht zuläſſig. Vater ** iſt auch ein Mann von bedeutender Converſation und für einen Athosmönch nicht ohne Beleſenheit. Aber ſtatt Bücher durchzuſehen, über die er als Mitvorſtand die Aufſicht führte, wollte er im Bibliothekthurm lieber von der Wüſte Sahara, von den Nilkatarakten, vom Krokodil und vom Hippopotamos hören und erfahren wie es in der heißen Zone ſey. Zwei Tage blieb ich bei dieſem gaſtlichen Weltüberwinder von Iwiron, und er ſandte mir Jedivenitrauben als Xenium. Von den Türken, meinte ich, müßte ein Chriſt, beſonders unter griechiſchen Mönchen, beſtändig Böſes reden; aber Vater ** nahm ſie in Schutz und maß ihnen drei Tugenden

zu, die man bei den orthodoxen Völkern gar nicht finde. *Τὸ φιλάνθρωπον, τὸ εὔσπλαγχνον καὶ τὸ μεγαλοπρεπές*, d. i. Menschlichkeit, Mitleiden und Prachtliebe ohne Beisatz gemeiner Gesinnung (Geldgierde) sey Nationalcharakterzug der Osmanlü. Statt von Saltanat[1] und Politik reden sie zu St. Dionys von Buße und Weltende, das der Klosterdidaskalos aus Philippopopoli schon nach dreiundzwanzig Jahren erwartet. In Iwiron, wie es scheint, rechnen sie noch auf längern Termin, weil sich mein freundlicher Zwischenredner noch 2000 türkische Grusch (200 fl. Münze) wünschte, um die Wohnung noch schöner und noch bequemer einzurichten.

Will einer die Erinnerung an das Vergangene nicht völlig abstreifen und keinen besondern Grad der Vollkommenheit erklimmen, thut er besser seinen Ruhesitz in einem der freien Klöster aufzuschlagen, wie Vater ***, der Schiffskapitän aus Lemnos, der seine alten Tage und die Früchte weltlicher Betriebsamkeit im großen Vatopädi verzehrt. In der Jugend plagte er sich hart, kam oft nach Taganrog und litt Verfolgung durch Oesterreicher, Britten und Türken; die Zeiten waren schlimm, Erwerb verkümmert, ehrliche Leute überall gefährdet, besonders im Freiheitskriege, und man konnte Freund und Feind im Nebel des Archipelagus nicht immer genau unterscheiden. Vater ***

[1] Saltanat, d. i. weltliche Pracht.

hat sich zwar in der Hauptsache ebensowenig vorzuwerfen als der kaum 40jährige Vater Cäsarius der Zwangbote, der zwanzig Jahre im Patriarchat zu Konstantinopel Häschersdienste versehen, manchen Erzbischof und unzählige Vagabunden, liederliche Mönche, schlechte Zahler und Gesetzübertreter im Weichbild von Stambul eingefangen und vor das Tribunal des ökumenischen Patriarchen geliefert hat. Der Mann war unerschöpflich an Anekdoten aus der Polizeichronik, kannte jedes Haus und alle Familiengeheimnisse zwischen den Sieben Thürmen und Bujukdere und würde — was sehr viel ist, selbst Herrn Frédéric Soulié in seinem Genre noch etwas Neues sagen. Vater Cäsarius empfängt die Fremden, sorgt für ihre Bewirthung und Unterkunft mit Beihülfe eines andern ihm untergeordneten Mönchs aus Xanthi in Thracien, den man wegen allerhand Peccadillen in der Gemeinde nicht mehr dulden konnte und zur Besserung auf Hagion-Oros verbannte.

In den byzantinischen Ländern ruinirt man die Leute nicht auf der Stelle, man ist billig im Erkenntniß und gönnet Zeit zur Buße. Die Flagge — wohin es die Seemächte in Europa noch immer nicht gebracht deckt dort überall die Waare. Nachts wenn das musikalische Holz in die Kirche ruft, werfen der Schiffskapitän aus Lemnos, der Gensdarme aus Stambul und der Diener aus Xanthi mit gleicher Andacht das dunkle Kapuzenkleid um und wandeln — das dünne

Wachslicht in der Hand — durch die düstern Gänge zum Psalmenstuhl. Untertags aber, wenn sie nicht eben beten oder Sünden bereuen, verkehrt und zecht Vater Cäsarius mit den Fremden, berechnet der Diener wie viel es etwa Trinkgeld gebe, und steigt der alte Schiffer zum Strand hinab Conchylien zu suchen und Fische zu angeln, wie weiland in der Welt. Der Umgang mit abgekühlten Weltleuten und disciplinirten Sündern hat einen eigenthümlichen Reiz.

Außer dem politischen und religiösen Begriff ist im Orient auch die Umgangsform, die Gesellschaftsphrase und das Gedankenkapital seit mehr als tausend Jahren stereotyp. In gleichen Umständen bedient sich dort Jedermann derselben Ausdrucksform und derselben Sprüche mit derselben Sicherheit, weil Jedermann bei demselben Lehrmeister, das ist beim alten Herkommen und bei der uralten mündlichen Ueberlieferung zur Schule ging und folglich Sackträger, Mönch und Wesir auf derselben Stufe gesellschaftlicher Ausbildung und sozialer Dialektik stehen. Keiner fürchtet den andern, Niemand ist verlegen, Niemand linkisch, und der geringe Mann, der Bauer vom Pfluge weg redet und verkehrt im Bewußtseyn grammatikalischer Ebenbürtigkeit mit Personen vom höchsten kirchlichen und politischen Range nach üblicher Begrüßung eben so leicht und gewandt wie mit seines Gleichen.

Wie verschieden ist alles das bei uns! Wir haben

die Tyrannei der Bildung, des Progreſſes, der Doctrin, des feinen Tones und ſind vor Allem genöthigt „Eſprit“ zu haben und die neueſte Wandelſcala akademiſcher Geſchmacksſentenzen und Salondekrete über Wortconſtruction, Bedeutung und Syntax zu kennen, um zu jeder Stunde „auf der Höhe des Moments“ zu ſeyn. Ach, welche Pein! Opponent hat die „jüngſten Feigenblätter“ geleſen und ſpricht mit Begeiſterung von „ſpargelheuchelhaftem Diſtelſinn“ oder hat gar, wie K ** in ſeiner Vorrede zum Trauerſpiele Maria von Medici „die Urgewalten, die, in dem ſtaatsideellen Sühneſpiel Fundament und Begränzung bildend, mit der Zeit ſelbſt wieder in Frage kommen, vom Hintergrunde gleichſam losgelöst und in den Vorplan hereinbeſchieden“, was natürlich einer Revolution gleichkäme und unmittelbar die Einheit Deutſchlands zur Folge hätte. Der Sorgen, der Studien, des Lernens iſt bei uns kein Ende! Wie glücklich iſt dagegen der Orient! Dort gibt es keine Akademie, keine Autoren, keine fortſchreitende Bildung und Niemand lieſt ein Buch. Käme jetzt St. Athanaſius, der Hagion-Oros-Reformer, wieder aus dem Grabe in ſeine Laurakolonie zurück, er fände ſeine Mönche noch auf derſelben Stelle geiſtiger Gymnaſtik, wo er ſie vor 900 Jahren verlaſſen hat. Selbſt die halbvollendete Phraſe, bei der ihn der Tod überraſchte, könnte er zu Jedermanns Verſtändniß im Style ſeiner Zeit ergänzen. Auch die beiden Cypreſſen

im Kloſterhofe ſtehen noch, die der Heilige vor faſt neun Aeonen als Schößlinge dem Boden anvertraute.[1] Aeußere ich ängſtliche Gefühle bei einer vorzunehmenden Reiſe, beruhigt und tröſtet man mich im ganzen Umfang des byzantiniſchen Reichs, in allen Ständen wie in allen Geſellſchaften und in allen Nationen mit derſelben Phraſe, die Jedermann kennt und Jedermann zu Hülfe nimmt: Korkanün Anaſi aghlamas, „die Mutter eines Furchtſamen weint nicht," das heißt, ſey unbeſorgt, es geſchieht dir nichts. Glauben Sie, daß man ſich in einem Zirkel europäiſcher Gelehrten mit ſo gemeinem Troſte begnügen könnte? Hier müßte einer vorerſt ſagen was „Furcht" im Sanskrit heiße, dann wie man es auf Chineſiſch und Tübetaniſch, im Pali, im Zend, im Pehlvi, auf Türkiſch, Griechiſch, Amhariſch, Kurdiſch und Baskiſch ausdrücke. Dann kämen verſchiedene dem Weſen nach ſich widerſprechende objektive und ſubjektive Definitionen des Wortbegriffs, dann erſt die Troſtgründe in logiſcher Ordnung ſammt Corollarien und Zuſätzen in laufender Nummer, reichlich geſtützt durch Citate aus der Philoſophie des Lao-tſe, aus Zoroaſter, aus Pherecydes, aus Quintus Calaber, aus den Tuſculaniſchen Quäſtionen, aus Seneca und Boëthius de consolatione philosophiae, aus Ulphilas und Snorre Sturleſon, ſogar aus Wachuſchts

[1] Dr. Griſebach.

kaukaſiſcher Chronik und dem neueſten Troſtdialog des franzöſiſchen Admirals mit dem König Yotété, alles im Original mit Angabe von Band, Seite, Ausgabe, Format und Varianten.

Wundern Sie ſich noch, wenn die Literatur vielen Leuten im Occident als eine Geißel des menſchlichen Geſchlechts erſcheint? Geht doch nach Byzanz, da braucht ihr nichts zu wiſſen! Aber der Bettler und der Taglöhner ſetzen ſich im Einkehrhauſe ohne Scheu vor eurer Gelehrſamkeit und Bildung auf eure Bank, und der Diener, o des Gräuels! ſogar mit euch zu Tiſche. Der Einſatz iſt ja für alle gleich und morgen — das weiß der Diener — kann er an Reichthum und Macht über euch ſtehen, was im hierarchiſch gegliederten Zuſtande der abendländiſchen Geſellſchaft unmöglich iſt. Oder ſind nicht Kara Georg und Obrenowitſch von der Schweinhürde weggelaufen, um ſich unmittelbar auf den Fürſtenſtuhl zu ſetzen, was ſie ſelbſt nicht verlegen und ihre Untergebenen im Gehorchen nicht bedenklich macht! In gleicher Weiſe habe ich ein ehrwürdiges und beredtes Mitglied der Junta von Karyäs nach der Sitzung mitten unter ſeinen Dienern — das Meſſer in der einen und den rieſigen Kohl in der andern Hand, in der Küche angetroffen. Welche Scene hätte dieſes in Europa gegeben! Der Mönch aber legte ohne Betroffenheit Inſtrument und Material ſeiner Abendkoſt auf den Herd, führte den Fremden in das Beſuch-

zimmer und redete mit Ruhe und Fluß, als hätte er eben den Commentar zu einer Homilie von Sanct Chryſoſtomus vollendet. Krautſchneiden und Regieren, ſcheint es, kann man auf Hagion-Oros zu gleicher Zeit.

Aus dieſen einzelnen Zügen kann ſich der Leſer ein vollſtändiges Bild des Hagion-Oros, ſeiner Mönche und ihrer Lebensweiſe zuſammenſetzen. Bei aller Einheit und Ungetrenntheit des Inſtituts iſt die Obſervanz, wie Sie gewiß bemerkt haben, doch eine doppelte. Das Kleid, das Geſetz, die Hoffnung und das Ziel iſt überall daſſelbe; nur in Berechnung des zum Weltüberwinden erforderlichen Kraftquantums weichen die einzelnen Klöſter unter einander ab, ohne daß die Rigoriſten von Simópetra und Sanct Dionys deßwegen heiliger und gerechter zu ſeyn behaupten, als ihre milderen Brüder und Nachbarn in Xeropotamo und Iwiron. In Europa ward das Mönchthum ein vieles, in Disciplin, Kleidung, Anſprüchen, Intereſſen und Bildungsgrad ſich nicht ſelten entgegenſtehendes, bald heimlich, bald offen ſich befehdendes zum Aergerniß der Chriſtenheit. War etwa Sanct Baſilius der Cappadocier ein größerer Philoſoph und Geſetzgeber als St. Benediktus von Nurſia? Oder ſind Alt- und Neu-Rom auch in dieſem Punkt zwei weſentlich verſchiedene und unverſöhnlich von einander getrennte Elemente?

Auf den Spruch Pauli: „Wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen", hat die griechiſche Kirche das Inſtitut

der Bettelmönche aus ihrem Bereich verbannt, nur Einen Orden geduldet und diesem das Rebmesser, den Schäferstab, den Karst und den Pflug als Grundbau unterlegt. So lange diese Kirche freie Ackerbesitzer und Bauern hat, wird sie auch Klöster und Mönche haben. Warum sollte man aber Leute beunruhigen, die sich neben der täglichen Arbeit freiwillig noch Plagen und Entbehrungen auflegen, ihren Theil an den öffentlichen Lasten tragen, und zu keiner Zeit in schwelgerischen Gelagen und üppiger Lebensfülle der öffentlichen Noth Hohn sprechen und den communistischen Zorn bedrängter Volksklassen entzünden? Es ist bemerkenswerth, wie im Gegensatz mit Europa Reichthum und blühende Finanzen in der ärmlichen Lebensweise, in Kost, Kleidung und täglicher Gewöhnung der griechischen Mönche niemals eine Steigerung zu bewirken vermochten. Ohne Zweifel hat dieses streng consequente Festhalten an der ursprünglichen Einfachheit des Instituts als Talisman für seine Erhaltung gesorgt. Nur wenn ich selbst leide und entbehre, kann ich mit Erfolg dem hungernden Haufen Katechismus predigen und proletarische Geduld.

Der basilianische Calcül stützt sich auf ein tiefgefühltes unabweisbares Bedürfniß der menschlichen Natur, auf die Liebe zur Einsamkeit und zum Stillschweigen. Und es legt für den psychologischen Rechenmeister allerdings ein vortheilhaftes Zeugniß ab, daß

er das Eine Grundelement seines Gedankens in drei sich ergänzende und durchdringende Kategorien schied, oder mit andern Worten, daß er drei Grade mönchischer Einsamkeit und Stille einsetzte. Klosterbewohner, Anachoret und Ascet oder Klausner sind die drei strenggeschiedenen technischen Ausdrücke des dreigetheilten Mönchsgrades von Byzanz. Wer nur der Welt entfliehen, aber doch Freud' und Leid einer größern Gesellschaft gleichgesinnter und zu gleicher Uebung verpflichteter Brüder theilen will, sucht Aufnahme in einer der eben beschriebenen Gemeinden des Hagion-Oros. Ist aber Jemand mit der Gesellschaft so weit zerfallen, daß er nicht mehr als ein oder zwei Individuen neben sich ertragen kann, so läßt er sich gegen Erlegung einer bestimmten Summe mit seinen Gesellen in einer wohnlichen, zum Kloster gehörigen, eine bis drei Miglien entlegenen Separatbehausung nieder und heißt dann Anachoret. Zu einer solchen Anachoretenwohnung gehören nach griechischem Canon ein am Hause an- oder nahehingebautes Gotteshaus mit Glocken, Gemüsegarten, Weinberg, Oeltrift, Wallnuß-, Mandel- und Kirschbäume, hinlänglich für Beschäftigung und Lebensnothdurft des gottseligen Pächters. Diese Anachoreten dürfen die selbstgezogenen Trauben keltern, frisches Brod backen und überhaupt alle in der Mutterabtei erlaubte Kost genießen, was den Klausnern oder Mönchen des dritten Grades nicht mehr gestattet ist.

Der Name selbst sagt es schon, daß Klausner oder Weltüberwinder des letzten Grades jene Kampfhelden sind, denen Tugendmuth, Melancholie oder Freiheitsliebe alle menschliche Gesellschaft unter demselben Dach überflüssig und lästig macht. Auf lieblich romantischen Stellen des immergrünen Buschrevieres, an Wasserfällen, mitten im Dickicht luftiger Bergvorsprünge, in milden Einsenkungen des laubigen Hochwaldes stehen die Zellen und epheu-umrankten Troglodytenwohnungen dieser vollendeten Exercirmeister (ἀσκητής) auf der Wallstatt der Gerechtigkeit. Diese leben und kleiden sich nur von der Arbeit ihrer Hände, aber ohne Ackerland, ohne Weinberg, ohne Kelter und Oelpresse, einsam lebend wie die Cyklopen der Odyssee. Schlingreben in Bogen oder an der Hüttenwand angepflanzt, ein kleines Bohnenfeld, Feigen, Kirschen, Birnen und Kastanien mit Zwieback sind für den Bedarf genügend. Diese Baumfrüchte mit den Trauben, zur Zeit der Reife gesammelt, in Stücken geschnitten und in der Sonnenhitze gedörrt, einmal des Tages mit trockenem Brod und Wasser genossen, dienen als Nahrung für den Winter. In gebetfreien Momenten flechten diese Einsiedler Stricke und Kleiderfranzen aus Wolle, Matten und Sonnenschirme aus Binsen wie Robinson Crusoë, schnitzen Löffel und Handhaben aus Holz, Kreuze, Rosenkränze und Bilderwerk aus Horn, bereiten Rosenöl und andere Essenzen aus Athoskräutern (Betonica) für weltliche

Toilette und Medicin, weben, stricken, nähen, binden Bücher ein, copiren Liturgien oder malen Heiligenbilder und tauschen diese Waaren im Kloster, wohin die Zelle gehört, oder auf dem Bazar in Karyäs gegen Zwieback, Kleidungsstücke und andere Nothdurft ein.

An Sonn- und Festtagen steigen sie durch Busch und Wald beim Klang der Glocken zur Klosterkirche herab, oder wandern in Andacht zur nahen Anachoretenkapelle, oder bleiben im eigenen Gotteshaus, wo ein Weihmönch aus dem Litoralconvent Messe hält und Absolution ertheilt. Denn es gibt Punkte auf dem Athos, und es sind die reizendsten der heiligen Region, wo diese unter sich strenggeschiedenen Zellen doch gleichsam eine geschlossene Waldgemeinde bilden und eine Kirche in ihrer Mitte haben. Ein solches Einöde- oder Eremitendorf nennt man Skiti oder Askitirion (von Σκέω oder Ἀσκέω), die einzelne Hütte aber heißt Kellion oder Kelläon und der Bewohner, der Tugendmeister selbst — ein Kelliot. Die berühmtesten dieser Askitirien sind Kerasia, Kapsokalyvia (die Warmen-Hütten) und Hagia Anna, sämmtlich auf der Steilhalde des Athoskegels angelegt und zum Kloster Laura als Eigenthum gehörig.

Vor allen großartig ist die Lage von Kerasia — zehn Waldzellen im Laubdunkel, (nach Grisebach) 2000 Fuß senkrechter Höhe über dem Wasserspiegel,

eine zauberhafte Scene! Oberhalb dieſes Eremiten-Paradieſes der einſam über den Wald hinausragende Marmorkegel des Athos; unterhalb der Hütten die hellgrüne Steilſchlucht, und über die Wipfel rieſiger Kaſtanien der Blick in die ſchwarzblaue Fluth hinab. Die reine Höhenluft, das purpurne Abendlicht, die langen Schatten, das herbſtlich bleiche Novemberlaub neben Immergrün, die fliehende Zeit, die Erinnerung an vergangene Lebensſtürme und der Friede der waldeinſamen Zellen machen „einen tiefen und nachhaltigen Eindruck" auf das melancholiſche Gemüth.

Hagia Anna, nur anderthalb Stunden von St. Dionys über Felſen und Kunſtterraſſen des grünen Strauchwaldes ausgebreitet, zählt an die ſechzig Zellen arbeitſamer Eremiten; in Stürzen von Terraſſe zu Terraſſe rauſcht der Bach, und vor der Thüre des Einſiedlers von Nea-Skiti (Neukampfheim) ſteht ein Baum, eine einzige Rebe umſchlingt ihn, und aus dem Laube ſtrotzt eine Traubenfülle, wie ſie nur der Küſtenwald von Kerafunt erzeugt. Der Garten hängt am Felſenriff, im Häuschen ſelbſt ſind beide Zimmer mit der Halle reinlich und mit geflochtenen Matten belegt, an der Außenwand Geranke, in der Runde überall ſaftiges Grün, Ruhe und Seligkeit und laue Lüfte. Wer aus dem Drang des Lebens hier die Einkehr nimmt, ſetzt ſich, wie jener Corycius beim Dichter, an Reichthum und Pracht Königen zur Seite und verzehrt

zufriedener als sie das auf eigenem Boden erzeugte Mahl.[1]

Außer den zwanzig Großabteien und dem Städtchen Karyäs sollen nahe an 300 solcher Zellen und Anachoretenhäuser auf dem heiligen Berge seyn. Und wenn die Klöster mit ihrer Disciplin, ihrer Menschenzahl, ihren Landgütern, ihren ausländischen Kolonien, ihrem Reichthum, ihrer gemeinschaftlichen Arbeit und Kirchenpracht ein Bild der Städte sind, so muß das Anachoreten- und Zellenleben aller Grade die Ruralgemeinde, das Bauerndorf und den Einödehof weltlich eingerichteter Länder bedeuten. Grundtypus bleibt überall derselbe; nur hat man in Europa kranken Gemüthern die Medicin genommen und mit verhaßter Tücke verzagten Seelen die Flucht aus der rauhen Berührung mit der Welt abgeschnitten. Platons Staat ist Ideal geblieben, aber die Republik des Cappadocischen Basilius hat die vier Weltmonarchien der Apokalypse überdauert und durch die That bewiesen, daß sie ihren Lebenssaft aus geheimnißvoller Tiefe unseres Herzens saugt. Ihr Prinzip ist Negation, die in menschlichen Dingen weiter und sicherer führt als titanisches Selbstbestimmen und Vorwärtsstreben.

Der Wunsch eine Art Statistik, besonders das numerische Verhältniß dieser basilianischen Heiligen-

[1] Regum aequabat opes animis, seraque revertens
Nocte domum, dapibus mensas onerabat inemptis.
Virg. Georgic. IV, 132.

Republik zu kennen, ist ganz natürlich, aber um so weniger leicht zu befriedigen, weil unter jenem Himmelsstrich im Großen wie im Kleinen über Besitz, Menschenzahl und Summe der Einnahme und der Ausgaben überhaupt nur wenige Mitglieder der Gesellschaft genaue Kenntniß besitzen und solche Dinge von diesen Eingeweihten als Regierungsgeheimnisse sorgfältig verschwiegen werden. Schon die Fragen nach der Köpfezahl eines Klosters, nach seinen Meierhöfen, seinen Dörfern und ihrem Ertrag erzeugen Frost, Zurückhaltung, Schweigen, ausweichende Reden, oder finden höchstens oberflächliche, allgemeine, von der Wahrheit gewiß entfernte Erwiederung mit Klagen über schlechte Zeiten, verfallene Finanzen und zusehende Verarmung des Gemeinwesens. Ueberhaupt sind Fragen um physisches Alter wie um Vermögen im Orient überall anstößig und wider alle gute Sitte. Ich habe mich eben so fleißig erkundigt, aber die Wahrheit sicherlich eben so wenig erfahren als meine unmittelbaren Vorgänger Smith, Zachariä und Grisebach. Alles was zum heiligen Berg gehört, die in den Klöstern einregistrirten Profeßmönche, dann die kleinern Anachoretengesellschaften, die Dorfkellioten und Waldeinsamen mit den weltlichen Knechten und Handwerkern zusammengerechnet, soll die Zahl von 6000 Individuen nicht übersteigen, in ruhigen Zeiten aber auch niemals unter 4000 herabsinken. Gegenwärtig (1841) sollen in den zwanzig

Abteien etwas über 2000 Weltüberwinder eingetragen seyn, von welchen mehr als die Hälfte auf die vier Großklöster Laura, Vatopädi, Iwiron und Xeropotamo fällt; auch Chilantari, St. Dionys und Russico sind stark besetzt.

Aber zu keiner Zeit des Jahres ist die ganze Zahl präsent und viele Klosterbrüder sehen sich das ganze Leben niemals, weil die Mönche ihre Grundstücke und auswärtigen Besitzungen nicht verpachten, sondern unter beständiger Aufsicht und Leitung ausgesandter Gemeindeglieder auf eigene Rechnung bewirthschaften. Drängt einen frommen Büßer das Verlangen wieder einmal die verderbte Welt in der Nähe zu sehen und sich der eigenen Vollkommenheit im Gegensatze der außerhalb des Hagion-Oros grassirenden Unsitte zu freuen, so bewirbt er sich bei seiner Gemeinde oder seinem Vorstand um eine Oekonomenstelle auf den Höfen in Macedonien, auf Thasos, auf dem Chersones von Kassandra oder Sithonia, besonders zur Erntezeit und wenn man Trauben keltert. Da gibt es süßen Most, Kastanien, Abendtänze, Schwänke und christlichen Zeitvertreib, an welchem die guten und vielgeplagten Kalógeri, besonders wenn sie noch jung und derbe sind, nur so viel Antheil nehmen als der Ernst ihrer Angewöhnung und die unantastbare Heiligkeit ihres Gewandes erlaubt. Züge rüstiger Bulgaren und Walachen beider Geschlechter steigen dann vom Gebirg herab und helfen um

Taglohn den Segen des beglückten Flachlandes einheimsen. Auf der Korntenne im Freien, am Brunnen, unter dem Schattendach grünbelaubter Bäume erklingt nach der Arbeit die slavische Gusla. Die Luft ist weich, der Most erquickend und der Reigen voll weltlicher Anmuth: wäre es ein Wunder, wenn auch der strenge Ascet auf Augenblicke La Bruyère's evangelische Traurigkeit („tristesse évangélique") ablegt und sich im Herrn einige Erleichterung gönnt, um nachher mit desto heißerer Inbrunst wieder die Wege der Pönitenz zu wandeln.

Vom Centrum mönchischer Zucht noch weiter entlegen sind die Besitzungen in den Donauländern, die Filialklöster und Seelsorgerplätze zu Monastir (Bitolia), in Bucharest, zu Moskau und zu Tiflis, wo das Kloster Iwiron reich begütert ist, aber wegen der Entfernung vom Muttersitz die Epitropen nur alle fünfzehn Jahre wechselt. Von Moskau kommen sie nach vier Jahren und von Bucharest nach zweien wieder in den Convent zurück mit den Früchten ihrer Frömmigkeit und Oekonomie. Diese Besitzungen außerhalb der Athoslinie, sey es Klosterhaus mit Kapelle in der Stadt oder Meierhof mit Grundstücken auf dem Lande, nennt man nicht etwa nur bei der heiligen Republik, sondern bei allen Klöstern der Byzantinerwelt Metóchion (Anhängsel, Pertinenz). Wie häufig begegnet man in den Wäldern der Chalkidike, auf dem Isthmus, auf der großen Warte,

Athosmaulthieren mit Wein, Oliven, Kaviar, Käse und getrockneten Früchten im Geleite eines Mönchs, während die Hagion-Oros-Goëletten mit Getreide-Ladungen aus den benachbarten Halbinseln über den Golf von Sithonia streichen!

Ist aber ein Mönch im Lesen und Schreiben bewandert und für Geschäfte tauglich, so kann er als diplomatischer Agent der heiligen Berggemeinde zu Saloniki, zu Athen oder gar im Fanar zu Stambul residiren, wo sie geräumige Wohnungen (wenigstens zu Saloniki und Konstantinopel) unterhält und mystisch dunkle Hauskapellen mit farbigen Fensterscheiben und mit dem Bild des neuen Sanct Georg, eines Schkypetaren aus Jannina, in weißer Fustanella, rothem Fes, goldenem Heiligenschein und grünem Palmzweig zum Zeichen des Märtyrthums, weil er in besagter Stadt (1834) durch türkische Hinterlist für seine Schönheit und seinen Glauben öffentlich den Tod gelitten hat.

Jedoch hat das geistliche Gemeinwesen der strengen Ordnung und des Landbesitzes ungeachtet doch ein jährliches Deficit in den Finanzen, das man durch künstliche Mittel decken muß. Beredte und muthige Brüder mit Copien mirakulöser Bilder oder mit Reliquien versehen, durchstreifen zeitweise die Eilande und die nahe liegenden Provinzen Rumeliens und Anatoliens, um Kredit und geistlichen Ruhm des Hagion-Oros durch Reden und Exempel auch in der

Ferne zu erhalten und zu beleben. Für eine beliebige Gabe an Geld oder Naturalien berühren und küssen gläubige Christen, besonders die kindlich frommen Bulgaren, den heiligen Schrein und ziehen oft in Schaaren unter Leitung eines hochzeitladenden Mönches in den heiligen Wald, besuchen die Klöster ihres Vertrauens und lassen gegen Erlegung bestimmter Summen ihre Namen zu frommem Gedächtniß in die Register schreiben, wie uns Zachariä in seinem Werk ausführlich erzählt. Aber Kaïri von Andros und die deutschen Philosophen in Athen hätten das Athos-Municipium — wäre man nicht bei Zeiten eingeschritten — um diesen nicht unwichtigen Zweig des öffentlichen Einkommens gebracht. Nur sind diese ausgesandten Finanzmönche ihrerseits häufig im Verdacht vom Erlös der geistlichen Gnaden manchmal nur den kleinern Theil an die Commune abzuliefern, das Mehrere aber für sich zu behalten und für Privatzwecke auf ihren Wanderungen auszugeben. Doch gewährt bei so großen Mängeln die Frömmigkeit der transdanubischen Slaven noch häufig Trost.

Was die innere Verwaltung betrifft, genießt dieser kleine dem Sultan tributäre Mönchsstaat denselben Grad von Unabhängigkeit, wie die Fürstenthümer Serbien und Moldo-Wlachia. Athos ist eigentlich das älteste freie Gemeinwesen im türkischen Reich; kein Muſulman, ja nicht einmal ein weltlicher Christ darf sich im heiligen Bezirke niederlassen, und selbst

der Bostandschi in Karyäs hängt gewissermaßen von den Mönchen ab. Man findet hier wie in einem europäischen Staate eine durch freie Wahl jährlich zu erneuernde Regierungsjunta, ein jährlich zu votirendes Budget, Steuerumlage, Deficit, Polizei und Schulden. Diese letztern hauptsächlich in Folge des Aufstandes und der schweren Contributionen, die man nach der Unterdrückung desselben erlegen mußte. „Mönch gib Geld (Keschisch para ver)!" riefen die unersättlichen Albanesen den ganzen Tag. Zuerst gab man die Baarschaft hin, verkaufte dann silberne und goldene Kirchengefäße, Perlenschmuck und Edelsteine, und nahm zuletzt noch Kapitalien zu wucherischen Zinsen auf, woran man, besonders in Laura, heute noch zu zahlen hat. Wie es jetzt steht, soll der öffentliche Dienst jährlich eine Million Silbergroschen oder 500,000 türkische Piaster erheischen. Die Hälfte dieser Summe geht als Tribut nach Stambul. Mit der andern bestreitet man die kleinen Gratifikationen an die Regierungsmitglieder, bezahlt die üblichen Geschenke an den ökumenischen Patriarchen, an die heilige Synode, an den Wesir in Saloniki, an den Bostandschi und seinen Schreiber in Karyäs, besoldet die christliche Municipalmiliz und die auswärtigen Agenten, und gibt wo immer zum Vortheile der Republik durch Klingendes nachzuhelfen ist.

Diesen jährlichen Bedarf nach Köpfen auf die einzelnen Klöster, auf die Anachoreten und Zellenleute

umzulegen, meint Vater Beſſarion, ſey kein leichtes Geſchäft und führe oft zu ſonderbaren Auftritten in der heiligen Verſammlung, weil jeder Deputirte, wie weiland im heiligen römiſchen Reich, die Intereſſen ſeiner Committenten mit Wärme und Standhaftigkeit zu verfechten hat. Unter ſolchen Umſtänden ſind den Athosvätern, wie Sie wohl ſelbſt ſehen, von der Welt zwar nicht die Genüſſe, aber doch die Sorgen und die Bedrängniſſe geblieben. Mitten in der Andachtsgluth ſtört fromme Klausner der Gedanke, wie bei gehemmtem Abſatz der heiligen Fabrikate ihre in Karyäs zu erlegende Steuerquote zu erſchwingen ſey. Deßwegen können die heiligen Büßer, auch wenn ſie wollten, Geprägtes noch immer nicht mit gehöriger Verachtung behandeln, und dürfen auch im Examen zellenpachtender Weltüberwinder nicht gar zu kritiſch ſeyn.

Sie erinnern ſich noch aus dem vorigen Fragment des Ausdrucks „Heſychaſten", wie man die Waldeinſiedler des Hagion-Oros vor der Athanaſiſchen Reform nannte. Das Wort bezeichnet jenen unausſprechlichen, europäiſchen Weltleuten nicht leicht zu erklärenden Zuſtand völligen Verſunkenſeyns des geiſtigen Vermögens in Gott, jenen moraliſchen Opiumrauſch des Orients mit ſeinem Gefolge unnennbaren Seelenentzückens, die Frucht indiſcher Sonnen und der ſchauerlichen Gräberwüſte hinter dem ägyptiſchen Theben. Die Einſiedeleien des Hagion-Oros ſind der

westlichste Punkt, bis wohin die mystische Praxis der heißen Zone gedrungen ist. Um dieser gesteigerten Vision und Ascese des obersten Grades zu genießen, setzt sich, nach Angabe eines in der christlichen Mystik bekannten Tugendmeisters aus dem eilften Jahrhundert, der Eingeweihte in einen Winkel der verschlossenen Zelle, senkt das Haupt auf die Brust und blickt, alles Irdische vergessend, unverwandten Auges, Anfangs verworren und trostlos, bald aber mit ineffabler Seligkeit so lange auf die Brusthöhle und die Nabelgegend, bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt. Und wie dieses gelungen, umfließt den Geist ein geheimnißvolles ätherisches Licht, welches die Hesychasten auf Hagion-Oros in schwärmerischer Ueberschwänglichkeit für das reine und vollkommene Wesen der Gottheit hielten und mit fast buhlerischer Zärtlichkeit verehrten. Mosheim in seiner Kirchengeschichte philosophirt über diese Scene, Gibbon lacht und denkt an Bedlam; ich sage nichts, weil die fürchterliche Einsamkeit der libyschen Wüste in meiner Seele einen Klang angeschlagen hat, den gute Laune und Witzspiel europäischer Gelehrten weder erzeugen, noch ersticken können. Nur meine ich, der „Mönch von Iwiron" schwinge sich vielleicht selten und nicht ohne Gewalt aus seinem Pomeranzenduft zu dieser Höhe geistiger Seligkeit empor.

Der Keim lebt heute noch in den Zellen des Kastanienwaldes und in den selbstpeinigenden Enthu-

ſiaſten in Simópetra und Sanct Dionys; aber wie man dieſes Kapitel berührt, werden die Mönche ſtumm, weil ſie entweder ſelbſt nichts wiſſen oder weil ſie nichts ſagen wollen. Ohne Zweifel gibt es, wie in den Myſterien von Eleuſis, ascetiſche Grade für die himmliſche Lichtviſion, von der mit Nichteingeweihten zu reden geſetzlich verboten iſt. Doch einer der gewandteſten Metaphyſiker und Diſputirgeiſter ſeiner Zeit, der lateiniſche Mönch Barlaam, wußte bei ſeinem Erſcheinen auf dem Hagion-Oros um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch Verſtellung und Beredſamkeit einem Asceten des oberſten Grades die Geheimlehre des Lichtgottſchauens abzulocken. Statt die Sache mit gaſtlicher Schonung als ein Curioſum hinzunehmen, machte ſich der Italiener über die Athosmönche luſtig und erklärte die Behauptung, man könne mit materiellem Auge das körperloſe Weſen der Gottheit ſchauen, oder die göttliche Eſſenz ſey eine materielle Lichtſubſtanz, für heidniſche Thorheit und läſterliche Häreſie. Der Streit machte damals großes Aufſehen und erfüllte zuerſt den heiligen Berg und am Ende Konſtantinopel ſelbſt, den kaiſerlichen Hof und den Reſt des von den Osmanen noch nicht verſchlungenen Reiches mit Aufruhr und Tumult.

Hier iſt nicht der Ort über ſolche Dinge zu ſprechen; aber um dieſelbe Zeit verglichen die Hofjuriſten Karls IV. die ſieben Kurfürſten in der goldenen Bulle mit den ſieben Hauptſünden, proklamirte Cola

Rienzi die römiſche Republik, erklärte eine Kirchenverſammlung in Konſtantinopel die Identität des ekſtatiſchen Athoslichtes mit dem unerſchaffenen Licht des Berges Tabor, drangen die Türken in Europa ein und mähte der „ſchwarze Tod" verderbenbringend durch die ganze Welt. Byzanz ging zwar unter, aber die Athosväter hatten gegen den lateiniſchen Gegner den Prozeß gewonnen und glaubten ungeſtört an die Ewigkeit ihres Nabel-Lichtes. Dem Occident gegenüber ſind ſie heute noch was ſie damals waren. Vater Geraſimus, in allen Dingen polirt und nachgiebig, wollte nur im Dogma von keinem Vergleiche hören, und beinahe hätte ich durch eine einzige Rede ſeine gute Meinung verſcherzt. Glücklicherweiſe aber fehlten mir mit Barlaams Gelahrtheit auch ſeine fanatiſche Impertinenz und ſeine Schonungsloſigkeit.

Von Außen — das darf man ſich in Europa merken — ſind alle Angriffe auf griechiſche Nationalität, die gleichbedeutend mit anatoliſchem Dogma iſt, vergebliches Bemühen. Die Gefahr kann nur eine innere ſeyn, wie ſie einſt dieſelben Athosmönche einer ſpätern Epoche in der berühmten Akademie von Vatopädi erkannten. Körperſchaften, die von der öffentlichen Meinung leben, unterſcheiden mit wunderbarem Takt ſchon entfernt, was ihrem Intereſſe förderlich oder ſchädlich ſey. Von einer roma:.tiſch bewaldeten, gegen das Meer ſteil abfallenden Höhe ſchaut eine moderne Ruine, weißliches Gemäuer mit

zwei langen Fensterreihen, massivem Unterbau und einer Wasserleitung in hochgesprengten Bogen, aber ohne Dach und vom wuchernden Gestrüpp des immergrünen Buschwaldes überwältigt, melancholisch auf Vatopädi herab. Der Bau ist etwas über hundert Jahre alt und ward für Unterweisung der Hagion-Oros-Kandidaten im Kirchengriechisch auf gemeinsame Kosten der heiligen Republik aufgeführt.

Hier trat der berühmte Corfiot Eugenius Bulgari in den ersten Jahren der Kaiserin Katharina II. als Vorstand ein, und fand in den weiten Räumen nur sieben Schüler.[1] Der Mann war vollendeter Meister im Hellenischen und hatte philosophische und historische Studien im europäischen Sinne betrieben. Die Anstalt hob sich schnell, der Ruhm des Lehrers, der Geist des Jahrhunderts, die reizende Lage der Schule zog junge Leute aus allen benachbarten Ländern der Türkei, aus Rußland und Italien in die Akademie nach Vatopädi. Bis an 200 Zöglinge hatte Eugenius im Moment der Blüthe in 170 Zellen untergebracht. Die weite Fernsicht über das Meer, die gesunde Höhenluft, die entzückende Scene des grünen Laubwaldes und die Abgeschiedenheit von weltlicher Aergerniß und Zerstreuung mußte die Empfänglichkeit junger Gemüther für besseres Wissen wundervoll erhöhen.

[1] Eugenius Bulgari lebte von 1716—1806.

Was sind die schönsten Musensitze Europas im Vergleich mit der bezaubernden Waldakademie des heiligen Berges? Aber wie unlängst in Kaïri und seiner Androsschule, glaubte man auch bald in Eugenius Bulgari und seinem Institut die Keime gefährlicher Neuerung, anarchischer Gährung und einer das griechische Morgenland kirchlich umwälzenden Geisteremancipation zu erkennen. So hatten es aber die Mönche bei ihrem Stiftungsakte nicht gemeint. Philosophie und freie Gymnastik des Geistes — das fühlten sie wohl — könne neben der alten Mönchspraxis des Hagion-Oros nicht bestehen. Sie fürchteten für den Glauben an das unerschaffene Taborlicht, für die Pilgerkaravanen, für den geistlichen Kredit und die jährlichen Opfergaben nicht weniger als für die Bande ihrer eigenen Disciplin.

Bulgari und seine Schule waren dem Untergang geweiht. Anfangs neckte man den gelehrten Meister, untergrub das Ansehen, verdächtigte endlich die Moral des Lehrers und der Schüler, berichtete nachtheilig an das geistliche Oberhaupt der griechischen Nation in Konstantinopel, und ruhte nicht eher bis der Mann aus Ekel seinen Posten selbst verließ, um nach kurzem Aufenthalt im Fanar einem glänzenden Loos in Rußland zu begegnen, wo er als freiresignirter Erzbischof von Cherson mehr als neunzigjährig zu St. Petersburg (1806) verschied. Mit dem Vorstande war auch der Geist entwichen; die Zöglinge verloren

ſich, das Inſtitut verkümmerte und wurde endlich als „gefährlich für Religion und Sittlichkeit“ durch ein Reſcript des ökumeniſchen Patriarchen völlig aufgehoben. Voll Freude über den Sieg trugen die Mönche das Hausdach ab, brachen die Sparren weg und hoben die Thüren aus, um dem flüchtigen Feind auch die Hoffnung für die Zukunft abzuſchneiden. Durch das offene Portal dringt heute in üppiggedrängtem Pflanzentrieb der Wald, und ſtatt blühender Jugendgeſichter ſchaut immergrünes Geſtrüpp und Lianengeranke zu den leeren Fenſtern heraus.

Die griechiſche Kirche duldet keinen Unterricht und ſchlägt beſonders Weltweisheit und Dichtkunſt mit unauflöslichem Bann. Aber ſie bekennt ihr Syſtem unverhohlen, und wo immer ein Magiſter über den Geſichtskreis von Sanct Chryſoſtomus und Sanct Paphnutius in das freie Gebiet des Denkens und geiſtigen Schwelgens hinüberſchweift, legt ſie laut ihr Veto ein und ſchließt die Schule zu. Ueber das „europäiſch-heidniſche Treiben“ in Griechenland hört man auf dem Hagion-Oros mancherlei Beſorgniſſe, und von den Folgen der neuen Ideen für das Athosinſtitut reden die alten Väter und der jüngere Nachwuchs ſchon in ganz verſchiedenem Sinn. Dieſe Frommen haben zwar Unrecht, aber ſie glauben nicht an Fortdauer und Beſtand anti-anatoliſcher Staats- und Kirchenordnung des neuen Königreichs, und ihnen ſchien türkiſches Regiment für das Seelenheil

weit gefahrloser als die (damalige) Halbfrankenwirthschaft eines Maurokordatos in Athen. Es ist nicht gleichgültig was man über solche Dinge auf Hagion-Oros denkt. Hagion-Oros ist eine Macht, deren gute Geneigtheit nicht Jedermann geringe achtet und übersieht. „Wir haben Fremde aus Rußland im Kloster," sagte man irgendwo, „aber sie lassen sich nicht viel sehen und gehen nur Nachts zu Zeiten aus den Zellen." Schöbe man zufällig die Nordgränze des hellenischen Staates bis an den Strymon vor, möchte ich sehen wie sich die Ordonnanz einer durch Franken geschaffenen Monarchie mit der uralten, volkverwachsenen, mächtigen Körperschaft des heiligen Berges setzen würde.

Wer nur Classisches sucht, gehe ja nicht auf Hagion-Oros, von dessen ärmlichen Sammlungen das Werthvolle schon längst verschwunden und nach Europa gewandert ist.[1] Hier ist nur für Byzantinisches Gewinn zu hoffen. Aber wie z. B. ein der Botanik gänzlich Unkundiger die schöne im Herbst blühende Amaryllis am Felsenriff von Xeropotamo nicht bemerkt, eben so werden auch in byzantinischen Studien und Historien Unbewanderte nur grämlich und mit Verachtung an den Mirakelbüchern und Kirchen-

[1] Die Klosterbibliothek zu St. Dionys, dem Range nach etwa die vierte des Berges Athos, zählt nur 388 Nummern, unter diesen nicht mehr als 139 Handschriften, das übrige sind in Europa gedruckte Bücher ohne Werth.

Legenden der Athosbibliotheken vorübergehen. Was hätte wohl ein ehrenwerther Variantenſammler zu den 48 Folioſeiten griechiſcher Feſt- und Staatsreden auf die Mirakel des Stadt- und Landespatrons Sanct Eugenius von Trapezunt geſagt? Das Opus iſt im Katalog nicht einmal genannt und, wie es häufig geſchieht, mit einem andern von ganz verſchiedenem Inhalt zuſammengebunden. Nur zufällig erblickte ich die Worte Ikonium, Melik Sultan, Alatines, Baſileus Trapezuntos, Andronikos Gidos, Sinope, und fand am Ende ein hiſtoriſches, in Europa nicht gekanntes Fragment von Wichtigkeit für die politiſche Geſchichte des Sultanats Ikonium und des Imperiums Trapezunt.

Die Sache iſt freilich nur für die hiſtoriſche Literatur von Werth, und kann hier nicht umſtändlich verhandelt werden. Genug, daß man jetzt die eine der beiden großen Lücken der trapezuntiſchen Geſchichte vollſtändig auszufüllen und nebenher manche neue Notiz über die Küſtenländer des Pontus Eurinus, über die griechiſchen Pflanzſtädte in der Krim, über Topographie von Trapezus und der nächſten Umgebung aus den Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts in Umlauf ſetzen kann. Ein hiſtoriſches Dokument von ſolcher Bedeutung in einem Bande griechiſcher Kirchenfeſtreden zu finden, wird nur dann befremden, wenn man nicht bedenkt, daß im byzantiniſchen Imperium die Kirche der Staat war und das politiſche

Faktum ganz im Kultus aufgegangen ist. Sacristei und Handelscomptoir sind hier die einzigen Archive der Weltgeschichte. Dieser Gedanke hat mich auf den Hagion-Oros geführt und durch die gewonnenen Resultate Eigenliebe und wissenschaftliches Bestreben zu gleicher Zeit befriedigt. [1]

Sie wollten nur „De Situ et Moribus" des heiligen Berges hören, und ich bin Ihrem Wunsch nach Kräften begegnet, habe Eindrücke, Bilder und Scenen gezeichnet, habe Gegenden, Menschen und Leidenschaften geschildert und halte es für nutzlos die flüchtige Bücherschau, das späte Bemühen den Bergkegel zu erklimmen, die kurzen Klosterbesuche und die wiederholten Tändeleien in Karyäs und Chilantari mit allen Kreuz- und Querzügen nach der Abreise vom gastlichen St. Dionys chronologisch aufzuführen, weil das vorangeschickte Sittengemälde selbst nur Ergebniß dieser Wanderung und ihrer Einzelheiten ist. Die Pointe der Reise liegt im trapezuntischen Originalfragment und im Conterfei des Athosmönches und seiner Hütten. Bei Grisebach ist es die Besteigung der Athospyramide und die Scala ihrer Vegetation. Wie diese Pointe überschritten, ist in beiden das Epos der Handlung auf dem Höhepunkt, das Blut wird kälter, die Erzählung matter, der Leser schläfriger,

[1] Sieh Abhandlungen der hist. Cl. der K. B. Akad. d. W. III. B. 3te Abthl. ff. 1843.

das Ende erwünschter und der kürzeste Epilog der beste. Ob sich die Mönche ihres Gastes heute noch erinnern, ist freilich ungewiß; in meiner Seele aber hat die Melancholie der Weltüberwinder und das zaubervolle Bild des immergrünen Paradieses einen tiefen und bleibenden Eindruck zurückgelassen. Doch

Nicht allein der Glauben ist es, der die Welt besiegen lehrt,
Wißt daß auch die Kunst in Flammen das Vergängliche verzehrt.

XI.

Fünf Wochen in Theſſalonika.

„Viele Kreuze auf der Stirne und viele Teufel in der Bruſt“,[1] ſagte halblaut der griechiſche Begleiter im Einkehrſtalle zu Langavich, wo wir auf dem Rückwege vom Hagion-Oros nach Teſſalonika das letztemal die Nacht blieben und von unſerm Platze aus dem Abendeſſen ſeiner ſich unabläſſig bekreuzigenden Glaubensgenoſſen zuſahen. Drei rüſtige Palikaren mit einem halbgewachſenen Jungen ſaßen um die runde Scheibe auf dem Lehmboden und verzehrten ihre Freitagskoſt aus Poriſtengeln, Oliven, Käſe und Honig. Sie tranken der Reihe nach aus der hölzernen Flaſche, die rhythmiſch in die Runde ging. Aber kein Zecher ſetzte den Kürbiß an den Mund oder gab ihn nach dem Zuge ſeinem Nachbar hin, bis er nicht jedesmal ſowohl vorher als nachher drei Kreuze geſchlagen und mit einem raſchen Blick nach Oben

[1] *Πολλοὶ σταυροὶ 'σ τὸ μέτωπον καὶ πολλοὶ διάβολοι 'σ τὸ στῆθος.*

ſich geiſtig geſammelt hatte. Sieh einmal, könnte einer denken, das ſind fromme Wirthsleute; da wird man gewiß billige Rechnung machen. Ich hatte noch weit andächtigeren Tafelſcenen orthodoxer Griechen beigewohnt und allzeit gefunden, daß frommes Eſſen nicht jedesmal fromme That bedingt. Vater A...s, der Grammatikos der Heiliggrab-Epitropie in Jeruſalem, verſchlang große Brocken Geſottenes und Gebratenes, legte nach jeder tüchtigen Einfuhr die Inſtrumente nieder, kreuzte andächtig die Arme über die Bruſt, ſeufzte tief und drehte zu merklicher Erbauung der heiligen Erzbiſchöfe und der fremden Gäſte aus Occident die großen Augen himmelwärts. Aber nach dem Tiſchgebet war der junge wohlbeleibte Vater A...s wieder vollendeter Weltmann und erſter politiſcher Intriguant, giftiger und gefährlichſter Gegner der lateiniſchen Sache in Jeruſalem. Wir kennen ja alle Fontenelle's Spruch: *Boileau dévot et méchant, Racine plus dévot et plus méchant.* Dieſer Spruch gilt natürlich nur von den Griechen, die in Jeruſalem unſere Feinde ſind.

Wir hatten nach der erprobten und jedem Fremden in jener Gegend zu empfehlenden Gewohnheit eine Henne zum Sieden aufgebracht und aus der Brühe eine dichte nahrhafte Reisſuppe mit Citronenſaft angemacht, Grünzeug, getrocknete Früchte, Salzoliven, Eier und Honig im Wirthsladen gekauft und wegen der friſchen Novembernacht beſtändig Feuer

aus dürren Baumäſten neben dem Lager unterhalten.[1] Geflügel am Freitag verrieth ſchon den Ausländer; Feuer neben dem Nachtlager und ein Diener, der nicht mit dem Herrn ißt, ließen (irrig) auf Rang und Wohlſtand ſchließen. „Vielleicht iſt es gar ein Milordos", d. i. ein Franke, der alte Steine anſieht und das Geld nicht achtet. Im Grunde darf man ſich alſo auch nicht verwundern, wenn des andern Morgens, hauptſächlich des Brennholzes wegen, eine für das ärmliche Lokal ganz unverhältnißmäßige und erſt nach einiger Unterhandlung bis zum Niveau der Billigkeit ermäßigte Rechnung zum Vorſchein kam. Die Maulthiertreiber, um uns über die gewöhnliche, zu früh erreichte Station Zagliberi und ihre bequeme Einkehr weiter gegen Saloniki fortzubewegen, hatten die Raſt in Langavich als ebenfalls ſehr reizend und elegant geſchildert. Es war aber zum größten Verdruß nur ein gewöhnlicher Dorf-Han für vierfüßige Gäſte, d. i. vier dünne durchlöcherte Wände aus Röhricht und Lehm mit einem Hohlziegeldach ohne Decke; der Boden aus feſtgeſtampfter Erde, mit zwei Feuerſtellen, einem Backofen und einer Auslage

[1] Wir bitten den Leſer die wiederholte Beſchreibung unſeres Reiſeküchenzettels nicht für überflüſſig zu halten. In dieſer klugen und romaniſchen Küſten angemeſſenen, gleichmäßigen Diät liegt das Geheimniß, unter allerlei Umſtänden einer zweijährigen Wanderſchaft keine Minute lang krank zu ſeyn und geſünder heimzukommen als man ausgezogen iſt.

für griechiſchen Küchenbedarf. Das Bett, wie Sie wohl wiſſen, iſt in ſolchen Fällen auch nur eine Binſenmatte neben der kniſternden Flamme, und folglich nach zehnſtündigem Ritt durch unwegſames zerriſſenes Bergland Grund genug zu murren und betrübt zu ſeyn. Ich dachte an die ſchönen Säle, an die weichen Divane und die freundlichen Mönche von St. Dionys, von Vatopädi und Chilantari, und verglich die gegenwärtige Noth und herabgekommene Lage mit den Vorzügen des Hochfleckens Laregovi, wo wir die Nacht vorher geblieben waren, und deſſen Lieblichkeiten ich Ihnen ſchon bei Gelegenheit der Hinreiſe und des mit uns einkehrenden Biſchofs und ſeines Mundſchenken aus Polyhiero, im vorausgehenden Bruchſtück geſchildert habe.

Das Alles — ich weiß es wohl — ſind Kleinigkeiten, an deren Kunde dem Leſer wenig liegen kann. Aber was ſoll ich Ihnen von Langavich erzählen? Ich bin ja nicht Botaniker und Geolog wie Dr. Griſebach, wie Copeland, Weiſe, Smith und Friedrichsthal, nicht Statiſtiker wie Ami-Boué, nicht Prophet wie Blanqui. Oder meinen Sie gar, ich ſey in den Maulthierſtall nach Langavich gekommen um den Einwohnern Geſetze zu ſchreiben, ihre Prozeſſe zu ſchlichten oder gar die Armeen der 32 alten Städte von Chalkidike zu kommandiren, von denen man bei Ariſtoteles lieſt? Und wenn ich das Alles wäre und verſtände, wie jener berühmte Archäolog,

käme ich doch zu spät. Die Partien sind ja alle schon besetzt und die Rollen ausgetheilt. Warum ich in das Byzantinische gekommen bin und was ich dort suche, brauche ich nicht mehr zu wiederholen. Der Mensch, die Sitte, das Bauerndorf, die gemeine Rede, der Streit, der Widerspruch und die Vergangenheit sind meine Thesen und haben mich wiederholt unter diesen Himmelsstrich geführt. Empfinden will ich, Gefühle wechseln, entbehren, schwelgen, fürchten, hoffen, was man bei der Glätte und gleichförmigen Geschwindbewegung des öffentlichen Lebens in Europa bald nicht mehr kann.

Nähmen Sie es den Leuten übel, wenn ihnen zuweilen selbst die Herrlichkeit, die Philosophen, die Lügen, die falsche Gerechtigkeit und das scheinheilige Thun des Occidents zuwider wären und Langeweile machten? Im Sittengemälde hat aber auch der kleine Strich sein Verdienst. Warum gibt man uns im luftigen, wasser- und pflanzenreichen Laregovi keinen Kohl? „Kohl wird hier nicht gepflanzt, weil hier *Κλεφτία* (Dieberei), nicht *Νόμος* und *Τάξις* (Gesetz und Ordnung) regieren und jeder stiehlt was der Nachbar säet". Die vielen Kreuze und die starke Rechnung in Langavich und die „Klepsia" von Laregovi sind aber das einfachste und kennbarste Bild der öffentlichen Zustände im Orient: Jeder stiehlt was der Andere säet; die Regierungen aber nehmen hier Allen Alles weg, und den Frieden hat nur wer Bettler ist.

Während meine Vorgänger sorgfältig die Gränzscheide der immergrünen Gebüschvegetation bei Nisvoro erspähen, die Wiesenkräuter im Muldenthale vor Laregovi zählen und vom Gipfel einer Waldkuppe des Cholom Strich und Höhe der Gebirgsketten Macedoniens überschauen und ergründen, fragte ich mich selbst auf meiner Binsenmatte: warum etwa in diesem Theile Chalkidike's die Orte, die Seen und die Berge so sonderbare und ganz ungriechische Namen, z. B. Cholom, Nisvoro, Zagliberi, Laregovi, (Jaruga), Rawa, Ravanikia, Chortiat, Galatista, Langasa und Langanichia trügen? Die Beantwortung solcher Fragen ist zwar weniger lohnend und auch weniger unterhaltend als ein botanisches Bild der Kräuterwiesen von Hieriſſo, als der Buchenhain von Nisvoro und die Ueppigkeit der Grasnarbe unterhalb Laregovi. Das Schlimmste scheint noch, daß man in diesem einzigen Punkte bei uns ganz und gar nicht neugierig ist, ja Grund und Erklärung dieser ethnischen Anomalie gar nicht einmal hören mag. Man wendet sich verdrießlich weg, blickt nach der Stelle wo Stagira stand und fragt: wo sind die Ruinen von Olynth?

Das bittere Gefühl des zu erduldenden Ungemaches; Hunger, Ermattung, Unheimlichkeit des Ortes, endlich der Gedanke an unbelohnte Arbeit und an die vielleicht fruchtlos versplitterte Errungenschaft beschlichen die Seele und trübten auf kurze Zeit den Sinn.

Aber die unerwartet kräftige Kost und die warme Luft der Hütte versöhnten bald den Widerspruch. Die Fremden, die Führer, die Wirthsleute und die Maulthiere aßen zu gleicher Zeit, alle, wie es schien, vergnügt und zufrieden mit dem Geschicke. Wir schliefen kräftig, verließen des andern Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang den Stall, ritten im Herbstnebel zum Bergsattel von Chortiat hinauf, rasteten um Mittag am Brunnen und erreichten sonnenversengt noch vor zwei Uhr Nachmittags das obere Festungsthor von Saloniki, durch welches wir vier Wochen vorher ausgezogen waren. Gegen ein Geschenk von vier Silbergroschen blieben Gepäck und Pässe ungeöffnet und eine halbe Stunde später hatte ich wieder das vorige Zimmer bei der Doktorswittwe Georgi mit jener Empfindung innerer Zufriedenheit bezogen, wie sie nur der Gedanke an den glücklichen Ausgang einer zweifelhaften und waglichen Unternehmung unserem Herzen entlocken kann. Mit Pilgerstaub bedeckt (denn man gönnte keine Zeit für nöthige Toilette), mußte ich mit Hrn. v. Mihanowitsch im nahen österreichischen Consulat zu Tische gehen.

Dreißig Tage Pönitentenkost auf Hagion-Oros hatten die Nervengeister gewaltig herabgestimmt und der Sehnsucht wieder in den europäischen Lebenscyklus einzutreten einigen Drang verliehen. Wenn dem Sittengesetze nur um solchen Preis zu genügen wäre, stünde ich, aufrichtig bekannt, bei aller

Geringachtung raffinirter Genüsse noch auf sehr niederiger Stufe zur Gerechtigkeit. Im Gegensatze mit den griechischen Katholiken und ihrem thierischen Mandat wagen wir lateinische Christen kräftig zu essen und dennoch tugendhaft zu seyn. Wenn sich auch beide Kirchen am Ende über Ambition der Priester, über streitige Rechte der Anciennität und über die natürlichen und ewig unausgleichbaren Antipathien zwischen Morgen- und Abendland möglicher Weise je verständigen könnten, so würde das Fastengebot allein Hoffnung und Möglichkeit des Vergleichs zertrümmern. Sicher liegt der Wandelscala unserer Kirchendisciplin ein philosophischerer Gedanke unter, als dem starren Tugendsystem und dem unerbittlichen Fastenrigorismus der Anatolier, „cui jam pares non sumus.“[1]

Die Klausner-Atmosphäre des heiligen Berges und der enggezogene Ideenkreis der Selbstpeiniger mit ihrem kindischen Gerede täglicher Mirakel und himmlischer Erscheinungen hatten in kurzer Frist so vertrocknend und lähmend auf Geist- und Redefluß gewirkt, als wäre ich nicht Wochen, sondern Jahre lang dem Verkehr europäisch civilisirter Menschen entrückt gewesen. Freilich wird die Wirkung in solchen Fällen von der Wärme des Blutes, vom Grade der Hingebung und der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke

[1] Wenn wir von lateinischen Christen reden, so sind alle Europäer gemeint, die nicht dem griechischen Bekenntniß angehören.

und von dem Umstande abhängen, ob einer unmittelbar oder mittelst eines Dritten mit den vespernden Legendenmönchen verkehrt. Aber drei Jahre auf Hagion-Oros könnten wohl ein neues Kapitel zu Ovids Metamorphosen liefern.

Der geographischen Nähe ungeachtet ist die Kluft zwischen uns und der Griechenwelt viel weiter und viel tiefer als man glaubt. Jedoch soll eigene Unwissenheit die Hagion-Oros-Mönche hoffentlich nicht hindern, kostbare Ueberbleibsel alter Literatur in ihren staubigen Bücherkammern zu besitzen? Mit besonderem Interesse sucht Hr. v. Mihanowitsch, der gelehrte und patriotische Slave, die Kunde der alten Zustände der illyrischen Halbinsel zu erweitern, und hatte mir besonders aufgetragen im Kloster Vatopädi ein von Zachariä bezeichnetes Prachtmanuscript Strabo's durchzusehen, ob sich in demselben vielleicht das in unsern Ausgaben fehlende, die Beschreibung von Coreyra, Süd-Epirus und Macedonien mit Chalkidike, Athos und den übrigen Chersonesen bis an den Hellespont enthaltende Ende des siebenten Buchs finde. Bei den Mönchen in Chilantari aber sollte ich über die angebliche Existenz einer in glagolitischen Schriftzeichen verfaßten Biographie des großen Bulgaren- und Morawenapostels Cyrillus aus Thessalonika Erkundigungen anstellen, zu Nutzen und Ruhm der neu erwachten und energisch betriebenen Studien des alten Slaventhums. Leider war das Ergebniß für

beide Fälle ein verneinendes, da die Athoshandschrift des Strabo mit derselben Phrase: *Κινέας ἔτι μυθοδέστερον . . .*, wie unsere europäischen Drucke schließt, die Chilantari-Mönche aber selbst nicht einmal zu sagen wußten, ob sie das Verlangte haben oder nicht. Die guten Väter gestanden aufrichtig, daß bei ihnen außer den Akoluthien und Gebeten in der Kirche das ganze Jahr Niemand ein Buch ansehe oder je einer aus ihrer Mitte das Wort „Glagolitenschrift" auch nur gehört habe. Es wäre ihnen wohl bekannt, daß St. Cyrillus ihrem Volke das Evangelium zuerst gepredigt habe, aber weiter wüßten sie von der Sache nichts. Man ließ mich später nach Belieben in der kleinen Sammlung selbst herumsuchen, die ich in dem Wachsmagazin mit dem Eingang durch Küche und Speisekammer fand.

Die Gierde, mit welcher ich in den ersten Zeiten nach der Athosreise den politischen Inhalt der Journale aus Augsburg, Paris, Malta und Smyrna verschlang, die wissenschaftlichen Revüen durchlief und in der ausgewählten Bibliothek des gastfreundlichen Consuls herumgriff, zeigte klar, wie leer und genußlos das Leben außerhalb des europäischen Ideenkreises wäre. Mit welcher Empfindung glauben Sie wohl, daß ich in der Allgemeinen Zeitung die Berichte über den eben zu Bonn versammelten Philologencongreß und Prof. Kreyfers kluge Rede „von völligem Erlöschen alles griechischen Wesens" sammt der Ent

gegnung eines bekannten Eiferers für ungeschwächtes, heute in Idee, Kunst und Sprache nicht weniger lebendig als vor Troja gährendes Hellenenthum, mitten unter „slavisch" redenden Macedoniern las?

Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die schnelle und sichere Verbindung mit dem Occident, der lebhafte Verkehr, der Zusammenfluß von Fremden, der duldsame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Lebens verleihen dem Aufenthalt in Thessalonika einen Reiz, wie ihn sicherlich keine Stadt der europäischen Türkei besitzt. Die Luft selbst hat an dieser Küste etwas Weiches, Jonisches und zum frohen Genuß des Daseyns Einladendes, was man weder in Trapezunt noch viel weniger in Athen oder Konstantinopel gefunden hat. Viel glücklicher als andere Reisende, die immer Eile haben und gleich anfangs schon mit der halben Seele bei Katheder, Ambition, gelehrter Coterie, Handwerkszeug und Gewerbe in Europa zurückgeblieben sind, gehörte ich ganz mir selbst an, überließ mich, aller Bande ledig, zwang- und sorglos dem Freudenstrom und blieb noch einen vollen Monat in der Stadt des üppigen leichten Sinnes. Viel fehlte nicht und ich wäre den ganzen Winter geblieben. Von 8 Uhr bis Mitternacht und noch länger saß ich jeden Abend im Consulat; wir lasen Altes und Neues und von Allem das Beste, redeten, recensirten, trieben Slavica, Kritik und Philosophie.

Ich lernte viel; denn Hr. v. Mihanowitsch gehört sicher in die Klasse jener Männer, in welchen die größte Summe theoretischer Kenntnisse und praktischer Erfahrungen über politisches Leben, Geist und Physis des illyrischen Continents verborgen liegt. Zu Hause las und excerpirte ich wieder, ordnete die Kolchis-Papiere, die Athos-Notizen, bemaß die Beute, berechnete die Kosten und analysirte noch einmal das ganze Hagion-Orosleben, Chalkidike und meine Tour. Diese hatte — was man vielleicht nicht ungerne hören wird — mit Inbegriff der Maulthiere und Dardaganis Sold bei einer Dauer von 31 Tagen ungefähr 1166 türkische Piaster oder Grusch, d. i. 291 Franken oder 116 Gulden C.-M. gekostet.

Schon in Europa hatte ich mich bei einem griechischen Geistlichen, der lange auf Athos lebte und mit den Gebräuchen des Instituts, sowie mit der Arithmetik der Weltüberwinder vollkommen vertraut war, sorgfältig erkundigt, wie viel ein gewöhnlicher occidentalischer Gentleman, der nur mit einem Bedienten den Hagion-Oros besucht, für Bewirthung und Pflege billiger Weise geben soll. Vier Franken täglich, meinte der Kalógeros, würden den Erwartungen der Väter ganz entsprechen und dem Geber ein rühmliches Andenken am heiligen Berge sichern. Sie begreifen wohl, daß diese Taxe nur von solchen Athosreisenden zu verstehen ist, die ihre Mittel zu Rathe halten

müssen wie ich, und sich nicht auf Milordis beziehe, die „alte Steine suchen und das Geld nicht achten." Ich schlug eine Mittelstraße ein und würde allen Hagion-Oros-Besuchern desselben bescheidenen Ranges rathen eben so zu thun.

Bei längerem Verweilen in einem Kloster, wie z. B. in St. Dionys, wo ich zwölf Tage blieb, legte ich obigen Calcül zu Grunde und übergab dem heiligen Abte bei der Abschiedsvisite 200 türkische Grusch (ungefähr 48 Franken) für sein „Gotteshaus", drückte aber dem bulgarischen Laienbruder, der uns als bestellter Koch so gut verpflegte, noch aparte 25 Grusch als eigenes wohlverdientes Honorar in die Hand, vergaß auch seinen Gehülfen Leonidas mit der Kleinigkeit von 5 Piastern nicht und erfreute zuletzt am Thore noch den „heiligen Pförtner" mit einem mäßigen Tribut von vier γρόσσια (1 Frank).

Als Regel gelte: die Spenden, wenn sie auch mäßig sind wie die meinigen, unter Viele und zwar eigenhändig zu vertheilen, besonders aber den „heiligen Pförtner" nirgend zu vergessen. Will oder muß aber ein Fremder seine Reden und Ausgaben durch einen Dolmetsch besorgen lassen, muß er auch gespicktere Kassen führen und über größere Mittel gebieten als der mäßig begüterte Tourist. Kostspieliger dagegen ist es, wenn der Aufenthalt nur 1—2 Tage dauert und das Kloster ein republikanisch regiertes ist. Theils um die Neugierde des Lesers zu befriedigen,

theils auch um ein beiläufiges Maß für solche Fälle aufzustellen, will ich den eintägigen Aufenthalt im Kloster Chilantari an der Ausgangsstation des Hagion-Oros finanziell genauer auseinandersetzen.

Vom heiligen Regierungssitz in Karyäs kommend ritten wir Abends in den Klosterhof und wurden von einem dienenden Bruder ohne viele Umstände in die neu und elegant gebaute Fremdenwohnung eingewiesen, mit Wasser versehen und eine Zeit lang allein gelassen. Man hielt uns wahrscheinlich für Orthodoxe, d. i. für Leute die große Ansprüche machen, seitens der Mönche Alles für Schuldigkeit halten und am Ende Nichts bezahlen. Schon war ich im Begriff über den ungastlichen Sinn dieser Chilantari-Slaven verdrüßlich zu reden, als auf ergangene Meldung der Grammatikos des Klosters in das Zimmer trat, um den Fremden zu bewillkommnen, und nebenher mit der den Orientalen eigenthümlichen Feinheit nach Bedeutung und Herkunft des Gastes zu forschen. Der Grammatikos — wie er selbst erzählte — war in Chilantari fremd wie wir und erst ein Jahr im Dienst dieser Mönchsgemeinde. Als geborner Moraït habe er zu Ikonium in Kleinasien, wo er zur Zeit des Aufstandes seiner Heimath lebte, unter den fanatischen Türken Lebensgefahr auszustehen gehabt und sey endlich nach vielen Abenteuern und langem Herumirren auf den heiligen Berg gekommen, um gegen fixen Lohn auf Ruf und Widerruf

den Chilantari-Mönchen als Geheimschreiber und Interpret zu dienen.

Durch Zufall oder als Klephte im Kampfe hatte er die eine Hand verloren, verstand aber neben dem Bulgären auch das Hochgriechische, sprach geläufig türkisch und citirte Verse aus Hesiodus. Ich citirte so viel mir einfiel entgegen, strebte nach besonders guter Diktion, fragte woher des Landes und was ich in Chilantari suche, und rückte auch meinerseits möglichst breit mit dem in Stambul erlernten Türkisch heraus. Nach einer Stunde etwa empfahl sich der Grammatikos, um den Vorständen zu hinterbringen, daß der Gast ein Franke sey, die Landessprachen rede und (mit Verlaub) allerhand wisse.[1] Auf dieses hin kam einer der Vorstände selbst — ein Bulgar aus Sischtow, der schon die höchsten Würden in Chilantari bekleidet hatte und jetzt als Mit-Igumenos im Ausschusse saß — um den Gast von neuem und noch wärmer zu bewillkommnen und als Gesellschafter die Honneurs zu machen. Nach byzantinischer und überhaupt morgenländischer Etikette darf man achtbare Fremde so wenig als möglich sich selbst überlassen. Der Mann aus Sischtow war vielleicht andächtiger und heiliger, aber sicherlich viel weniger gewandt und unterhaltend als der vielgewanderte Grammatikos mit Einer Hand.

Wer gerne Martials Epigramme liest, findet bei

[1] *Παλλαιά τε πολλά τε εἰδώς.*

aller Geduld und Höflichkeit die endlosen im Bauerngriechisch vorgetragenen Erzählungen der Klosterlegenden und ihrer täglichen Mirakel und Heiligenerscheinungen am Ende doch etwas langweilig und einschläfernd. Besonders während der türkischen Occupation des Hagion-Oros habe sich die Panagia beinahe jeden Abend zum Schrecken der Albanesen im Klosterhofe wandelnd und schwebend sehen lassen. In Iwiron hatte man mir schon dasselbe erzählt. Wie aber nach dem Frieden von Adrianopel die islamitischen Besatzungen den Berg verließen und die Noth vorüber war, endete auch der abendliche Spuck in Hof und Corridor und die Besuche der Panagia — sagte der Mönch — haben jetzo gänzlich aufgehört. Das Kloster kultivirt mit Kunst und Erfolg besonders den Gartenkohl, der alles Ackerland rings um die heiligen Mauern bedeckt. Auch bestand das Abendessen, wobei Igumenos und Grammatikos Gesellschaft leisteten, nur aus einer Kohlsuppe und einer Platte Reis und noch vier andern Platten, sämmtlich aus Kohl, aber alle kalt: kalte Kohlblätter in Oel geschmort, Salat aus Kohl, zum Nachtisch wieder Kohl. Die Mönche in Chilantari leben sparsamer und armseliger, dachte ich, als die Frösche bei Homer,

Οὐ τρώγω ῥαφάνας, οὐ κράμβας, οὐ κολοκύντας·
Οὐδὲ πράσοις χλοεροῖς ἐπιβύσκομαι, οὐδὲ σελίνοις. [1]

[1] Ich esse nicht Rettiche, nicht Gartenkohl, nicht Kürbiß; verzehre weder grünen Lauch noch Eppich.

Vom Glagolit des heiligen Cyrillus wußte natürlich keiner von beiden Tischgenossen Auskunft zu geben. Der Grammatikos verstand ja nicht slavisch und der Igumenos las gar kein Buch; man vertröstete mich auf die Conferenz mit dem Gemeinderath, dem ich des andern Morgens nach dem Gottesdienst mein Anliegen persönlich vorzutragen hätte. Von Büchern reden macht griechischen Mönchen allzeit Langeweile, und die frommen Proëstotes sprachen in der Sitzung lieber von allerhand politischen Dingen, vom Czar, von Abdul-Medschid, vom Papst und von Griechenland, lasen auch das Circulare der Karyäs-Junta der Reihe nach, bis es der letzte, ein hochgewachsener kraftvoller Serbe, der unter Miloschi gefochten hatte, mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit einiger Geringschätzung dem Inhaber zurückgab und alles Suchen nach dem fraglichen Objekt voraus für unnöthig erklärte. Auf diese Bemerkung nahm ich das Circulare, stand auf, dankte für die gastliche Aufnahme und fragte: *ποῖος εἶναι ὁ ἅγιος δικαῖος;* (Welcher ist der heilige Rentmeister?) *Ἐγώ,* antwortete der hochgewachsene kastanienhaarige Serbe, dem ich im Beisein des Rathes sogleich 20 Piaster türkisch (5 Franken) *διὰ τὴν ἐκκλησίαν* (für die Kirche) übergab. Plötzlich — ach wären Sie doch im Saale gewesen! — plötzlich erglänzten alle Gesichter von Heiterkeit, man begleitete mich feierlich durch die Corridore in die Fremdenwohnung zurück, ernannte eine Commission

um die Herrlichkeiten des Klosters, die Fresken und die Bibliothek hinter dem Kochzimmer zu zeigen und bereitete in der Zwischenzeit ein treffliches Mahl, für welches durch besondere Fügung der Panagia die Fischer verwichene Nacht einen ungewöhnlich reichen Fang im Meere thaten. Wahrscheinlich hatten die armen Väter vom ärmlich gekleideten Fremdling wohl glatte Worte, viel höflichen Dank, aber kein Geld erwartet, während sie selbst bei aller Wohlhabenheit des Ganzen persönlich doch nur von Entbehrungen leben und allzeit und überall und jedermann geben sollen.

Wir aßen mit Heiterkeit und großem Appetit. Zugleich ward die Freigebigkeit gegen das Gotteshaus freimüthig belobt, und auf die vertrauliche Frage, wen ich schicklicher Weise noch bedenken sollte, deutete der Grammatikos auf den nebenan sitzenden heiligen Igumenos (Alt-Prälaten) aus Sischtow, der uns gestern und heute mit seiner Gesellschaft bewirthet habe; jedoch sey auf die reichliche Kirchengabe auch hier nichts weiter nöthig und nur für die Küche u. s. w. eine Kleinigkeit noch beizufügen. Er selbst nahm nichts. Bei der Abreise begegnete uns außerhalb der Zimmerthüre zuerst der Oberkoch, dann bei der ersten Stiege das Unterküchenpersonale, unten im Hofe standen die beiden bedienenden Mönche und am Thore der „heilige Pförtner" mit seinem Substituten. Unter diese vertheilte ich auch noch zusammen 25

Grusch, im Ganzen also 45 Grusch türkisch oder 4 Gulden Conventionsmünze für zweimal Essen und eine Nacht. Ich sage dieses nur, damit Athoswanderer künftig wissen, was in diesem Punkte schicklich ist, besonders aber daß sie nicht etwa aus falscher Scham den Gesellschaft leistenden Prälaten (in den freien Klöstern) zu beschenken unterlassen, wie es mir selbst in Iwiron erging, wo ich das verhältnißmäßig beträchtliche Honorar dem Oberzimmerwärter übergab, der es wahrscheinlich ganz oder theilweise zu bestellen vergessen hat. Die beiden Tischgenossen begleiteten uns sogar noch eine Strecke außerhalb des Mauerumfanges auf dem Weg zum Platanenwald und dem Isthmus von Chalkidike. Wir begrüßten uns mit Wärme, ich versprach das Wiederkommen und einen Thermometer für den Grammatikos als Gastgeschenk.

Der Name „Chalkidike" bedeutet, wie Jedermann weiß, auf deutsch Erzdistrikt, Minengegend, ist aber heute im Lande selbst nicht mehr üblich und durch den halbtürkischen, halbgriechischen Terminus „Mademochoria", d. i. die Bergwerksdörfer verdrängt.[1] Der Naturreichthum an edlen Metallen, besonders an Gold, hat schon in den ältesten Zeiten die Hellenen in das Land geführt, Reichthum durch Handelsbetrieb gegründet und in

[1] معدن Maden heißt im Türkischen die Mine, das Metall, und χωρία auf griechisch die Dörfer. Streng grammatikalisch sollte man Madenochoria schreiben.

Folge deſſelben civiliſirten Luxus und politiſche Freiheit zum Bedürfniß gemacht. Ohne die drei Chersoneſe Kaſſandria, Sithonia und Athos, die man niemals zu Chalkidike rechnete, beträgt nach Griſebach die Länge des Minendiſtrikts von Weſt nach Oſt nicht mehr als etwa 10, die Breite aber durchſchnittlich gar nur 6 geographiſche Meilen. Und doch blühten auf dieſem kleinen Raum nach Ariſtoteles 32 freie Städte, der ſogenannte Staatenbund von Chalkidike, von denen wir aber nur Chalcis, Olynthos, Akanthos, Apollonia, Stagira, Mekyberna, Torone, Angäus und Singus mit Namen hiſtoriſch kennen. Das ſchöne und reiche Olynth galt als Hauptſtadt und Sitz des Bundes.

Bis zur Eroberung durch Philipp den Macedonier gehörten die chalcidiſchen Städte zu Thracien,[1] und obgleich von den 32 Bundesnamen ſich nicht ein einziger aus den Stürmen des byzantiniſchen Mittelalters retten konnte, iſt dem Ländchen doch bis auf den heutigen Tag, nach allen Wechſeln, ein höherer Grad bürgerlicher Freiheit als eine gleichſam dem Boden und der Luft inhärente Modalität geblieben. Es theilt ſich in die zwei großen, dem Sultan zwar Tribut zahlenden, aber ſich ſelbſt ariſtokratiſch freiregierenden Municipalitäten Siderókapſa auf der Oſt- und Chaſſiá auf der Weſtſeite. Beide zählen

[1] *Τοῖς ἐπὶ Θράκης χαλκιδεῦσι καὶ Βοττιαίοις.* Thucyd. I. 57.

miteinander noch 27 Gemeinden und eben ſo viele Großdörfer, deren zwei wohl den Rang, aber nicht die Schönheit und den Glanz von Städten haben. Hauptort des Oſtdiſtriktes, des eigentlichen Minenlandes, iſt Nisvoro mit 12, wie es Polyhiero oberhalb der Ruinen von Olynth mit 15 freien Burgflecken im Weſtdiſtrikte iſt. Meinen Vorgängern Couſinéry, Leake, Urquhart und Griſebach iſt der vortheilhafte, die in Thracien und Macedonien üblichen Phyſiognomien an Schönheit auffallend überragende Typus der Griechen von Chalkidike, beſonders im Diſtrikt Chaſſiá nicht entgangen, und man iſt deßwegen allgemein geneigt — und glaubt ſich aus beſondern Gründen ſogar berechtigt — hier ein „faſt noch reines und unvermiſchtes“ Fragment der alten griechiſchen Bevölkerung zu erkennen. Am eifrigſten nimmt ſich Couſinéry (Ende des vorigen Jahrhunderts) des chalcidenſiſchen Hellenismus an.[1] Die Provinz ſey zwar den Calamitäten der Slavenſtürme nicht entgangen, habe aber Dank der dichten Waldregion, die als Aſyl diente, immerfort eine Art Unabhängigkeit behauptet und zugleich die Reinheit des alten Blutes bewahrt. Bei den Männern von Laregovi fand Herr Couſinéry „sentimens visibles de leur antique noblesse“, und bei den Weibern „traces des anciennes habitudes domestiques,“ elegante

[1] Cousinéry, Voyage en Macédoine, II. 134.

Kleidung und regelmäßige Züge. Aber viel wärmer als das reinliche weiße Gewand mit der blendend weißen Fustanella und rothen Plattmütze der Albanier ſpricht die verſtändigere Bodenkultur, das Profil, der kluge Sinn und beſonders das klare Urſprungsbewußtſeyn dieſer Waldleute für das Alterthum ihrer Race. Weder Türke, noch Bulgar, noch Albanit, noch Jude, ſagten ſie Hrn. Couſinéry, habe ſich unter ihnen häuslich niedergelaſſen und „wir alle in dieſen Bergen bilden uns etwas ein auf unſern Griechentitel, auf unſere Tempel, auf unſere Biſchöfe, auf unſere Prieſter und auf unſere Schulen.“ [1] Das Alles iſt ſehr erbaulich zu hören, und wie die Sachen ſeit dem Erlöſchen des Minenbetriebes daſelbſt ſtehen, zum Theil auch ganz richtig; nur iſt hier von der alt-chalkidiſchen Bevölkerung keine Rede, ſondern von einer byzantiniſchen Coloniſation nach der Wiedereroberung der Provinz durch die Imperatoren der Heraklius-Dynaſtie und ihrer Nachfolger im 7ten und 8ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

Auch ſo viel iſt einzugeſtehen, daß nach den hiſtoriſch begründeten Metzeleien und Verheerungen auf Kaſſandria und in ganz Chalkidike während des 6ten und 7ten Jahrhunderts n. Chr., im beſagten Cherſoneſe ſowie am ganzen Küſtenſtriche, hinauf bis Saloniki einerſeits und bis Polyhiero im

[1] Ibid. pag. 143.

immergrünen Walde anderseits, sich keine slavische Niederlassungen gebildet haben und somit der westliche Distrikt mit dem größern Theil der 15 Freidörfer und der Halbinsel Kassandra dem byzantinischen Griechenblute zu vindiciren sey. Der Ostdistrikt dagegen, das eigentliche Erzgebirge mit den Gold- und Silbergruben, ward vollständig slavinisirt. Der Stamm der Runchi-Slaven hatte das Gebiet vom Xerres-Kanal bis zur Bolbe-Mündung, wo ehmals Stagira, bis zum See von Langasa überschwemmt und darin alles neu gemacht; nicht eine einzige Ortschaft, nicht ein einziger Name aus griechischer Zeit ist geblieben. Führt der Kanal am Isthmus des Hagion-Oros nicht heute noch den slavischen Namen Probjati (Durchstich)? Besonders auffallend und die Natur der Oertlichkeit bezeichnend ist aber das von griechischer Kehle noch nicht bis zur Unkenntlichkeit entstellte Nizvoro, der Hauptflecken der eigentlichen Mademochoria, mitten unter (erloschenen) Schmelzöfen und verwitterten Schlackenhaufen am steilen Ostrande des hohen Tafellandes. Izvárak nennt der illyrische Slave heute noch die „Schlacke." [1]

Laregovi (Jaruga) und Cholomón (Cholm) haben wir im vorigen Fragmente schon erklärt. Ra-

[1] An die fremden Wörter setzt der Grieche häufig einen Vorschlag, z. B. Nezero (See) für Ezero. So hier Nizvoro für Izvoro (z wie ein weiches s gesprochen).

vana und ſein Diminutivum Ravanichia, vom ſlaviſchen ravna, ravnina, ravnitza (wir zogen durch beide Dörfer) bedeutet „Ebene"; in Langaza aber und Langavichi iſt das (polniſche) Lengi, die „Wieſe" nicht zu verkennen, in Zagliberi und Longomat aber wird ſelbſt der fanatiſche Eiferer keinen helleniſchen Laut entdecken. Gegen dieſes Argument iſt nichts einzuwenden, und man muß ſich im Grund Glück wünſchen, daß die Herren Couſinéry, Leake und Griſebach in botaniſchen, geologiſchen und politiſch-geographiſchen Forſchungen verſenkt, Dinge dieſer Art nicht berechnen mochten. Was wäre ſonſt über Chalkidike noch zu ſagen übrig geweſen? Die Slavenniederlaſſungen reichen tief in den Buſchwald bis dicht an Polyhiero und herab bis zur Seeküſte des weſtlichen Athosgolfes. Aber warum reden ſie heute in Laregovi, in Rizvoro, in Longomat, in Libiada griechiſch und nicht mehr illyriſch? Wir fragen entgegen, warum man zu Stargard in Pommern und zu Bergen (Gora) auf der Inſel Rügen heute deutſch und nicht mehr ſlaviſch rede?

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die byzantiniſchen Imperatoren nach Bewältigung der ſlaviſchen Eindringlinge auf der großen Heerſtraße von Konſtantinopel nach Theſſalonika (via Egnatia) die Barbaren überall in Maſſe nach Anatolien deportirten und dagegen kleinaſiatiſche Colonien an ihre Stelle ſetzten, beſonders aber die Seeküſte und die

Hafenorte von Barbaren entweder gänzlich säuberten, oder doch dem griechischen Element daselbst das Uebergewicht zu verschaffen suchten. Man kann wohl denken, daß bei diesen Heilmaßregeln der reiche, vorzugsweise von den Slaven besetzte und ausgebeutete Minendistrikt von Chalkidike nicht übersehen wurde.

Die alten Ortsnamen blieben; nur für den Hauptsitz des Erzbetriebes schuf das wiedereindringende Byzantinerthum den neugriechischen Terminus „Siderókapsa" d. i. Eisenschmelze.[1] Aber das Slavische erhielt sich viele Jahrhunderte neben dem Griechischen was jetzt allein noch übrig ist. Wenigstens fand Belon (1549) unter den Bewohnern der Bergwerksdörfer noch nicht das reingriechische Element der Laregovioten des Hrn. Cousinéry. Es wohnte damals in den Dörfern ein Gemisch von Slavisch, Bulgarisch, Griechisch, Türkisch und Albanisch redenden Menschen,[2] ja das Slavische war noch das verbreitetste und die Arbeiter selbst waren der Mehrzahl nach Bulgaren; die Dorfleute in der Runde aber Serben, denen zugleich das Griechische geläufig war.[3]

[1] Eigentlich *Σιδεροκαύσια. Σιδεροκαύσια, ὁπου πέταλλα χρυσοῦ καὶ ἀργύρου* schreibt Zygomalas bei Dü-Cange.

[2] »Ceux qui habitent aux minères de Siderocapsa sont gens ramassez, et usent de langage different, comme Esclavon, Bulgare, Grec, Turc, Albanois,« Belon, Observat. chap. 49.

[3] Les ouvriers metallaires qui y besognent maintenant, sont pour la *plus part de nation Bulgare.* Les

Belon erſcheint als ſehr kluger und ſcharfer Beobachter, weil er in Uebereinſtimmung mit den Byzantinern überall eine der zweiten, der ſogenannten Bulgarenſchicht vorausgehende und von ihr verſchiedene, gleichſam erſte und primitive Slavenſchicht auf griechiſchem Boden anerkennt. Dieſe primitiven Slaven des ſechsten Jahrhunderts ſind die wahren Väter, Schwäger und Blutsverwandten des heutigen griechiſchen Bauernvolkes in Macedonien, Theſſalien, Hellas und Peloponnes. Länger als 900 Jahre redete das Volk in den benannten Landſchaften griechiſch und ſlaviſch zu gleicher Zeit, wie die heutigen Böotier, Attiker, Korinthier und Argiver neben dem angelernten Neugriechiſch noch immer ihr heimathliches Albaniſch bewahren. Das Slaviſche iſt erſt während der letzten vierhundert Jahre, mit Ausnahme der Nordſpitze von Akarnanien, auf altgriechiſchem Boden als Volksſprache erloſchen und ausgeſtorben. Daß es aber auf den beiden entgegengeſetzten Endpunkten Griechenlands, nördlich in der Chalkidike und ſüdlich im Taygetos im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert noch in vollem Gange war, iſt durch zwei unverwerfliche Zeugen, Chalkokondylas und Belon, erwieſen. Um die Spuren dieſer Slaven-Antiquitäten aufzufinden, muß

Paysans des villages circonvoisins qui viennent au marché, sont Chrestiens et parlent la lanque *Servienne* et *Grecque*. ibid. chap. 50.

man nicht die Vorträge auf der Hochschule zu Athen, wohl aber die Phraseologie des Landvolkes, besonders der Weiber als Substrat unterlegen. Den Markassit (Substanz aus der Verbindung des Schwefels mit was immer für einem Metall), sagt Belon, nenne man in den Minendörfern von Siderokapsa allgemein Ruda; die Gold- und Silberglätte aber Leskena. Beides ist slavisch; nur wird statt Ruda „Truda" zu schreiben seyn, wie man es im Illyrischen heute noch findet. Damals (1549) waren noch 5—600 Schmelzöfen mit 6000 Arbeitern in Thätigkeit, und der Reinertrag der Münzstätte Siderokapsi belief sich ohne Rücksicht auf den Privatgewinn der Arbeiter (Verschleuderung, Veruntreuung und Dieberei im Großen und Kleinen) für Rechnung des Großherrn allein monatlich auf 18- bis 30,000 Golddukaten und auch noch darüber.[1] Urtheile man wie hoch der Ertrag der Chalkidike-Minen im Alterthum, in den ersten Jahren der Bearbeitung gewesen sey, und ob man sich

[1] Car ce que le Grand Turc resçoit chasque mois de sa part, sans en ce comprendre le gaing des ouvriers, monte à la somme de dix huit mille ducats par moys. quelquefois trente mille, quelque fois plus, quelque fois moins. Belon, chap. 50. Doch scheint der nachste Satz den Sinn dieser Stelle wieder zweifelhaft zu machen: Les rentiers m'ont dict n'avoir Souvenance qu'elles ayent moins rapporté depuis quinze ans, que de neuf à dix mille ducatz par mois, pour le droict du dict Grand Seigneur.

über Philipps Drang die Goldquelle in ſeinen Schatz zu leiten verwundern ſoll.

Was Ural und Altai den Ruſſen heute ſind, waren die Erzgruben von Chalkidike und Philippi den macedoniſchen Fürſten im Alterthum, ein unerſchöpfliches Potoſi, wo die Schlüſſel zu allen Akropolen und der Preis für alle griechiſchen Gewiſſen zu Tage gefördert wurden. Ohne Gold iſt ſelbſt das Genie gelähmt. Die Adern der edlen Metalle, behauptet man, ſeyen ſchon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erſchöpft geweſen, und ſeit der Inſurrektion von 1821, zu der ſich Chalkidike in ſeinem unglücklichen Stern fortreißen ließ, iſt auch die Bearbeitung der Eiſengruben auf Befehl der türkiſchen Regierung eingeſtellt. So viel ich in Laregovi hörte, wurden von den zur Strafe der Felonie ſämmtlich niedergebrannten Flecken und Dörfern nicht alle wieder hergeſtellt. Namentlich iſt Siderokapſi ſo gänzlich verkommen, daß die Mademochoria-Municipalität ihren Sitz gegenwärtig zu Nizvoro aufgeſchlagen hat. [1]

Die zwölf verbrannten Burgflecken mit ihren Dependentien bilden die biſchöfliche Diöceſe Hieriſſo,

[1] Dr. Griſebach möchte Nizvoro und Siderokapſi urſprünglich für einen und denſelben Ort halten. Aber den ſicherſten Nachrichten zufolge iſt Siderokapſi ein für ſich beſtehender Flecken und liegt in einem Seitenthale, aus dem ein Bach in das Aeſtuarium des Beſchik-Sees hinausrinnt, in gerader Richtung nördlich von Nizvoro und Laregovi.

deren jeweiliger Ordinarius aber nicht mehr im Titularflecken dieſes Namens, ſondern gleichfalls zu Nizvoro auf der luftigen, baum- und quellenreichen Halde, mit der Ausſicht auf den blauen Golf von Stellaria und auf die über den heiligen Wald hinausragende Steinpyramide des Hagion-Oros-Kegels reſidirt.

Der Leſer erinnert ſich noch aus dem vorausgehenden Fragment, wie uns auf der Hinreiſe der „Engel von Hieriſſo" im Einkehrhauſe zu Laregovi begegnet iſt und wir Sr. Heiligkeit geiſtliches Quartier und Abendeſſen beſchrieben haben. Vom Athos kommend ſahen wir bei unſerm warmen Mittagsritt durch Nizvoro nun auch Dom und Reſidenz des byzantiniſchen Deſpotis, wenn man das gemauerte Heumagazin außerhalb des Ortes, ohne Thurm und Glocke, einen Dom, und das beſcheidene mit hölzernem Söller verſehene, den übrigen Dorfbauten vollkommen gleiche Wohnhaus des Prälaten eine Reſidenz nennen will. Leider hat die republikaniſche Verfaſſung der morgenländiſchen Kirche der allen Südvölkern, insbeſondere aber den geiſtlichen Funktionären und Dienern Gottes eingebornen Liebe zur Oſtentation und äußeren Pracht nur innerhalb der vier Tempelwände vollen Spielraum gelaſſen. Ein byzantiniſches Patriarchal- oder auch nur Episcopalhochamt, ſchien mir immer, müſſe dieſem Volke wie ein Feentraum die Sinne berauſchen und es wenigſtens auf

Augenblicke das bürgerliche Elend und die verlorne Herrſchaft vergeſſen laſſen.

Wenn der demüthige Diener Gottes in vollem Ornate der alten Kaiſer des Orients, in goldgeſtickten Purpurhalbſtiefeln, in goldener Tunika, mit golddurchwirktem kaiſerlichen Mantel, mit Scepter und blitzendem Diadem hoch über der erſtaunten Menge und der glanzvollen Levitenſchaar halb in Weihrauchwolken verhüllt auf dem Throne ſitzt, wie könnte er noch an die Schmach ſeiner Kirche, an den Stolz des Islam oder auch nur an die ſchweren Summen denken, um die er ſeine berauſchende Herrlichkeit erſtanden hat? Mit dem Rang einer herrſchenden (Staats-) Religion hatte die griechiſche Kirche auch ihren weltlichen Beſitz verloren und ward auf Almoſen und Stola der Gläubigen angewieſen. Hat der griechiſche Geiſtliche wie immer eine „Eparchie" an ſich gebracht, ſo hält er nach dem erſten Gottesdienſte unfehlbar ſeine Antrittsrede oder biſchöfliche Homilie an die Gemeinde, wobei im ganzen byzantiniſchen Reiche ein und daſſelbe Thema zu Grunde liegt: „Greifet der heiligen Kirche unter die Arme, tröſtet die weinende verfolgte Braut Chriſti durch reichliches gottgefälliges Almoſen!" Natürlich geht kein Gläubiger zur erſten Episcopalfunktion des neuen Deſpoten mit leeren Taſchen in die Kirche; denn unmittelbar nach der Anrede — ſo erzählte mir ein Gläubiger von Laregovi — ſetzte ſich Monſignore von Rizvoro

in vollem Ornat unter die Kirchthüre; ihm zur Seite stand ein Diacon mit weitem silbernen Teller, auf welchem der Reihe nach langsam und kenntlich die ersten Wirkungen apostolischer Beredsamkeit niederklangen. Nachher war große Sitzung des Municipalrathes des Minendistriktes, um die Summe zu berathen, mit der sie die „weinende Braut Christi" trösten wollten. Der Beschluß hat Gesetzeskraft und darf, im Weigerungsfalle einzelner Dörfer oder Familienväter ihre Quote zu erlegen, selbst auf dem Wege der Exekution vollzogen werden. Da ist keine Rente, keine Stiftung, kein Stipendium und auch keine geistliche Funktion, ausgenommen auf Bestellung. Kein byzantinischer Priester, kein Bischof, celebrirt, und selbst am Sonntag ist kein Gottesdienst, wenn ihn nicht Jemand aus der Gemeinde vorausbestellt und nachher bezahlt.

Welche Unordnung, um nicht zu sagen gänzliche Auflösung bei einem solchen Zustande durch die freidenkerischen Lehren des Priesters Kaïris über die griechische Kirche hereinbrechen müßte, kann man sich leicht vorstellen, und man muß es dem anatolischen Clerus als solchem verzeihen, wenn er im Interesse der Selbsterhaltung den gefährlichen Neuerer und seine Saat zu vernichten strebt. Die beständige Furcht durch das Eindringen occidentalischen Geistes Ehren, Einkommen und Macht zu verlieren, erstickt im byzantinischen Clerus alle Sympathie für Deutschland,

ſeine Weisheit und ſeine Regierungskunſt. Denn geſchloſſene Corporationen halten jenen Zuſtand des Vaterlandes jedesmal für den glücklichſten und patriotiſch beſten, der ihnen in Gegenwart und Zukunft die größte Summe an Autorität und Genuß verbirgt. Von uns Deutſchen will man im Oſtrömiſchen in keinem Falle etwas wiſſen. Jedoch haben ſeit dem grauſamen Zerfahren des letzten Freiheitstraumes die byzantiniſchen Chriſten nicht etwa nur in der Chalkidike, ſondern überall in der Türkei auch die Zuverſicht auf die eigene Kraft verloren und ſomit alle Hoffnung, ſich je zu wahrer Unabhängigkeit aufzuſchwingen, gänzlich abgelegt. „Selber können wir uns nicht mehr helfen, und da es auch mit dem „neuromäiſchen Reiche" nicht vorwärts will, ſo bleibt uns nichts übrig als in Demuth und Geduld zu warten, bis die Ruſſen kommen und der türkiſchen Oekonomie in Stambul ein Ende machen."

Wenn man ſelbſt in der quasi unabhängigen Chalkidike ſolche Reden führt, was werden ſie erſt in Theſſalien ſagen, wo ſich die Parteien ſtündlich gegenüberſtehen und wo das Joch unmittelbar auf dem Nacken liegt? Pflanzen und Gebirgszüge haben Andere mit kundiger Ueberſicht und mit umfaſſender Kenntniß geſchildert; weniger hat man auf die religiöſen und politiſchen Vorſtellungen der Romanien (Rumelien) bewohnenden Völkerſchaften, auf die Reden des gemeinen Volkes und auf die mittelalterlichen Geſchicke jener

Länder geachtet. Großentheils um hierin einigen Nutzen zu schaffen und die nicht überall correkten Begriffe unter den deutschen Landsleuten hie und da wenigstens theilweise zu berichtigen, bin ich durch Romanien gezogen und so viel als fünf Wochen in Thessalonika geblieben. Aber aufrichtig gestanden, es lagen auch andere Motive mit im Spiel. Ist denn nicht, wie Prokesch sagt, das Reisen selbst ein Genuß? Während Andere meiner Ordnung in Deutschland bleiben und täglich mit der Censur, mit tückischen Recensenten und mit ihrer eigenen Eitelkeit in bitterm Kampfe liegen, athme ich friedlich und frei die macedonischen Lüfte und höre zu, wie der bulgarische Priester das acht Tage anhaltende St. Nikolausfest mit der seinem Volke eigenen Gemüthlichkeit beschreibt.

„Sollte Gott je sterben," sagen die nahe an fünf Millionen zählenden Bulgaren, „so wählen wir St. Nikolaus an seiner Stelle als unsern Gott." Wie weit ist es doch von diesen, den St. Nikolaus zum Weltregiment erhebenden Bulgaren bis zu Feuerbach und den Philosophengöttern in Frack und Pantalon zu Berlin! [1] Gebt diesen Leuten plötzlich Dr. David Strauß und die deutschen Jahrbücher in die Hand

[1] *Φρίσσω δέ σε δερκομένη*
μυρίοις μόχθοις διακναιόμενον . . .
Ζῆνα γὰρ οὐ τρομέων
ἐν ἰδίᾳ γνώμῃ σέβει
θνατοὺς ἄγαν, Προμηθεῦ.

Aeschyl.

und ſehet ſelbſt, ob ſie dann zufriedener und glücklicher ſind, als in ihrer Slaveneinfalt und mit ihrem Nikolaus? Solche Fragen und Vergleiche — ich weiß es wohl — ſoll man lieber gar nicht thun; aber in Theſſalonika fällt einem mancherlei ein, woran man in Deutſchland gewiß nicht denkt. Und zuletzt hält man es für ein großes Glück, wenn man nichts zu befehlen und nichts zu verantworten hat.

Während die Bulgaren von ihrem St. Nicola ſo Großes denken und ihre Popen nur von Rußland kommende Ausgaben des Neuen Teſtamentes und der Liturgie für philologiſch correkt und dogmatiſch orthodox erklären, ſchleudert Monſignore Hillereau, päpſtlicher Generalvikar des Orients, den Bannfluch vom Perahügel herab und bezeichnet durch amtlich ausgefertigten, von allen Kanzeln feierlich verkündeten und durch die Journale des Orients verbreiteten Erlaß „Mildthätigkeits- und Menſchlichkeitsakte außerhalb katholiſcher und franzöſiſcher Autorität geübt für Abfall vom Glauben und Rebellion gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu Rom.“

Offenbar iſt die Stellung der lateiniſch-katholiſchen Kirche auf dem Boden des byzantiniſchen Reiches eine höchſt ungünſtige, und — was man anderswo nicht bemerkt — ihre äußere Erſcheinung hat dort beinahe etwas Peinliches, etwas Unerquickliches, ja faſt etwas Niedriges und Unehrenhaftes, das ſich überall an die Sohlen beſiegter Minoritäten hängt,

nicht etwa weil es ihren Agenten an Geschicklichkeit, an persönlicher Tugend, an Standhaftigkeit und jener indefinissabeln, nur vollendeten Diplomaten inwohnenden Geisteselasticität und casuistischen Geschmeidigkeit gebräche, die in Europa so große Erfolge gibt. Es liegt vielmehr in der byzantinischen Atmosphäre selbst gleichsam ein deleterischer Stoff, der unsere Sache nicht Wurzel schlagen läßt oder doch die Saat vor der Reife schon erstickt. Die allgemeine römische Kirche macht im Byzantinischen nicht nur keine Fortschritte; sie verliert offenbar Terrain, was man dagegen immer sagen, schreiben und berichten möge. In Jerusalem, in Tiflis, in Kolchis, am Bosporus, in Athen, im Balkan, am Dnieper, an der Weichsel, überall sind wir geschlagen und zurückgedrängt; aber der Ruin hat erst begonnen. Immer hatte ich das Unglück, in Sachen des östlichen Europa's eigene und zu Zeiten etwas abweichende, aber deßwegen nicht allezeit irrige Meinungen aufzustellen, und würde auch dieses Mal die Thesis gerne weiter verfolgen, wenn es ohne Gram und Kränkung andächtiger Deutschen geschehen könnte.

So lange Ostrom dem Wesen nach griechisch war, begegneten sich der Katholik von Byzanz und der Katholik von Rom, wenn auch etwas frostig, doch immer noch als Brüder und ὁμόπιστοι.[1] Das Band ward erst zerrissen und der Bruch unheilbar

[1] Die Leute Eines Glaubens.

gemacht, nach der Ueberschwemmung Romaniens durch die Slaven. Erst mit diesem uns überall entgegenstehenden Volke kam ein Element unausgleichbaren Widerspruchs in den Schooß der anatolischen Christenheit. Um das Gedeihen lateinischer Sache ja desto sicherer zu hindern, ist das kleine Häuflein der Katholiken am Bosporus, zum größten Aergerniß der Ungläubigen, auch noch unter sich selbst im Krieg. Die auf der linken Seite des goldenen Horns wohnenden Handels- und Gewerbsleute aus den österreichischen Staaten, aus Italien, Frankreich und Spanien wollten ein steingebautes Versorgungshaus für verunglückte und erwerbsunfähige Familien ihrer Genossenschaft errichten. Sultan Mahmud gab das Terrain, das Wasser und 1000 fl. Conventionsmünze als milde Beisteuer. Die Genossen selbst leisteten pro rata monatliche Beiträge; eine Wohlthätigkeitsjunta, Monsignore Hillereau an der Spitze, übernahm die Leitung; Pater Nicola wanderte in das Abendland und erpredigte Summen von Belang; das Gebäude war vollendet und sollte während meines Aufenthalts in Stambul (1841) seinem Zwecke geöffnet werden.

Schon rauchte es aus den Schornsteinen und Bedrängte hatten ein Asyl, als über die Frage, wer das Institut dirigiren und welcher christliche Gesandte es beschützen soll, Streit entstand. Der Generalvicar des Orients meint, der katholischen Kirche, d. i. ihm selbst stehe allein die oberste Leitung zu und

Protektor könne Niemand als der Gesandte des Allerchristlichsten Königs seyn. Dagegen erhob sich zahlreicher Widerspruch: „man wolle die Früchte eines durch gemeinschaftliche Anstrengung erzielten Gutes den Franzosen allein zum Genuß vindiciren; das Institut sey christliches Gemeingut und jeder Gesandte lateinischen Bekenntnisses müsse Coprotektor seyn, die Verwaltung aber in den Händen des von sämmtlichen Beisteuernden zu ernennenden Ausschusses bleiben, damit die Wohlthaten gleichmäßig vertheilt und parteiische Begünstigungen verhindert würden.“ Das katholische Pera ging in zwei Parteien auseinander. Beide hielten Sitzungen in getrennten Lokalen, die Gesandten thaten Sprüche und berichteten nach Europa; man gab Erklärungen, es fielen Reden, es erschienen Artikel, es kam selbst zu Auftritten und die „Liberalen“, ihrem Führer folgend, waren schon mit Knitteln bewaffnet, um gegen Monsignore Hillereau und seine Anhänger Gewalt zu brauchen. Monsignore excommunicirte seine Gegner, die Griechen spöttelten und selbst die phlegmatischen Türken verzogen höhnisch die Gesichter: „Seht nun einmal diese dummen Giaur, wie sie sich über nichts vertragen können!“ „Wann hat aber auch ein Giaur je einen vernünftigen Gedanken gehabt?“ Keine Partei wich, die monatlichen Beiträge hörten auf, die armen Refugiés verloren ihr Asyl und ein türkisches Piket von 10 Mann besetzte das Gebäude, damit sich die katholischen Christen nicht

auf der Schwelle ihres eigenen Wohlthätigkeitstempels selbst unter einander erwürgten.

Um den Eindruck dieser ärgerlichen Scenen zu verwischen, ging ich Sonntags (12. December 1841) in die Kirche und hörte Messe und Homilie des frommen Vaters *Va-con-Dio*, apostolischen Missionärs von Thessalonika. Vater Va-con-Dio ist ein katholischer Grieche aus Santorin, hat in Rom gelernt, zu Rodosto und zu Prusa für Mehrung des katholischen Glaubens bedeutend gewirkt und namentlich durch salbungsreiches Vorbeten des Vaterunsers in der Umgegend benannter Stadt ein griechisches Mägdlein bekehrt, ja den Türken selbst Respect eingeflößt, was er mir Alles zur Ehre Gottes und seiner Kirche in Demuth selbst erzählte. Vater Va-con-Dio predigte italienisch, warm und zum Herzen dringend; auch verstanden wir den Sinn seiner geistlichen Ermahnungen fast durchweg und fanden nur den Satz: Noi abbiamo obligo di crocifissare Gesù Christo sotto il titulo di San Giovanni etwas dunkel. Wir besprachen noch im Consulate alle zusammen in gemeinschaftlicher Abendberathung den Vortrag, konnten jedoch über den Sinn besagter Phrase nicht in's Klare kommen. Beredt an Pater *Va-con-Dio* ist eigentlich nur sein Beispiel, seine Milde, seine Menschenliebe, sein Wohlthätigkeitssinn, seine Geduld und sein untadelhafter Wandel. Sünder zur Reue mag er durch sein Exempel bewegen, aber griechische Mägdlein

wird er in Thessalonika keine in den Schooß der lateinischen Kirche führen. Indessen nimmt sich Don Leonardo mit vorzüglichem Eifer der Kinderschule an und entwickelt überhaupt einen weit höhern Grad apostolischer Thätigkeit als seine geistlichen Amtsbrüder in der armenisch-katholischen Gemeinde von Stambul. Diese Gemeinde zählt weniger als 8000 Seelen und ernährt zur Wahrung des Heiles außer dem Patriarchen-Erzbischof noch 80 geistliche Seelenhirten, von denen aber keiner je eine Predigt hält oder eine Schule besucht. Auf Befragen gottesfürchtiger Männer, warum in diesen wichtigen Dingen so wenig geschehe, machte der Erzbischof in der Synode eine so pathetische Beschreibung der Amtsmühseligkeiten seiner Collaboranten, daß es wirklich schien, es bleibe den armen Geplagten für Predigt und Schule keine Zeit mehr übrig.

Näher besehen aber gehen diese armenischen Vertabet (Doktoren der Theologie) in ihrer hohen, breiten, viereckigen schwarzen Kopfbedeckung den ganzen Tag von einem Hause ins andere, machen Besuche, erzählen und hören Familienneuigkeiten, intriguiren, essen Süßes, trinken Kaffe und sorgen so für geistliches Wohl der anvertrauten Herde. Daß aber diese Besuche in der Regel nur auf die Häuser der Reichen fallen, hat ohne Zweifel auch seinen Grund, da die Seelen der Reichen allenthalben größere Gefahren zu bestehen haben als die der Armen, und folglich die

geiſtliche Ernte bei den erſtern weit ergiebiger als bei den letztern iſt. Ueberhaupt kann man nichts Kläglicheres und Erfolgloſeres denken als dieſe apoſtoliſchen Miſſionen im griechiſchen Orient, wenn ſich hier um mehr als Erhaltung des Beſitzes, wenn ſich um Eroberung und Fortſchritt handeln ſoll.

Oft habe ich mich ſelbſt gefragt, ob man in Rom noch immer an die Möglichkeit einer Verſtändigung zwiſchen der morgen- und der abendländiſchen Kirche, d. i. an die Unterwerfung der erſtern unter die Herrſchaft der letztern ernſtlich glaube? Die Frage iſt keine müßige, ſie gewinnt täglich an Bedeutung und an Dringlichkeit. Müßte ſich ein beſchränktes Individuum nicht ſcheuen der erprobten Klugheit, Menſchenkenntniß und Standhaftigkeit unſerer oberſten Kirchenbehörden ſeine Privatmeinung entgegenzuſtellen, ſo möchte ich den Vätern der Propaganda nur auf dieſem einzigen Felde zurufen: »Lasciate ogni speranza!« Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß man dieſe Bemerkung nicht in feindſeligem Sinne macht, ſondern daß man nur über den Stand einer Sache berichten will, gegen welche in Europa Niemand gleichgültig ſeyn kann.

Uebrigens iſt Theſſalonika im Grunde ebenſowenig als Konſtantinopel ſelbſt eine griechiſche Stadt, weil die griechiſch redende Bevölkerung auch mit Einrechnung der gräko-ſlaviſchen Haushaltungen in beiden die Minderzahl bildet und gleichſam nur als Kolonie

und Fremdenansiedlung zu betrachten ist. Der Volksmasse und dem allgemeinen Charakter nach wäre Thessalonika eigentlich eine Stadt Israels und sollte mit Recht Samaria heißen, weil von den im äußersten Falle die Zahl von etwa 70,000 Seelen nicht überschreitenden Insassen 30- bis 36,000 Juden (in 6200 und einigen Familien) sind.

Der Verkehr im Allgemeinen, die Börse, der Cours, die Sensarie (Wechselsensale), der Detailhandel und besonders die Domestikenstellen zu Platz und Haus in der ganzen Stadt sind in jüdischen Händen. Auch ein großer Theil der Hafengondoliere und fast alle Lastträger sind Juden. Es gibt zwar ein eigenes Judenviertel, aber die Abrahamiten durchbrechen überall die Schranken. Die ehemals viel gerühmte hohe Schule der Rabbiner mit 200 Lehrern, wie man in Büchern liest, hat schon lange aufgehört und kein Thessalonika-Jude wollte je von einer solchen Anstalt etwas vernommen haben. Sie fabriciren auch keine Teppiche mehr wie zu Chalfa's Zeiten im siebenzehnten Jahrhundert. Hochzeit halten und Nachwuchs schaffen, möchte man sagen, ist ihr einziges Geschäft.

Kein Mensch in diesem Volke, sey er reich oder arm, darf ledig bleiben. Kaum ist der Junge in die Jahre der Mannbarkeit getreten, wird er vor die Gemeinde citirt und bedeutet ein Weib zu nehmen; die Sorge für den Unterhalt des neuen Familienstandes bleibt seiner eigenen Betriebsamkeit anheim-

geſtellt. Stirbt die Frau und iſt der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, ſo muß er von Obrigkeitswegen in möglichſt kurzer Friſt zu einer neuen Verbindung ſchreiten. Nur Kindheit, Tod oder Altersſchwäche befreien von der Laſt. Wie es aber auch in Saloniki von Judenkindern wimmelt mit ſchwarzen Augen und ausdrucksvollen morgenländiſchen Geſichtern! Aermere Familien ernähren die Knaben nur bis zur Vollendung des zehnten Lebensjahres, von welchem an ſie ſelbſt für ihre Nahrung ſorgen müſſen. So viel man zu Turnovo in Theſſalien und anderswo bemerken konnte, gilt dieſe Praxis auch bei den untern Klaſſen der chriſtlichen Bevölkerung wenigſtens in den Städten und ſtadtähnlichen Flecken allgemein. Das ſchärft nun freilich die Sinne, es führt aber auch zu Unordnungen und Leichtfertigkeiten, die — ſelbſt mit Inbegriff von Stambul — nirgend bedenklicher als in Saloniki ſind. Denn was äußere Sittenpolizei betrifft, iſt Trapezunt eine Trappiſtenklauſe und Stambul ſelbſt beinahe ein Nonnenkloſter im Vergleich mit Saloniki! Dagegen iſt das brüderliche Zuſammenſtehen der Iſraeliten gegen die Mitbewohner der Stadt in vielen Dingen muſterhaft. Entläßt ein Chriſt oder Muhammedaner ſeinen jüdiſchen Domeſtiken ohne Grund, ſo mag er ſich ſelbſt bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er ſich mit dem vorigen verglichen hat. Kann ſich einer im Reden ſelbſt

vertheidigen und will er sorglos und wohlfeil lebend umfassende moralische Studien machen, so bleibe er ein Jahr in dieser Stadt, vorausgesetzt, daß er Erfahrung und Phlegma genug besitzt, sich nicht am Ende selbst der lauen Strömung hinzugeben.

Numerisch nicht viel schwächer als die Juden sind die Osmanli, deren nicht weniger, vermuthlich aber mehr als 25,000 die Stadt bewohnen und an Reichthum, Ansehen, Phlegma, Stolz und Macht natürlich den ersten Rang behaupten. Die Besitzer ausgedehnter, gewöhnlich an christliche Kolonen verpachteter Ländereien im Vardargrunde, unter andern die Abkömmlinge jener Bege und Feldherrn, die zur Zeit der ersten Eroberung unter Murad I. und Bayesid I. in das Land gekommen sind und große Lehen erhielten, haben sich sämmtlich als Bewohner prächtiger Seraï in Saloniki eingebürgert und hauptsächlich die luftigen, das flache Franken-, Juden- und Griechenviertel überragenden Stadttheile eingenommen. Vor den Metzeleien und Verfolgungen zur Zeit des Aufstandes sollen 8 bis 10,000 Gräken in der Stadt gewesen seyn; heute findet man deren kaum 3000, und diese noch großentheils von fremden Gegenden der Türkei eingewandert. Den vierten Rang in der Bevölkerung nehmen die Franken und den letzten die Zigeuner ein.

Alle diese Nationalitäten haben ihre eigenthümliche Sprache, deren man um seine Geschäfte in

Saloniki mit Vortheil zu betreiben, wenigſtens fünf: das corrupte Judenſpaniſch, italieniſch, bulgariſch, griechiſch und türkiſch verſtehen ſoll. Mit Ausnahme der Türken gibt es auch ſelten einen gewerbſamen Saloniker, der vom Bulgariſchen nicht wenigſtens die nothwendigſte Markt- und Handelsterminologie verſtände, da das Landvolk der im Südweſten der Stadt ſich bis an den Olympus hinziehenden Fruchtebene, die die Hauptſtadt mit Lebensmitteln verſorgt, vorzugsweiſe ſlaviſch iſt. Türkiſch redet ohnehin jedermann.

Man könnte fragen, wie es um die Bevölkerung von Theſſalonika ſtünde, im Falle ſich durch fremden Arm die Revolution auch hier befeſtiget hätte und in Folge der Schlacht von Navarino Macedonien an Griechenland gekommen wäre? Juden und Türken, über 60,000 Menſchen, wären mit einem Zuge aus dem Mauerumfang verſchwunden und hätten eine unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unausfüllbare Lücke gelaſſen. In Romanien wäre ja Niemand, um eine ſo große Erbſchaft zu übernehmen. Hat man denn nicht Chalcis, die große Feſtung und ihre Wälle ohne Kanonen, ihre Courtinen ohne Vertheidiger, ihre Arſenale ohne Waffen, ihre Magazine ohne Vorräthe, ihre Thore ohne Angel und ihre Häuſer ohne Menſchen geſehen? Ob es mit Akrokorinth, Vonitza, Zitun, Monembaſia und Modon beſſer ſtehe? Der Bankerott der Sache,

nicht der Menschen, ist in Hellas überall und zwar in Permanenz.

Wenn ich nur auch so glücklich wäre wie Andere! und könnte ich, wenn auch nicht die phantastischen Luftgebilde politischer Visionäre, doch wenigstens die Möglichkeit selbstständiger Kraftentwicklung auf romanischem Boden entdecken! Wie oft saß ich in sonnigen Decembertagen einsam bei der magern Baumgruppe auf der halbcirkelförmigen, ausgebrannten, die obern Festungsmauern Saloniki's überragenden Hügelreihe und blickte über die Stadt in den blauen Golf hinab, auf den schneereichen Olympus, auf den waldigen Ossa und auf die dunkle Tempespalte hinüber, oder auf die alten Städtchen und Weiler der Dorogobuten, der Sagudaten und anderer Slavenstämme in der nächsten Umgebung der Stadt! Ich durchlief ihre Geschicke von Ottfried Müllers Makednern bis zu den „Solun" zu Wasser und zu Lande bestürmenden Darogobuten, Runchinen und Sagudaten der Byzantiner, ging aber jedesmal mit des Dichters Vers in die Stadt zurück:

Καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται[1]

Das Gefühl, ihre Sache sey aus sich selbst nicht mehr zu reproduciren, ist bei den byzantinischen Griechen allgemein verbreitet. Freilich sieht man dieses

[1] Und das Holz der Schiffe ist verfault und das Tauwerk fällt auseinander. Hom.

nicht im Vorbeigehen oder im Wechsel herkömmlicher Redensarten mit Leuten ohne alle Kenntniß der Vergangenheit. Jedoch reicht Erinnerung und historisches Wissen selbst bei den „Philosophen" des Landes nirgend über die letzten Zeiten des byzantinischen Reiches hinauf. Für uns aber ist es ein Gegenstand ernster Betrachtung, wenn sich heute die große Masse des macedonischen Bauernvolkes mit ihren Popen und Staroſten gleichsam ohne Dolmetsch mit ihren Glaubensgenossen, den Moskowiten von Kijow, Dorogobusch und Nowgorod unterreden kann.

Wie das geschehen konnte und wozu es führe, ist eine Frage, der man bei uns noch immer ausweicht, die sich aber wie ein Gespenst überall unserm Blick entgegengestellt. Orthodoxes Slaventhum ist mit Blut und Leben der Süd-Donauländer so innig verwachsen, daß man sich ein Romanien ohne Slaven-Element gar nicht mehr denken kann. Ein „Weiser" in Turnovo zweifelt gar nicht, daß Alexanders Feldherrn slavisch geredet haben. Im Occident ist man allerdings — was diesen Punkt betrifft — besser unterrichtet und weiß, daß sich einst Alt-Macedonier und Hellenen ohne Vermittler eben so wenig unter einander verstanden als sich heute Tzakonen und Neugriechen verstehen können. Wie weit sich aber das Alt-Macedonische vom eigentlichen Hellenischen entfernt habe, vermochte bisher keine Gelehrsamkeit und Schärfe abendländischer Archäologen zu

ermitteln. Daß es aber ein verwandter, wo nicht gar ein und derselbe mit dem in der Chalkidike, auf dem Athos-Chersonese und den benachbarten Strymonländern gesprochener Dialekt gewesen seyn müsse, hat auch Niemand bezweifelt. Nur hat uns — so viel ich weiß — die ganze klassische Erbschaft des Alterthums keinen vollständigen Satz dieser macedonisch-thrakischen Mundart aufbewahrt. Daß sie aber mit griechischen Lettern geschrieben wurde und auch nicht radikal, wie z. B. das Albanische, von der gemeinen Sprechweise des übrigen Griechenlandes verschieden war, ist ebenfalls angenommen. Wenn der „Stein" im Attischen *φέλλα*, im Macedonischen aber *πέλλα* hieß, so deutet dies auf nahe Beziehungen und engen Zusammenhang beider Sprachen. Ist aber das heute im Peloponnes hausende und von Niemand verstandene Völkchen der Tzakonier wirklich aus der Athos-Halbinsel dahin übersiedelt worden, wie es die Klosterurkunden oder vielmehr Ueberlieferungen des Hagion-Oros besagen, so hätten wir ein noch lebendiges Fragment der thrako-macedonischen Sprachen aufgefunden.

Wie in der Urheimath zur Zeit des peloponnesischen Krieges, sind diese Tzakonier auch jetzt noch ein Mischlingsvolk, welches zwei Sprachen redet, das gewöhnliche Griechisch und den Urdialekt, d. i. das Pelasgisch-Tyrrhenische mit thracischen (chalcidischen, krestonischen, bisaltischen, hedonischen)

Elementen gemiſcht. Die Sache verdient wohl ernſte Erwägung, und es wäre keine gering zu achtende Frucht einer Hagion-Oros-Fahrt, wenn in der verwickelten und vielſeitig gedeuteten Tzakonenſache einmal ein feſter Ausgangspunkt gefunden wäre.

Wer es aber unter dieſen Umſtänden noch für einen Gewinn hält, daß ſich nach dem Untergang alles macedoniſchen Gepräges doch wenigſtens das byzantiniſche Griechenthum am Küſtenrande gegen ſlaviſches Uebergewicht erhalten habe, mag es den Schutzgeiſtern der Feſtung Theſſalonika danken. Ich betrachtete ſie oft und lange dieſe prächtigen, weißen, hohen Mauern von Solun,[1] wie ſie ſich amphitheatraliſch über die Hügelkämme und am Hochrande tiefer Erdeinſchnitte mit byzantiniſchen Streitthürmen und Zinnen hinziehen, eine den Slaven des Mittelalters unbezwingbare Schutzwehr. Sechsmal erſchienen ſie innerhalb 130 Jahren (580 — 710 n. Chr.) mit Heeresmacht, öfter mit barbariſchem Belagerungszeug zu Waſſer und zu Lande vor der Stadt, wie es Tafel in ſeiner merkwürdigen Schrift aus unverwerflichen Quellen zum erſten Mal hiſtoriſch nachgewieſen hat. Mit beſonderem Intereſſe verweilte ich aber bei der jetzigen Derwiſch-Einſiedelei, ehemals Kirche und Kaſtell der heiligen Blutzeugin Matrona außerhalb der nordweſtlichen Ausbeugung der Feſtungs-

[1] Dies iſt der ſlaviſche Name für Theſſalonika.

mauer, wo die Slaven im ersten und zweiten Kriege den Sturm anlegten und durch ein Legendenmirakel des Stadt-Heroen Demetrius bei einem nächtlichen Ueberfalle verblendet wurden.[1] Der hartnäckige und am Ende siegreiche Widerstand der Seehauptstadt Illyricums gegen das slavische Element ist eine eben so merkwürdige als in den Folgen wichtige Begebenheit. Von Solun drang ja die christliche Lehre mit Alphabet und milderer Sitte hauptsächlich in die slavischen Landschaften des Innern der großen Halbinsel bis an die Save und an den Ister vor. Wären aber zur Zeit des Slavenheldenthums auch Thessalonika und Konstantinopel gefallen, hätte die byzantinische Kultur wahrscheinlich schon damals einen ganz verschiedenen Entwicklungsgang gefunden und müßte nicht erst in unsern Tagen zu gemeinsamer Unruhe des Occidents nach ihrer Vollendung ringen. Die Nationen haben ihr Horoscop und die Welterereignisse ihr nothwendiges Gesetz. Beide Begriffe auf das byzantinische Reich, auf seine Vergangenheit und seine Zukunft angewendet, sollen allen politischen Urtheilen und Handlungen in Beziehung auf jene Länder zu Grunde liegen, wenn man nicht aus einem Irrthum in den andern fallen und die erste Thorheit durch eine zweite noch größere verbessern will.

[1] Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXII. Prolegom.

Man ist dieser hellenischen Mummereien als eines unfruchtbaren und nutzlosen Kinderspieles in Europa herzlich satt. Wir möchten einmal im Gegensatze mit den landesüblichen Schul- und Phantasiegemälden nach der Natur gezeichnete Bilder der jetzo in Romanien lebenden Menschen sehen; möchten das Maaß ihres Geistes, die Syntax ihrer gemeinen Rede, den Grad ihres Selbstvertrauens, ihre Vergangenheit, ihre Hoffnungen und ihre Sehnsucht kennen, um mit Hülfe dieser Prämissen künftige Möglichkeiten auszurechnen. Nicht was werden *soll*, sondern was werden *kann* und folglich *wird* und *muß*, ist uns nützlich zu erfahren. Unsere Zeit ist nun einmal voll politischer Kümmernisse und die Wissenschaft selbst nur um diesen Preis geehrt.

Smyrna ist auch eine große Stadt, in welcher Tugend und Sittenstrenge eben nicht die vornehmste Rolle spielen; aber der Gedanke was etwa in der nächsten Zukunft das Loos von Smyrna seyn werde, fällt einem dort gar nicht ein, während man sich in Thessalonika dieses Gedankens nie erwehren kann und selbst bei der eingebornen Bevölkerung ein dunkles Vorgefühl, eine vorüberstreifende Gemüthsunruhe bemerkt, als stünde ihre Stadt auf wankendem Boden und hätte die gegenwärtige Ordnung der Dinge keine lange Dauer zu erwarten. Aber was wird geschehen? Macht es die Lage des Emporiums auf dem Durchschnittspunkt des großen Heerweges (via Egnatia) von

Rom über Dyrrhachium nach Konſtantinopolis, und von Nowgorod über Belgrad nach Alexandria und Indien, daß es die Ereigniſſe früher und empfindlicher berühren als andere Orte deſſelben Himmelſtrichs? Wenn ſchon zur Zeit des Apoſtels unter der chriſtlichen Gemeinde von Theſſalonika dieſelben Beſorgniſſe herrſchten und gleichſam das Tagesgeſpräch bildeten, ſo möchte man das politiſche Unruhegefühl dieſer Stadt beinahe für endemiſch halten. Das Uebel, d. i. die Furcht vor dem Antichriſt und dem Sturz des Cäſarenthrones erreichte damals eine ſolche Höhe, daß St. Paulus mit einem Troſtſchreiben helfen mußte. Den Antichriſt erwarten ſie zwar heute nicht, aber an die Kraft Abdul-Medſchids glauben in Saloniki ſelbſt die Osmanli nicht mehr und im Griechenviertel rechnen ſie den Zeitpunkt aus, wann St. Konſtantin mit Kanonen und Grenadieren über die Donau geht. Wenn ihnen aber St. Paulus ſchrieb, ſie ſollten „allzeit luſtig ſeyn und beſtändig beten, ſich aber der Lüderlichkeit und des Betrügens in Handel und Wandel" enthalten,[1] ſo befolgen ſie von dieſen Moralien heute noch die erſte vollkommen, die zweite zum Theil, die dritte und vierte aber — wenn es nicht zu hart geurtheilt iſt — gar nicht

[1] *Πάντοτε χαίρετε. Ἀδιαλείπτως προσέυχεσθε.* Epist. I. cap. 4, v. 16. 17. . . . . *ἀπέχεσθε ὑμᾶς ἀπὸ τῆς πορνείας* . . . . . *μὴ ὑπερβαίνειν καὶ πλεονεκτεῖν ἐν τῷ πράγματι.* Epist. ad Thessal. I, cap. 4 v. 3. 6.

mehr. Von salonikischer Ueppigkeit zu reden erlaubt die gute Sitte nicht, obgleich diese Seite des Lebens allen Katecheten und Fastenpredigern zum Trotz für den Beobachter fremder Tugendscala wenigstens hier noch immer die ergiebigste Ernte liefert. Weit schlimmer ist der absolute Mangel des Rechtsbegriffes, der zwar im ganzen byzantinischen Reiche nirgend in vorzüglichen Ehren steht, unter den Christen von Thessalonika aber, wie es scheint, nicht einmal als Antiquität zu finden ist. Wie ein Richter in Prozeßsachen das Urtheil nicht nach Parteirücksichten und eigenem Profit, sondern nach Sachlage und strenger Gerechtigkeit fällen, dabei noch in allen Handlungen Gewissenhaftigkeit und praktische Redlichkeit empfehlen könne, will hier Niemanden einleuchten.

Es hat das größte Aufsehen erregt und allgemein als unerhörte, der menschlichen Natur widersprechende und folglich utopische Neuerung gegolten, als Hr. v. Mihanowitsch seinem Tribunal diese Haltung gab und auf dem k. k. Consulate mit stoischer Unbeugsamkeit das Verill der Gerechtigkeit wehen ließ. „So war es in Saloniki nie;" so ist es in Saloniki nicht der Brauch! „Es ist ja ganz gegen das alte Gewohnheitsrecht unseres Platzes, und unmöglich können wir uns an ein Verfahren dieser Art gewöhnen." „Seht nur einmal den Richter, der keine Geschenke nimmt und dem „Vermöglichen und Stärkern" gegen unangesehene Leute nicht allzeit und unbedingt Recht

zuerkennt!“ Man begreift auch gar nicht wie es solche Leute nur geben könne. Hr. v. Mibanowitsch und sein Kanzler, Hr. Dubrowitsch aus Ragusa, werden von den Eingebornen als Menschen höherer Art allgemein angestaunt und bewundert, von Niemanden aber nachgeahmt. Daß es um die Tugend, um strenges Recht, um uneigennützigen Sinn etwas Schönes sey, gestehen die Salonikier gerne zu, halten es aber zugleich für mährchenhaft und für unmöglich solche Praktiken auf *ihrem* Platze durchzuführen. Das Recht *üben*, nicht bestechlich seyn und den Beamten das Stehlen verbieten, gilt hier beinahe für engherzigen Pedantismus des Occidents und für lateinische Ketzerei, vor der sich ein Orthodoxer sorgfältig zu verwahren sucht. *Russische* Justizpflege und *russischer* Verwaltungsstyl als congenial und allein dem „alten Brauche Romaniens“ angemessen, wird dagegen von Jedermann, besonders von den Vermöglichen gepriesen.

Wir mit unserm sittlichen Gefühle, mit unseren communistischen Mitleidstheorien und in Sonderheit mit unserer ärarialischen Gerechtigkeit sind den Byzantinern allenthalben ein Anstoß und ein Aergerniß. Ueberhaupt scheint gleiche Berechtigung Armer und Reicher im Staatshaushalt und vor dem Gesetz den byzantinischen Christen eben so unzulässig und monströs, als den Muhammedanern die Gleichstellung der Giaur mit den „Gläubigen“ durch den kaiserlichen

Erlaß von Gülhane als unausführbare und verdammliche Neuerung galt.

Beide Versuche werden in dieser Weltgegend ewig unausführbar seyn und die Existenz jeder Regierung untergraben, die sich solchen Träumen überläßt. Sultan Mahmud hat sich getäuscht, wenn er den Islam für versöhnlich hielt; die Deutschen aber haben ebenso falsch gerechnet, wenn sie die aristokratische Pleonerie von Byzanz durch Reskripte und politische Katechesen zu übermannen hofften. Wohl stärkere Kräfte als man neuerlich in den Kampf gebracht, sind dieser diamantenen Hyder erlegen. Romanisches Terrain könnte nur eine Sündfluth für unsern Sittencodex empfänglich machen. Unkundige Schwärmer und Metaphysiker glauben freilich nicht was ich sage. Denn gleichwie der Deutsche, nach der witzigen Bemerkung eines Pariser Correspondenten, ein Kamel nicht nach der Natur, sondern aus der Tiefe seines sittlichen Gefühles construirt, so schuf er auch in seiner Phantasie für Ost-Rom politisch-moralische Zustände, die mit der Wirklichkeit im grellsten und oft lächerlichsten Widerspruche stehen und bei den fremden Nationen allerlei Bedenken gegen deutsche Weltanschauung und praktisches Geschick des großen Philosophenvolks erregen. Abendländisches Regiment und Wesen — das ist ein Axiom — kann sich im Byzantinischen nur mit Hülfe der bewaffneten Macht, der Polizei und des unabläßigen Zwanges behaupten, wie die Gewalt der

Türken. Fruchtbare Herrschaft dagegen, innere Ruhe und nationales Gedeihen ist in diesen Ländern nur durch die sinn- und glaubensverwandten Russen möglich. Hier wird nicht capitulirt, nicht der Streit durch halbe Concessionen ausgeglichen wie bei uns, wo die Gemüther weich, die Sitten schmiegsam und die Charaktere flüssig sind.

In Byzanz sind die Formen starr, und geometrisch congruente Dreiecke die einzige Möglichkeit. Ich weiß es, wie ungerne man solche Reden hört. Nie kann sich unser Volk mit Slavenglorie und Slavenübergewicht versöhnen; aber wenn die Gewalt der Dinge das Gemüth ergreift, wenn Wahrheit und That lauter reden als edle Leidenschaft und selbst Nationalgefühl, kann das ein Gegenstand der Beschuldigung seyn? Politische Bedeutung und Kraft des uns anwidernden Slaven-Elementes erkennen und in seiner Wirksamkeit nachweisen, ist nicht Verrath an der eigenen Sache; es ist Intelligenz, es ist die natürliche Frucht der Erfahrung, es ist ein Dienst, den man nicht etwa Diplomaten und Regierungsagenten, die unsere Weisheit nicht nöthig haben, sondern allen in ihren Meinungen unabhängigen und nach deutlicher Erkenntniß ringenden Menschen geleistet hat. Man gebe wohl Acht, es wird nicht gesagt, daß Ueberwältigung des byzantinischen Imperiums durch die russischen Slaven ein für Deutschland nützliches und

wünschenswerthes Ereigniß sey und gefördert werden müsse. Im Gegentheile, es wäre viel heilsamer und deutscher Antipathie angemessener, wenn man es verhindern, wenn man die Scythen hinter ihrem Riphäischen Gebirge festbannen und auf dem ganzen Continent der Gräko-Slaven die lateinische Bildung einpflanzen und zur Blüthe bringen könnte.

Wenn aber das großartige Unternehmen in der Art wie es der Occident durchzuführen unternahm, auch bei innerer Möglichkeit des Gelingens dennoch scheitern mußte, was wird erst geschehen, wenn die Natur der Dinge selbst wider uns im Bunde steht? Lasse man es sich nicht verdrießen, unsere Rivalen haben im Byzantinischen überall den Vorzug und wir Deutschen sind dort noch etwas weit schlimmeres als blos verhaßt, wir sind — versteht sich mit Unrecht — geringe geachtet und ausgelacht.

Die Ereignisse sind in der Zwischenzeit weit genug vorgerückt um diesem bis jetzt unerträglichen Bekenntnisse selbst mitten in Deutschland wenn auch nicht Lob doch Duldung zu erzwingen — freilich kein sonderlich geeignetes Mittel sich bei den Leuten zu empfehlen und beliebt zu machen! Ob aber vielleicht nur Macedonien mit seinem Hagion-Oros, seiner Chalkidike und seinem Dorogobuten dem Fremdling so düstere Bilder vormale, und ob vielleicht unsere Sache in Thessa-

lien und bei den eigentlichen Hellenen zu Mali-Sina und Kolo-Petinitza jenseits der Thermopylen besser stehe, und ob wir daselbst mehr Kredit genießen und glänzendere Fortschritte machen, soll der freundliche Leser aus dem nächsten Fragment erfahren.

XII.

Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien.

Der Leſer fühlt ſo gut wie ich ſelbſt, daß der romantiſche Theil der Reiſe eigentlich in Saloniki geſchloſſen iſt. Wir nähern uns der Sorge und dem Kampf. Europäiſche Lüfte wehen aus Hellas über den Olymp herüber und die melancholiſch ſüßen Klänge, welche die Kolchisſcenen und der Hagion-Oros in der Seele zurückgelaſſen, vertönen allmählig auf den einförmigen baumloſen Ebenen Theſſaliens und verſtummen völlig wie ſie der Dunſtkreis europäiſcher Leidenſchaft in Zitun berührt. Hellas war nur ſchön ſo lange man es nicht kannte, und ſelbſt das geprieſene Tempe ſinkt im Preis, wenn man früher den unſterblichen Schmuck immergrüner Paradieſe geſehen hat. Kann denn für die Sterblichen allzeit nur das Entlegene, das Unbekannte, das geheimnißvoll Verborgene ſeinen Reiz bewahren, und verwiſchen europäiſche Analyſen überall die Seligkeit?

Ich gebe kein Diarium, kümmere mich auch nicht

viel um Längenmaß und Zahl zu mechanischer Verbesserung der Erdbeschreibung. Andere haben es vor mir und mit größerm Geschick gethan als ich es je vermöchte. Nicht um die Natur hochmüthig zu beherrschen und zu überwältigen, bin ich aus der Heimath fortgezogen; ein unwiderstehlicher Hang nach dem Sonnenland trieb mich hin; ich überließ mich duldend seiner Macht, ob ihr vielleicht ein erklärendes Wort über unsere Zukunft, ein Wahrzeichen künftiger Geschicke zu entlocken sey. Denn hier ist der Faden der Ariadne zum Labyrinth abendländischer Verwirrung und Politik. Unglückseliger Gedanke! Beklagenswerthes Loos die Menschen in einer großen Sache gegen ihr eigenes Interesse, gegen die natürliche Strömung der Selbstliebe, der Eitelkeit, der Schwärmerei und der geistigen Verblendung des Irrthums zu überführen! Ich hatte öffentlich und vor ganz Europa die Macht des germanischen Genius über Griechenland geläugnet und den Lebensquell für das wieder erstandene Hellas anderswo als im Occident erkannt.

Mußte ich nicht mit Besorgniß auf die thessalischen Berge hinüberblicken, hinter denen — weniger als 60 Wegstunden von Saloniki entfernt — die Marken des neuen Staates laufen? Vielleicht harren meiner daselbst Demüthigungen und Beschämungen mancher Art, und zeigen mir die Deutschen im Triumph die Schöpfungen ihrer Verwaltungskunst; nicht etwa bloß ihre Landstraßen, ihre Tribunale, ihre hellblauen

wohlgeschulten Bataillone, ihr Schreibercorps, ihre Tabellen, Registraturen und haushohen Aktenstöße, sondern den Volksgeist, den sie angefacht, das Gähren und Rauschen jugendlicher Lebenskraft, das ihr Genie hervorgerufen, das Ineinanderfließen und Zusammenwachsen zweier Nationalitäten zu einem neuen Volke voll Kraft, Munterkeit und Disciplin, wie man es nach solchen Opfern an Weisheit und Gold bei den erfindungsreichen Deutschen allgemein erwarten wollte!

Nur mittelmäßig beunruhigt durch Gedanken dieser Art verließen wir am 21. December (1841) um Sonnenuntergang den Ankerplatz von Saloniki. Zufällig hatte ich im deutschen Consulat die Bekanntschaft eines Herrn *** gemacht, der eines Processes wegen von Turnovo in Thessalien nach Saloniki gekommen war. Der Mann ward als Knabe zu einem reichen Oheim nach Temesvar gebracht, von wo er nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt, und nachdem er durch Unfälle (1837) ein bedeutendes Vermögen verloren hatte, als Wittwer mit zwei Töchtern wieder auf das Erbtheil seiner Familie in Turnovo zurückgegangen war. Neben dem Griechischen und Illyrischen war Herr *** des Deutschen vollkommen mächtig, und nicht ohne große Freude nahm ich den Vorschlag an mit ihm nach Turnovo zu ziehen und einen Theil des beginnenden Winters daselbst in seinem Hause zu verleben. Die Stadt sey nur drei Stunden von Lariſſa, der Residenz des Wessirs

Namik-Pascha entfernt, an den ich durch das kaiserliche Consulat bestens empfohlen war. Um Studien über Thessalien zu machen, sey kein Ort im Lande mehr geeignet als Turnovo, da es als Sitz weiland zahlreicher Türkisch-Garnfabriken jetzt noch eine starke zum Theil wohlhabende Christenbevölkerung und nur etwa vierzig mohammedanische Familien habe. Um der Mühseligkeit und Langweile des achtzehnstündigen Landweges über die angelaufenen Ströme und sumpfigen Niederungen des Golfes zu entrinnen, hatten wir den Abgang eines Segelschiffes erwartet, das eine Ladung Holz von Claritza herübergebracht und Waaren und Reisende als Rückfracht eingenommen hatte. Claritza (wird auch Karitza geschrieben und gesprochen) ist ein christlicher Küstenort am Fuß des wald- und quellenreichen Ossa, Saloniki gerade gegenüber und nur zwei Stunden seitwärts von der Tempeschlucht, durch welche der Weg aus Macedonien nach Thessalien führt.

Zu größerer Bequemlichkeit nahmen wir die Kajüte für uns allein und Herr * * * hatte, ohne zu sagen wer sein Begleiter sey, für je 20 Grusch Fahrgeld ausgehandelt. Wie aber kurz vor dem Aufbruch der Kapitän am Bord erschien und aus Anzug und Accent erkannte daß ein Franke in der Gesellschaft sey, erhob er allerlei Bedenklichkeiten über den eingegangenen Kontrakt: man habe ihn hintergangen; man hätte ihm vorher sagen sollen, wer die Kajüte miethe; die

Zeiten seyen ohnehin nur gar zu schlecht, der Mühe viel, des Gewinnes wenig und folglich müsse er je zehn Grusch weiter auf die ausbedungene Summe legen. Wir machten wohl einige Gegenbemerkungen; aber alles ohne Rohheit, ohne Geschrei und mit der größten Höflichkeit. „Ἡ ἐφεντειά σας, Eure Herrlichkeit behandelt uns gar zu hart; in solcher Weise ist noch kein Schiffspatron mit mir verfahren," sagte Herr *** zum Kapitän, der aber aller Erwiederungen ungeachtet auf seiner Forderung blieb, die ich im Grunde doch nicht übertrieben fand und gerne für mich allein übernahm. Zu Klaritza ist es eben wie in Trapezunt, „der Franke muß vermeintlicher Schätze halber überall mehr bezahlen als der Eingeborne."

Der Kapitän mit seinem Handel zufrieden aß und trank mit uns, während ein leiser Zephyr das Schiff über die ruhige Fläche trieb. Die Morgenröthe fand uns auf der Höhe von Platamona dicht am Fuße des schneebedeckten Olympus, dessen Ausläufer sich hier dem Strande nähern und die natürliche Gränze Macedoniens gegen Thessalien bilden. Hinter uns war das Schlachtfeld von Pydna, vor uns der lieblich runde, noch immer schneelose, bis auf den Gipfel waldbekleidete Ossa im Glanz der aufgehenden Sonne; rechts der hohe Olymp, das halbverfallene Kastell auf dem isolirten Platamonakegel, der Tempespalt, und zwischen Bäumen und Gebüsch einer fetterdigen Deltaniederung, die gelblich schlammige Fluth des

Peneios, an deſſen Mündung das Schiff erſt gegen Mittag unter mattem Hauch vorüberzog. Welche Erinnerungen in welch engen Raum zuſammengedrängt! Um zwei Uhr Nachmittag waren wir am Ziel, hatten aber ſchon in weiter Ferne vom Meere aus geſehen, wie ſich oberhalb des Dorfes auf der Halde mitten im Wald des Oſſa die Rauchſäule eines romantiſch gelegenen Mönchsklofters in die Lüfte ſchwang. Das gewerbliche Karitza hat weder Hafen noch Landungsplatz. Die Schiffer trugen uns über die ſeichte Uferſtelle auf ihren Schultern an den buſchreichen Strand und mehr als zwei Stunden angeſtrengter Arbeit bedurfte es, um mit Beiſtand ſämmtlicher Genoſſenſchaft und roher Maſchinen das ſchwere hochkielige Fahrzeug aufs Trockene herauszubringen, da ſich die Schifffahrt mit dieſem Tage bis zum Frühling ſchloß.

Ein kleines Geſchenk an die albaneſiſche Zollſtätte befreite von aller Unterſuchungslaſt und die freundlichen Schkypetaren, die ſämmtlich griechiſch verſtanden, fanden den türkiſchen Reiſeſchein vollkommen in Ordnung, obwohl ſie ihn verkehrt in die Hände nahmen und thaten als wenn ſie ihn leſen könnten. Sogar für möglichſt gutes Unterkommen — es ward ja Abend — ſorgte der Vorſtand der Zöllner in einem leeren Hauſe. Trocken Holz in Fülle, Nachtlampe und etwas Küchengeſchirr ward herbeigebracht und ein epirotiſcher Junge, der in Geſchäften nach Lariſſa ging, rüſtete nicht ohne Geſchick das gemeinſame Abendeſſen.

Ein frischer Indian aus Saloniki, eine gebratene Schöpsenkeule, Reis, Wein und Früchte in Fülle gaben ein fröhliches Mahl am Fuße des einst von den Riesen aufgethürmten buschreichen Ossakegels. Das Glück begünstigte uns diesmal in Allem. Wir bedurften dreier Pferde und fanden sie um den geringen Preis von je zwölf Grusch (drei Franken) für den eilfstündigen Weg von Karitza nach Turnovo, aus dessen Umgegend die Eigenthümer der Thiere gebürtig waren. Hätte mich irgend eine magische Gewalt mit Aelians Beschreibung des Tempethales in der Hand unmittelbar von der Schulbank in die Hütten am buschigen Ossa versetzt, um bei anbrechendem Morgenroth durch das romantische Felsenthor in Thessalien einzudringen, hätten vielleicht unruhvollere Träume den Schlummer zu Karitza gestört. Wir schliefen ja am Thore der irdischen Glückseligkeit. Oder ist „Tempe" nicht im literarischen Occident Inbegriff und Sinnbild einer vollendet schönen Landschaft, eines irdischen Paradieses, über das die Natur ihren ganzen Reichthum an Pflanzenfrische, Waldschatten, vollufrigem Wellenspiel, Blumenflor und immergrünem Schmuck in idyllenhaftem Frieden ausgegossen hat?

Schwärmereien dieser Art sind der Levante fremd. Man kennt wohl die Paßenge, den Schlund, „*τὸ* Boghasi," *τὸ στενὸν, τὸ δερβένι,* auf der Heerstraße von Platamona nach Larissa; aber ungewöhnlich schöne Naturscenen bemerken hier die stumpfen

Gebieter des byzantinischen Reiches eben so wenig als ihre gebeugten Unterthanen. Was ist Tempe? Ist es ein breites oder schmales, oder hoch eingerandetes, am Ende geschlossenes Wald- und Wiesenthal mit vollem Strom in der Mitte wie Kaschmir? oder ist es eine wasserreiche Baumoase wie Damaskus? oder eine vor dem Blicke des Wanderers verborgene Waldöde voll Quellen, voll Stille, voll Lieblichkeit und hochwipfeliger Cypressen wie Gargaphie? Nichts von alle dem ist Tempe. Tempe ist ein Heerweg, ist ein tief eingeschnittenes Rinnsaal, ist ein langes, hohes, busch- und schattenreiches Felsenthor ohne Decke; die Wolken schauen hinein und die Sonne, wenn sie durch die Mittagslinie von Thessalien geht. Doch muß das Bild dem Leser noch immer dunkel bleiben, wenn nicht zugleich ein anschaulicher Begriff des großen innerhalb dieser hohen Pforte liegenden Ringbeckens das Verständniß der romantischen Scenerie erleichtert. Schon das Wort „Ringbecken" erklärt die Natur des Landes, der ebenen, fetterdigen, in der Runde von Bergen eingeschlossenen Gartenmulde, die der Europäer Thessalien nennt. Nur denke man sich diesen thessalischen Bergring nicht glatt und senkrecht wie eine Wand. Es dacht sich nach Innen langsam ab, bildet Halden, streicht stellenweise in Form niedriger Hügel und steiler Vorsprünge regellos in die Ebenen hinaus; auch an Höhe und Massenhaftigkeit sind sich die einzelnen Bestandtheile des Ringes, Olympus,

Pindus, Ossa, Pelion und Othrys nicht einander gleich; nur die Wasser rinnen rund von allen Seiten mit ihrer reichen Gabe an Schlamm in den Mittelpunkt herab. Ein riesenhaftes Amphitheater, ein Colosseum im größten Styl hat die Natur aufgebaut und inmitten der Arena steht Larissa die Metropole am tiefen wellenreichen Peneios.

Der Peneios selbst stürzt vom westlichen Rand herab und wälzt sich in weiten Bogenkrümmungen der größten Länge nach durch die Ebene, aus welcher links und rechts alle Flüssigkeit des Ringes in diese gemeinsame Pulsader zusammenströmt. Das Becken müßte sich mit Wasser füllen und Thessalien wäre heute noch wie in der Mythenzeit ein großer Binnen-See, hätte nicht ein geheimnißvoller Werkmeister vergessener Jahrhunderte den riesig tiefen Spalt im festgekitteten Bergring durchbrochen und der süßen Binnenfluth die Bahn geöffnet. Dieser riesig tiefe Spalt, diese Bahn der süßen Binnenfluth ist das „Tempethal", die Naturnothwendigkeit, der fluthende Bosporus Thessaliens. Nach dem Gesetze der natürlichen Oekonomie muß der Bruch im Punkte der tiefsten Senkung des Terrains und zugleich der dünnsten Scheidewand, des kürzesten Abstandes vom Meere seyn. Diese Bedingungen erfüllen sich im nordöstlichen Theile des Bergringes auf der niedrigen Verbindungslinie des angeblich über 9000 Fuß hohen am Kamm tafelförmig gezogenen Olympus und der sanften

waldreichen Ossa-Pyramide, wo nach dem übereinstimmenden Maße der Alten die Dicke der Ringwand nur 5000 römischen Passus, d. h. 22,769 Pariser Fuß beträgt, die wir in etwas weniger als zwei Stunden in gleichmäßigem Karavanenschritt durchritten sind. Wenn wir nun auch noch bemerken, daß die beiden Riesenpylonen an der äußern Tempepforte, Ossa und Olympus zwar den Strand erfüllen, aber nicht senkrecht ins Meer niederstürzen, sondern wie die Mündung eines Trichters sich links und rechts in lieblichen weitausgreifenden Curven auseinanderbeugen, so läßt der kluge Leser auch ohne unsere Erinnerung durch den schlammreichen Peneios außerhalb des Felsenthores und zwischen den beiden Curven ein Delta von üppig strotzendem Pflanzentriebe bilden.

Von Saloniki kommend, waren wir an der Hypotenuse dieses Deltas vorübergeschifft, und am Morgen nach der Karitza-Nacht zogen wir dem rundgeschweiften Fuß des Ossa folgend durch wucherisches Gestrüpp einer romantisch schönen Wildniß in zwei Glockenstunden zum Thor der Schlucht an der Deltaspitze hin. Das Delta ist ein dichter Busch- und Laubholzwald, von Bächen und Kanälen durchschnitten, und inmitten des Geschlinges und der riesenhaften Platanen-Decke überraschte uns der Peneios. Nichts verkündete die Nähe der großen, breit, voll und ruhig strömenden Wassermasse. Wie der Nil, wie Cäsars

Arar ſchleicht ſie ohne Geräuſch, ohne Fall und Ungeſtüm melancholiſch durchs Gebüſch. Das unter Bäumen verſteckte, von Griechen bewohnte Laspochorion (Schlammdorf) iſt die einzige Ortſchaft dieſer beglückten Oede. Aber in umgekehrtem Verhältniß mit dem Reichthum des Bodens iſt die Armuth der Laspochoriaten ſo groß, daß ihre Häuſer nicht einmal aus Holz gezimmert, ſondern in Geſtalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet ſind. Nur der Pyrgos des türkiſchen Agha ragt aus Stein gebaut über die Rohrhütten ſeiner Knechte empor. Dagegen ſchauen hoch von der Rundhalde des Olympus die drei großen, ebenfalls griechiſch redenden, wohl gebauten und freier athmenden Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapſana in maleriſcher Lage auf dem herbſtlich bleichen Delta-Wald und das ärmliche Röhricht von Laspochorion herab.

Herrſchender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Größe ſowohl außerhalb der Schlucht als in ihrem Innern iſt die morgenländiſche Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempe-Spalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und ſteigt, nicht zufrieden mit trockenem Continent, in üppiger Fülle ſelbſt aus dem vollen Waſſerſpiegel. Wetteifernd mit dieſem ſchönen Baum drängen ſich die Terebinthe, die Granate, der gelbe Jasmin, die Eſche, die Steinlinde, Iler die immergrüne Eiche, der Kermes, der

wilde Oelbaum, Arbutus Andrachne mit der röthlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus Castus, besonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterschmuck in die Uferdekoration und bilden beiderseits ein dem Sonnenstrahl undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) malerisch umschlungenes Schattendach, unter dem der breite volle Strom, an vielen Stellen durch die Ueppigkeit des Pflanzentriebes verdeckt, die sanfte Fluth vorüberwälzt.

Die Platanen hatten zwar (22. December) ihren Blätterschmuck abgelegt; aber das Uebermaß der immergrünen Bäume und Gesträuche, duftendes Gebüsch, Geniste, Cytisus und hoher Rosmarin (nur die Myrte sah ich nicht), bewahrten den Eindruck ewigen Frühlings in der Tempeschlucht. Fluß und Straße füllen häufig die ganze Sole zwischen dem Ossa und Olymp; und doch behauptet der ungebändigte Pflanzentrieb auch hier seine Macht. Der Weg ist breit und sicher, stellenweise aufgemauert oder gar lebendig ausgemeißelt und mit Marmor bekleidet aus dem nahen Bruch. Doch matt und eben wie die 20 bis 30 Fuß unterhalb streichende Wasserfläche verläuft er nicht; er steigt und fällt je nach den Vorsprüngen des Ossa-Fußes wild romantisch, und auf dem höchsten dieser Felsenschwellungen, etwa fünfzehn Minuten innerhalb des Eingangs von Karitza her, blickten wir zurück und sahen durch das bogenlose

Felſenthor das Segment am wolkenfreien Himmel und über die gedrängten Wipfel des Delta-Waldes, die blaue See im Golf von Saloniki. Mehr noch vielleicht als Pflanzentrieb und Immergrün überraſcht der Bach- und Quellenreichthum in der Schlucht. Aber nicht von der Höhe ſtürzt es herab, plätſchernd über Wald und Felſenriff wie im kolchiſchen Melas-Thal; hier bricht es raſch und voll neben der Sole des Wanderers unter dem Geſtein der Seitenwände, unter den Wurzeln der Platanen hervor und eilet breitſtrömend, diamanthell und kühle wie ich es nirgend ſah, dem Peneios zu. Welcher Reichthum, welche Friſche da vergeſſen und unbenützt verrinnt! Wo die Silberwelle über die Straße rinnt, blickt der Marmorgrund blendend weiß zwiſchen grün bemoostem Rand aus dem Spiegel der Flüſſigkeit hervor. Die Oſſaſeite, an der die Straße zieht, iſt waldſchluchtig eingebrochen und bietet wiederholt deltaförmige Ruheplätze mit hellgrünem Raſen, Blumenflor, Quellen und Gebüſche.

Dagegen fällt der Olympus faſt in der ganzen Tempelänge ſteil und wie durch Künſtlerhände durchgeſägt in den Fluß herab; doch fehlt auch hier nicht auf allen Punkten der immergrüne Pflanzenſchmuck. Mäßig am Eingang wächst die Olympuswand nach dem Stadium an Höhe. Wundervolle Formen, runde Thürme, Baſtionen, lange Curtinen, Feſtungswälle in koloſſalem Styl ziehen vorüber bis zum Mittel-

punkt, wo die Schlucht am engſten, die Wand beiderſeits am höchſten (man meint über 800 Fuß) und der Charakter der Landſchaft am wildeſten iſt. Hier ſtrichen kalte Lüfte, das Nadelholz erſchien oberhalb der Steilwand, graues Gewölke zog eilend über die Gipfel und hoch über den dunkeln Spalt ſchwebten langflügelichte, fahle Aare des Olympus. In der furchtbarſten Oede der Schlucht ragt von der Spitze eines über 600 Fuß ſenkrecht hohen Oſſafelſens ein zerſtörtes Kaſtell als Thalſperre dicht über die Straße herein. Nur zwei bis drei Stunden, ſagte man uns, dringe der Winterſonnenſtrahl in dieſen Theil der Felſenkluft. Deſto lieblicher ſind im Sommer das dunkle Pflanzengrün, die Einſamkeit und die Schattenkühle. Wie ſich der Spalt von der macedoniſchen Mündung bis in die Mitte hinein trichterförmig verengt, dehnt er ſich von dort gegen die theſſaliſche Mündung im gleichen Maße wieder aus, ſo daß zwei lange an der Spitze ſich berührende Hörner das treueſte Bild von Tempe geben. Nur ſcheint die Tempenatur auf der theſſaliſchen Seite noch reizender als auf der andern zu ſeyn. Milde, ſonnenbeleuchtete Hügel ſchimmern am Olympusfuß zwiſchen hohen Bäumen herüber; entzückendes Wieſengrün, Platanenhaine, kühler Quellenſprudel und dicht bewaldete Eilande im Peneios ſelbſt bilden die Sommerluſt der Leute von Baba, dem erſten Dorfe lieblich zwiſchen Laubholz, Pinien und Cypreſſen unmittelbar am

Thor der Schlucht gelegen. Selbst der Fluß verzichtet hier auf seinen schweigsam leisen Gang und wälzt die volle Fluth nicht ohne Gemurmel über das drei Fuß hohe, von Ufer zu Ufer den Strom schief schwellende Wehr hinab. Künstliche Höhlen und grünumranktes Geklüfte zu beiden Seiten des Thales deuten auf geheimnißvolles vergessenes Spiel des Alterthums.

Vor einer dieser Höhlen an der Olympuswand steht nach Erzählung der christlichen Begleiter jetzt noch eine Kapelle der Panagia und an jeder Seite des Eingangs ein hoher Lorbeerbaum. Daphne, sagt die Fabel, vor dem thessalischen Apollo fliehend, ward im Tempe in einen Lorbeerbaum verwandelt. Mit einem Kranz aus den Blättern dieses Baumes auf dem Haupte und mit einem Zweige desselben in der Hand, habe dann Apollo das Orakel zu Delphi übernommen. Zum Andenken kam alle neun Jahre eine delphische Gesandtschaft und opferte feierlich auf dem Altare am benannten Baum. Das war thessalische „Kirmeß" und Sommerfeier des lorbeerreichen Tempethales, vielleicht an derselben Stelle, wo jetzo die Kapelle mit dem ewiggrünen, breitbelaubten Doppelbusche steht! Im Vorübergehen pflückte auch ich einen Zweig und bewahre ihn heute noch neben fahlen Blättern des Thales Josaphat zur Erinnerung an den Temperitt.

Nicht mehr als dreißig Häuser und zwischen Baum-

dickicht eine Moschee zählten wir in Baba, hielten Mittagsruhe und sahen die schöne Landschaft am Tempethor und die malerische Lage ihrer Dörfer an.

Die Abhänge der zu beiden Seiten des Thores hügelicht auseinanderfahrenden Berg-Curven sind auch hier mit bewohnten Orten und mit Ruinen aus dem Alterthum geschmückt. Hier erblickten wir zuerst das berühmte und durch seine Türkisch-Garnfärbereien weiland auch in Europa wohl bekannte Ampelakia links ober uns auf der Ossa-Halde mit der Aussicht über die große thessalische Ebene einsam an Felsenwände hingelehnt.

Ampelakia sieht nicht in das Innere der romantischen immergrünen Schlucht herab, und in Baba selbst, obgleich schon innerhalb des Ringbeckens, ist der Blick noch eingeengt. Erst wie man die kleine, baumreiche, etwas über eine halbe Stunde lange und von niedrig streichenden Hügeln eingerundete Ebene von Makro-Chorion (Langendorf) überschritten hat, öffnet sich der weite Horizont und erscheint auf einmal in monotoner Majestät die ungeheure, länglichtrunde, spiegelglatte Binnenfläche Thessaliens, und wie Nebelschatten schwamm in dunkler Ferne das Minaregewirre von Larissa. Sieben gute Stunden hatten wir noch bis Turnovo. Wie die Sonne hinter Agrafa unterging, kamen wir unweit dem türkischen Dorfe Kasiklar zur Peneios-Fähre und erreichten, im Zwielicht des halb verhüllten

Mondes über die Fläche streichend, erst nach acht Uhr Abends unser Ziel.

Nach dem neuesten Stande der byzantinischen Studien weiß auch der nur mäßig unterrichtete Leser ohne Mühe, daß Turnovo (*Τύρνοβος*) kein griechischer, sondern ein rein slavischer Name sey und auf Deutsch mit „Dornheim" zu übersetzen wäre. Zum Unterschiede von der alten bulgarischen Hauptstadt gleiches Namens zwischen Balkan und Donau wird das nordische „Groß-Turnovo", das südliche thessalische aber „Klein-Turnovo" genannt. Zum Troste vieler sey es aber gleich voraus bemerkt, daß im Laufe der Zeiten und der Verwandlungen die griechische Rede in Klein-Turnovo zwar der Hauptsache nach die Oberhand gewonnen, aber nicht wenige Slavismen in die Familien- und Umgangssprache aufgenommen habe. Hinter der nördlichen Abdachung des Olympus reden die „Römer", d. i. die Griechen noch distriktweise slavisch; auf der südlichen dagegen ist nur noch ein schwacher Beisatz geblieben, der in der Richtung gegen das freie Griechenland immer dünner wird; aber selbst im Peloponnes und besonders im Taygetos noch jetzt nicht gänzlich erloschen ist. Gleich in der ersten Nacht schwärmten junge Turnobiten singend durch die Straße an unserm Haus vorüber:

Καθὲ χωριὸ καὶ ζαχύνη,
καθὲ μαχαλὰς καὶ τάξι,

Jedes Dorf hat ſein Geſetz,
Jeder Flecken ſeinen Brauch.[1]

Die Stadt ſelbſt — denn ihre Geſtalt und Lage zu erforſchen war im Laufe des folgenden Tages das erſte Geſchäft — iſt auf dem der Tempeſchlucht entgegengeſetzten nordweſtlichen Saume der großen Ebene, auf ſpiegelflachem Terrain nur etwa 500 Schritte von dem nackten Steinhügel-Rand erbaut, der als Ausläufer vom Olymp herüberſtreicht und das erſte amphitheatraliſch über die Central-Ebene gegen den Pindus aufſteigende Stufenland vermittelt. Längs dem Nordrand der Ebene, ungefähr drei Wegſtunden von Turnovo, beginnen die mit Oleaſter und Grüneichen bewaldeten Halden und Vorberge des Olympus, deſſen kühner, lang gezogener, breiter Tafelkamm ſich rieſig über alle Berge des Ringbeckens hebt und im Winter den Glanz ſeiner Schneelager, im Sommer die erquickende Kühle ſeiner Alpenlüfte über die weite Ebene verſendet. Neben dieſem gewaltigen Bau ſpielt ſelbſt der waldige Oſſa-Kegel mit allen übrigen Rand-Kanten eine mehr als beſcheidene Figur.

Turnovo hat eine mehr dem europäiſchen Style nahende Bauart, wie man ſie unſeres Wiſſens in keiner Stadt des türkiſchen Reiches wieder findet. Die Straßen ſind meiſtens breit, gerade und durchſchneiden ſich mit Zierlichkeit in rechten Winkeln; ſie ſind oder waren vielmehr mit großen Kieſelſteinen kunſtreich

[1] Ζαλόνη iſt ſlaviſch und Μαχαλλᾶς türkiſch.

gepflastert, selbst Hochpfade fehlen nicht und häufig laufen sogar offene Kanäle in der Mitte. Im Ganzen ist es etwa die Figur eines länglichten Vierecks, das mit seinem Ostende an das breite, hier aber meistens wasserlose Bett eines wilden Stromes reicht, den die Einwohner Xeraï, die Gelehrten Saranta-Poros (40 Furten) und die europäischen Commentatoren des Alterthums Titaresios nennen. Er kommt aus den Schluchten des Olympus über die Hochebene Alasona und hinter dem Steinhügelrand südlich von Turnovo auf die Ebene heraus, macht eine rasche Krümmung nach Norden zum Fuß des Olympus zurück und fällt durch neue Zuflüsse getränkt und perennirend weniger als eine Wegstunde außerhalb der Tempe-Schlucht in den Peneios.

Wann der Schnee im Gebirge schmilzt oder Wetter niederrauschen, wälzt er eine furchtbare Wasserfluth mit donnerndem Gebrumm an Turnovo vorüber. Zur Nachtzeit hörten wir den dumpfen Ton der rollenden Wogen bis in den entlegensten Theil der Stadt herein. Unter allen Umständen aber sichert eine Steinbrücke von sechzehn eleganten Bogen die Verbindung mit dem entgegengesetzten Ufer und mit der Straße nach Larissa. Der Eindruck der Stadt Turnovo auf das Gemüth des Fremden ist durchgehend luftig, heiter, leicht und offen, weil die Häuser der Insel-Vierecke meistens niedrig aber geräumig und durch Gemüsegärten, weite Höfe und lehmum-

mauerte offene Plätze mit großen Holzthoren von Nachbar und Straße geschieden sind. Ein erhöhtes Gelaß oder ein Stockwerk auf dem Erdgeschoß ist Regel der Turnobiten-Architektur. Romantisch ist das freilich nicht, denn auch an Schatten und Grün ist in Turnovo kein Ueberfluß. Hie und da eine Gruppe weißer Maulbeerbäume, eine Rebe auf der Gartenmauer, ein Aprikosenbusch, eine Platane am Brunnen ist der ganze Schmuck. Aber auch nichts beengt in Turnovo den Sinn, und der breite Olympus sieht überall in die Straßen herein.

Um vor der Brücken-Mauth unbelästigt zu bleiben waren wir vorigen Abend im Mondlicht durch das trockene Strombett geritten und durch einen weiten Mauerbruch über öde Plätze in unsere Wohnung gekommen. Ein Drittheil der Häuser, die im ersten Decennium dieses Jahrhunderts noch von wohlhabenden und gewerbfleißigen Griechen bewohnt waren, ist seitdem verschwunden und ganze Quadrate an der zum größern Theil geebneten Umwallung haben sich in Kürbisfeld und leeren Weideplatz verwandelt. Doch klage der Leser über diesen Verfall nicht die Türken an! Turnovo, von der Natur zum stillen Glück des Landbaues angewiesen, ward durch die Umstände ein Manufaktur-Ort und folglich war auch sein Glanz nur ein erborgter, sein Loos ein erkünsteltes und sein Reichthum vom Wechsel der Zeit, der Mode und der Industrie bedingt. Die englischen

Spinnereien und der Fortschritt der Chemie und ihre schwunghafte Anwendung auf die Künste des Lebens im Occident haben die Blüthe von Turnovo, Ampelakia und Tscharnitschena in Thessalien zerstört. Jedermann kennt ja Ampelakia und das roth gefärbte türkische Baumwollengarn, mit welchem noch während des Continentalsystems dieser zur höchsten Blüthezeit nur etwa 4000 Seelen zählende Flecken auf der Ossa-Halde ausschließlich nicht blos die benachbarten Provinzen der Türkei, sondern auch die westlichen Christenländer, besonders aber Deutschland versorgte. Pesth, Wien und Leipzig waren die Hauptniederlagen und Mittelpunkte des „türkischen" Garnhandels und unglaubliche Summen flossen aus den westlichen Landen nach Thessalien.

Beaujour in seinem *Tableau du Commerce de la Grèce* und aus ihm Urquhart haben Art, Epoche, Blüthe und Verfall dieser Ampelakia-Industrie weitläufiger besprochen, beide aber den Antheil vergessen, welchen Turnovo und Tscharnitschena, jedes unabhängig und für sich, am reichen Ertrag der Färbereien hatte. Der Vater des Hrn. ***, in dessen Hause ich einen Theil des Winters verlebte, hatte auf diesem Wege ein großes Vermögen erworben und die schöne Wohnung aufgerichtet, die unter Familienstreit, Prozeß, Unglück und Zwietracht seiner Kinder, wie alles in Turnovo, schon wieder zu Grunde geht. Der Boden von Thessalien hat sich nicht geändert,

er gibt heute noch wie damals jährlich an 3000 Ballen Baumwolle. Auch die Liebe zu Arbeit und Gewinn ist in Nord-Thessalien mit der Hand-Manipulation in Weben, Spinnen und Färben dieselbe geblieben wie sie vor fünfzig Jahren war; aber „die Deutschen kaufen unser Garn nicht mehr, sie färben es jetzt selbst," sagte ein Empiricus von Turnovo, der lange in Ampelakia gelebt und jetzt, versteht sich ohne Studien, die Heilkunst übt.

In Tscharnitschena, wohin ich später kam, ist dieselbe Klage: „Die Deutschen kaufen unser Garn nicht mehr, sie färben es selbst, wir müssen zu Grunde gehen, weil wir mit den Maschinen und Zauberkünsten des Occidents nicht zu concurriren vermögen." In Thessalien hat die Maschine noch nicht den Menschen vom Brod verdrängt wie in Europa; aber leider geht die Liebesgluth der Deutschen, ob sie gleich warme Philhellenen sind, doch nicht so weit, um die theure Handarbeit der Thessalier dem wohlfeilen Maschinen-Produkt der Britten vorzuziehen. Nicht blos Deutschland ist dem türkischen Gespinnst verschlossen, brittische Industrie hat es sogar in der Türkei selbst vom Markt verdrängt. Maschinengesponnene Seide verkauft man in Larissa zu unglaublich niedrigen Preisen, und doch weben sie zu Ampelakia (*ὑφαίνουν, ὑφαίνουν ἀκόμη*) noch immer fort, färben in Turnovo und haspeln Seide ab in Tscharnitschena, um den Triumph des ausländischen Nebenbuhlers wenigstens auf eigenem

Boden noch ſtreitig zu machen. Kann man es dieſen Leuten übel nehmen, wenn ſie ſtreng conſervativen Prinzipien huldigen und ſich leidenſchaftlich gegen das maßloſe Fortſchreiten und ewige Verbeſſern der Künſte erklären? Nach den Vorſtellungen der Weiſen von Ampelakia hätten die öffentlichen Zuſtände den möglichſten Grad der Vollkommenheit erreicht, ſobald die Theſſalier allein das türkiſche Garn färben und die Deutſchen es zu ſehr hohen Preiſen bezahlen. In Turnovo ertragen ſie den Umſchwung mit Reſignation, weil die Verletzten bereits verkommen oder weggezogen und ihre Häuſer eingefallen ſind. Aber in den beiden andern Orten ſchmollen ſie auf den Trümmern ihres Glückes mit dem ganzen Occident in thörichter Empfindſamkeit; und namentlich werden zu Ampelakia fremde Europäer, kommen ſie nicht des Handels wegen, häufig geſchmäht und ausgetrieben. In Tſchar-nitſchena jagt man ſie zwar nicht fort, beſonders wenn ſie in guter einheimiſcher Begleitung kommen, begegnet ihnen aber allenthalben mit ſo viel Zurückſtoßung und beleidigender Kälte, daß ſie ſelbſt gerne ſo ſchnell als möglich weiter ziehen, wie es mir in einigen der beſten Chriſtenhäuſer des Orts begegnet iſt. Ein häßlicheres Amphibium als der europäiſirte Handels-Grieche auf ſeinem byzantiniſchen Boden beſteht in der Natur der Dinge nicht.

Im Grunde iſt es, wie ich mir zeigen und erklären ließ, der jetzo in Europa ſo allgemein ver-

breitete Krapp mit Ginſter und der Kalipflanze für Pottaſche, was lange fort das ausſchließliche Glück der benannten drei Gemeinden Theſſaliens machte.[1] Nur ſind dieſe Farbekräuter nicht ſeit undenklichen Zeiten, wie ich es dachte, ſammt der kunſtreichen Benützung auf theſſaliſchem Boden einheimiſch, ſondern erſt zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch die Türken ins Land gekommen, was man nirgend beſſer wiſſen kann als in Turnovo ſelbſt.

Die Stadt mit den weiten, geradwinklichten Straßen und der Färber-Induſtrie iſt ein Bauwerk des klugen Häuptlings Turchan-Beg, unter deſſen Anführung Theſſalien bleibend unter türkiſche Botmäßigkeit gerieth. Die Annaliſten beider Theile übergehen, wie allzeit wenn es ſich um ſtille Werke des Friedens und der bürgerlichen Wohlfahrt handelt, den Einzug der Osmanli in Lariſſa und die Koloniſirung der Centralfläche Theſſaliens durch ſeldſchukiſche Türken aus Ikonium ſammt ihrer aſiatiſchen Induſtrie mit Stillſchweigen. Aber das Andenken hat ſich unter den alten türkiſchen Familien durch mündliche Ueberlieferung und eine noch bei der Hauptmoſchee aufbewahrte Lebensbeſchreibung Turchan-Begs bis

[1] Nach Leake wäre es die auf den Bergen Kleinaſiens wildwachſende und von den Einheimiſchen Αλιζάρι genannte Wurzel, aus der man das ſchöne Roth gewinne. Dieſelbe Wurzel, wenn künſtlich angebaut, ſchade der Farbe und ſey, wie die erkünſtelte Andacht, ohne Kraft.

auf diese Stunde fortgepflanzt. Der alte, reiche, menschenfreundliche und gerechte Türke Hadschi-Oghlu von Turnovo erzählte oft und weitläufig wie Turchan-Beg mit seinen Begleitern von Larissa (Jeni-schehir) herausgeritten kam, wie er am Wasserteich vom Pferde stieg, zuerst ein Bethaus und dann die Stadt bauen ließ, die er von den Hechten des Teiches Turnavo,[1] d. i. „Hechtenheim" genannt habe. Der Civilgouverneur des Ortes will aus derselben noch aufbewahrten Biographie Turchan-Begs wissen, daß die bleibende Besitznahme des Landes durch die Osmanli und die Erbauung Turnovos unter Sultan Murad II. dreißig Jahre vor der Eroberung Konstantinopels (1453) Statt gefunden habe. Dasselbe hat man Hrn. Urquhart zehn Jahre früher mit dem Beisatze erzählt: die Osmanli wären nur auf Bitten der christlichen Bewohner Larissa's gekommen, um das Land von der drückenden Herrschaft eines slavischen (serbischen) Häuptlings zu befreien. Weil aber Turchan-Beg mit seinen 5000 Streitern das Land gegen die feindlichen Slavenstämme im Pindus und der nördlichen Gebirge nicht zu beschützen vermochte, habe er fünf bis sechs tausend seldschukische Familien

[1] طورنه *turna* heißt auf türkisch allerdings „Hecht"; aber der Ausgang des Wortes gehört einer andern Sprache an, und die Byzantiner nennen lange vor dem Uebergang der Türken nach Europa in dieser Gegend den Ort Τύρναβος.

aus der Umgegend von Ikonium in Asia Minor zur Auswanderung nach Thessalien bewogen und sie als Militär-Kolonien, mit der Fronte gegen den Olympus, in einer Reihe von zwölf neuerrichteten festen Dörfern auf der Centralfläche nördlich von Larissa angesiedelt. [1]

Im Rücken dieser permanenten kriegerischen Linie ward gleichsam als Hauptquartier und Sitz des Oberbefehlshabers Turnovo errichtet und auf Turchans Bitte vom Sultan Murad mit großen Freiheiten ausgestattet. Turchan war ein kluger, billiger und duldsamer Mann, der alle Glaubensbekenntnisse mit gleicher Gerechtigkeit behandelte und namentlich bedrängten Christen eine Freistätte in seiner neuen Stadt errichtete. Zehn Jahre bezahlten fremde Ansiedler keine Abgaben, und dann waren Kopfgeld und Zehnten die einzige Leistung, die sie dem Stifter und seinen Nachkommen auf „ewige Zeiten" zu entrichten hatten. Kein Pascha durfte in die Stadt, keinem türkischen Heerhaufen war der Durchzug gestattet, auch Frohndienste konnten nicht gefordert werden, und zu mehr Sicherheit wurden diese Privilegien unter den Schirm der Religion gestellt und

[1] Zwei von diesen ikonischen Kolonistendörfern, Balamut und Dereli (Thalheim) fanden wir gleich beim Eintritt von Tempe auf die Ebene, Baba gegenüber. Durch Tatar, Kasiklar, Tschaier (Wiesen), Missalar und Karadsch-Oghlan sind wir ebenfalls gekommen.

der Grundbesitz als Tempelgut, als Lehen (Vakuf) der islamitischen Metropolis von Mekka erklärt und so aller weltlichen Controle entrückt. Bis zum griechischen Aufstand und zu Sultan Mahmuds Reformen blieben alle diese Privilegien in der Hauptsache unangetastet, und die Nachkommen des Stifters sind heute noch im Besitz der ersten lokal-obrigkeitlichen Stelle. Aber Niemand würde jetzt dem Wesir Namik-Pascha den Eintritt verwehren, und die zuchtlose Soldateska hatte während des griechischen Freiheits-Kampfes oft in Turnovo Quartier genommen.

Turchan-Beg war aber nicht blos Soldat; er besaß die Kunst des Friedens, der Erhaltung, des Verwaltens und der Schöpfung bürgerlicher Glückseligkeit in nicht geringerem Grade. Er gehörte in die Zahl jener seltenen und bevorzugten Wesen, deren Trefflichkeit und geniales Wirken Jahrhunderte umfaßt, weil es unversiegbare Quellen des Segens und der Wohlfahrt auch den künftigen Geschlechtern öffnet. Nicht blos an Tapferkeit und kriegerischer Disciplin waren die Türken den byzantinischen Christen überlegen; die Türken übertrafen sie noch insbesondere in vielen nützlichen, einträglichen und das bürgerliche Daseyn verschönernden Künsten, die als altes Erbtheil des Orients zu betrachten sind. Am auffallendsten aber zeigte sich türkisches Uebergewicht, wenn man den genialen Blick, mit dem ihre Führer die praktische Seite des öffentlichen Lebens erfaßten, mit den

läppischen Concepten der blödsinnig im Labyrinth dogmatischer Spitzfindigkeiten herumfaselnden Staatsmänner von Byzanz vergleicht.

Mit den Farbekräutern und ihrer kunstreichen Benutzung brachte Turchan-Beg zugleich die übrigen Fertigkeiten nach Thessalien, die mit gewinnreicher Verarbeitung der Seide, der Baumwolle und des gemeinen Vließes verbunden sind. Und war Turnovo auch Mittelpunkt und gleichsam Lieblingsresidenz der neuen Pflanzenwelt und der neuen Industrie, umfaßte der intelligente Eroberer und Bildner in seiner Sorgfalt doch das ganze Land. Brücken, Einkehrställe, Brunnen, Kaufbuden, Bäder, steinerne Garnwäschen, Mühlen, Gotteshäuser und Schulen, wovon das Meiste heute noch besteht, wurden mit sicherm Takt inmitten der bankerotten Gräko-Slaven als frische Lebensknospen am rechten Orte angelegt. Nur weiß ich nicht ob die Turnobiten nicht gar zu selbstgefällig sind, wenn sie den weißen Maulbeerbaum mit dem Seidenblatt auf ihren Feldern für älter halten als die Anpflanzung desselben in Saloniki, um Adrianopel und sogar bei Prusa in Bithynien. Mit größerm Rechte vielleicht mögen sie auf die Schönheit ihres Baumes eitel seyn; denn sicherlich muß das ungewöhnlich breite, glänzende, dunkelgrüne Laub des thessalischen Maulbeerbaums, besonders auf den Feldern des von Turnovo etwa vier Stunden entlegenen Tscharnitschena, im Vergleiche mit andern

jeden Fremden überraschen. Auch kann man die Handfertigkeit im Spinnen und gewisse traditionelle Kunstgriffe in Behandlung der Seidenraupe und ihrer Pflege, wie man sie wegen der größern Weichheit und Vollendung ihres Produktes den Thessaliern vor allen Gegenden der Levante von jeher zuerkannte, sogar jetzt noch nicht läugnen.

Im Gegensatz mit europäischem Brauch — man hatte es vor mir schon Hrn. Urquhart erzählt — werden in Thessalien nicht die Blätter am Maulbeer-Baume gepflückt, sondern die jährlichen Sprossen abgeschnitten, weil in dieser Weise nach der gemeinen Vorstellung das Blatt an Saft und Fülle gewinnt und auch die Raupen lieber auf die Zweige kriechen, deren Reinhaltung erleichtert, Trieb und Schwellung aber gefördert werde. Unter solchen Umständen ist es gar nicht zu verwundern, wenn Turnovo um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nach dem Bericht des Engländers Brown, „eine große und lustige Stadt mit achtzehn Kirchen und nur drei Moscheen gewesen ist," und sogar Mohammed IV. bezaubert durch die Pracht der grünen Ebene, mit dem ganzen Gefolge seines asiatischen Hofes wiederholt daselbst seine Residenz aufgeschlagen und Turchan-Begs alte Lieblingsschöpfung zum Tummelplatz der Serai-Intriguen, des Hofluxus, der Kranichjagd und der an der hohen Pforte unterhandelnden und händelnden Diplomaten der Christenheit verwandelt hat. Das Hoflager des

Padischah war zu jener Zeit noch Mittelpunkt der europäischen Dinge und die türkische Monarchie für sich allein noch weit mächtiger als die Gesammtmasse der uneinigen, in gegenseitiger Eifersucht erbosten, geldarmen, zuchtlosen und schlecht regierten Staaten des christlichen Occidents. Christliche Ohnmacht war türkischer Kraft gegenüber so flagrant und die Rolle der stolzesten Nationen des Evangeliums vor dem „Chaliphen der Gläubigen" so ärmlich und hülflos, zugleich aber so bettelhaft und zudringlich, daß sie ein unaustilgbares heute noch fortlebendes Gefühl der Geringschätzung und Verachtung gegen alles Christenwesen im Herzen des türkischen Volkes zurückgelassen haben.

Ambassadeurs und *Ministres plénipotentiaires* des Imperators von Deutschland, des Königs »de France et de Navarre«, und des Czars von Moskovien wurden an der hohen Pforte offiziell beohrfeigt und zur Thüre hinausgeworfen, kamen aber, nach der mündlichen Bemerkung eines Türken, wie gepeitschte Hunde immer wieder schweifwedelnd gleichsam zu ihrem Gebieter und Brodherrn bei der andern Thür herein. Niemand wird vermuthen, Louis XIV. und die andern Potentaten der Christenheit haben die Verübung solcher Unwürdigkeiten an ihren Repräsentanten aus Mangel an Selbstgefühl verschluckt. Es war Machtlosigkeit und die alte Gewohnheit Europas vor dem Padischah und dem Allah-Ruf seiner streitgeübten

Miliz zu zittern, was ihren Arm lähmte und die verzagten Seelen der „Giaur" zu rachelofer Geduld ſchmachvollen Schimpfes zwang. Sogar ein dunkles Vorempfinden, als wäre die türkiſche Monarchie der Schlußſtein des neuern Staatenſyſtems, und würde mit ihrer ſchon damals geträumten Auflöſung zugleich das vermittelnde Element und der heilſame Damm zerſtört, der noch die giftigen Leidenſchaften der chriſtlichen Staaten in Schranken oder gleichſam in der Schwebe hielt, wollen kluge Beobachter in der europäiſchen Politik ſchon während der Herrſchaft Sultan Mohammeds IV. (1648 bis 1687) erkennen. Gilt Abd-ul-Medſchid für ſich und ſein Haus heute auch nur noch im gutmüthigen Glauben ſeiner Unterthanen, nicht aber dem Weſen nach wie ſeine Vorfahren im 17. Jahrhundert als Lenker und Mittelpunkt der politiſchen Bewegungen, ſo hat doch das byzantiniſche Reich objektiv von ſeiner univerſellen Bedeutung nichts verloren. Und könnte man, anſtatt mit einfältigen Projekten am todten Buchſtaben des türkiſchen Geſetzes zu rütteln, das regierende Haus zur alten Energie und Genialität erwärmen, ſo wäre auf dieſer Seite mit der kleinlichen Eiferſucht der Potentaten alle Noth der Zeit beſchwichtigt. Lieber noch als das Uebergewicht Seinesgleichen duldet man tyranniſche Laune, Druck und Schmach von fremder Gewalt, wenn ſie nur alle Rivalen mit gleichem Maße demüthiget und niederdrückt.

Kein Volk kann sich mit größerm Rechte über seine Fürsten beklagen als die Türken, weil alle Schuld verlorner Herrlichkeit des Reiches dem Abfall des regierenden Hauses von der alten Sitte, Zucht und Energie beizumessen ist. „Höre nicht auf die Einflüsterungen der Weiber; der Schatz sey allzeit gefüllt, selbst um den Preis der Volksbedrückung; der Sultan sitze allzeit zu Pferd und das Heer sey immer in Thätigkeit", war der letzte Rath des sterbenden Groß-Wesirs Mustafa Köprili an eben diesen Mohammed IV. den Kranichjäger von Turnovo. Zu Pferde saß er freilich das ganze Jahr, aber nicht an der Spitze der Heerschaaren, die Wien und Candia stürmten; *Mohammed IV. regnoit et ne gouvernait pas.*

Das Andenken an jene Zeiten des Glanzes und der Pracht hat sich durch mündliche Ueberlieferung in der jetzt so geräuschlosen öden Stadt zum Theil noch immer fortgepflanzt und man erzählt noch vom großen stadtähnlichen Zeltlager des Padischah, von den vergoldeten Kugeln, vom Drängen der Falkeniere, Jäger, Diener, Segbane (Hundewärter), Paschen und Gesandten sämmtlicher Staaten der Christenheit, von Ragusa bis zum römischen Imperator, mit ihrem Gefolge und in ihrer einheimischen Sitte und Tracht. Nur sind die 18 christlichen Kirchen in Turnovo jetzt auf zwei herabgekommen und dagegen die Moscheen von drei auf sieben angewachsen, obgleich der Ort heute wie damals überwiegend christlich ist.

So lange die hohe Pforte keine ernsthafte Gefahr von Seite der christlichen Völker witterte und besonders die Politik der Czare nicht kannte, war sie gegen die griechischen Unterthanen viel nachsichtiger und duldsamer als man gewöhnlich glaubt. Die Verfolgung und Verkürzung alt verbriefter Freiheiten begann erst mit dem Erscheinen der Moskowiter auf der Bühne, bis endlich der große Aufstand in unsern Tagen mit den Schöpfungen des langen einheimischen Friedens und der Industrie auch alle Verträge, Berate und Privilegien der frühern Zeiten in Thessalien wie überall in der Türkei zerstörte und zerriß. „Die Angli und die Nemtzii sind Griechenfeinde und hindern uns die Türken aus Thessalien zu treiben," sagte der Empiricus und stellte auf meine Frage um den numerischen Belang der beiden feindlichen Volksstämme das Verhältniß wie Eins zu Zehn bis Fünfzehn, indem er die thessalische Türken-Bevölkerung auf etwa 25,000 Familien, die christliche aber aufs zehn- bis fünfzehnfache berechnete, was eine offenbare Thorheit ist. Denn in Thessalien haben sich die Türken nicht blos in den namhafteren Städten, wie es allenthalben ihre Sitte ist, zum Nachtheil der alten Einwohner massenhaft zusammengedrängt; sie haben wegen der vorzüglichen Fruchtbarkeit und Schönheit des Bodens unter Anleitung des weisen Turchan-Beg das offene Land, d. h. die fette Central-Gartenfläche des Ringbeckens in Besitz genommen, so daß

den Christen nur die rauheren, zum Theil wasserlosen und magern Berg- und Hügeldistrikte übrig blieben.

Am allerungünstigsten stellt sich das Verhältniß begreiflicher Weise in der Hauptstadt Larissa heraus, wo man auf eine Bevölkerung von 36,000 bis 40,000 Türken-Seelen nur etwa 400 jüdische und beiläufig eben so viele griechische Familien zählt. Eben so, wo nicht noch schlimmer, ist es zu Pharsalos bestellt, das man mit gutem Gewissen eine rein türkische Stadt nennen darf. Bis zur Unterdrückung der Janitscharen wurde von den trotzigen Moslimen dieses nahe an 700 Haushaltungen fassenden Ortes kein Christ in ihrer Mitte geduldet, jetzt haben sich eine kleine Anzahl, wenn wir recht notirten, sieben oder acht arme christliche Familien der untersten Volksklasse als Pächter, Krämer, Handwerker und Pferdevermiether am äußersten Saum der Stadt und gleichsam in den abgelegensten Schmutz- und Rothgassen eingenistet.

In den beiden Städtchen Thaumako am Südrande und Alasona am Nordende Thessaliens ist die Bürgerschaft nach übereinstimmender Schätzung zur Hälfte griechisch und zur Hälfte türkisch; in Trikala dagegen, der zweitgrößten Stadt des Landes, wohin ich aber nicht selbst gekommen bin wie in die vorgenannten Orte, soll das griechische Element selbst jetzt noch unbedeutend seyn. Ausschließlich griechisch ist von bedeutenden Orten nur Ampelakia, dann das bulgarische Tscharnitschena, besonders aber das

Municipium der Halbinsel Trikkeri auf dem östlichen Abhange der Pelions-Kette, was dem alten Lande der Magneter entspricht und jetzt die slavische Benennung Zagóri trägt, obwohl die Sprache, der dieses Wort angehört, schon längst erloschen ist. Selbst im Hügelland zwischen Larissa und Pharsalus, was man im Alterthum die Hundsköpfe (Cynoscephalae) nannte, trafen wir ganz türkische Dörfer an. Das genaue Verhältniß beider Bestandtheile herzustellen, ist indessen für einen durchreisenden Fremden nicht leicht möglich, weil die Fragen nach Maß und Zahl in solchen Dingen überall schwer zu beantworten, in der Levante aber häufig auch noch verdächtig sind. Nur merkte ich bald genug, daß beide Parteien den Gegner verkleinern und nebenher sich selbst so hoch als möglich tariren. Für sich selbst kennt freilich jeder Ort die Zahl seiner Familien, die ganze Provinz umschließende Angaben aber bleiben immer schwankend und zweifelhaft.

Wer die christliche Bevölkerung Thessaliens auf das Doppelte der türkischen stellt, hat sie wahrscheinlich überschätzt. Hätte die Pest im vorigen Jahrhundert nicht wiederholt und ausschließlich die ikonischen Pflanzdörfer der Ebene heimgesucht und das sinnlose Rekrutirungsgesetz im gegenwärtigen die Reihen der thessalischen Türken kläglich gelichtet, so würde das Verhältniß für sie ein noch günstigeres seyn. Vor hundert Jahren, sagt die

Turnobiten-Tradition, wüthete die Seuche unter den „Koniarides" so stark, daß es schien als sollten diese Kolonien völlig von der Erde verschwinden. Mehrere Dörfer starben fast gänzlich aus oder konnten sich bis heute von ihren Verlusten nicht erholen. Das große Koniari-Dorf Mati auf dem Weg nach Alasona, unmittelbar am Fuße des Paßüberganges aus der Central-Ebene auf das Plateau, trägt die Spuren dieser „göttlichen Züchtigung" in auffallenden Zeichen an der Stirne: kaum der dritte Theil ist noch bewohnt, das Uebrige rasirt und mit Gestrüpp unter altem Gemäuer bedeckt. Das größte Hinderniß der Volksvermehrung liegt bei den Türken in der unerbittlichen Strenge der öffentlichen Moral, die keine Bastarden duldet und den Verkehr der Geschlechter überhaupt nicht mit derselben gegenseitigen Geduld und Freiheit, und mit derselben Rücksicht auf menschliche Gebrechlichkeit behandelt wie die mildere Sitte der Christenheit, wo nach der Lehre der Oekonomisten Macht und Reichthum der Staaten im geraden Verhältniß mit der Volksmenge steht.

Ehrenhalber konnten die besiegten Griechen hinter den Ueberwindern nicht zurückstehen, und so ward türkische Herrschaft, gegen die man in der Bücherwelt so mancherlei deklamirt, am Ende noch ein wahres Correctiv christlicher Unsitte und Liederlichkeit. Nur kommt den Griechen der Umstand zu Gute, daß sie unter allen Umständen und ohne alle weitere Sorge

für Pflege, Nahrung und Zukunft eine möglichst zahlreiche legitime Nachkommenschaft zu erzielen sich im Gewissen für verpflichtet halten. Im Grunde meinen sie, wie die europäischen Glückseligkeits-Krämer, Macht und Sieg liege in der Zahl. Der türkischen Bevölkerung Thessaliens dagegen brachte die Freierklärung Griechenlands einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, da sich die Reste der albanesischen Muhammedaner nach Uebergabe der Festungen mit den Trümmern ihres Vermögens in das nahe Gränzland zurückzogen. In Turnovo hatten sich mehrere Familien aus Moraitisch-Lala niedergelassen und angekauft. Es sind lauter Albanesen die, wie die Sulibewohner, neben ihrem Schkypi alle das Griechische reden, türkisch aber erst nach ihrer Vertreibung in der neuen thessalischen Heimath gelernt haben. Ich ging mit den Leuten viel um und sie redeten nie ohne Sehnsucht von den luftigen, kirschen- und quellenreichen Höhen ihres Moraitischen Vaterlandes, welches jetzt zu ihrem größten Leidwesen „der Barbarese" besitze.[1]

Der Leser, besonders wenn er ein Gegner der neuen Thesis über die Verwandlung Griechenlands ist, kümmert sich vielleicht um die islamitischen Elemente Thessaliens nur mittelmäßig und möchte lieber vom klassischen Alterthum hören und von unparteiischen

[1] *Ὁ Βαρβαρέζος* (statt *Βαναρέζος*) *τὸ ἔχει τώρα.*

Augenzeugen vernehmen, was und wie viel von Theſſalien, wenn auch nicht der Iliade, doch wenigſtens des Strabo, des Plinius und des Lucian übrig geblieben iſt. Das Verhältniß des Alten zum Neuen iſt kurz und ſchnell anzugeben. Von den 75 Städten, die man zu Plinius Zeiten nur innerhalb des Ringbeckens oder Bergtheaters von Theſſalien zählte,[1] haben ſich nur die fünf Namen Lariſſa, Pharſalos, Thaumakos, Trikka und Olooſon (die letzten drei etwas verſtümmelt) erhalten, die übrigen ſiebenzig ſind alle verſchwunden.[2] Von den Bergen, deren die Alten in Theſſalien 34 kannten, hat nur der einzige Olympus, von den Flüſſen und Seen aber keiner ſeinen Namen auf unſere Zeiten gebracht. Auch über den kümmerlichen Reſt der fünf Stadtnamen, beſonders über Lariſſa und Pharſalos triumphire man nicht zu früh; denn es ſind von Türken und nicht von Griechen bewohnte Orte, die nur noch den antiken Namen tragen. Indeſſen iſt durch eine Ironie eigener Art ſelbſt der rieſige Götterberg der Profanation nicht entgangen und nennen die griechiſch redenden Theſſalier den See in einem Hochthal des Olympus noch immer Rezero, was

[1] Plin. H. N. lib. IV, cap. 15 der Pariſer Ausgabe von 1828.

[2] Selbſt das berühmte Phera, der Sitz theſſaliſcher Intelligenz, Größe und Macht am Eingang der Pelions-Schlucht, iſt dem ſlaviſchen Veleſtina gewichen.

bekanntlich das slavische Appellativum für *lacus* ist und auch im übrigen Griechenland, besonders in Akarnanien, wiederholt gefunden wird.

Nach allem was über die Sache im gelehrten Deutschland bereits verhandelt wurde, braucht man nicht erst lange zu erklären, welchem Sprachstamme Mezzovo, Kissova und Zagora, die heutigen Namen des Pindus, Ossa und Pelion, angehören. Von Turnovo und Tscharnitschena war schon oben die Rede; Lipochovo, Lapovo, Strunitza, Gletscheda, Klinovo, Gardichi, Selo und Kratzova aber werden eben so wenig angefochten als man den Wörtern Voliana, Duklista, Gunitza, Lepenitza, Smokovo, Meluna und Goritza slavische Form und Bedeutung streitig macht. Da man die Ueberschwemmung des griechischen Bodens durch eine Fluth slavischer Kolonien nicht mehr läugnen kann, so sucht man das geschichtliche Faktum wenigstens so unbedeutend und wirkungslos als möglich hinzustellen. Hierin verfolgen die deutschen und die griechischen Widersacher zwei ganz verschiedene Wege, indem die erstern wohl das offene flache Land für ungriechisch erklären, um wenigstens die Städte und die Gebirge der alten Bevölkerung zu sichern; die zweiten aber, wie es bei der türkischen Eroberung geschah, den Eindringlingen ihrerseits die Städte preisgeben, um das offene Land, d. i. den Kern des Volkes für ungemischt und rein zu halten. Unrecht zwar

haben gewissermaßen beide, doch stehen die deutschen Hypothesen der Wahrheit viel näher als die griechischen, weil sich in der That größere oder kleinere Bürger-Complexe griechischen Blutes in einer namentlich zu bestimmenden Anzahl von Städten inmitten des Sturms bis zur türkischen Invasion erhalten haben. Das freiheitsliebende, landbauende Volk der Slaven zog das Leben auf Feld und Dorf überall dem Drängen und Treiben großer Städte vor. Daraus allein erklärt sich die Unzahl slavischer Berg-, Fluß- und Dorfnamen auf der ganzen Oberfläche des griechischen Festlandes im Allgemeinen und Thessaliens insbesondere. Eben so richtig ist es, daß Reste der alten Bevölkerung hie und da in Gebirgsgegenden Rettung und Sicherheit gefunden haben.

Aber dieses an sich nicht unwichtige Argument stützt meine Thesis eben so kräftig als sie dem Satz der Gegner dient; nur ist nicht zu vergessen, daß der zuletzt Spielende den Preis gewinnt. Wie sich beim Andrang der slavischen Horden griechisches Volk in die Gebirge flüchtete, in derselben Weise suchten feldbautreibende Slaven der Ebene auch ihrerseits das Heil in den Bergen, sobald sich die christlichen Heere von Konstantinopel erobernd und bekehrend über das byzantinischer Hoheit und Sitte entfremdete Hellas ergossen. Aus diesem wohlzuerwägenden und ja nicht zu übersehenden Grunde sind die slavischen Namen sogar jetzt noch gerade in den rauhesten und

der Kultur ungünstigsten Gebirgsgegenden Thessaliens und Moreas am dichtesten gedrängt. Man vergleiche den Taygetus in Lakonien, den Gebirgsstock in Nord-Arkadien, Pindus mit Ossa und Pelion in Thessalien. Läugnen, klügeln und deuteln helfen hier nichts, Formen und Worte sind unerbittlich. Der Schlüssel zu diesem ethnographischen Problem liegt in den beiden Thatsachen, die erst in unsern Tagen durch Verbesserung der byzantinischen Studien zur Kunde des gelehrten Occidents gekommen sind: wir meinen die zum Theil friedlich, zum Theil gewaltthätige Besetzung des griechischen Bodens durch slavische Volksstämme und die allmählige Bändigung und Gräcisirung derselben durch die christlichen Autokraten von Konstantinopel. Das slavische Thessalien ward gleich dem südlichen Griechenland durch die Byzantiner in der Periode wiedererwachter Reichskraft recolonisirt und dadurch die byzantinisch redende Mischung erzielt, die unter dem Schatten türkischer Zucht auf unsere Zeiten herabgekommen ist. In Thessalien, scheint es, ist die slavische Sprache bald nach der Unterwerfung und Christianisirung der eingesiedelten fremden Stämme der byzantinischen Redeweise gewichen. Einige Andeutungen über die Construktion dieses thessalischen Griechisch, d. i. des im Munde des gemeinen Volkes lebenden Dialektes, so wie über die Namen und Sitze der weiland im Lande hausenden Slavenstämme hat man in einem besondern Fragment sammt einer

gedrängten Ueberſicht der ganzen Lehre über das ſlaviſche Element in Griechenland zu geben verſucht.

Die Angriffe der chriſtlichen Imperatoren auf dieſen Getreideboden der benachbarten Länder und Inſeln begannen ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts und wurden mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit und Ausdauer ſo lange fortgeſetzt bis man endlich die fetten Triften der Peneus-Ufer, bis man das ſchattige Tempe und die traubenvolle Halde des Oſſa wieder gewonnen hatte. Fragt aber ein Eiferer und Widerſacher, warum das Slaviſche in Theſſalien ſo ſchnell verſchwand, da es doch im benachbarten Macedonien zu zwei Drittheilen des Landes noch jetzt als Mutterſprache gilt und im Mainatiſchen Gebirge erſt ſeit etwa 300 Jahren gänzlich ausgeſtorben iſt, ſo darf man um die Antwort nicht verlegen ſeyn. Wie nach der Beſitznahme Theſſaliens durch die Osmanli ſich in kurzer Zeit zahlreiche Türken-Kolonien bildeten, eben ſo drängten ſich nach der Reſtauration der byzantiniſchen Monarchie durch die beiden energiſchen Dynaſtien der Iſaurier und der Slaven unter Baſilius dem Makedonen, wegen der günſtigen Lage zum Handel und wegen der ausnehmenden Ertragbarkeit des Bodens ſchnell eine neue Chriſtenbevölkerung in das zwar von ſlaviſchen Barbaren beherrſchte und angebaute, aber von Griechiſchredenden ohnehin niemals ganz verlaſſene Land. Jedoch hat ein anderes Fragment der

alten Bevölkerung Theſſaliens, der Volksſtamm der Wlachen ſeine Sprache und ſeine althergebrachten Sitten mit mehr Standhaftigkeit als die im hohen Grade aſſimilationsfähigen Slaven vertheidigt und bis auf unſere Zeiten bewahrt, ſo daß neben Turko-Albanen und Gräko-Slaven heutzutage noch ein drittes von den beiden genannten gleich verſchiedenes Element in Theſſalien beſteht.

Die Wlachen Theſſaliens nennen ſich wie ihre Sprach- und Stammgenoſſen in den Donau-Fürſtenthümern ebenfalls „Romanen", ſprechen ein verderbtes Italieniſch und haben ihren Hauptſitz auf dem Kamm und den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellſchluchten des Peneios und ſeiner Nebenflüſſe, wo die byzantiniſche Geſchichte des eilften Jahrhunderts ihrer zum erſtenmal gedenkt. Ob ſie Reſte römiſcher Militär-Kolonien oder die latiniſirten Ur-Barbaren des Gebirges ſeyen, iſt für unſern Zweck gleichgültig. Auch können wir weiland ihre Verzweigungen längs der Gebirgskette durch Ober-Macedonien bis in den Balkan hinauf, ſo wie den einſtigen Zuſammenhang mit ihren Landsleuten auf dem nördlichen Donau-Ufer, hier nicht umſtändlicher berühren. Sie hüten und beherrſchen die Thore zwiſchen Theſſalien und Albanien; und Mezzovo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig tauſend Häuſern auf dem Scheidekamm zwiſchen den in entgegengeſetzter Richtung hinabſteigenden Paßengen, kann als

Hauptort der theſſaliſchen Wlachen gelten. Malacaſſi, Leſinitza, beſonders aber Kalarites, Kalaki und Klinovo mit einigen und zwanzig Dörfern in und an den Pindus-Schluchten gehören ebenfalls dieſem Volke, das ſich wegen der rauhen Lüfte ſeiner Heimath nur ſpärlich mit Ackerbau beſchäftigt, aber mit deſto größerem Erfolge Viehzucht und Alpenwirthſchaft im größten Style treibt und durch den Reichthum ſeiner Schafheerden in ganz Rumelien Bedeutung erworben hat. Zur Winterzeit, wenn Schnee die Gebirgshöhen deckt, werden die grasreichen Ebenen des milden Tieflandes ſelbſt bis in's freie Griechenland hinein nomadiſch abgeweidet, bis der wiederkehrende Frühling die ſchwarzen Zeltdörfer der wandernden Wlachi-Schäfer zurück auf die Alpen treibt.

An Nüchternheit, häuslichem Sinn und Induſtrie ſind die Wlachen den Griechiſchredenden eben ſo weit überlegen als ſie an Geſchliffenheit der Sitten, an Geiſt und Pfiffigkeit im Allgemeinen hinter den Gräko-Slaven zurückſtehen. Indeſſen haben dieſe einfachen und groben Viehhirten doch ein vorzügliches Geſchick in Metall-Arbeiten. Die mit Gold und Silber eingelegten Waffen und Rüſtungen, die wir an den Arnauten und Palikaren bewundern, gehen aus den Werkſtätten der Wlachen hervor, wie die unter den Namen Capa, Greco und Marinero in den Seeſtädten des Mittelmeeres wohlbekannten waſſerdichten

Kapuzenmäntel dem größern Theile nach als ein Erzeugniß wlachiſcher Woll-Induſtrie zu betrachten ſind. Wlachiſche Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäiſchen Türkei, und ſogar nach Ungarn und Oeſterreich führt ſie die Liebe zum Gewinn. Daß ſie aber auch das Geſchäft im Großen verſtehen, beweiſt der reiche Sina in Wien, der ein geborner Wlache aus Klinovo, wenn wir nicht irren, oder doch aus einem der vorgenannten Orte im Pindus iſt. Aus dieſem Wanderleben erklärt ſich auch die allgemeine Vertrautheit der wlachiſchen Männer mit der neugriechiſchen Redeweiſe, der ſie jetzt auch kirchlich angehören und die bekanntlich als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenartigen Volksſtämme zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres dient. Die Weiber dagegen verſtehen in vielen Dörfern nur das Wlachiſche, wie ſie auf Hydra früher auch nur das Albaneſiſche verſtanden. Wie die Gebirgsbewohner überhaupt kann auch der Wlache im fernſten Lande ſeine Heimath nicht vergeſſen, und ſehr häufig kehrt er im Alter mit den Früchten der Lebensmühe in den Pindus zurück um in gleicher Erde mit ſeinen Vätern zu ruhen.

Das jetzt ſo friedliche und nur auf Arbeit und Gewinn bedachte Wlachen-Volk war indeſſen nicht jederzeit vor ſo ruhigem Geiſte beſeelt oder auf ſeine gegenwärtigen Sitze in der weſtlichen Gebirgsmark

Theſſaliens eingeengt. Die theſſaliſchen Wlachen hatten wie ſpäter ihre Nachbaren, die Albanier, auch ihre Periode des Glanzes und der politiſchen Größe, die zwar kurz und vorübergehend wie die Herrlichkeit der Thebaner, aber im byzantiniſchen Zeitalter nicht ohne Bedeutung war. Neben den heute noch beſtehenden Gemeinden *Vlacho-Libadi* und *Vlacho-Jani* in den ſüdlichen Ausläufern der cambuniſchen Berge unweit Turnovo nennt Anna Comnena (1082) einen Wlachiflecken Erebas in den Gebirgsthälern des Pelion am Oſtrande Theſſaliens, und nach Benjamin von Tudela, der im zwölften Jahrhundert durch Griechenland zog, war Zitun im Süden Gränz- und Eingangsſtadt des „Wlachi-Landes.“[1] Wie der Peloponnes hatte im Mittelalter auch Theſſalien in der gemeinen Sprache des illyriſchen Dreiecks den alten Namen verloren und ward eine Reihe von Jahrhunderten nur als *Μεγάλη-Βλαχία*, „Groß-Wlachei“ bekannt, im Gegenſatze von Akarnanien und Aetolien, die man nach einer Unterſcheidung beim Byzantiner Georg Phrantzes „Klein-Wlachien“ hieß. Georg Pachymeres, Hofhiſtoricus des erſten Paläologen Michael, ſagt es ja deutlich: Die vor Alters Hellenen genannten und von Achilles befehligten Theſſalier habe man zu ſeiner Zeit „Groß-

[1] והוא תחלת בלכיא i. e. Haec est Blachiae initium. Tafel l. c. p. 473.

Wlachiten" genannt.[1] Dagegen beschränkt Nicetas von Chonä den Begriff *Μεγάλη-Βλαχία* hauptsächlich auf den Gebirgsring und das über die Ebene emporsteigende Hügelland, während er die von verzagten und unkriegerischen Gräko-Slaven bewohnte Centralfläche noch gerne Thessalien nennt. Sagt aber nicht auch der benannte Rabbi Benjamin ausdrücklich, die Wlachen wohnen auf den Bergen und steigen in die Region der Gräken herab um zu plündern? An Gelenkigkeit vergleicht sie derselbe Wanderer mit den Gazellen; ihr kriegerischer Muth sey unbezähmbar und kein König habe sie noch zu bändigen vermocht.

Der Mann aus Tudela hatte die Eindrücke seines Zeitalters richtig aufgefaßt. Denn kurze Zeit nach der Durchreise des Rabbi Benjamin (1186) erhoben sich im Bunde mit den besiegten und mißhandelten Bulgaren sämmtliche Wlachen längs der Pinduskette bis in die Thäler des Balkan hinauf unter ihren Führern Peter und Asan wider die drückende, unredliche und diebische Herrschaft des byzantinischen Hofes und errichteten das sogenannte zweite Bulgaren-Reich mit der Hauptstadt Groß-Turnovo am Nordabhang der

[1] *Τοὺς γὰρ τὸ παλαιὸν Ἕλληνας, οὓς Ἀχιλλεὺς ἦγε, Μεγαλο-Βλαχίτας καλῶν (καλουμένους) ἐπεφέρετο.* G. Pach. in Mich. Palaeol. I, 30. Citate von Tafel, pag. 491, wo auch die übrigen Stellen aus Nicetas, Acropolita, der Frankenchronik, aus Cantacuzenus und Phrantzes gesammelt sind.

Hämuskette (Balkan). Die südlichste Landmark dieses wlacho-bulgarischen Reiches waren die thessalischen Berge mit einem unabhängigen Häuptling, der sich „Groß-Wlach", *Μέγα-Βλάχος* nannte und als solcher in den gleichzeitigen Chroniken der Franken und Byzantiner glänzt.

Allen diesen ehrgeizigen Bestrebungen, Gährungen und Unabhängigkeitsgelüsten der einzelnen Volksstämme des illyrischen Continents hat die klug und nachdruckvoll hereinbrechende Türkengewalt im 14ten und 15ten Jahrhundert endlich Stillschweigen auferlegt. Die Kunst, eine compakte politische Einheit als Kardinalpunkt des Occidents am Bosporus zu schaffen, wie es die christlichen Imperatoren von Byzanz mit allen Hülfsmitteln des Evangeliums niemals oder doch nur vorübergehend und sporadisch vermochten, haben die Fürsten aus dem Hause Osman bleibend und nachhaltend mit Takt und Energie mehr als 400 Jahre lang allein verstanden und durchgeführt, bis es endlich moskowitischer Standhaftigkeit gelungen ist, den Hebel der Zwietracht einzusetzen und das feste Bauwerk im Grunde zu erschüttern.

Die Nothwendigkeit einer großen illyrischen Einheit und Kraft liegt, wie jedes höhere Gesetz, im Instinkt der abendländischen Staatskunst; nur wird sie durch Kurzsichtigkeit und Privatverblendung in der Erkenntniß gehindert, daß diese illyrische Einheit

und Kraft, wenn sie nicht länger eine osmanische zu seyn vermag, nothwendig und gesetzlich eine moskowitisch-slavische werden muß. Das Illyrisch-Eine, scheint es, wollte man im gegebenen Falle plan- und ordnungslos durch ein Illyrisch-Vieles ersetzen und die Ironie hat schon ihr Spiel begonnen, da sie den Europäern das sonderbare Privilegium verlieh, mit kolossalen Mitteln im Orient kleine Wirkungen hervorzubringen und allerhand luftigen in sich selbst zerrinnenden Spuck für schön gegliederte, nervenstraffe Schöpfungen anzupreisen. Erlaubt ist es allerdings sich gegen das Schicksal zu sträuben, aber der Kampf muß würdevoll und tragisch seyn. Ob aber die Nachwelt über das Auftreten der Occidentalen auf byzantinischem Boden ein besonders günstiges Urtheil fällen werde, scheint jetzt sogar in dem tief betheiligten Deutschland schon Vielen zweifelhaft. So unwiderstehlich drängt sich die Erkenntniß hervor, daß man Instrumente in die Hand genommen, ohne deren Wirkung und Gebrauch zu kennen.

Die politisch gänzlich verfaulten und nur im Dogma lebendigen Christenstämme von Byzanz haben keinen Central-Lebenskern, aus dem sich, wie man mit mehr Phantasie als wahrer Kunde im Occident wähnte, je ein organisch selbstständiges und den Hauch der politischen Atmosphäre ertragendes Gebilde entwickeln könnte. Die griechischen Volksreste sind nur Material, nicht „*Causa finalis*“ (Zweckbegriff) der

künftigen Ordnung der alten Welt. Und in so weit hat auch der Empirikus von Turnovo nicht Unrecht, wenn er sich über die Hindernisse beklagt, welche die Angli und die Nemtzi der Vertreibung der Türken aus Thessalien entgegenstellen. Nur konnte ich nicht recht begreifen, wie die „Nemtzi" zur Ehre kommen, irgend etwas in der Welt zu hindern; es müßte denn der thessalische Politikus die Bemühungen Oesterreichs für Aufrechthaltung türkischer Gewalt, oder die secundären Hemmschuhe bezeichnen, welche auf Andeutung genannter Kabinete die deutsche Dynastie von Athen der eingelernten Bewegung der Gräken unterlegte. Daß übrigens Unterhandlungen im Gange seyen und durch zwei der griechischen Sache besonders gewogene Mächte mit Eifer betrieben werden, um Thessalien entweder auf dem Weg der Güte oder der Gewalt von der Pforte loszureißen und an das freie Griechenland zu knüpfen, ließ man sich in Turnovo um keinen Preis ausreden. Man spekulirte schon auf das Steigen der Realitäten, der Häuser, der Aecker, der Weinberge, und mancher Kauf ging zurück oder ward aufgehoben, weil man erst den Regierungs-Wechsel und die neue Ordnung erwarten wollte. Selbst Türken fingen im Vertrauen auf den Bestand ihrer Sache zu wanken an und Redschib-Beg, einer der reichsten Landbesitzer Thessaliens, dessen prachtvollen Palast ich in Larissa besah, hielt das Ereigniß so wenig für unmöglich, daß er schon auf Wege

ſann, wie er ſich den reichen Beſitz auch unter der neuen Herrſchaft bewahren möge. Redſchib-Beg iſt gegen die chriſtlichen Colonen ſeiner Ländereien viel humaner und freigebiger als die übrigen Gutsherren, beſonders die chriſtlichen, die an Begehrlichkeit, Wucher und ſchonungsloſer Härte gewöhnlich noch die Türken übertreffen. Der byzantiniſche Chriſt — das darf man ihm nachſagen — weiß nichts von Mitleid und Barmherzigkeit gegen den Mitmenſchen. Der Türke empfindet und übt beides ſogar gegen die Widerſacher und Nebenbuhler ſeines Glaubens und ſeiner Politik.

„„Aber Dimitri, du ſchuldeſt mir den Pachtzins ſchon ſeit ſo vielen Jahren; es wäre doch einmal Zeit zu kommen““! „„*Pek eji, Pek eji Efendim, birasdan gelirim* (ganz gut, ganz gut, mein Gebieter! nächſtens werde ich kommen).““ So lautete das Zwiſchengeſpräch des alten freundlichen Hadſchi-Oghlu mit einem ſeiner chriſtlichen Pächter, der uns auf der Straße begegnete und mit 3000 Gruſch ſeit Jahren im Rückſtand war. „Der Mann iſt gar ſo ſaumſelig“, fuhr der Türke ſich zu mir wendend fort, „doch man muß mit den armen Leuten Nachſicht haben, die Zeiten ſind hart, die Laſten groß und wenn er kann wird er wohl bezahlen.“ Der alte reiche Hadſchi-Oghlu kennt zwar den Buchſtaben des Evangeliums nicht, lebt aber im Geiſte deſſelben und übt die milden Gebote der Nächſtenliebe, aus der man nach

dem Spruch des Apostels hauptsächlich Christi Schüler erkennt, besser als der Christ. Gewiß ist Hadschi-Oghlu der Türke vor Gott ein Gerechter und vielleicht weit angenehmer als der orthodoxe, für sein anatolisches Bekenntniß glühende Archont***, der seine Pächter bis zum Verhungern preßt, und sein Geld auf 180 Procente bringt.

Die griechische Revolution, der man im Occident so schöne Farben leiht, so classisch erhabene und philosophisch tiefe Motive unterlegt, schrumpft in der Nähe besehen zur gemeinen und rohen Balgerei eines nach Urtel und Recht der Weltereignisse von Haus und Hof getriebenen, aber durch fremde Worte und Kräfte aufgehetzten Bankerottirers um das verlorene Gut herab. Von Kunst, Wissenschaft, Alterthum und Philosophie, wie man in Europa meint, ist und war nie die Rede. Auch um Herstellung einer gerechten Ordnung, um Hebung und Besserung der untern von Jedermann gedrückten und geplünderten Volksklassen handelte es sich nicht; am allerwenigsten aber blies Wahrnahme dogmatischer Interessen die Flamme des Aufruhrs an. Oeffentliche Verwaltung, Druck und Plünderung, Verderbniß und Käuflichkeit der Justiz, Monopol und Privilegium sollten bleiben wie in der Türkenzeit; nur sollten Raub und Profit und ungerechtes Gut ihre Strömung in andere Taschen nehmen. Die Sympathien der europäischen Politik gingen über den Tumult in Theile auseinander.

Das kühle und besonnene Staats-Element war dem gegenwärtigen Besitzer hold; Phantasie, Schwärmerei und Edelsinn taumelte für die Insurgenten; die Klugen und Feinen aber betrogen beide und lachten am Ende die einen und die andern aus. Alle Versuche den gefährlichen Hader durch Vergleich zu schlichten haben fehlgeschlagen, weil die einen stolz auf ihr Recht keinerlei Zugeständnisse machen wollen und ohne Gefahr das Ganze zu verlieren auch nicht machen können, die andern aber brutal durch sichern Hinterhalt mit weniger als mit *restitutio in integrum* nicht zu befriedigen sind.

Wenn man die Türken hört – und hören muß man sie doch, — fällt die ganze Schuld des glimmenden Streites und des gefährdeten Levantefriedens auf die Christenheit zurück, und wären alle Bemühungen die Parteien durch billiges Nachgeben zu versöhnen nicht durch türkischen, sondern durch christlichen Fanatismus fruchtlos geblieben. Wenn es ohne Aergerniß christlich-andächtiger Leser geschehen könnte, wollte ich die Bemerkung eines sehr hochgestellten Türken über diesen Gegenstand wortgetreu so hieherſetzen, wie ich sie im Tagebuch (Konstantinopel, 12. April 1841) verzeichnet finde. Der gegenwärtige Scheich-ul-Islam (Groß-Mufti) sagte bei Gelegenheit der traurigen Scenen, die im Frühjahr 1841 um Leskowatz und Nissa in Bulgarien vorgefallen, zu zwei besuchmachenden Europäern die merkwürdigen Worte:

„Wir kennen die christliche Religion recht gut, wir respektiren ihre Moral und wissen, daß sich das ganze Gebäude derselben gerade wie der Islam auf den Mosaismus stützt. Unser Widerwillen gegen die christlichen Unterthanen so wie die Verweigerung gleicher Rechte mit den Moslimen haben ihre Quelle nicht in religiösem Fanatismus, wie man in Firengistan glaubt; der Grund ist ganz und gar politischer Natur. Wir fürchten das „materielle" Umsichgreifen der „Pfaffen", deren blinde Werkzeuge die christlichen Raja sind. Die Fanatiker unter euch (es ist ein Türke, ein Ungläubiger, der da redet) erklären Christus für einen Gott, während ihn die Mäßigen (?) doch nur für einen Menschen halten. Rußland und Frankreich wirkt durch diese Pfaffen (man verzeihe dem blinden Heiden) um Stellungen, Einfluß und Macht inmitten unseres Reiches zu erlangen. Da wird eine Mühle, dort ein Acker, hier ein Haus, ein Weingarten moslimischer Besitzer unter allerlei Vorwänden angesprochen, bis sie uns im Namen ihres „Gottes" nach und nach außer Besitz bringen. Heute noch geben wir den Raja gleiche Rechte mit den Moslimen, wenn sie ihrem Russen- und Franzosenschutz entsagen und sich als loyale Unterthanen der Pforte ohne alle ungerechte Prätension geriren. Der Moslim-Prophet sey ein Lügner, der ihrige aber ein Gott, folglich gehöre Land und Herrschaft nicht den Türken, sondern ihnen, sagen sie, und

wie könnten wir bei solchen Gesinnungen diesen Christen-Leuten gleiche Rechte mit uns bewilligen?"

Auf diese Argumentation Sr. moslimischen Heiligkeit war nichts zu erwiedern; und wer immer mit Sinn und Treiben der christlichen Raja und ihrer Lenker in der Türkei nicht ganz unbekannt geblieben ist, oder in blinder Partei-Leidenschaft nicht alles Gefühl für Billigkeit verloren hat, muß die Wahrheit dieser Beschuldigungen vielleicht mit unbedeutender oder vielmehr mit gar keiner Beschränkung anerkennen. Das christliche Byzanz war verfault und durch die in genialer Frische aufkeimende Türkenherrschaft nach dem Gesetze des natürlichen Pflanzentriebes überwuchert und verdeckt. Solche Eroberungen sind nicht wie die vorüberbrausenden Weltstürme eines Timur und Napoleon; es sind Verwandlungen der Gattung, die kein Zauber lösen kann. Die Türken sind in natürlicher Progression nach demselben Gesetze an die Stelle der Byzantiner getreten, wie die Russen den Platz der gänzlich verwitterten Tataren eingenommen haben, und kein Verständiger wird an die Möglichkeit einer politischen Auferstehung des Chans der goldenen Horde glauben. Eben so thöricht wäre es von einer Wiedergeburt der Comnenen und der Paläologen zu träumen.

Auch war das Gefühl der Sicherheit, der Dauer und des unzerstörbaren Uebergewichts türkischer Nationalität und Macht bei der hohen Pforte so lebendig

und fest begründet, daß sie die überwundenen Christen zwar als Wesen geringerer Art behandelte, sie aber in voller Freiheit und Duldung gewähren ließ und kein Moslim sich ärgerte, daß zu Turnovo, an den Thoren der Hauptstadt Thessaliens, achtzehn Christen-Kirchen und nur drei Moscheen waren. Erst die Entdeckung, daß die Mächte der Christenheit, nicht zufrieden ihre Grenzen gegen das Anschwellen türkischer Gewalt zu schirmen, im Innern des türkischen Reichs selbst Einverständnisse zu gründen und die erstorbenen Reste der Byzantiner durch Restaurations-Ideen einer christlichen Monarchie zu erwärmen suchten, gab den Dingen eine andere Gestalt und ward die fruchtbare Mutter von Auftritten, die Europa abwechselnd zu Zorn und Mitleid reizten. „Uns hat der Boden ehmals gehört und wir wollen ihn wieder haben", sagen die aufgebetzten Christen griechischen Bekenntnisses. „Uns aber gehört er jetzt, wir haben ihn erobert und wollen ihn auch in Zukunft besitzen", anworten die Osmanli. Sultan Mahmud, im letzten Decennium seiner Herrschaft ohne Zweifel der liberalste und billigste Mann im Lande, hätte vollkommene Rechtsfreiheit gewährt; aber beide Parteien widersetzten sich seiner Versöhnungstheorie, und namentlich nannten die griechischen Primaten das Programm von „Gülhane" eine Maskerade, *ένα μασκαράλικι*, über die man lachen müsse. „Nicht friedlich nebeneinander und mit gleichen Rechten

wollen wir mit den Türken leben; nein, unsere Knechte sollen die Türken seyn, wie unsere Hunde wollen wir sie halten.“ [1] So lautet das Gegenprogramm der auf fremde Macht und die Apokalypse pochenden, für sich allein aber verzagten, ohnmächtigen und ganz hülflosen Pfortenunterthanen anatolischer Glaubenslehre.

Noch weit unwürdiger aber und peinlicher, wenn man ohne Aergerniß den ganzen Gedanken ertragen kann, ist die Rolle des römischen Katholicismus im Orient. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe durch den Genius und den Heldenmuth des Islam bei Hittin und Ptolemaïs vollständig erdrückt; auf Cypern, Rhodus und Candia aber nacheinander in riesenhaftem Streite überwunden und gänzlich aus dem Orient getrieben, sucht er sich durch List auf dem alten Boden wieder einzuschleichen und gleichsam auf landstreicherischen Umwegen wenigstens einen Theil des verlornen Gutes wieder zu gewinnen. An und für sich ohnehin überall in der Minderzahl und vom schwachgläubigen Occident auch lange ohne allen Beistand gelassen, sank er auf die unterste Stufe der Ohnmacht und Verachtung herab, bis endlich glücklichere Umstände im Heimathland der zwar eingeschrumpften, aber doch unzerstörbaren Lebenswurzel in unsern Tagen wieder frischen Trieb verlieh. Nur

[1] Wörtliche Aeußerung eines griechischen Klostervorstandes auf der syrischen Küste, vom Jahre 1831.

Schade, daß man die gute und heilige Sache der Religion selbst durch imbecille Niederträchtigkeiten fördern zu müssen glaubt! Einerseits den Griechen auf ihrem eigenen Boden in Verschmitztheit, Hartnäckigkeit, Rabulisterei und abgefeimten Künsten den Vorsprung abzugewinnen und andererseits die eifersüchtigen Bedenklichkeiten der islamitischen Obrigkeit zu beschwichtigen und am Ende beide zu übervortheilen ist im Allgemeinen die weitaussehende, verzweiflungsvolle Aufgabe der römisch-katholischen Levantemiliz, für deren Schirmvögte die Fürsten des Hauses Bourbon gelten. Dieses Spiel der religiösen Parteien in der Nähe besehen, verursacht jedem friedlichen, geraden Manne Ekel und Unwillen zu gleicher Zeit, und nichts fand ich — man verzeihe den Ausdruck — natürlicher und gerechter als den mit Verachtung gepaarten Trotz, welchen türkisches Regiment selbst in seiner Ohnmacht noch sämmtlicher Christenheit, besonders der abendländischen, entgegenhält. Eingreifend und systematisch thätig sind im türkischen Orient nur die lateinisch-katholischen Franzosen und die griechisch-katholischen Russen; doch letztere mit ungleich mehr Cohäsion, Geschick, Erfahrung und Erfolg als ihre Nebenbubler. Die übrigen Großmächte thun nichts, wollen nichts und werden auch deßwegen als Freunde nicht ernstlich in Rechnung gebracht. Wenn man etwa glaubt, Oesterreich genieße in den Staaten des Padischah und insbesondere bei den katholischen

Christengemeinden daselbst bedeutendes Ansehen und übe großen Einfluß aus, so hat es mit diesem Glauben in Beziehung auf die türkischen Behörden seine volle Richtigkeit. Die Oesterreicher handeln ja wie sie sprechen, und zeigen sich unabänderlich als die redlichen, wohlmeinenden und standhaften Bundesgenossen, Rathgeber und Nothhelfer der Türken in allen Verhältnissen, unter allen Bedingungen und um jeden Preis. Selbst schmachvolle Beleidigungen von Seite der Osmanli können ihr deutsches Phlegma nicht in Bewegung setzen; sie ertragen alles, sogar das äußerste, natürlich blos des gemeinen Friedens und der Gerechtigkeit wegen, mit einer Uneigennützigkeit und Seelengröße, die selbst den fanatischen Musulman der türkischen Hauptstadt in Erstaunen setzt.

Um so frostiger dagegen lauten die Hymnen bei der katholischen Prälatur, am apostolischen General-Vikariat des Orients, in den Katholiken-Gemeinden der türkischen Monarchie. Denn die Oesterreicher geben nichts, schicken kein Geld, versagen selbst bei großen Calamitäten hülfreiche Hand, reißen auch keine türkischen Provinzen an sich und wollen insbesondere von Errichtung eines katholischen Kaiserthums im Orient weder etwas wissen noch für dieses phantastische Ziel das geringste thun. Statt zum Vortheil der katholischen Kirche zu intriguiren, mahnt Oesterreich überall zu guter Aufführung, zur Ruhe, zur

Unterwürfigkeit und zu christlicher Geduld: „es soll schon einmal besser werden, wenn auch nicht hienieden, doch in der andern Welt, wo alles ausgeglichen wird.“

Von alle dem thun die Franzosen publice und besonders privatim das Gegentheil, weil sie noch immer nicht vergessen können, daß sie einmal Könige von Jerusalem, Großherren von Athen und Imperatoren von Byzanz gewesen sind. Sie haben beständig die Hände offen und sind im rechten Moment auch zum Handeln bereit. Aber leider ist ihr Kampf ein doppelter und verzehren ihre Sendlinge und geistlichen Milizen den besten Theil der Kraft, um erst Boden und Menschenmaterial für ihre orthodoxen Projekte zu schaffen, was ihre christlichen Nebenbuhler in so reichem Maße schon besitzen. Daher die unglaubliche Rührigkeit, der nimmersatte Gewerbfleiß und Heißhunger der römischen Stationen den armenischen, syrischen, griechischen und chaldäischen Lehrbegriff zu befehden, schismatische Seelen individuell oder in ganzen Gemeinden zu gewinnen, überall neue Rechte, erweiterten Besitz, Consular-Einflüsse und künftige Hoffnungen und Aussichten zu erwerben und zu gründen durch Andacht, Lehre, Bestechung, falsche Versprechungen und — wenn es angeht — auch durch mittelbaren oder unmittelbaren Zwang. Doch wie weit ist man noch vom Ziel, und wie viele Generationen werden noch verrinnen, bis man die

Maske wegwerfen, Aufruhr predigen und der Centralgewalt am Bosporus offen Trotz bieten kann, wie die vom nordischen Koloß geschirmten Christen von Byzanz! Denn das ist doch am Ende bei den apostolischen Bemühungen im Morgenland *ratio sufficiens* und Hintergrund. Verständige Leute müssen lachen, wenn die römische Kirche über moskowitische Tyrannei, über schismatische Propaganda und teuflisches Umsichgreifen häretischer Wölfe jammert und öffentliche Gebete anstellt, um die Donnerkeile des Himmels auf das Haupt des neuen Diocletianus an der Newa herabzulocken.

Die Russen thun jetzt nur was die abendländische Kirche schon oft gethan hat, zu thun das Recht hat und auch wieder thun wird, sobald sie Kraft und Mittel hat. Das größte und unverzeihlichste Verbrechen der Russen besteht darin, daß sie ihr Handwerk besser verstehen und es im Orient mit glänzenderm Erfolge betreiben als ihre geistlichen und weltlichen Nebenbuhler im Occident. Wollt ihr den Russen das Spiel verderben und das „Handwerk" legen, so macht ihnen im eigenen Lande bleibend zu schaffen. Vermögt ihr aber dieses nicht, so laßt dem Verhängniß seinen Lauf und wißt vor allem, daß österreichisches Dulden und Verhätscheln sammt den hochtorystischen Katechesen eines Aberdeen den Osmanli eben so wenig zur Humanität und Energie verhelfen als fromme Saalbaderei andächtiger Pedanten im Bunde

mit germano-galliſchen Phantaſiegebilden den alten Geiſt von Byzanz in ein neues Rinnſal leiten. Und eben weil ich auf der einen Seite nur Schwäche und fehlerhaftes Beſtreben mit Schmach und Niederlage, auf der andern aber Kraft und richtigen Sinn bemerke, hat man ſich ſeine eigene von engherziger Andacht eben ſo freie als von ſpekulirendem Eigennutz entfernte Vorſtellung über die byzantiniſche Frage gebildet. Ein trauriges Geſchäft iſt es freilich in einer ſo großen Angelegenheit bei ſeinen eigenen Glaubens- und Staatsgenoſſen überall nur Thorheit und Irrthum zu ſehen; Sieg, Klugheit und wahres Verſtändniß dagegen nur auf Seiten des Nebenbuhlers zu entdecken und anzupreiſen.

Man iſt aber auch deßwegen noch kein „Slavophilos" und blinder Sektirer für eine mit Recht verhaßte Politik. Ich frage ſogar, ob die Entwicklung der byzantiniſchen Dinge, in wie ferne ſie ſich heute jedermann offen vor Augen ſtellt, die Anſichten der germaniſchen Adepten oder die herbe Kritik ihres Gegners zu beſtätigen ſcheine? Haben auch Einzelne der Gräko-Slaven den Occidentalismus (man verzeihe den Ausdruck) in ſich aufgenommen und als buhleriſches Symbol ihren Volksgenoſſen anempfohlen, ſo iſt er deßwegen noch nicht in den öffentlichen Geiſt Illyrikums eingedrungen, um lebendige Frucht zu bringen. Der Occidentalismus wird, kann und darf aber auch nicht eindringen; ein höheres Geſetz,

nnere und äußere Gewalt hindern seinen Gang und tödten seine Kraft. „Die Ataktoi," sagte der Empirikus von Turnovo, „sind für uns Griechen besser als die Taktikoi." Das heißt: „mit eurer europäischen Ordnung in Krieg und Politik können wir uns nicht bewegen, können wir den Kampf gegen die Fremdlinge nicht durchfechten, unsere Bestimmung nicht erfüllen; wir sind ein anderes Volk als ihr, haben andere Geistes- und Seelenbedürfnisse, andere Meinungen, Wünsche und Ansichten als ihr, ihr und eure Sache paßt nicht für uns, zwischen uns und euch herrscht keine Sympathie." — In diesem Turnobiten-Spruch ist ein ganzes System, eine Zukunft, ein Schicksal vorausgesagt. Zur Zeit der Freistaaten, meinte derselbe Zwischenredner, habe das alte Hellas gegen das Ausland nichts Erkleckliches zu leisten vermocht; kaum hatten aber die Griechen an Philipp und Alexander von Macedonien tüchtige Archistrategen und monarchischen Zwang, als sie in kurzer Zeit die Herrschaft über die Welt gewannen. Wo die Gräken unserer Tage ihre Archistrategen, ihre Alexander und Philippe sehen und von wo sie jetzt den „monarchischen Zwang" erwarten, braucht man verständigen Lesern nicht erst zu sagen. Gewiß ist nur so viel, daß sie von uns, von unserer Protokollar-Schirmvogtei, von unserm politischen Hermaphroditismus und unserm provisorischen Schattenkönigthum am Ilissus für ihre Zukunft nichts

erwarten und daß ihre Hoffnungen anders wohin gerichtet sind.

Die Gräko-Slaven glauben heute selbst nicht mehr, daß ihr Stamm durch eigene Kraft und auf eigene Rechnung je in der Welt noch etwas bedeuten könne. Geheimster, innerster Gedanke und gleichsam der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen der National-Hoffnungen und Ideen zusammenlaufen, ist die zwar langsam aber fest und ohne Pause anschwellende große Einheit der anatolischen Katholiken unter Archistrategie der verbrüderten Moskowiten zu Schutz und Trutz gegen das verhaßte Lateinerthum. Inzwischen nehmen sie unser Geld, greifen nach dem stützenden Arm, entlehnen auch etwa eine nützliche, d. h. gewinntragende Einrichtung, lachen aber unter sich weidlich über das Don-Quirotische Europa und seine unpraktischen Ideen, besonders über die „einfältigen Deutschen", die sich einbildeten, sie könnten durch Compendien, Collegien-Hefte und weintrinkende Präceptoren die Zeiten der hellenischen Mythologie und des Heroenthums heraufbeschwören und nebenher doch lateinischen Sauerteig an das Ikonostasium der anatolischen Kirche legen. — Schön wäre es freilich, wenn die humanen, christlichen und versöhnenden Ideen des Occidents auf griechischem Boden keimen und lebendig würden und zu politischer Bedeutung sich aufzuschwingen vermöchten, wie es unsere Staatsmänner hoffen und unsere Publicisten als gewiß

voraussetzen, ja schon als bereits geschehen annehmen, ich aber im Angesicht aller Dorologien von Athen und allen philhellenischen Jubels der Occidentalen über die vollendete Constitution ohne alle Scheu vor brittisch-gallischer Staatsweisheit entschiedener und herzhafter als je für eine praktische Unmöglichkeit und schülerhafte Täuschung erkläre. Deßwegen sage ich aber keineswegs, man hätte nicht thun sollen was man that; ich lobe sogar und preise die theoretische Weisheit der Concepte, die Reinheit der Absicht, die Uneigennützigkeit der Ausführung, sage aber nur, daß eure Bemühungen vergeblich und eure Rechnungen irrig sind. Das eben ist das Tragische in der Sache, daß sich der lateinische Occident auch mit vollem Bewußtseyn und klarem Erkennen in Niederlage und Irrthum stürzen muß, das gräkoslavische Moskowitenthum aber dem Sieg und dem Ruhm nicht entfliehen kann, weil das Fatum den einen treibt und das andere hält.

Ohne Zweifel werden die deutschen Gegner den Vorwurf phantastischer Weltanschauung auf mein eigenes Argument zurückschleudern und besonders das Geschrei über Verrath vaterländischer Sache und angestammten Glaubens nicht sparen. Aber man gebe wohl Acht, die Consequenz der That wie die Logik des Gedankens ist auf meiner Seite und ich zeihe die Staatskunst des Occidents eines Fehlers wider die Mathesis der politischen Scheidekunst, da sie

wider die Natur der Dinge mittelst dogmatischer Reagentien das moslimisch Eine in ein christlich Vieles zerfällen und dieses christlich Viele dem Prinzip seiner eigenen Genesis feindlich gegenüberstellen will, während doch nach allen Gesetzen der Natur das christlich Viele nur aus dem christlich Einen zu erzielen ist und dieses Eine zuerst sein volles Stadium durchlaufen und auf den Punkt der Reife gelangen muß. Dieses christlich Eine aber ist der leitende Gedanke des illyrischen Continents, den weder brittische Dreidecker noch kosmopolitisch-hellenisch-germanische Phantasmagorien in Athen ersticken können. Unter diesen Umständen schien mir die Frage eines turnabitischen Osmanli, „ob und wie viel die Niemetz (die Oesterreicher und sämmtliche Deutschen) an Moskovien Tribut zu zahlen und Rekruten zu stellen haben", viel weniger abgeschmackt als sie vielleicht einem deutschen Leser scheinen wird, der seine Meinungen über byzantinische Zustände nicht aus unmittelbaren Anschauungen und Erfahrungen schöpfen kann, sondern aus den übrigens höchst achtbaren Dr. Kindischen Kritiken der Berliner Jahrbücher entlehnen muß.

Nicht genug an Tribut und Rekruten, fragte der freundliche alte Türke auch noch „ob die Deutschen sehr große Furcht vor den Moskof haben." Ich erschrack nicht wenig über die sonderbaren Vorstellungen, die in Thessalien über die deutsche Nation und ihr Verhältniß zu Rußland umliefen, und suchte mit

patriotiſchem Sinn richtigere Begriffe von deutſcher Größe und Majeſtät aufzuſtellen und ſo das Thörichte levantiniſcher Begriffe nach Möglichkeit zu beſeitigen und zu verbeſſern. Erſt nach längerem Verkehr mit den Völkern des byzantiniſchen Reichs merkte ich, daß man uns Deutſche allgemein zwar für gute und redliche, aber für wenig zahlreiche, ja für einfältige, unkriegeriſche und verzagte Leute halte, die den Betſch-Tſchaſari (dem Cäſar von Wien) als ihren Gebieter erkennen und übrigens in der Welt nicht viel zu bedeuten haben. Man wollte mir gar nicht glauben, als ich von 40 Millionen Niemetz redete mit dem Bemerken, daß unſer Land mehr Leute habe als das Padiſchahlik von Stambul, mehr als die „Inkilis Adaleri" (brittiſchen Inſeln), ſogar mehr als das Reich des Bunabarde. Erſt wie ſie hörten daß Deutſchland nicht ſo wie Moskovien, wie Frankreich und das „Döblet Alije" (die hohe Pforte) einem einzigen Oberhaupte gehorche, ſondern durch 38 Köpfe von verſchiedenſter Größe, vom Koloß bis zur kleinſten Dimenſion herab, geleitet werde, war ihnen alles klar. „Da kann bei euch freilich nicht viel zuſammengehen" meinten die guten Osmanli und ſtrichen ungläubiger als je die Bärte über meine Verſicherung, daß man in Deutſchland allgemein dafür halte, in den 38 Nemtſche-Köpfen herrſche allzeit ein und derſelbe Sinn. Nur das Verhältniß dieſer vielen Köpfe zum größten und oberſten, den

es ja doch geben müsse, konnte ich den Leuten nicht verständlich machen. Mehemed Alis neuere Position und die alten Dere-Bege (Thalfürsten) Anatoliens schienen die Sache noch am besten zu versinnlichen.

Ich erzählte — versteht sich kurz und dem Ideenkreis der Zuhörer angemessen — wie es bei uns vor 1000 Jahren stand, welche Rolle einst Deutschland gespielt und wie und durch wen wir hauptsächlich aus dem Einen ein Vieles und aus einem starken Volke ein schwaches geworden sind. Denn in Thessalien hat man in solchen Dingen volle Freiheit zu reden und die Sachen bei ihrem rechten Namen zu nennen ohne Anstoß, ohne Hemmniß, ohne Bedenklichkeit. Rohe Umrisse an der Wand über Lage, Größe, Abstand und Macht der Landschaften in Beziehung auf Stambul als Mittelpunkt alles staatlichen Lebens der alten Welt halfen den Worten nach und gaben allerlei Gedanken. Türken, die früher niemals ein Christenhaus besuchten, kamen zu uns und saßen stundenlang auf dem Divan, um von den Zeitläuften reden zu hören und Fragen zu thun. Am meisten Freude machte ihnen die Nennung der ganzen Folgenreihe ihrer Sultane von Osman I. bis Abd-ul-Medschid herab, welcher als Urquell aller Herrschergewalt noch immer — wie die guten Osmanli glauben — Krone und Investitur an die „sieben Kral" der Christenheit verleihe.

Selbst eine Berichtigung dieses tröstlichen Vor-

urtheils ertrugen sie geduldig und ein Mekka-Pilger machte am Ende den traurigen Epilog: er sehe wohl, wie es jetzt stehe, *Schimdi Padischah dejildür Top schimdi tadsch verir*, d. i. „jetzt verleiht nicht mehr der Padischah, jetzt verleiht die Kanone das Diadem."

In dieser Weise entstand nach und nach — wenigstens mit einigen Türken — eine gewisse Annäherung und Vertraulichkeit des Umgangs, wobei man sich nicht selten den letzten Gedanken sagte und besonders über die gegenseitigen Nationalsitten weitläufig verhandelte. Als höflicher Gast erkannte ich den Osmanli in nicht wenigen Dingen den Vorzug vor uns Christen zu und richtete einmal gleichsam als Neubekehrter die Taschenuhr in ihrer Gegenwart nach morgenländischer Tagesrechnung, was den Kredit noch weit schneller hob als selbst die politischen Lektionen mit Schattenriß und Nomenclatur der Padischahe. Dieser „Niemetsch," hieß es mit Verlaub, ist ein Mensch von Geist, er weiß das Bessere schnell zu unterscheiden und sich anzueignen.

Herabgewürdigt und ohne Zuversicht ist in der Türkei nur die Regierung; das Volk hat weder von seiner fanatischen Energie noch von seinem Selbstvertrauen etwas verloren und fühlt sich dem meuterischen Sinn der christlichen Raja ohne fremde Dazwischenkunft sogar in der europäischen Hälfte des Reichs vollständig gewachsen. Bei uns denkt man sich die christliche Bevölkerung der Olympus Halden,

der Pelion-Abhänge, der Pindus-Schluchten so gern als ein Geschlecht antiker Helden, voll Kraft und hoher Gesinnung, als eine Gattung gefesselten und gebannten Prometheus, dessen Zauber man nur zu lösen brauche, um in Hellas eine neue Welt zu schaffen. Unglücklicher Weise rechtfertigten diese „Helden des Nordgebirges" unsere schwärmerischen Hoffnungen zur Zeit des großen Aufstandes eben so wenig als die unkriegerischen Bewohner der südlichen Distrikte. Unregelmäßige Haufen albanesischer Milizen und türkischen Landsturms der Ebene dämpften die Bewegung im ersten Anlauf, plünderten und verbrannten der Reihe nach die für unzugänglich gehaltenen Dörfer und Städtchen im Gebirge, das sich bis heute noch nicht vom Ruin völlig zu erholen vermochte. Dieser Mensch — denkt sich vielleicht der Leser — mit seiner prosaischen Nüchternheit zerstört uns noch alle Träume, verwüstet alle Poesie! Warum nicht auch etwas hellenisch-patriotische Metaphysik und scholastische Schwärmerei wie bei dem liebenswürdigen, talentvollen und scharfsinnigen Cyprian Robert und in den Parlamentsreden eines Palmerston und Guizot zu lesen ist? Zwei Dinge scheinen mir heute unmöglicher als je: einmal daß sich im großen illyrischen Dreieck irgend ein christlich-byzantinischer Staat durch sich selbst zu erheben und politisch selbstständig zu constituiren, durch eigene innere Kraft sich frei zu erhalten und fortzuleben

vermöge; zweitens, daß irgend eine bleibende Schöpfung genannter Art durch den Occidentalismus in jener Gegend zu erwarten sey. Die eine Hälfte dieser Thesis wird durch die Wendung der Dinge in den Süd-Donauländern nach und nach auch den verblendetsten europäischen Gemüthern klar, die Richtigkeit der andern aber muß sich erst in der Folge zeigen. Das Ganze soll sich ohne alle Kränkung und Verunglimpfung anderer Ansichten lediglich auf bessere Kenntniß der Seelenzustände jener Völker, sowie auf schärfere Wahrnehmung der Kräfte stützen, die sich feindselig und nebenbuhlerisch auf jenem Boden gegenüberstehen.

Während meiner Anwesenheit in Turnovo befand sich der Gemeinderath in großer Bedrängniß und hielt wiederholte Sitzungen, weil er auf Befehl des Statthalters Namik-Pascha plötzlich und in kürzester Frist über Verwendung der Gemeindegelder und über die eingehobenen Steuern Rechnung legen sollte, solche Rechnungen aber in Turnovo, wie an vielen andern Orten äußerst schwer zu stellen sind. Die Bürger — offenbar etwas turbulente und von St. Simonistischen Ideen angebrannte Köpfe — hatten eine Klagschrift eingereicht, der Gemeinderath lege mehr Steuer um als die Regierung verlange; auch verwende er die Armenfonds nicht gerade jeder Zeit zum Trost der Dürftigen und die Gemeindetaren nicht für öffentliche Zwecke, sondern habe beides in eine Quelle eigenen Vortheils und

selbstsüchtigen Privatvergnügens umgewandelt. Leider war auch der Erzbischof von Larissa in der Sache betheiligt, weil er aus natürlicher Abneigung gegen die hauptsächlich von Türken bewohnte Metropole einen großen Theil des Jahres in dem nur drei Stunden entfernten und beinahe ganz christlichen Turnovo lebt, wo er eine schöne Kirche, eine bequeme Wohnung nebenan und reichliches Einkommen besitzt und folglich nach der Constitution der morgenländischen Kirche zugleich das große Wort im Verwaltungsrath zu führen hat. Aus Achtung für die hohe Würde des Prälaten ließ ich mich auch vorstellen und kam später mit Herrn ** einige Male, um Sr. Heiligkeit meine fortwährende Ehrfurcht zu bezeugen, in das Haus. Die Wohnung ist nur ein Erdgeschoß dicht an der Kirche und sammt dem weiten, maulbeerbaumbepflanzten Hofraum durch ein Mauerquadrat von Straße und Blick der Ungläubigen abgeschieden. In sibirisches Pelzwerk eingehüllt sitzt der Erzbischof, wie ein Pascha, mit untergeschlagenen Beinen im Divanswinkel, das strenge Antlitz gegen den Eingang gewendet, um jeder Bewegung Meister zu seyn.

Langes Reden und vieles Fragen ist nicht im Geschmacke des hochwürdigsten Prälaten; er hat dem Anschein nach andere Sorgen und ist immer aufs Ernstere bedacht, besonders auf Förderung des Seelenheils durch Mehrung irdischer Schätze und Schlichtung böser Händel und verwickelter Intriguen, die auf

dem dornvollen Pfade der Tugend in Theſſalien ſelten fehlen. Gebürtig aus Mitylene und Mönch von Profeſſion ſitzt Se. Heiligkeit jetzt auf dem dritten Thron, für welchen ohne die Gaben an Kanzleiperſonale und türkiſche Patrone nur an den Patriarchen allein die Summe von 20,000 Grusch (2000 Gulden C. M.) zu erlegen war. Einen vierten noch einträglichern Sitz zu erſtehen erlauben die canoniſchen Geſetze nicht, und ſo muß ſich der ehrwürdige Kirchenfürſt zu nicht geringem Herzeleid für den Reſt des Lebens mit der Archiepiskopal-Tiara von Lariſſa begnügen und durch Fleiß, Gebet und geiſtliche Induſtrie die Lücken auszufüllen ſuchen, welche das magere Vließ ſeiner Schäflein jährlich in den apoſtoliſchen Taſchen läßt.

Im Allgemeinen wiſſen ja die Leſer, daß ſich der orthodoxe Klerus in der Türkei, wie der katholiſche in Irland, nach der Confiskation des Kirchenguts und nach Verdrängung des Chriſtenthums vom Rang einer Staatsreligion nur mit den Stolgebühren, Gemeindeumlagen und freiwilligen Beiträgen der Gläubigen behelfen muß. Ohne Zweifel wäre die Lage noch weit ärmlicher, wenn die Oberprieſter nicht zugleich an der Spitze der Civilverwaltung ihrer Religionsgenoſſen ſtünden. Der Erzbiſchof von Lariſſa iſt zugleich oberſter Polizeichef, erſte richterliche Inſtanz in Rechtsſtreitigkeiten über Mein und Dein, Vorſitzer bei Steueranſätzen, bei Verwendung des

Armengeldes, bei Vertheilung außerordentlicher Spenden wohlthätiger Christen, so wie bei allen Testaments-Exekutionen seiner Heerde. Und wer wollte es den frommen vielgeplagten Hirten übel nehmen, wenn sie ihr kümmerliches Loos zu verbessern suchen und für ihre große Mühe hie und da etwas auf die Seite legen oder vielmehr in brüderlichem Einverständniß mit den weltlichen Primaten etwas mehr „Wolle scheeren" als eigentlich nöthig wäre. Das hat freilich mitunter auch seine Schwierigkeiten, weil man jetzt sogar im Lande der Osmanli rechnen lernt, die Verordnungen kennt und den Gemeindevorstehern schärfer als weiland auf die Finger sieht.

Ein stehender Posten in den Communalrechnungen sind die „geheimen Ausgaben zum Nutzen der Gemeinde", und wenn dies alles noch zu wenig ist und den Heißhunger der Verwalter nicht zu stillen vermag, so fehlt am Tag der Steuerablieferung an die türkischen Kassen zufällig ein gewisses Quantum, worüber natürlich ungesäumt die Mahnung der Oberfinanz-Behörde erscheint. „Fünfzehntausend Grusch (1500 Gulden Conv.-Mz.) fehlen an der Summe der katholisch-christlichen Gemeinde[1] und Don***, der für Alles hafte, möge das Mangelnde heute lieber als morgen nachsenden, bei Vermeidung der Exekution." — Das war nun freilich eine verdrießliche Nachricht

[1] Nicht zu Turnovo in Thessalien.

und der Kasus wurde ungesäumt in einer Sitzung der Gemeinde-Bevollmächtigten verhandelt. „Ich habe nichts zurückbehalten", sagte Don A.; „mein weltlicher Collega und Mitvorstand muß den Griff gethan haben, er hat das Geld abgeliefert." Der weltliche Collega und Mitvorstand läugnete auch nicht. Er habe aber das Fehlende zu geheimen nicht wohl näher zu bezeichnenden Zwecken für Nutzen und Frommen der Nation **schen Bekenntnisses ausgegeben und man möge daher den Schaden durch Nachschuß und Zusatzpfennig der Steuerbaren decken. Es gab Widerspruch, selbst Scenen gewisser Heftigkeit fielen vor und Don A. mußte augenblicklich Zahlung leisten. Der Mitvorstand wurde zwar abgesetzt unter strengen Reden des geistlichen Collegen, aber am nämlichen Abend noch vom Strafredner zu Tisch geladen und der gemeinsame Verdruß unter Zuwinken und geheimnißreichem Lächeln freundschaftlich weggetrunken. Wie die Sache weiter ging und endete, gehört nicht hieher. Genug, wenn der Leser weiß, daß Regieren und Verwalten in der Türkei mit mancherlei Schaden, Verdrießlichkeit und Aergerniß verbunden ist; am Ende aber doch immer die Vielen für die Rechnungsfehler und falschen Griffe der Einzelnen stehen müssen.

Um sich im Dienst der Gemeinde zu stärken und gegenseitig zur Standhaftigkeit anzufeuern, halten die Vorsteher hin und wieder gemeinschaftliche Mahlzeiten, wozu die Kosten aus den Ersparnissen am

Armengeld und aus andern Erübrigungen bestritten werden. Zu solchen Communalessen pflegt man alle bedeutenden Familienhäupter, auch wenn sie nicht eben in der Verwaltung sind, aus Höflichkeit und Vorsicht einzuladen. Bei dieser Gelegenheit Jemand zu übersehen, der sich auch unter die Leute von Bedeutung zählt, könnte zu großen Unannehmlichkeiten führen, wie es in Turnovo wirklich kurz vor meinem Aufenthalte daselbst geschehen ist. Denn wirklich hatte man Pandasy den alten Garnfärber, einen etwas derben und barschen Mann, beim Herbstschmaus vergessen und weggelassen. Das war nun groß gefehlt, nicht etwa weil die Gemeinderäthe das „Brod des Armen" aßen, sondern weil sie es ohne Pandasy, den alten Garnfärber, essen wollten. Die Zusammenkunft war in einem einsamen, unweit der Stadt zwischen Cypressen und Maulbeerbäumen romantisch versteckten Klösterlein, und eine äußere Holzstiege führte aus dem lehmummauerten Hof zum luftigen Tafelzimmer hinauf, wo die Primaten mit dem Erzbischof an der Spitze voll guter Dinge waren.

Bei den vielen Arbeiten und Sorgen hat Se. Heiligkeit gewöhnlich scharfen Appetit und findet insbesondere, daß ein guter Schluck Gebranntes seiner Constitution noch am besten zusage. Doch muß man aus Liebe zur Wahrheit bemerken, daß Se. Heiligkeit auch etwas ertragen kann und Vormittag allermeist,

und als ſorglicher Wächter ſeiner Heerde häufig ſogar auch Nachmittag vollkommen bei Troſt und nüchtern iſt. Mit weggelegtem Ueberwurf und aufgeſtülpten Aermeln ſaß der ehrwürdige Prälat am Ehrenplatz und ermunterte ſeine Mitgäſte zur Frömmigkeit, gab ihnen geiſtliche Lehren und machte ſie unter Lob und Preis auf die Allmacht Gottes aufmerkſam, die in Theſſalien ſo guten Wein, ſo kräftiges Brod, ſo ſüße Kräuter und ſo fette Schöpſenkeulen wachſen laſſe. Auch fand Se. Heiligkeit, daß es bei aller menſchlichen Unzulänglichkeit und Schwäche im Grund genommen an Gottesfurcht, an frommen und chriſtlichen Gedanken zu Turnovo und Lariſſa noch nicht gebreche und daher die beſte Hoffnung vorhanden ſey, der gute Gott werde ſeiner Heerde in Zukunft vielleicht noch milder und gnädiger gedenken als bisher geſchehen. Der fromme und gottesfürchtige Prälat war beſonders heiterer Laune und man hatte vor dem geiſtlichen Gelage aus den Communal-Erüberigungen Gaſtgeſchenke in türkiſchen Goldmünzen an die Zechenden vertheilt, wobei der Antheil des hochwürdigſten Pontifex natürlich nicht der geringſte war. Aber ſieh da! inmitten der geiſtlichen Luſtbarkeit geht die Zimmerthüre auf und Pandaſy der alte Garnfärber tritt herein.

Wie ein zweiter Ulyſſes im Saal der Freier ſtand der Mann aus Turnovo mit einem mächtigen Kurbatſch unter der Thüre und hinter ihm ein handfeſter

Genoſſe als Stützpunkt in etwaiger Noth. Das aufgedunſene dunkelblaue Geſicht war noch dunkler gefärbt, die kleinen grauen Augen ſprühten Zornesfunken unter ſtruppigen Brauen hervor und ein Strom von Schmähungen ergoß ſich über die verblüfften Zecher und den hochwürdigſten Vorſitzer des Mahles. Gewiſſenloſigkeit, Schelmenſtücke, Diebeskniffe und derlei verfängliche Dinge warf er ihnen vor, und „ob ſie ſich nicht ſchämten den Armen das Brod vom Munde wegzunehmen und ſchwelgeriſche Gelage zu halten, während ſo viele chriſtliche Familien in Turnovo am Hungertuche nagen?“ Niemand antwortete in der erſten Ueberraſchung, man war ja ungerüſtet und ſah den mit einem Knotenſtock bewaffneten Helfer vor der Thüre. Der Raſende vergaß ſich völlig; wie vom Dämon fortgeriſſen ſchritt er zum Tiſch heran und ſchwunghafte Peitſchenhiebe klatſchten ſauſend auf den gottgeweihten Prälaten nieder. Aber geſtärkt durch Speiſe und Trank ſprang der beleidigte Oberprieſter auf und packte den ruchloſen Färber mit feſter Hand. Es entſtand wüthendes Gemenge, es regnete Hiebe, Püffe, man kratzte, ſpie einander ins Geſicht; Pandaſy faßte den Gegner am ehrwürdigen Mönchsbart, und am Ende kamen die Ringenden bei der Thüre hinaus und rollten ineinander verbiſſen und verſchlungen über die Holzſtiege in den Hof hinab, wo man ſie endlich nach erſchöpfter Wuth auseinander brachte.

Der alte Pandasy und sein Begleiter schwangen sich aufs Pferd und ritten in die Stadt zurück, der Erzbischof aber ging wieder in den Saal hinauf. Ein Blitz, möchte man glauben, sey aus den Wolken auf den verruchten Frevler niedergefahren, der seine Hand wider den Gesalbten des Herrn aufgehoben hatte. Die unerschöpfliche Langmuth Gottes, welcher ohne Zweifel seinen Diener prüfen wollte, kam aber bei dieser Gelegenheit wieder deutlich ans Licht; denn nicht nur ist der Blitz nicht herniedergefahren, die Gemeinde konnte auch die Entfernung ihres mißhandelten Erzbischofs auf wiederholtes Begehren nicht erwirken. Die türkischen Behörden nahmen für den Garnfärber Partei; man vermittelte, suchte auszuföhnen, „es sey nur momentanes Aufwallen der Leidenschaft, des Affektes, des gekränkten Selbstgefühls ohne alle nachhaltige Bosheit gewesen, das man gegenseitig vergessen müsse." Zu nicht geringer Schmach des christlichen Namens blieb der Garnfärber unbestraft und behielt Se. erzbischöfliche Heiligkeit ihre Schläge wie ihren Sitz bis auf den heutigen Tag. Ein Augenzeuge hat mir alles erzählt. Jeder aufrichtige Freund der Religion muß das Loos der byzantinischen Priesterschaft beklagen, weil sie im Schmutz irdischer Interessen befangen, nirgend jenen achtunggebietenden Grad von Unabhängigkeit und jenen höhern reinen Glanz besitzt, den nur Uebergewicht geistiger Vorzüge und sozialer Stellung gewähren kann.

Die byzantiniſche Kirche iſt die Magd ihrer Gläubigen, die ihrerſeits Knechte eines fremden Eroberers ſind. Durch Sittenreinheit und ſtrenges Exempel die Heerde erbauen und zur Tugend führen, wäre ſchön; aber auch durch geiſtliche Cenſuren das moraliſche Uebel bekämpfen, wäre für das Allgemeine ſchon Gewinn. Das erſtere iſt in Theſſalien eben ſo ſchwer als überall, das andere aber in den politiſchen Verhältniſſen der anatoliſchen Kirche nicht praktikabel, weil es Uebertritte zur herrſchenden Staatskirche das Islam erzeugt. „Willſt du leben und deine Einnahme nicht verlieren, ſo laſſe mich gewähren", ſagt der vornehme reiche Grieche. „Drückſt und verfolgſt du mich, ſo werde ich Türke und räche mich", ſpricht der Arme und Geringe. An ſittliche Veredlung und Beſſerung durch Zuthun der *Ecclesia militans* iſt unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken; ſpontane Gewiſſensregungen und innere Erleuchtung führen hier allein zur Beſſerung. Deſto leichter wird man ſich die ſpekulative Gewandtheit erklären, mit welcher der griechiſche Pope und Erzprieſter vor allen Geiſtlichen der Chriſtenheit, Geldgeſchäfte zu leiten und geiſtlichen Erwerb überhaupt zu betreiben verſteht. *„Tabu"* nennen die Götzenpfaffen auf den Südſee-Inſeln jedes ihnen anſtändige irdiſche Gut, um es vor den Griffen der Laien ſicher zu ſtellen. Erſt in Turnovo erfuhr ich zufällig, daß der byzantiniſche Klerus ein ähnliches Erwerbsmittel ausgedacht und

jährlich bedeutende Werthe als „Gut des heiligen Grabes“ (*τοῦ ἁγίου τάφου*) in seinen Gewahrsam bringt.

Wie man in der lateinisch-katholischen Kirche für „*propaganda fide*“ sammelt, wirkt und spekulirt man in der griechisch-katholischen, um das heilige Grab vollends den „abgöttischen“ Lateinern zu entwinden. Nicht etwa nur Baares wird angenommen; auch seidene Stoffe, Brokate, Teppiche, kostbare Möbel, Stickereien in Gold und Silber, Perlenschnüre und diamantengeschmückte Heiligthümer werden bei den Kirchen hinterlegt und als „Heiliggrab-Gut“ aller Reklamation, ja nicht selten den Ansprüchen legitimer Erben enthoben. Denn Papa-Chilio, des Erzbischofs Vikar zu Turnovo, versichert die reichen Wittwen, „nichts sey Gott gefälliger und führe sicherer zum Himmel als Bereicherung des heiligen Grabes selbst auf Kosten der eigenen Kinder.“ Geld, sagt der fromme Pope, führt zu Müssiggang und Sünde; die Jungen sollen sich nur selbst bemühen, sollen arbeiten, sparen, sammeln, die Matronen aber sollen fleißig fasten und an gebotenen Tagen außer Teig mit Feldgras nichts genießen und *ihm* das Erübrigte bringen, damit er es beim heiligen Grab auf geistliche Zinsen lege.

Der äußerste, letzte, allgemeinste und immanenteste Gedanke der byzantinischen Kirche ist das heil. Grab. Byzanz ist centripetal und nur innerhalb der Gränzen thätig; das universelle centrifugale Rom dagegen, sinnt zu gleicher Zeit wie es den Buddhaisten von

China und den Anthropophagen auf Nukahiwa und Tonga-Tabu das sanfte Joch christlicher Gesittung und geistlicher Herrschaft auf den Nacken lege. Ein byzantinischer Tasso würde die Befreiung Jerusalems von den Lateinern zum Thema seiner Gesänge wählen. Die abenteuerlichsten Sagen über Mirakelkämpfe und Siege der orthodoxen Bischöfe in der heiligen Stadt wider den abendländischen Erbfeind cirkuliren unter den gläubigen Garnfärbern von Turnovo, und der Titel eines Heiliggrab-Pilgers verleiht dem anatolischen Christen nicht geringern Ruhm als die Wallfahrt nach Mekka dem Mohammedaner gibt.

Was der abendländischen Kirche nie ganz gelingen wollte, oder schnell wieder verloren ging, hat die morgenländische vollständig durchgesetzt: sie ist eine compakte Einheit in Sinn und Bestrebung und ihre größte Stärke liegt in der Mäßigung mit der sie erst nur um Anerkennung gleicher Rechte ringt. Nach dem Siege wird sie ihrerseits zum Angriff übergehen.

Diese einzelnen Sittenzüge aus dem Leben der Thessalier unserer Tage mögen manchem Leser vielleicht kleinlich, ja unbedeutend und sogar langweilig scheinen und man fände es vielleicht unterhaltender und viel lehrreicher, wenn ich mit Uebergehung geistiger und materieller Zustände der byzantinischen Jetztzeit mehr das Alterthum in Angriff nähme und gewisse äußerst wichtige, aber noch immer unentschiedene Streitfragen der Archäologie zu lösen und z. B.

akademiſch-gründlich herzuſtellen ſuchte, ob Jaſon die linke oder ob er die rechte Sandale verloren, wo und aus welchem Geſchirr eigentlich Achilleus das Bärenfett gegeſſen und welchen Weg der verzauberte Eſel Lucians auf ſeiner empfindſamen Reiſe aus Theſſalien nach Macedonien genommen habe; item zu welcher Klaſſe die von Pyrrha und Deukalion nach der Fluth hinter ſich geworfenen und in Menſchen verwandelten Pindusſteine gehörten? ob es Granit, Glimmerſchiefer, Feldſpath-Porphyr, rother Sandſtein oder Dolomit geweſen ſey? An alle dieſe Fragen und noch an viele andere dachte ich oft genug in Turnovo. Ich war ja mitten auf dem Schauplatz der älteſten Mythenwelt und der Uranfänge des helleniſchen Volkes, ſah täglich den niedrigſtreichenden Pindus, das Oetagebirge, den Pelion, den Oſſa und die vielwipflige, breite, maſſige, hohe Wand des nahen Olympus mit dem fetten Wintergrün der lariſſäiſchen Ebene vor meinem Auge prangen und hielt mit den Centauren von Wlachojani, wie mit den Giganten der ſpindelreichen Ampelakia freundlichſten Verkehr. Nicht wie die Leute, welche Phthia und Schönhellas bewohnten und Myrmidonen, Hellenen und Achäer hießen,[1] vor dreißig Aeonen waren oder nach dreißig Aeonen etwa ſeyn könnten und ſollten, ſondern wie ſie heute ſind, wie ſie jetzt denken und

[1] *Οἳ τ' εἶχον Φθίην, ἠδ' Ἑλλάδα καλλιγύναικα, Μυρμιδόνες δὲ καλοῦνται καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί.*

handeln, was sie gegenwärtig suchen, hoffen und fürchten, ist diesen Skizzen als Ziel vorgesteckt. Mögen andere vom „Lanzenschwinger Epistrophos", von Selepias, Protesilaos und Philoktetes reden und das „schöngebaute Iolkos" und die larissäischen Tänzerinnen preisen; ich erzähle von Seldschuken, Wlachen und Gräko-Slaven, von Krappwurzeln, Weberschifflein und Metropoliten, von Papa-Chilio und Garnfärber Pandasy, vom breiten dunkelgrünen Maulbeerblatt und vom melancholisch-lieblichen Klageruf des „Gkjon" durch die mondstillen, heiterfrischen Sommernächte von Turnovo. Wem das Gemälde verzerrt und widerlich scheint, der klage die Menschen an, daß sie nicht besser sind. Es ist hier vielleicht etwas mehr als Menander; doch nicht ganz die Ungebundenheit der alten Komödien, die

Siquis erat dignus describi, quod malus aut fur
Quod moechus foret aut sicarius aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.

Nach einwöchentlicher Rast und sattsamer Bekanntschaft mit den Verhältnissen Thessaliens überhaupt und Turnovo's insbesondere ward ein Ausflug nach der Hochebene Alasona unternommen, um das Land auch im Einzelnen kennen zu lernen. Ich wollte wissen warum Homer der Stadt Oloosson (heute Alasona) den Beinamen λευκήν, „die weiße" gibt.[1] Auch hatte ich schon zu

[1] .... πόλιν τ' Ὀλοσσόνα λευκήν. Iliad. II, v. 739.

Theſſalonich gehört, ein Mann von Tſcharnitſchena auf derſelben Hochebene ſey im Beſitz von mehr als zwei Pfund neugefundener Münzen des Alterthums, unter denen ſich vielleicht *inedita* aus den Zeiten der theſſaliſchen Republiken finden könnten. Nach den europäiſchen Landkarten wäre Alaſona wenigſtens 12—15 Stunden von Turnovo entlegen; der wirkliche Abſtand beträgt aber nur vier Stunden im gewöhnlichen Karavanenſchritt. Außer dem Hausherrn und dem oft bemeldten Empirikus Konſtantin ſchloß ſich Ali-Beg, der Sohn eines reichen Albaneſen aus Lala, mit ſeinem Diener, der ehmals Räuber war, der Geſellſchaft an. Vermuthlich war Ali-Begs Vater als Polizeichef von Turnovo begierig zu wiſſen, was ein Franke um dieſe Zeit in Tſcharnitſchena für Geſchäfte haben könnte.

Der Leſer erinnert ſich noch, daß Turnovo nur etwa 500 Schritte vom ſanft anſteigenden Uferrand der großen Ebene liegt. Dieſer Rand, wie zum Theil auch ſchon früher bemerkt wurde, iſt eine vom Fuß des ſchieferreichen Olymp auslaufende, dürre, gerundete Hügelkette aus nackten Marmorfelſen ohne Baum, ohne Quelle, ohne Grün und nur mit einem ſtaubigen, ſalbeiähnlichen Kraut aus dem Geſchlecht der Sideritis, wenn wir nicht irren, traurig und dünne bewachſen, während der „ſmaragdgrüne Raſen und das dunkle Grün der Binſen, Geſträucher und Bäume“ auf der von Quellen und Bächen reich getränkten

Fläche das Auge ergötzt und das Gemüth erheitert. Wir ritten etwa anderthalb Wegſtunden am Fuß der dürren Hügelkette bis zum Punkt, wo ſie, unmittelbar hinter dem Koniaridorfe Mati ſtumpfwinkelig mit dem Granit der Olympuswurzel zuſammenrinnt. Ein kryſtallheller waſſerreicher Bach, wir ſahen es nicht ohne Entzücken, quillt unmittelbar unter dem ausgebrannten Geſtein hervor und hat ſich dicht am Urſprung ein tiefes (die Eingebornen ſagen bodenloſes) Becken mit hellgrünem Waſſerſpiegel und einem Kranz hohen Schilfes gegraben. Ein Platanendickicht von rieſigem Wuchs gibt dem Wanderer Schattenkühle und aus dem überſtrömenden Born zieht durch Gebüſch und Grün der lange Silberſprudel zwiſchen den Seldſchuken-Dörfern in der Richtung gegen Tempe zum Bett des Sarantaporos und mit dieſem in den welligen Peneios hinab. Im Gegenſatze mit dem periodiſch rauſchenden Wildſtrom von Turnovo möchten Neuere in dieſem ſchönen Bache den „lieblichen Titareſtos" der Iliade erkennen.[1]

Um die Sterblichen für das reiche Gut einer ſo üppigen Strömung und einer ſo erquickenden Schattenfülle gleichſam zu beſtrafen, und das große Geſetz der Contraſte aufrecht zu erhalten, liegt unmittelbar hinter dem Raume des dürren Hügelrandes, beinahe eine Wegſtunde vom Brunnen der Glückſeligkeit

[1] *Οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔρρει' ἐνέμοντο,*
ὅς ῥ' ἐς Πηνειὸν προΐει καλλίρροον ὕδωρ.

entfernt, ein Chriſtendorf ohne einen einzigen Baum und ohne alles Waſſer, ſo daß der tägliche Bedarf für die ganze Gemeinde, für Menſch und Vieh, in Fäſſern vom Born der Ebene heraufzuſchaffen iſt. Und doch bleibt das Dorf von Geſchlecht zu Geſchlecht auf dem undankbaren Grunde! Der Menſch, ſcheint es, lebt um jeden Preis, und Gewalt und Natur mit allem Muthwillen tyranniſcher Laune ſind noch ſchwächer als ſeine Geduld.

Theſſalien iſt mehr als jedes andere Land der türkiſchen Monarchie treues Sinnbild des Islam und des Evangeliums. Der Islam mit ſeiner Grundlage des Hochmuths und der Sinnlichkeit beſitzt alles Labſal der grünen fetten Trift; das Evangelium dagegen als Religion der Demuth, der Armuth, der Entbehrung und des beſtändigen innern Kampfes hat in Theſſalien überall nur die ausgebrannten, ſchatten- und waſſerloſen Schieferhalden des großen Uferrandes als Erbtheil erhalten. Die Weiber dieſer „Waſſerloſen" hüten den Herd und weben, die Männer ſuchen als Handwerker, Taglöhner, Schnitter, Säemänner und Spekulanten Brod und Erwerb in der Ebene, in großen Städten, auf fernen Küſten, und kommen im Winter oder Zeitweiſe mit dem Erübrigten in ihre traurige, aber doch theure Heimath zurück. Dieſe Gemeinden ſind ſicher, weil niemand ihren ertragloſen Boden begehrt. Doch ſind Heldenmuth und nachhaltiger kriegeriſcher Ungeſtüm, wie ihn die

Romantik des Abendlandes den Dürr-Haldenbewohnern des großen Ringbeckens leiht, in neuern wie in ältern Zeiten nicht sonderlich zum Vorschein gekommen. Sind Albanier und reine Slaven, wie z. B. der Tschernogorze (Montenegriner) herausfordernd und kriegerisch, so ist der Gräko-Slave und der Gräko-Wlach eher kleinmüthig, geduldig und verzagt.

Von dem slavisch benannten, aber ikonisch bewohnten Dorfe Mati kamen wir in einer Stunde sanften Rittes in ansteigender Schlucht auf die Höhe des Passes, wo ein albanesischer Soldhaufen zur Hut des Uebergangs unweit eines isolirten Wartthurms am Bivouakfeuer lag und uns erst nach scharfem Examen und gehörigem Ausweis, als wären wir Klephten, vorüberließ. Der Paß wird Meluna genannt und gewährt einen überraschend schönen Rückblick auf die große „pelasgische" Ebene, die sich wie ein grüner, von Silberfäden durchwirkter Teppich weit über das im Dunstkreise schwimmende Minaret-Gewirre von Larissa und die deutlich zu erkennenden Salambria-Windungen in prachtvollem Panorama auseinanderzieht. Eine kürzere und weniger steile Schlucht führt auf der andern Seite des Bergsattels auf die kleine Hochebene von Alasona hinab, die ein vollkommenes Ebenbild der großen Centralfläche in verjüngtem Maße ist. Bei einem Durchmesser von etwa anderthalb Stunden mag sie deren fünf im Kreise zählen und hat, wie man es schon vor mir bemerkte, ganz

das Anſehen eines plötzlich zum Feſtland erſtarrten Sees mit ungleichem Küſtenrand. So ſpiegelglatt, nivellirt und feingebürſtet iſt der früchtenſchwangere humusreiche Grund.

Die Schluchten des Olympus und der Cambuniſchen Berge, die mit ihren Ausläufern die ganze Umwallung der lieblichen Fläche bilden, ſpenden ihre Waſſer theils perennirend, theils periodiſch und treiben die Pappel, den Maulbeerbaum, die Weinrebe und den Maisſtengel in ſtrotzender Fülle empor. Kaum waren wir vom Bergſattel herabgeſtiegen, als vom entgegengeſetzten Rand der Ebene Stadt und Felſenkloſter Alaſona mit den weißlichen Klippen herüber leuchteten und uns das Räthſel des Homeriſchen Epithetums erklärten. Rechts am Fuß der Olympushalde, wo aus breitem Schlunde der Wildbach hervorrauſcht, hing die „Maulbeerſtadt“ [1] und neben ihr ein anderes Kloſter lieblich unter Baumgruppen und dunkelm Laubwerk verſteckt. Hier war unſer Ziel. Aber die Münzen, das hörten wir gleich nach unſerer Ankunft im Einkehrhauſe von Tſcharitſchena, hatten bereits ihren Weg nach Athen genommen und die Scheu vor dem Bölük-Baſchi-Sohn, den man in unſerer Begleitſchaft ſah, hemmte allen weitern Verkehr. Kaum ein und anderer Chriſt wagte es insgeheim ſeine ärmliche Waare anzubieten. Arm

[1] Das iſt Tſcharitſchena, auch Tſcharnitſchena und Tſcheritſchani geſprochen.

seyn und doch jedesmal die Steuer pünktlich zahlen, ist die einzige Tugend, die man von türkisch regierten Unterthanen fordert.

Noch ehe wir uns recht niedergelassen und den Ort besehen hatten, waren die Geschäfte auch schon abgethan, und wir hätten leicht noch denselben Abend nach Hause reiten können. Wir blieben aber doch die Nacht und einen Theil des folgenden Morgens, um einige Primaten der Maulbeerstadt heimzusuchen und den Rückweg über das etwa eine halbe Stunde entlegene „weiße" Alasona zu nehmen. Tscharitschena, sagt man uns, hat zwischen 700 und 800 Wohnhäuser mit breiten vorspringenden Dächern und häufig mit einem viereckigen Zinnenthurm aus Stein wegen der Olympusklephten, in deren unmittelbarem Bereich am Eingang der tiefklaffenden, wildtosenden, frischathmenden Bergschlucht, zum Theil auf sanft ansteigender Halde die Ortschaft liegt. Der dreiarmige Wildbach, die vielen Brücken und Stege, die laufenden Rohrbrunnen, selbst die Unebenheiten des Bodens, besonders der Reichthum an Quellen, hellgrünem saftreichem Grase und Gestrüpp innerhalb der Stadt, und das breite dunkelgrüne Laub der über die Dächer ragenden Terrassenbäume vermehren die Lieblichkeit der Lage und zugleich die Schuld der Menschen, daß ein solcher Ort nicht Sitz des Friedens, des Ueberflusses und des allgemeinen Glückes ist. Noch stehen zwar einige Häuser leer und mehre sind ganz einge-

fallen; doch hat ſich keine Ortſchaft Theſſaliens von den wiederholten Plünderungen und Bedrückungen durch Klephten und Albaneſen während des Aufſtandes ſo ſchnell erholt als dieſe Maulbeerſtadt Tſcharitſchena, die, wie ſchon früher geſagt, zugleich mit Turnovo und Ampelakia ſo lange Zeit das gewinnbringende Seiden- und Garnmonopol mit dem Occident beſaß.

Wie in beiden genannten Plätzen iſt auch hier von der alten guten Zeit nur ein Schatten mit reichem Maße übler Launen zurückgeblieben. Europäern begegnet man in den weiland vornehmen und reichen Primaten-Häuſern von Tſcharitſchena mit zurückſchreckender Kälte, wo nicht gar mit ausgeſuchter Unhöflichkeit. Die Generation der beglückten Garn- und Seidenhändler, die einſt jahrelang in Ungarn, in Wien, in Leipzig wohnten und deutſch lernten, iſt noch nicht ausgeſtorben; von den großen Summen aber, die weiland aus dem „witzloſen Nemtzilande" nach Theſſalien rannen, ſind leider nur die Erinnerung noch geblieben und der Verdruß über das verlorne Glück. Egoiſtiſch zurückſtoßende Kälte des Occidents gepaart mit der allen byzantiniſchen Chriſten angebornen Herzloſigkeit gibt an ſich ſchon keine beſonders liebenswürdigen Charaktere. Fügt man zu dieſer ſaubern Miſchung noch eine tüchtige Doſis des herabgekommenen und bankerotten Handelsorten überall eigenthümlichen Tones ſchmollender Bitterkeit und

kleinlich boshaften Sinnes hinzu, so hat man fürwahr die Elemente einer neuen, bei den Physiologen noch nicht aufgezählten Menschenspecies, deren schönste Exemplare in Tscharitschena und Ampelakia sind. Dagegen waren wir dem Bischof des Ortes ein willkommener Besuch, und der freundliche Prälat dankte meinen einheimischen Begleitern ausdrücklich für die Ehre einen „Franken" in sein Haus geführt zu haben.

Der Mann war ein noch junger, schwarzköpfiger, rüstiger Bulgaro-Slave, der neben der Muttersprache geläufig griechisch und türkisch verstand, aber gegen die Gewohnheit seiner Standesgenossen die Kalogeros-Mütze weggelegt, und das rabenschwarze Haar in zierlicher Toilette zusammengerichtet hatte. Die anständigen Fragen des Bischofs, sobald er wußte woher der Fremdling komme, über bayerische Staatsverfassung, über Gemüthsart und Geist des Königs, so wie über Macht und Kraft der einzelnen Fürsten Germaniens und über kirchliche Ordnung insbesondere verriethen schnell, daß wir zu einem der begabtesten, geistvollsten und hellsten Köpfe des byzantinischen Clerus gekommen waren. Der Mann hatte Ideen und könnte unter günstigen Umständen bei seinen Glaubensgenossen eine bedeutende Rolle spielen.

Nicht ohne etwas Selbstgefälligkeit über die geräumige, zwei Stockwerke hohe und ganz gemauerte Wohnung und den reinlichen, eleganten „Hausstand"

fragte Monsignore, ob die Bischöfe im Frankenlande auch dergleichen Herrlichkeiten besitzen? Um die innere Glückseligkeit des Mannes nicht zu trüben, aber auch der Wahrheit nichts zu vergeben, ward dem Bischofhaus von Tscharitschena vor allen mir bekannten geistlichen Residenzen byzantinischer Lande der erste Rang zuerkannt, jedoch beigefügt, daß es besonderer Umstände wegen die Franki-Bischöfe in allen diesen Dingen noch viel weiter zu bringen wissen. Man beschrieb Form und Ausschmückung geistlicher Fürstenburgen, wie sie in Deutschland vor der Revolution waren und zum Theil auch jetzt noch sind und, so Gott will, bald wieder werden sollten. Ich erzählte in Kürze vom Pomp bischöflicher Aufzüge, vom gesegneten Einkommen der fränkischen Oberhirten, von der Größe ihrer Diöcesen, so wie vom andachtsvollen Luxus und vom großen Nutzen solcher Dinge für das Seelenheil.

Der Sprengel dieses in seiner Vorstellung so gewaltigen und glücklichen Slaven-Pontifex besteht eigentlich nur in den beiden Städtchen Tscharitschena und Alasona, von denen das eine nicht ganz, das andere aber auch nur zur Hälfte christlich ist. Die beiden Bauerndörfer am entgegenstehenden Rand der Spiegelebene sind ausschließlich von Mohammedanern bewohnt. Und doch genießt er alle Vorrechte des byzantinischen Episkopats, trägt am Altar die Kaiserkrone auf dem Kopf und wird — nach unsern

Begriffen — mit dem Titel „Königliche Hoheit" angeredet.[1] Als König und „Despot" gebührt ihm die morgenländische Adoration Seitens seiner Glaubensgenossen und ich sah oft genug, und sah namentlich auch hier wie der gläubige Empirikus von Turnovo jedesmal vor Sr. Hoheit von Tscharitschena auf alle viere niederfiel und mit der Stirne den Fußboden berührte. Bei den starrköpfigen Franken, wie man weiß, ist so viel Andacht und Demuth nicht üblich. Auch klagen die griechischen Bischöfe nicht selten über das straffe, irreligiöse und hochmüthige Benehmen derjenigen ihrer orthodoxen Schäflein, die eine Zeitlang im Occident waren und vom wahren Glauben „abgefallen sind".

Im byzantinischen Orient, bei Gräken und Türken, — man kann es nicht oft genug wiederholen, — gelten wir Abendländer ohne Ausnahme für eine Horde zuchtloser Libertins, die alle Bande göttlicher und menschlicher Disciplin abgestreift und in der Praxis keine Grenzscheide zwischen Gut und Böse anerkennen. Nicht genug! Uns Deutsche hält man überdieß noch allgemein und insgesammt für stupid und verzagt. Wenn man die erste und allgemeine Hälfte dieser Levante-Meinung im Selbst-

[1] Δεσπότης ist nach deutlicher Bestimmung des byzantinischen Staatsceremoniels der zweite Grad souveräner Fürstenwürde und ward namentlich den Königen von Serbien, Bosnien und Bulgarien amtlich zugestanden.

gefühl seiner Vorzüge auch noch ertragen und nöthigenfalls sogar erklären kann, so muß doch der zweite und besondere Theil dieser Nationalkritik in Betreff der Deutschen einiges Befremden erregen, besonders wenn man in Rechnung bringt, daß sich die Byzantiner ihr Urtheil nicht etwa a priori nach Diktaten und Randglossen irgend eines eben so unweltläufigen als tiefsinnigen capadocischen Metaphysikers und Kathederhelden, sondern aus eigener Erfahrung und unmittelbarem Verkehr mit den Deutschen der neuesten Zeit gebildet haben. Von sich selbst eine gute Meinung zu haben ist bei jedem Volke üblich, und selbst das Uebermaß der Eigenliebe wird verziehen; aber erst die Anerkennung durch die Fremden schafft jene innere Befriedigung und jenen vollen Ruhm, auf den die Nationen mit Recht so eifersüchtig und empfindlich sind. Und diese Anerkennung soll uns Deutschen, die wir jährlich zehntausend Bücher drucken lassen, von Leuten versagt werden, die bisher weder etwas Verständiges zu schreiben, noch etwas Kluges zu thun vermochten!

Oft habe ich bei mir selbst unter diesen Umständen nachgedacht, warum etwa das große deutsche Volk im Byzantinischen so geringen Credit genieße und dort weniger als z. B. bei unsern christlichen Nachbaren in England, Frankreich und Moskovien ob seiner Weisheit und Stärke gepriesen sey? Manchmal glaubte ich freilich den Grund entdeckt zu haben,

ſcheue mich aber doch mit dem Gedanken herauszurücken, den der Kluge von ſelbſt erräth, der Thörichte aber doch nicht begreifen, noch viel weniger aber loben würde. Soweit ich in den byzantiniſchen Landſchaften herumgekommen bin, habe ich überall gefunden, daß man ſich Deutſchland unter der ſlaviſchen Benennung „*Niemetz*“ (türkiſch *Nemtsche*, griechiſch *Νεμίτζιος*) als eine compacte politiſche Einheit mit einem einzigen zu Betſch (Wien) an der „Tuna“ reſidirenden allgewaltigen Oberhaupte denkt, wie etwa die Staaten von Stambul, Moskov, Frendſch und Inkilis. Wie ich aber das Irrthümliche dieſer Vorſtellung berichtigte und von den achtunddreißig an Umfang und Macht höchſt ungleichen, von einander völlig unabhängigen, durchaus eigenſinnigen, nach der gewöhnlichen Behauptung aber doch in gleichem Takt ſich bewegenden und wenn es darauf ankomme, einſinnigen Staaten der Niemetz erzählte, ſahen ſie mich mit Augen an, in denen ich deutlich las: „Jetzt begreifen wir, wie und warum ihr ſeyd, für was wir euch halten.“

Der Biſchof von Tſcharitſchena, der noch niemals einen Niemetz geſehen hatte und natürlich auch unſere politiſchen Einrichtungen nicht kannte, äußerte ſeine Verwunderung über eine Ordnung beſagter Art mit Höflichkeit und ſchien auch die ideale Harmonie der achtunddreißig Selbſtändigkeiten weniger ſchwer zu begreifen als die türkiſchen Zwiſchenredner beim

Souper des Wesires von Lariſſa, bei dem wenige Tage nach unſerer Heimkehr von Alaſona derſelbe Gegenſtand verhandelt wurde. Voll Beſchämung muß ein Deutſcher die Augen niederſchlagen, weil man wenige Schritte jenſeits der Gränzen von dem großen deutſchen Vaterlande ſchon nichts mehr weiß. Den byzantiniſchen Völkern wenigſtens ſind wir heute noch eben ſo fremd als uns Europäern Tombuktu und die Negerſtaaten Inner-Afrika's. Ohne alle Ruhmredigkeit ſey es geſagt, ich habe gleichſam die erſten Begriffe über unſer politiſches Daſeyn in den Orient gebracht und eine Menge neuer Vorſtellungen auf der weiten Strecke zwiſchen Kolchis und den Pindusſchluchten in Umlauf geſetzt.

Das Verhältniß der Theile zum Ganzen, der ſouveränen Getrenntheit zur ungetrennten Einheit konnten die guten Osmanli nicht begreifen. Hätte ich den Leuten freimüthig geſtehen können, das Einsſeyn des deutſchen Staatencompleres ſey nur ein im abſtrakten Denkvermögen, nicht in der Realität Beſtehendes, ſey gleichſam nur ein idealer Begriff, der in der Wirklichkeit keine Anwendung finde, ſo wäre Allen alles gleich anfangs klar geworden. Aber wie könnte man ſo etwas behaupten und im Byzantiniſchen herumerzählen? Aus Patriotismus blieb ich verworren und unverſtändlich. „Aha!" ſagte endlich ein weiſer Osmanli, „jetzt verſtehe ich das Verhältniß der Theilfürſten zum Ganzen: es iſt daſſelbe wie

weiland der Dere-Bege Anatoliens zum Padischah.“ Wie sie aber hörten, daß der gewaltige Kral von Trandabul [1] auch ein Theil des deutschen Ganzen sey, war alles Verständniß wieder dahin. Am Schlusse solcher Unterredungen kamen wir meistens stillschweigend in dem Gedanken zusammen, „eine politische Verfassung, welche die Ausländer nicht begreifen und die Einheimischen selbst nicht allemal verstehen, eine Deutsche oder eine „Niemetzverfassung“ zu nennen.“

Mit dem Wesir Namik-Pascha, Statthalter von Thessalien, konnte man sich freilich leichter verständigen. Der Mann hat in Paris sehr gut Französisch gelernt, London und St. Petersburg besucht, Deutschland durchzogen, europäische Kulturbegriffe aufgenommen und sogar Abbé Millots Universalgeschichte gelesen. Zur Zeit der Reform hatte man ihm mit dem Rang eines Ferik (Generallieutenant) das große und wichtige Paschalik Makedonien anvertraut. Wie aber mit dem jungen Sultan die alttürkische Partei wieder ans Ruder kam und das Reaktionssystem nach und nach überwog, versetzte man den wegen seiner Reisen und seiner Erstrebnisse des „Giaurthums“ verdächtigen Namik auf den geringern und weniger ergiebigen Posten Lariſſa. Sein Nachfolger in Salonichi kann nicht einmal die eigene Sprache lesen und schreiben, unterhält aber ein wohl-

[1] Unter diesem Namen versteht man in der Umgangssprache der Türken das preußische Königreich.

besetztes Harem beider Geschlechter, verachtet Europa und seine Wissenschaft, plündert die Provinz und ward ob seiner großen Verdienste zum Rang eines Muschir (Marschall) erhoben. Von alle dem ist Namik-Pascha das Gegentheil, und seine Verwaltung nennen selbst die christlich-griechischen Raja Thessaliens eine gerechte.[1] Eben deßwegen kann er es unter den gegenwärtigen Umständen zu nichts bringen, und der schon vor zwei Jahren nicht ohne Sehnsucht und Zuversicht erwartete Muschirtitel ist heute noch immer nicht nach Larissa gekommen. In der Türkei muß man „Verdienste" haben, um vorwärts zu kommen!

Hr. von Mihanowitsch, zu dessen Consular-Sprengel auch Thessalien gehört, hatte mir ein Schreiben an Namik-Pascha anvertraut und wir ritten — der Weg beträgt nur drei mäßige Stunden — eigens nach Larissa hinein um es dem Wesir zu übergeben. Leute, die in der Welt herumreisen, stellen gerne Vergleichungen der einheimischen und der fremden Sitten an. Und wenn man hier bemerkt, daß der Zutritt zu einem türkischen Großbeamten mit viel weniger Umständen und Gefahren verbunden ist als bei den Wesiren desselben und oft noch weit geringern Ranges in der Christenheit, so soll es kein Tadel, sondern eine leere Beobachtung seyn, die sich von

[1] *δὲν τρώγει ὁ βεζῆρις, πολλὰ ὀλίγο τρώγει ὁ Πασιά* hörte ich von Leuten der gemeinen, Vorgesetzte meistens hart beurtheilenden Volksklassen.

ſelbſt ergibt. Am Hofthor des Regierungsgebäudes, wo die oberſte Civil- und Militärgewalt der Provinz reſidirt, fanden wir keine Schildwacht. Im Erdgeſchoß, zum Theil in ärmlichen Schoppen auf zwei Seiten des innern Platzes, ſind die Kanzleien. Im erſten Stockwerk, wohin man aus dem Hof auf einer hölzernen Außenſtiege gelangt, iſt ein offenes Veſtibulum, wo ſich die Cavaſſen und unmittelbaren Diener der Gewalt aufhalten und der Privatſekretär ſeine Stube hat. Dieſem erklärt man ſeine Abſicht mit dem Weſir zu ſprechen, der unmittelbar am Veſtibulum ſeinen Divan hat. Die Stelle der Zimmerthüre, die den ganzen Tag offen bleibt, vertritt ein Vorhang aus gefärbtem Tuch, das man ohne weitere Meldung auf die Seite ſchiebt oder, wenn man von Bedeutung iſt, durch einen der Diener heben läßt.

Das alles iſt aber ſo einfach und zugleich den engherzigen Begriffen und Satrapenlaunen des Occidents ſo widerſtreitend, daß es einem disciplinirten Deutſchen beinahe an der nöthigen Kühnheit gebricht ohne alles Zögern, Zagen, Fragen, Beſorgen und Verneigen vorwärts zu gehen. „Geh nur hinein! was zögerſt du?“ rief ein Albaneſe aus dem Veſtibulums-Trupp dem Fremdling zu. Ich hob das Velum weg und ſieh da! Namik Paſcha in ſeinem kaffeebraunen Paletotſack, das kübelförmige dichtwattirte rothe Fes auf dem Kopfe, ſaß mit untergeſchlagenen Beinen wie eine Pagode an der Divanecke. Ich hielt meinen

Sermon, so gut es ging, auf türkisch und übergab zugleich das Schreiben des Hrn. von Mihanowitsch. Der Wesir erwiederte den Gruß in derselben Sprache, that einige Fragen, lud zum Sitzen ein und las den Brief, während der Diener schweigend und leisetretend den Kaffe und die Ambrapfeife brachte. Inzwischen traten immer mehr Leute in den Saal, denn es war um die geschäftigste Zeit des Tages und wir wurden im Gespräche über den Inhalt des Briefes, über die Grenzververhältnisse des benachbarten Griechenlands, über die Londoner Konferenz, über Personalien ꝛc. beständig unterbrochen und der Pascha fragte, ob ich Eile habe und nicht einen Tag in Larissa bleiben und nach Sonnenuntergang mit ihm essen wollte, wir könnten dann in Ruhe weiter reden.

Obwohl ich lieber nach Turnovo zurückgeritten wäre, hatte ich doch nicht den Muth nein zu sagen. Zugleich sandte der Pascha Befehl in ein angesehenes Christenhaus, man soll mir Quartier bereiten, und der Hausarzt, ein Grieche aus Volo, der etliche Jahre in Wien gewesen ist, wurde beauftragt, den Gast zu unterhalten, in der Stadt herumzuführen, ihn auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen und Abends bei gehöriger Zeit in das Seraï zurückzubringen. Natürlich erhob niemand Widerspruch, denn des Wesirs Wille ist hier Gesetz. Unter den Eintretenden war auch ein ganz ärmlicher in Lumpen

gekleideter bejahrter Türke, der wo nicht geradezu ein Bettler, doch jedenfalls in den geringsten und niedrigsten Umständen war. Drei albanesische Bimbaschi in vergoldeten Brustschuppen und glänzenden Gewändern, und neben diesen ein mohammedanischer Landedelmann mit seinem elegant gekleideten, kokett geschniegelten Sohn machten dem Pascha zu gleicher Zeit ihre Cour. Der Mann in Lumpen trat aber ohne die geringste Verlegenheit, vielmehr in ungebeugter stolzer Haltung vor den Pascha hin, legte eine kleine Feldblume als Gabe auf das Divankissen, nannte seinen Namen und fragte, „wie es mit seiner Sache stehe? er habe auf seine vor mehreren Tagen eingereichte Bittschrift noch immer keinen Bescheid erhalten und komme nun selbst zu sehen, was der Pascha für ihn zu thun gedenke, denn es habe Eile, er könne nicht mehr leben und es müsse ihm geholfen werden.“ Der Wesir antwortete mit der größten Sanftmuth: „Dschianum (mein Gemüth), ich habe deine Bittschrift gelesen und kenne deine Lage recht gut und nur der Drang der Geschäfte, der jetzt besonders heftig ist, hat mich verhindert die Sache vorzunehmen; man wird dir helfen, man wird das Mögliche thun, deine Lage zu erleichtern, nur mußt du dich noch einige Tage gedulden; beruhige dich nur und geh in Allahs Namen, deine Sache ist nicht vergessen.“ Der Mann dankte, bat aber noch einmal, der Pascha möge ihn nicht zu lange warten

lassen „denn das erste und nothwendigste Geschäft der Obrigkeit sey dem Bedrängten beizustehen und dem Nothleidenden Rath zu schaffen." Und so ging der Mann in Lumpen mit derselben Zuversicht, mit welcher er hereingetreten war, zum Saal hinaus.

Denke man sich eine solche Scene in der Christenheit und stelle man die Leutseligkeit des Wesirs von Larissa neben die hochmüthige Härte hin, mit der man Armen und Geringen in den Paschaliken der christlichen Länder begegnet. In der Türkei gibt es keinen höhern Rang als „Moslim" zu seyn, und auf diesen Titel ist der Bettler nicht weniger stolz und zuversichtlich als der Wesir. Ich hatte dem Auftritt mit dem größten Interesse zugesehen und ging dann mit dem Medicus in das angewiesene Christenhaus.

Zu sehen ist in Larissa nichts. Es ist eine Türkenstadt ohne die geringste Spur als hätte hier jemals das kunstreiche Volk der alten Hellenen gewohnt. Selbst die Festungswerke der byzantinischen Periode sind verschwunden sammt Thor und Burg, in welcher noch Mohammed IV. während seines Aufenthalts in Thessalien (1669) residirte. Lange grasbewachsene Erdlinien mit verfallenen Holzthoren und halbgefüllten Gräben über leere Felder streichend, verrathen streckenweise die Richtung der alten Mauer und die verschwundene Größe von Larissa. Die Stadt ist offen und zieht sich, wie Prusa am Olymp, bei einer Viertelstunde Breite fast eine Stunde Weges in der

Länge dicht am rechten Stromufer des Salambria fort.[1] Der Fluß ging um dieſe Jahreszeit (6. Januar) voll und ſchlammig und trat in den Niederungen des linken Ufers häufig aus. Die mit Hochpfaden verſehene, zwei Wagen breite, 320 Fuß lange, aus breiten Quadern erbaute Brücke mit neun ſaraceniſchen Spitzbogen iſt das unvergängliche Werk des erſten türkiſchen Eroberers, jenes vielgenannten Turchan-Begs aus der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Wohl ſtrichen wir durch die Bazare von Jeniſchehir,[2] um zu ſehen wie viel und welcherlei einheimiſches und fremdes Gut in den Magazinen liege und zu welchen Preiſen man hier verkaufe. Auch einige Stadtviertel wurden durchzogen, der Erzbiſchof und das neue Pracht-Seraï eines reichen Begs beſucht, aber aus Zufall hörten wir nirgend ein verſtändiges Wort, nirgend einen neuen klugen Gedanken und ſaßen bis gen Abend hin im Kaffehauſe auf dem langgezogenen ſanft anſchwellenden Hügelkamm, wo weiland Citadelle und Theater von Alt-Lariſſa ſtanden. Von beiden dringt an vielen Stellen altes

[1] Salambria iſt der alte einheimiſche Flußname für das ſpätere helleniſche Peneios. Die heutigen Theſſalier accentuiren durchaus *Σαλαμβριά*.

[2] *Jenischehir* heißt „Neuſtadt" und iſt der officielle bei den Mohammedanern allein übliche Name von Lariſſa, welch letzteres Wort nur die Chriſten und die griechiſch Redenden gebrauchen.

Gemäuer zu Tag. Dieſe milde, im Verhältniß zum wagrechten Lariſſa-Grund nicht unbedeutende Schwellung des rechten Salambria-Ufers macht den ganzen Reiz der Stadt. Ein Segment der weiten bergumſchloſſenen Ebene mit den langen Bogenwindungen des reichen vollen Stromes in der Richtung gegen den Oſſa und Olymp lag im Glanz des Abendgoldes vor unſerm Blick.

Wohl einige Stunden ſaß ich auf dem freien Platz vor der Thür und ſchaute bald in die blauen ſtillen Lüfte hinaus, bald in die langſam wogende Strömung des Peneios und auf den einſamen Platanen Cherſones — Sonntagsluſt der Lariſſa-Jugend — an der nahen Uferkrümmung hinab. Am Abhang des Citadellenhügels in der Richtung gegen die Bazare ſteht ein iſolirter Thurm mit einer Glockenuhr, und weithin über das Häuſermeer tönte in abendlicher Stille der Stundenklang. Wir warteten bis die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Gipfeln des Olymp erloſchen und kamen bei anbrechendem Dunkel in das Seraï zurück.

Namik Paſcha ſaß noch auf derſelben Stelle und in derſelben Haltung wie wir ihn vor mehr als ſechs Stunden verlaſſen hatten. Namik Paſcha reitet ſelten aus und ſitzt, wenn er nicht in Geſchäften ſeiner weiten Provinz von der Hauptſtadt abweſend iſt, Tage, Wochen, Monate lang, von Morgen bis Abend gleichſam bewegungslos und mit allzeit gleicher

Miene in der Divansecke, um Gerechtigkeit zu spenden, Fragen zu lösen, Bedenken zu heben, Streite zu schlichten, Huldigungen einzunehmen, Befehle zu ertheilen und sich von jedermann Gehorsam und unterwürfiges Entgegenkommen leisten zu sehen. Geschäft oder kein Geschäft, Divane menschenvoll oder leer macht keinen Unterschied; der Pascha sitzt unverrückt und wartet bis es etwas zu befehlen gibt. Erst mit Untergang der Sonne steht er auf und geht langsam ernsthaft über die Stiege in den zweiten Stock hinauf, wo Harem und Familie mit dem übrigen Labsal der Tagesmühen seiner harrt. Gewiß liegt im Regieren ein eigenthümlicher Reiz und ist das Geschäft im Grunde vielleicht nicht gar so langweilig und qualvoll als es bisweilen Uneingeweihten scheinen mag. Auch hat man ja schon dem Diener des weisen Ritters von der Mancha gesagt: „wer einmal die Hände am Steuerruder habe, wolle nicht mehr loslassen, weil Befehlen und Gehorsam zu finden gar so süße Dinge seyen," *„por ser dulcissima cosa el mandar y ser obedecido"* Sollte es mit diesem Axiom richtig seyn, so hatte Namik Pascha dieses Mal ganz gewiß einen Tag der Sättigung und des glücklichsten Uebermaßes, denn meiner Rechnung nach saß er wenigstens vierzehn volle Stunden machtübend auf seinem Divansplatz.

Bald nach uns traten noch zwei Gäste ein, der Mufti von Thessalien und der Kadi von Larissa,

nach dem Wesir die angesehensten Personen der Provinz. Klugheit verlangte die Gegenwart dieser beiden hohen Funktionäre aus der Klasse der Ulema, um Zeuge zu seyn, daß der Wesir einem Ungläubigen gegenüber den Gesetzen muselmanischer Orthodoxie und Herrschaft in keinem Punkte etwas vergeben habe. Namik Pascha war ja wegen seiner Reisen und Studien in Europa bei der jetzo wieder mächtigen Kaste der Eiferer des Abfalls vom Glauben verdächtig. Alle Anstalten und das ganze Benehmen des Wesirs während der mehr als vierstündigen Abendgesellschaft verriethen sorgfältiges Bestreben vor den beiden gefährlichen Beobachtern gerecht zu seyn.

Wie vorhin der Erzbischof beim Erübrigungs-Mahle zu Turnovo das Evangelium, so citirte der Pascha einen Spruch des Propheten und hatte auch die Mahlzeit nach altmusulmanischem Brauch ohne Teller und Bestecke angeordnet. Die Stelle der einen vertraten frische weiche Brodscheiben, die man am Ende auch noch ißt, die Stelle der andern aber, wie männiglich bekannt, die Finger der rechten Hand. Nur für die Suppe, die in einem schön verzierten Topf aus Bronze im Centrum der Kupferscheibe stand, hatte man anderthalb Fuß lange Löffel aus Buchsbaumholz herumgelegt. Und doch hatte der Wesir vollständiges Tafel-Service aus Europa in seinem Schrank! Vielleicht ist der vielen Berichte ungeachtet mancher Leser dennoch neugierig zu erfahren wie man

bei einem türkischen Großbeamten in seinem orthodoxem Styl zu Abend speist.

Für Gestalt und Einrichtung des Zimmers gibt es im Orient, wie jedermann weiß, eine einzige unüberschreitbare Norm. Ein Divans- oder Selam- (Empfang-) Zimmer kann nur ein Viereck seyn und ist unfehlbar in zwei Räumlichkeiten von ungleicher Größe geschieden. Die erste und allzeit kleinere Abtheilung ist ebenen Trittes gleich am Eingang, ohne Sitz und Bequemlichkeit und der Boden nur mit geringen Matten bedeckt; die zweite und größere ist um einen Tritt höher und häufig durch hölzerne, zierlich geschnitzte und ungerufen von geringeren Leuten nicht zu überschreitende Schranken von der untern abgesondert. Hier sind farbenreiche Fußteppiche und läuft auf drei Seiten mit breiten und bequemen Kissen der Divan. Die Wände sind weiß getüncht oder höchstens mit leichten Arabesken flüchtig und matt verziert. So war unser Gesellschaftssaal in Larissa beschaffen. Als Mittelzimmer hatte er nur nach vorne Fenster, aber diese mit schmalen Zwischenräumen und in zwei Reihen übereinander, von denen die obere und allzeit kleinere Reihe Scheiben von matt gefärbtem Glase hatte. Seitwärts auf dem Fußboden, nicht weit von den schön geschnitzten Schranken des Presbyteriums lag eine große, schwach gerandete, massive Silberplatte und auf ihr stand ein vier Fuß hoher Leuchter aus demselben Metall mit einem

Kerzenlicht. Ein zweites Licht in einem Meſſingbehälter von gewöhnlicher Größe und Form ſtand am Eckfenſter rechts und in einer Niſche des untern Raumes brannte eine zierliche Glaslampe mit Oel gefüllt. Das war Beleuchtung und Schmuck des aromatiſch duftenden Speiſeſaales. Von Tiſch, Seſſel, Commode, Schreibpult, Secretär, Conſol, Tabouret, Fußſchemel und anderm europäiſchem Firlefanz ſah man keine Spur. Auf der Fenſterſeite des Divans nahm für ſich allein der Mufti Platz, ihm links an der Seitenwand hatte ſich der Kadi geſetzt, dieſem gegenüber am Divans-Ende der rechten Wand ſaß der Weſir und ihm zur Seite auf einem Frankenſtuhl der Gaſt aus Nemtſcheland. Der griechiſche Arzt als des Paſchas beſoldeter Diener und des Sultans geborner Unterthan hatte zwar links vom Kadi einen Sitz, aber ohne Lehne, und wenn er auch vor dem Eſſen gleich den übrigen Gäſten den Kaffe erhielt, ſo ward ihm doch nach unverbrüchlicher Vorſchrift türkiſcher Sitte die Ehre der Pfeife nicht vergönnt; auch ward ihm bei der Ceremonie des Händewaſchens vor und nach dem Eſſen nicht wie den Uebrigen ein goldgeſticktes, ſondern ein einfaches Handtuch zum Abtrocknen vorgehalten. Solche Unterſchiede wären in Europa entehrend und unerträglich, hier aber fallen ſie Niemanden auf, weil ſie im religiöſen Geſetz begründet ſind, das jedermann kennt und dem ſich kein Menſch entziehen kann.

Als es Zeit zum Essen war, stellte der Diener ein mit Perlmutter eingelegtes, hohles, unterhalb mit Spitzbogen rundgeziertes Achteck im Divanswinkel zwischen dem Mufti und Wesir auf den Fußteppich und legte darauf die große Kupferscheibe mit dem dampfenden Suppennapf, den Buchslöffeln, den Brodkuchen, verschiedenen Tunken, Süßigkeiten und einer Schale frischer Trauben (6. Januar), die während des ganzen Essens zum Belieben der Gäste stehen blieben. Zwölf bis fünfzehn Speisen hintereinander, Süßes mit Saurem, Gesottenes mit Geschmortem und Gebratenem, Ragout mit ganzen Stücken in wundervollem Wechsel; nur zu trinken gab man nichts; nicht einmal Wasser stand zur Verfügung. Ich hatte Vormittag auf dem Bazar außer Weintrauben eine gute Dosis mit Butter und Honig bereiteten Khadaif verzehrt und litt während des Mahles empfindlich Durst. Zwar holt der Diener auf leises Verlangen das Wasserglas; weil es aber niemand begehrte, fehlte mir auch der Muth. Der Tisch ward so in den Winkel geschoben, daß die drei Muslimanen auf dem Divan bleiben konnten, die beiden „Ungläubigen" aber auf ihren mit den Divanskissen gleich hohen Stühlen den offenen Raum besetzten.

Das Essen selbst dauerte etwa eine Stunde und die Unterhaltung mußte schon aus Respekt für die beiden hochwürdigen Ulema, die als orthodoxe Muslimanen nicht Europäisch verstanden, in türkischer

Sprache gehalten werden. Nur selten fiel eine französische Phrase des Wesirs dazwischen und die beiden Gesetzesleute, sobald sie merkten, daß man ihrer Rede in etwas kundig sey, konnten sich das Vergnügen an den nach ihrer Vorstellung so weit herkommenden Fremdling ihres Glaubens und ihrer Sitte Fragen zu thun nicht versagen. So lange es nur Persönliches betraf und in kurzem Dialog über Heimath, Nationalität und Reisen durch islamitische Länder, über Sitte und Brauch moslimischer Völker, über Aufenthalt in Stambul, über Zeit und Methode türkischer Studien und über den allgemeinen Eindruck osmanischen Staatslebens auf mein Gemüth Bescheid zu geben war, ging alles gut und ich kam in bedeutenden Kredit, hauptsächlich weil die Antworten durchgehends nach dem Sinn byzantinischer Höflichkeit bemessen waren. Wenn aber dann ihrerseits Wesir und Ulema fanden, daß der Gast für so kurzen Aufenthalt im „glückseligen Stambul" merklich viel gelernt und besonders den wahren Accent sich angeeignet habe, so kann hierin der Leser mit mir selbst auch nur die Gegenwirkung byzantinischer Geschliffenheit erkennen. Für fremdes Lob ist ja keine Nation empfindlicher als die türkische und nirgend wird das Verdienst die Landessprache zu reden so hoch geachtet wie im Reiche der Osmanli.

Nach dem Essen ging jeder auf seinen vorigen Sitz zurück und wie der Diener mit unnachahmlicher

Grazie die Ceremonie des Händewaschens verrichtete und wie natürlich zuerst wieder zum Mufti kam, nahm dieser die Ehre nicht mehr an und wies den Kannenträger mit dem Worte: „*Müsafiré*," d. i. „zum Gast", auf die andere Seite hinüber.[1] Das war eine Sache von großer Bedeutung und ich säumte keinen Augenblick mit der stambuliniſchen Erwiederung: *Chajir, Efendim, ben dschümlenin ednasi im*, „Nein, mein Gebieter, ich bin unter allen der Letzte."[2] *Aferim* (Bravo) sagte hierauf halblaut der hochwürdige Mufti und blickte mit selbstgefälliger Miene den Kadi an. Die eigentliche Soirée oder türkiſche Akademie im höheren Styl begann erst jetzt und dauerte noch mehr als drei volle Stunden. Beim Reichthum und bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die während einer so langen Zeit verhandelt wurden, und zugleich bei dem sichtbaren Streben des Mufti seine arabiſch-perſiſche Gelehrsamkeit spielen zu lassen, kam ich wenigstens anfangs wiederholt aufs Trockene. Allein was ich uncorrekt ausdrückte und unvollkommen

[1] مسافر *müsafir*, Fremdling, Reisender, Gast. Vox arab.

[2] خير افندم بن جملهنك ادناسى ايم Ein mit türkiſcher Redeweise nur in etwas vertrauter Leser wird empfinden, um wie viel das arabiſche *dschümle* und *edna* das tatariſche *hepsi* und *kütschük* an Würde und Eleganz übertrifft.

verſtand, oder gar nicht ausdrücken konnte und gar nicht verſtand, dolmetſchte kundig der Weſir.

Grammatik, Länderkunde, Geſchichte und Staatsverhältniſſe lieferten unerſchöpflichen Redeſtoff. Und nachdem man die gegenwärtige Conſtitution des Nemtſchelandes zu nicht geringer Verwunderung der Geſellſchaft beſchrieben hatte, ward türkiſche Neugierde über Urſprung und Wachsthum des Hauſes Oeſterreich befriedigt und auf die ſonderbare Frage des Weſirs „Warum die deutſche Kaiſerwahl ſo lange auf Prinzen von Oeſterreich fiel" eine Antwort gegeben, die man hier nicht wiederholen will. In einer zu Konſtantinopel wöchentlich einmal erſcheinenden türkiſchen Zeitung, die ſich zur Belehrung türkiſcher Leſer hauptſächlich mit Ueberſetzungen aus europäiſchen Werken über Oekonomie, Naturgeſchichte und Technologie beſchäftigt, ging auch vom Zuſtande des Ackerbaues im „Kralyk Baviera" mit großem Lob die Rede und der Paſcha fragte, ob es in unſerm Lande wirklich ſo fruchtbare und ſorglich kultivirte Strecken gebe, welche durch 40 bis 60fältigen Segen die Mühe des Bebauers vergelte, wie unglaublicher Weiſe im beſagten Journal zu leſen ſey? Ich merkte wohl, daß hier der ſogenannte Donaugrund zwiſchen Regensburg und Straubing verſtanden werde und ſtellte, ohne von der Sache eigentlich ſelbſt etwas genaueres zu wiſſen, aber eingedenk des perſiſchen Spruchs, die Frage eines Großen niemals mit *„ne mi danem"*

(ich weiß es nicht) zu beantworten, den Ertrag irrthümlich genug auf höchstens 16 bis 20 Samen, was dem Pascha im Vergleich mit der als Getreideboden berühmten Ebene von Lariſſa zwar noch immer viel, aber am Ende doch glaublicher ſchien.

Namiks Urtheil über die neugriechiſche Wirthſchaft in Athen, ſo wie über die Grenzverhältniſſe und über das Benehmen der helleniſchen Behörden und ihrer Patrone überhaupt will ich des Friedens wegen lieber gar nicht erwähnen. Man kann ſich ja ſelbſt vorſtellen, daß ein türkiſcher Paſcha und Gränz-Woiwode „bei den alten Erinnerungen und täglich friſchen Reibungen mit empörten und hochbeſchützten Sklaven in der helleniſchen Sache" weniger ſchwärmt und kokettirt als ein myſtiſch-trunkener Präzeptor aus Berlin. Dieſer Theil der Unterredung wurde aparte und ganz in franzöſiſcher Sprache zwiſchen dem Weſir und ſeinem Gaſt gehalten, während die beiden entfernt ſitzenden Ulema mit einem dritten erſt nach dem Eſſen hereintretenden Kollegen in eifrigem Geſpräche befangen waren.

Ich benützte dieſe Gelegenheit dem Weſir die neue Anſicht auseinanderzuſetzen, die ſich in Europa ſeit Jahren über die Nationalität der heutigen Griechen geſtaltet hat. Welches Gewicht in dieſer Doctrin für Aufhellung und Begründung gewiſſer Ereigniſſe liege, ward dem intelligenten Osmanli auf der Stelle klar. „Gebieter!" ſagte er ſich an die Geſellſchaft

wendend, „eine neue und wichtige Sache! Höret nur was der Gast von den Griechen erzählt; sie sind nicht nur dem Glauben sondern meistens auch dem Blute nach Brüder der Bulgaren, Sirben und Russen.“ Zugleich gab er einen kurzen Umriß der Begebenheiten wie er sie eben vernommen hatte und ich sie noch weiter zu ergänzen und zu bekräftigen suchte. Verschiedene Eigenheiten der höhern türkischen Umgangssprache lernte ich erst bei dieser Veranlassung kennen. So lautete z. B. meine etwas pedantische Phrase: *Eski Urum kilidschdan getschirildi* (die alten Griechen sind vernichtet worden) im Munde des Wesirs viel einfacher und eleganter *„Junani spathi oldu“* (die Jonier sind dem Schwert verfallen).[1]

Bei der Nähe von Fersala (Pharsalos) fiel die Rede natürlich auf das berühmte Treffen zwischen Cäsar und Pompejus. Namik Pascha erzählte den drei andächtigen und solcher Dinge ganz unkundigen Ulema das Ereigniß mit der größten Genauigkeit;

[1] Wie die Europäer zwischen Alt- und Neugriechen, Ἕλληνες und Ῥωμαῖοι, so unterscheiden auch die Türken zwischen Jonier und Oströmer (Urum), wenigstens, wenn sie unterrichtet und des höhern Styles kundig sind. Nur erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, ob der Pascha „Junani“ oder „Jaoni“ sagte. Letzteres wäre nicht nur dem uralten Ἰάων des Homeros, sondern auch dem Jaunoio der altsyrischen Chronik des Abulfaradsch, an die ich bei Anhörung des Wortes augenblicklich dachte, in der Form noch entsprechender als das erste.

auch der Circumvallationslinien von Dyrrhachium wurde gedacht, wobei der wahre einheimische Name „Drasch" (Duras, Durazzo, Dyrrhachium) zum Vorschein kam.[1] Gewiß gibt es wenige Türken, die eine europäisch geschriebene Universalgeschichte gelesen haben oder nur zu ertragen vermöchten. Auch fand der gute Pascha in Abbé Millots Composition gar zu viele und gar zu unerträgliche „Pfaffereien" (man verzeihe einem Türken diesen Ausdruck) als daß er nicht eine seiner Vorstellungsweise näher liegende Darstellung wünschen sollte. Ich nannte ihm Comte Segur, hätte aber sicherlich aus Patriotismus und zu gründlicher Belehrung des wißbegierigen Wesirs irgend ein deutsches Compendium von etwa 48 dicken Quartanten empfohlen, wenn der Wesir unsere Sprache verstünde. Die langen Erzählungen über Vergangenheit und gegenwärtigen Bestand der Westländer machten auf den Mufti — das sah ich wohl — einen von Neugierde und Betroffenheit gemischten, im Ganzen aber patriotisch-peinlichen Eindruck, weil ihm türkisches Wesen und Uebergewicht im Gegensatze christlicher Ländergröße und Gewalt von nun an weniger majestätisch und weniger sicher scheinen mochte.

Wie es so oft geschieht, hatte Wissen und Erfahren auch bei ihm in kurzer Zeit den alten Glauben

[1] In vielen byzantinischen, d. i. gräco-slavischen Eigennamen ist die wahre Orthographie nur aus dem Türkischen zu erlernen.

zerstört und Bedenklichkeiten an die Stelle fester Zuversicht gestellt. „Ich sehe wohl," sagte er, „daß ihr Christen, während wir in stolzer Sorglosigkeit und Selbstgenügsamkeit nicht achteten was im Abendland vorging, uns über den Kopf gewachsen seyd." Um auch seinerseits Belesenheit und Weltkenntniß zu zeigen, lenkte er die Rede auf Kahira, auf die Schönheiten von Damascus und auf die wundervollen Scenen seines Schattenwaldes zurück. Nachdem er über diese Gegenstände nach türkischen Begriffen zierlich und gelehrt, das ist mit reichlicher Anwendung arabischer und persischer Ausdrücke gesprochen hatte, kam er auf das Lob der „Niemetz" zurück und bemerkte, um unsere alte Größe und Weisheit zu beurkunden, daß schon der jüdische König Salomo eine deutsche Prinzessin zur Frau genommen hatte.

Der später eingetretene Ulema schien ein Philologus zu seyn und sich vielleicht etwas mit vergleichender Sprachenkunde zu beschäftigen; denn seine Fragen betrafen alle nur den grammatischen Bau der deutschen Rede, und er wollte unter andern wissen, ob wir im Singular des zweiten Personal-Pronomens (du) für das Femininum [1] eine eigene Form haben wie die Araber? Aus allen am wenigsten redete der magere, etwas düster und mohammedanisch

[1] موعنّث *muennes*, ist der technische, aus dem Arabischen entlehnte Ausdruck für Femininum.

sorghaft blickende Kadi. Besonders gut gelaunt, gesprächig und heiter war dagegen der Wesir, er herrschte ja unbedingt und jedermann war bemüht seine eigene Weisheit der seinigen unterzuordnen. Dafür ließ er aus seinem Schatz die massiv goldene, auf vier Füßen ruhende und mit großen Brillanten reich verzierte Dose herunterbringen und zeigte sie dem Gast mit der Bemerkung, daß es ein Geschenk des Kaisers von Rußland sey. „Jetzt sey er zwar nur erst Ferik (General-Lieutenant), aber der Muschirtitel werde, *insch allah*, auch bald von Stambul kommen."

In ganz gleichen Zwischenräumen wurden Erfrischungen gereicht, Scherbet, Backwerk, Süßes ꝛc. Endlich ward ein albanesischer großer Apfel von vorzüglichem Aroma mit Messer und Handtuch jedem der Sitzenden besonders in einen Teller auf den Schooß gelegt, zum Schlusse aber noch einmal Kaffe herum gegeben, was in mohammedanischen Abendgesellschaften das Zeichen zum Aufbruch ist. Etwa um die fünfte Stunde Nachts erhoben wir uns, grüßten nach der Reihe den Wesir; der Aufwärter hielt das Velum und wir gingen mit türkischer Ordnung und Gravität zum Divan hinaus. Der Ulema harrten im Hofe ihre Maulthiere und Diener, mich aber führte der Medicus durch die finstern und holperichten Straßen der Stadt in das christliche Quartier zurück.

Des andern Morgens hatten wir noch kleine

Geschäfte in den Bazaren und ritten endlich mit einer Ladung frischer Trauben vom Ossagelände, noch ehe es an der Glockenuhr Mittag schlug, über die saracenische Bogenbrücke gegen Turnovo hinaus.

Mehr für meine eigene Belehrung als für Berichtigung angeblicher Irrthümer der Zeitgenossen bin ich nach diesen Scenen noch einen vollen Monat in der freundlichen Stadt der Garnfärber geblieben. Festbesuche, vorübergehende und alltägliche, folglich eingelernte, berechnete und gleichsam stereotype Dialoge lehren selten den wahren Charakter und Sinn der Menschen kennen. Man muß sie unvorbereitet überraschen und so lange unter ihnen weilen, bis sie des Selbstzwanges müde werden und gleichsam vergessen, daß sie ein Fremder sieht. Ich wollte die Ultima ratio der byzantinischen Gemüther erspähen und den Schlüssel zum Verständniß öffentlicher Zustände finden, welche den Occident so enge und so peinlich berühren und einer eben so folgenreichen als unerwarteten Entwickelung entgegeneilen. Wenn mich das Roman- und Schülerhafte meiner eigenen Begriffe endlich anekelte und ich nach besserer Erkenntniß strebte, so wird das hoffentlich keine Kränkung für andere seyn.

Der Satz, daß die politischen Zustände der Nationen ihren letzten Grund in den moralischen haben, läßt sich bei einer Nationalität, in welcher der Individualismus so vollständig vernichtet ist, wie in der byzantinischen, weniger bestreiten als anderswo.

Jedoch gibt es Thesen, in welchen der Irrthum beinahe schöner als das richtige Erkennen ist. Oder soll man sich dem humanen, philosophischen, für Autokratie des individuellen Geistes und für hellenische Tugend so warm fühlenden Deutschland gegenüber nicht schämen, seinen Glauben an die Majestät des Occidentalismus und besonders an die Tugend von Byzanz so früh und so vollständig verloren zu haben? Das Schlimme ist nur, daß allen occidentalischen Theorien zum Trotz die Byzantiner selbst nicht an byzantinische Tugend glauben. Doch dürfen sich wohl nicht viele Fremde rühmen, das vollgültige Geständniß der absoluten und unheilbaren Bösartigkeit des griechisch-byzantinischen Volkscharakters aus nationalem Munde selbst vernommen zu haben.

Ein turnobitischer Kodschiabaschi (Gemeinde-Verwaltungsrath oder Oberältester) Namens Calosso rückte endlich nach vielen Analysen und herkömmlichen Phrasen über die gegenwärtigen und künftigen Geschicke der „römischen Nation" mit dem melancholischen Geständniß heraus: „„Wir selbst zwingen die Türken durch unsere Schlechtigkeit zu drückenden und ungerechten Handlungen. Unsere Großen sind wie die Bojaren in Moldo-Wlachia, sie tyranniſiren das Volk, sind unersättlich und ohne menschliches Gefühl. Daher die Unmöglichkeit der Arbeit und der Bodenbestellung, daher die Oede Griechenlands und das traurige Schauspiel aus dem freien Hellas fliehender

und beim Sultan Zuflucht suchender Familien, ja ganzer Gemeinden. Was Wohl und Wehe des gemeinen Volkes betrifft, trat man in Hellas geradezu und ohne alle Verbesserung in die Fußtapfen der Osmanli."

Den erklärenden Text zu diesem Bilde gibt die Geschichte der Byzantiner alter, mittlerer und neuester Zeit. Eine kraftvolle Autokraten-Natur des zwölften Jahrhunderts wollte das byzantinische Erbübel durch Ausrottung sämmtlicher Primatialgeschlechter heilen. Es wäre aber sicherlich eine falsche Rechnung gewesen, weil die aus den untern Volksclassen Heraufrückenden noch jedesmal mit den Plätzen auch die Verderbtheit der Vorgänger übernommen haben. Man ist weder kleinmüthig noch Timon; aber hier ist das Uebel größer als alle Medicin. Und wenn unverzeihlicher Fehler ungeachtet doch nicht jedermann berechtigt ist, die Menschen überhaupt und die politischen Geschäftsleute mit ihren Praktiken insbesondere geringe zu achten, so hat sich doch der Glaube an die Ohnmacht abendländischer Recepte allmälig sogar der verblendetsten Adepten selbst bemächtigt. Europäische Weisheit und Energie, von der man glaubt, daß sie alles bewältige, hat auf byzantinischem Boden ihren Meister gefunden. Fehlte diesen Völkern ein Louis XI.? oder hat ihnen die Natur jene Eigenschaften des Geistes und des Gemüths versagt, die den Europäer vorzugsweise lenksam und

politiſcher Ordnung empfänglich machen? oder liegt die Urſache noch tiefer und iſt hier gar eine andere Welt, die wir nicht verſtehen können? Ein Volk, das ſeinem eigenen Blute warmes Gefühl, Liebe und Erbarmen verſagt, das mit unerſättlicher Gier Mittel des Genuſſes ſammelt und ſich doch allen Genuß verſagt, iſt aus andern Elementen zuſammengeſetzt als wir. Vaterlandsliebe, Selbſtverläugnung und uneigennützige Aufopferung für das gemeine Beſte würde man da vergeblich ſuchen. Ein ſterbender Turnobit weigerte ſich ſtandhaft ſeinem eigenen Sohn und Erben den Ort zu nennen, wo ſein Geld vergraben liege: „ich habe es mühevoll erworben und will nicht, daß du dich des leichten Beſitzes erfreuſt; erwirb ſelbſt und mach dann was du willſt.“ Alles Suchen war vergeblich und ich ſah es ſelbſt, wie der Erbe des reichen Mannes das Haus demolirte, um den verſteckten Mammon des Vaters aufzufinden.

Gewiß iſt der griechiſche Boden an gemünztem Gelde und an vergrabenem Schmuck der reichſte in der Welt. Familienhäupter, welche in dieſer Weiſe Körbe voll ſpaniſcher Thaler beſitzen, ſchlafen auf harter Erde und glauben Verſchwender zu ſeyn, wenn ſie mit Knoblauchſtängeln, ſüßen Zwiebeln und eingemachten Oliven ihren Hunger ſtillen. Mehr als Eine warme Speiſe des Tages verzehrt in ſeiner Familie ſelbſt der reichſte und liberalſte Byzantiner nicht. Feuer wird in den wenigſten Haushaltungen

angezündet. Das Haupt der Familie ſetzt ſich in den Laden des Bakkal, d. i. Früchten- und Lebensmittelhändlers und verzehrt dort ſein Byzantiner Mahl, unbekümmert um Weib und Kind, die nach Thunlichkeit ſelbſt für ſich zu ſorgen haben. Um etliche Pfennige eſſigſaure Kohlblätter, aus dem nächſten Laden geholt und roh mit trocken Brod einmal des Tags verzehrt, müſſen in ſolchen Fällen Ueppigkeit und Wohlgeſchmack deutſcher Bürgerkoſt erſetzen. Bei aller Aermlichkeit iſt aber auch der jedem Einzelnen zugemeſſene Theil ſo geringe, daß ein reichlich eſſender Abendländer nicht begreifen kann, wie ein menſchlicher Körper mit ſo wenig Nahrung beſtehen und wachſen könne. Freilich iſt aber auch Hunger im weizenreichen Theſſalien wie in Aegypten eine der vorzüglichſten Urſachen frühzeitiger Verſiechung und Sterblichkeit.

Schon früher ward bemerkt, daß in nicht wohlhabenden Chriſtenfamilien die Knaben nur bis Zurücklegung des zehnten Jahres im väterlichen Hauſe Nahrung erhalten, dann aber für ſich ſelbſt ſorgen müſſen ſo gut ſie es verſtehen. Man kann wohl denken, in welche Unordnung und Selbſtvergeſſenheit unter ſolchen Umſtänden mancher Junge verfällt. Erwachſene, ſo lange ſie ledig ſind, thun ſich häufig truppweiſe zuſammen, kaufen gemeinſchaftlich ihre Lebensmittel auf dem Markt und kochen und verzehren ſie im Bäckerladen.

Dieſe Sittenzüge ſind etwa nicht Ausnahmen, einzeln vorkommende Fälle, oder bei den Leuten in

Turnovo allein zu finden: sie sind Regel und allgemeines, bleibendes Ergebniß der bürgerlichen Zustände aller Christengemeinden im byzantinischen Reiche. Und doch sind diese Länder beim größten Elend der untern Volksklassen von der Last des gemeinen europäischen Bettlerwesens so zu sagen völlig frei, nicht etwa in Folge weiser Gesetze, sondern durch Sitte und Gewohnheit, die stärker sind als jedes Gesetz. Kein griechischer Christ bettelt einen Griechen an, weil er weiß, daß keiner etwas gibt. Wird aber dennoch angesprochen, wie es in den von Europäern besuchten und bewohnten Stapelorten geschieht, so betrachtet der Grieche den Bittenden mit kalter Ruhe, philosophirt wohl mit dem Nachbar über die Wirkungen des Hungers im Antlitz und über die Lumpen am Kleide des Elenden, die Gabe wird aber doch versagt, was auch Niemand übel nimmt.

In der Türkei erträgt der reiche Christ den Druck der Gewalt, der arme aber seine Noth mit gleicher Resignation; beide rechnen mechanisch auf ein besseres Jenseits und sind hienieden stolz ein byzantinischer Christ zu seyn. Oft beneidete ich bei aller eigenen Wärme und Andacht diese Leute um ihren festen Glauben und um ihre zweifellose Zuversicht. Wahrhaft, die Europäer wissen Preis und Segen des Christenthums nicht genug zu schätzen! Muß man denn aber auch unterdrückt, Helot, hungrig, Ignorant und Bettler seyn, um das volle Gewicht der

göttlichen Doktrin zu fühlen? Beinahe möchte man Christen und Moslimen von Byzanz entschuldigen, wenn sie von uns nichts wissen wollen und wenn sie Bücherplage, Projekte, Unglauben, Unzufriedenheit, galante Laster, Kasernenleben, Conscription, Trunkenheit, tabellarische Verzeichnisse und Gassenbettel als die wahren Symbole und die unzertrennlichen Gefährten europäischer Kultur betrachten.

Es ist nicht genug, daß die Nationen ihre Vorzüge und ihren Werth selbst erkennen, sie sollen auch wissen in welchem Lichte sie fremden Völkerschaften erscheinen. Jeder Tag brachte eine neue Idee, einen neuen Vergleich und je freier und zwangloser man sich gegenseitig gehen ließ, desto lehrreicher ward der Verkehr. Doch die Zeit ging schnell, und der Sommerschein, der entzückende wonnige Hauch des Lebens, der so manchen schönen Jännertag über der thessalischen Ebene lag, forderten wiederholt zur Reise auf. Aber immer neue Zögerung, neues Hinderniß! Bald trat ein Regentag dazwischen, bald blies es nordischkalt vom schneeigen Olymp herab; der alte Türke rieth vollends den Frühling zu erwarten, gab mir schmackhafte Melonen und reimte im Scherz über den langen, ihm so willkommenen Aufenthalt,

Dolaschdüm Schami, Misiri,
Oldüm Turnavo jesiri. [1]

[1] In Aegypten und Syrien bin ich umhergezogen,
Zu Turnavo ward ich um die Freiheit betrogen.

Unter welchen Umſtänden ich aber doch endlich Turnovo und Lariſſa in der erſten Februarwoche (1842) verließ und über Pharſalos in die griechiſche Quarantäne nach Lamia gekommen bin, dann Chalcis auf Euböa ſah und die zweijährige Levante-Wanderung im Piräus geſchloſſen habe, ſoll in Kürze noch als Nachtrag ein eigenes Fragment erzählen.

XIII.

Reiſe von Larissa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß.

Aber warum Zitun und nicht Lamia? warum amtlicher Namensreſtauration zum Trotz die ſlaviſche Benennung des Gränzortes in der Aufſchrift auch jetzt noch vorangeſtellt und die helleniſche nur ſo nebenher als Parentheſe eingeſchaltet? Iſt das nicht verdammlicher Starrſinn und offenbarer Beweis, daß man von den Ruſſen gedungen iſt den hellen Born des Hellenenthums durch Bulgarenſchlamm zu trüben und am Schluß der „Fragmente", wie im Anfang und in der Mitte, dem griechenliebenden Deutſchland Aergerniß zu geben, den ländergierigen Ruſſen aber die Wege künftiger Macht und Herrſchaft zu bereiten? Ich Beklagenswerther, was habe ich gethan! welch Unheil iſt durch mich in die Bücherwelt gekommen!

Eheu! quid volui misero mihi? floribus Austrum
Perditus et liquidis immisi fontibus apros.

Daß papierne Ordonnanzen nur ſelten die Volksſitte überwinden, ja gewöhnlich ſchwächer als

verjährte Gewohnheiten sind, weiß jedermann, und was die Kanzlei zu Athen „Lamia“ nennt, heißt beim Volke noch jetzt Zitun. Wir aber reden mit Vermeidung leeren Bombastes überall gerne die Sprache des Volkes. Populäre Gründe! — wird man sagen — hinreichend für gesunde Seelen, aber ungenügend den Zorn gelehrter Hellenomanen zu entwaffnen! Der Gefahr eingedenk haben wir schon zu Turnovo auf Vertheidigung gesonnen und — wie wir hoffen — in der Odyssee das Heil gefunden. Sinnreich und bescheiden verglichen wir uns beim langen Aufenthalt am Tempethal den lotossessenden Gefährten des Ulysses und die Fettebene von Larissa selbst dem Land der Lothophagen, wo man der süßen Heimath vergißt und nicht mehr weiter ziehen will. Ach wäre das Sittengesetz nur nicht gar so strenge und sinnenschmeichelnde Weichlichkeit durch die Moralisten nicht so hoch verpönt! wahrhaft ich wäre bethört durch physisches Wohlbehagen noch lange in Thessalien geblieben. So süß schmeckte das Lotos — thymianduftendes Hammelfleisch mit Weizenbrod und Trauben —, so milde und nervenschwellend fächelten, obgleich zu Zeiten noch Wolken zogen und Regen fiel, unter blauem Himmel die Mittagslüfte. Wie die sentimentale Gräfin Ida erst auf den Ruinen von Balbek die „Fabel“ Aurora und Tithon verstand, so ward auch mir das lieblichste aller Bilder in Ovids Verwandlungen erst in Thessalien klar. Nur in

Theſſalien konnte Daphne in die Geſtalt des Lorbeerbaumes übergehen und lebendigfühlend mit der Erde zuſammenwachſen,

Sentit adhuc trepidare novo sub cortice pectus.

In dieſem Lande mehr als irgendwo im Orient fühlt der Menſch, daß er ein Sohn der Erde iſt und, mit Verlaub der Ueberſchwenglichen, nur vom reichſtrotzenden Buſen der Mutter Kraft und Nahrung zieht. Doch wer dürfte ohne Beleidigung ſtrenger Sitte von geſteigerter Sinnlichkeit und von heiterer Lymphe theſſaliſch genährter Körper reden? Wenn aber bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdiſches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze beſtimmen ſoll, ſo wäre für die Temperatur des deutſchen Bluts ohne Zweifel Theſſalien der geeignetſte Himmelsſtrich. Der Gedanke war zu verführeriſch, und obgleich die Unmöglichkeit deutſchen Sinn in dieſes Rinnſal zu lenken ebenſo klar erſchien als die Hoffnung duldendes Nebeneinander zwiſchen abend- und morgenländiſchem Kirchenthum zu erzielen mit jedem Jahre ſinkt, folgte ich dennoch dem lockenden Bild ſo oft ich in den letzten Tagen des Aufenthalts auf dem Kaſtellhügel von Lariſſa ſaß und das Auge über den prachtvollen Teppich der peneiſchen Ebene ſchweifen ließ. Die Myrte trieb in friſchem Saft und ruhig wälzte ſich in weiten Krümmungen die volle Fluth des Salambria zum Tempethor hinab. Doch umſonſt! Das Erbe iſt ſchon vergeben.

Byzantiniſch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutſchen Stämme auf immer entſagt. Die Chlodowige, die Alariche, die Theoderiche ſind in Deutſchland ausgeſtorben und nur als Knechte wandern unſere Brüder nach entlegenen Zonen. Wie der Leſer ſieht, haben wir in Theſſalien nicht blos „Lotos“ gegeſſen, wir haben auch der Leiden und der Geſchicke des deutſchen Volkes gedacht und zugleich durch herzhaftes Losreißen vom üppigen Strand der „peneiſchen Daphne“, ſo viel an uns, praktiſch die Tugend geübt. Den Lockungen der Sünde und der Könige entgeht der ſchwache Sterbliche nur durch die Flucht. Man meinte zwar, es wäre beſſer den Februar noch vollends in Turnovo zu verleben, weil erſt dann von rauhen Lüften nichts mehr zu beſorgen ſey.

Die Leute hatten Recht, Februar iſt für Theſſalien Wintermonat. Ich wollte aber fort, ſah noch einmal die Lieblingsplätze des langen Aufenthalts, die einſam ſtehende Platane vor der Stadt, den Teich, den Brunnen, das „romantiſche Klöſterlein“ in mildem Abendgold und trat nach freundlichem Abſchied von Chriſt und Muſulman am Spätmorgen des 4. Februar (1842) die Wanderung zur griechiſchen Grenze an, wo ich endlich chriſtliches Regiment und deutſche Geſellen treffen ſollte. Der Weg in gerader Richtung beträgt kaum über zwanzig Stunden und geht,

ohne Lariſſa zu berühren, auf einer Fähre über den Peneios unmittelbar nach Ferſala (Pharſalus). Ich hatte einen Pindus-Wlachen von Klinovo als Diener aufgenommen, durfte ihn aber in Folge neueſter Verordnung ohne ausdrückliche Erlaubniß des Weſirs Namik-Paſcha nicht über die Gränze nehmen. Man wollte die Flucht der chriſtlichen Raja hindern, die ſich auf dieſem Wege häufig dem Charadſch und andern Plackereien der türkiſchen Verwaltung entzogen. Um die Sache ſchnell und mündlich zu ſchlichten, machten wir den kleinen Umweg über Lariſſa, fanden aber beim Weſir nicht mehr ganz das freundliche Entgegenkommen des frühern Beſuches. Man war etwas kühler und geſtattete erſt nach vielen Reden und Bedenken die Fertigung des Reiſeſcheines, für welchen außer Stellung eines Bürgen wegen der Rückkehr noch 20 Gruſch (ein Conventionsthaler) Taxe zu erlegen waren. Der Bürge wollte ſich aber auch nicht ohne große Mühe und nur gegen Vorausbezahlung des nächſtfälligen Kopfgeldes (drei Gulden Münze) bereden laſſen. Dann hatte man erſt das Paßbüreau zu ſuchen, den türkiſchen Kanzleichef anzugehen, und das Schreibervolk zu begütigen — früher unbekannte Mühen und erſt durch occidentaliſche Weltverbeſſerer in die Türkei verpflanzt! Zum Glück war das Alles im Hof des Seraï untergebracht und fand ich der vielen Mißverſtändniſſe und müſſigen Fragen ungeachtet mehr Geduld als nach europäiſchen Begriffen zu erwarten ſtund.

Während der türkiſche Schreiber die „beſondern Kennzeichen“ des Wlachen protokollirte, mußte ich laut vorgängiger Belehrung mit dem Gelde in der Taſche klingeln, was den ſchreibenden Türkenfingern ſichtlich Elaſticität verlieh. Ueber dieſe und andere Sorgen waren beinahe zwei Tage vergangen und die Straßen von Lariſſa boten damals ein beſonders lebhaftes Schauſpiel dar, weil von dem neugeworbenen Albaneſencorps beinahe die Hälfte ſchon in der Stadt verſammelt war und alle Einkehrhäuſer von ſchmutzigen Fuſtanellen wimmelten. Wir hatten die beſte Gelegenheit zu ſehen wie der Sultan ſeine Milizen wirbt. Man brauchte 6000 Mann Leichtbewaffneter zur Hut des wiedergewonnenen Syriens und zum bevorſtehenden Kampf wider die Maroniten im Libanon. Die Pforte begnügte ſich unter Geheimhaltung der wahren Beſtimmung ſechs Binbaſchi nach Theſſalien zu ſenden mit der Vollmacht, je 1000 undisciplinirte Arnauten zu werben „als ginge es gegen das benachbarte Griechenland.“

Siebenzig Gruſch (ſieben Gulden Münze) mit täglicher Brodration war der Monatſold des gemeinen Mannes; der Binbaſchi dagegen war für ſeine Perſon außer dem unerlaubten Gewinn durch falſche Muſterrollen mit monatlich 3000 Gruſch (300 Gulden Münze) bedacht. Für Kleidung, Waffen und andern Bedarf hatte die geworbene Mannſchaft ſelbſt zu ſorgen. Sogar das Glaubensbekenntniß fand

bei jener Werbung keine Schwierigkeit. Chriſt und Muſulman war gleich willkommen, wenn er nur Waffen hatte und Gehorſam ſchwur. Sämmtliche Einkünfte des Paſchaliks Theſſalien wurden als Brod und Sold des undisciplinirten, meuteriſchen Haufens aufgerechnet. Mancher der beſtallten Binbaſchi hatte weniger als die Hälfte des Contingents, und doch bezog er — verſteht ſich nicht zu ſeinem Schaden — Löhnung und Ration für die volle Zahl von tauſend Mann. „Verlornes Geld!“ meinte der redliche alte Türke Hadſchi-Oghlu von Turnovo, „das *Devlet alieh* (die hohe Pforte) muß in dieſer Weiſe elend zu Grunde gehen!“

Jedermann im Lande kannte die Unterſchleife und den Raub am öffentlichen Gut; nur die Centralgewalt zu Stambul wußte nichts. Denn in der Türkei hat die oberſte Gewalt das Recht in der eigenen Sache blind zu ſeyn und in den meiſten Dingen den wahren Stand entweder gar nie oder doch erſt zuletzt zu erfahren, wenn nicht mehr zu helfen iſt. Einmal ſah ich dem Guerillamanöver des in meinem Han eingelegten Haufens zu, könnte aber von ihrer Kriegskunſt nicht viel mehr Rühmens machen als von ihrer Tugend und Sittſamkeit. Daß wir in fremden Ländern hie und da beſonders auf Sitte und moraliſche Zuſtände merkten, iſt freundlichen Leſern nicht unbekannt. Die Sache hat aber namentlich in dieſem Falle ihre Bedenklichkeit, weil wir in der Kunſt ohne

Nachtheil dem Texte Schlüpfrigkeiten einzuweben hinter dem berühmten „Verstorbenen“ eben so weit als in Witz und seinem Styl zurückgeblieben sind. Doch glauben wir ohne bedeutendes Aergerniß für sittenstrenge Leser sagen zu dürfen, daß man zu Larissa in Thessalien Salep trinkt und von diesem in Europa wenig bekannten Specificum großen Consumo macht.

Salep ist bekanntlich ein Strauch, der hauptsächlich in Syrien gedeiht und wie die Patate den Werth nicht in Blatt und Stengel, sondern an der Wurzel hat. Die Salepwurzel theilt dem Blut eine erhöhte Wärme mit und ruft gewissermaßen die schlummernde Sinnlichkeit nach Maßgabe der Dosis zu regerem Leben auf. Zu Markt wird die Wurzel in gedörrtem Zustande gebracht, vom Salepsieder aber zu feinem Pulver zerstoßen und mit Zuthat von etwas Ingwer zu einem graulichen Bräu versotten, der an Consistenz der Chocolade gleicht und in der Christenheit zuweilen von Kranken, im Islamitischen aber aus Ueppigkeit nur von den Gesunden getrunken wird. Von besonders nachhaltiger Wirkung, meint man im Orient, sey das Getränke vor Sonnenaufgang und unmittelbar nach dem erquickenden Labsal des Morgenschlafs. Salep! Salep! rief es durch die dunkeln Straßen von Larissa schon um 5 Uhr frühe (Februar). Die ambulanten Salepmänner haben der Uebung wegen ein feines Gehör. Der Diener klirrte am Fenster

und sogleich trat ein rothbärtiger Osmanli herein, die Laterne in der einen, das kohlengeheizte Réchaud mit dem brodelnden Saft in der andern Hand und credenzte die volle Tasse, für die er nicht mehr als 5 Para, d. i. etwas über drei Pfennige unseres Geldes nahm. Der Aermste kann sich diese Erquickung verschaffen und ich bitte die Leser über mein larissäisches Frühstück keine Bemerkung zu machen.

Es wehte winterlich vom Ossa herüber und die Mühen des Tages und die frostigen Dialoge mit Namik Pascha, mit den Schreibern und Pferdevermiethern kühlten bald wieder das mäßig erwärmte Blut. Um uns das im Sommer freilich unschwere Tagwerk nach Pharsalus wegen der Kürze des Lichts in etwas zu erleichtern, machten wir uns nach eilig geschlossenem Miethvertrag noch Abends zum Thor hinaus und schliefen im Einkehrstall des nächsten Dorfes etwas über zwei Wegstunden von der Stadt. Wir rechneten auf eine schlechte Nacht. Frostige Winde bliesen durch die zerlöcherten Lehmwände auf unsern Lagerplatz und bald drangen Schneeflocken vom Ziegeldach herab. Holz war nicht zu haben, wir kauften aber 15 Pfund Kohlen, sotten Eier, schmorten Fische in Olivenöl, tranken Wein und schliefen in die Mäntel gehüllt wider Vermuthen vortrefflich, lange und warm am Kohlenfeuer. Die Nacht hatte förmlich den (vierzehntägigen) thessalischen Winter gebracht und wie wir mit dem Morgengrau vor die

Hütte traten, war der Boden streckenweise mit dünner Schneekruste bedeckt. Dennoch ritten wir ohne Säumniß fort und freuten uns bei Zeiten nach Pharsalus zu kommen und einen bequemern Han zu finden als im Dorf ohne Baum und Holz. Aber bald zeigte es sich, daß der Pferdeführer den Weg nicht wußte und auch noch niemals in Pharsalus gewesen war. Um für die Strecke von Larissa nach Zitun drei Dukaten zu ersparen, die ein kundiger und ehrenfester Türke mehr als ein Grieche begehrte, hatten wir letzterm den Vorzug gegeben und wurden nun, wie billig, für unzeitige Sparsamkeit zur Strafe gezogen.

Die meisten Leser kennen den Namen Cynoscephalä so wie die große Schlacht, in welcher die römische Legion zum erstenmal die macedonische Phalanx überwand. Eben so gut weiß man auch, daß „Cynoscephalä" auf deutsch „Hundsköpfe" bedeutet und daß im Alterthum nicht blos eine bestimmte Ortschaft, sondern wegen der Gestaltung des Bodens eine größere Landstrecke zwischen Larissa und Pharsalus diesen Namen trug. In dieser Gegend waren wir jetzt, und der Anblick des Landes erklärte am besten das alte Wort Cynoscephalä. Kurz vor dem Dorfe, in dem wir schliefen, begann sanft ansteigend ein Labyrinth niedriger, baumloser, niedlich ineinander verschlungener Stumpfhügel — milde, langgedehnte Schwellungen des fruchtbarsten Bodens mit rinnenden Bächen, Kräuterwiesen und kleinen gras-

bewachsenen Moorgründen in den muldenförmigen Vertiefungen — im Ganzen etwa sieben Stunden lang und vier bis fünf Stunden breit. Bis zum Dorfe Pagratsch ging es noch leidlich, dann aber sagte der Führer unumwunden, er wisse nicht welcher von den vielen nach allen Seiten zwischen den Hügeln auseinandergehenden Reitpfaden der rechte sey und nach Pharsalus führe. Was war zu machen? Die Schuld lag auf unserer Seite und wir ritten auf Gerathewohl. Zum Unglück war die Gegend auch noch menschenleer und nur ein Kranich, der einsam am Wasser stand, sah uns verwundert vorüberziehen. Bauern, die wir später in einiger Entfernung trafen, wußten auch keinen bessern Bescheid und so übernahm ich denn im Vertrauen auf meine Kompaßkunde die Leitung der Karavane selbst. Aber sieh da! während ich auf einer moorigen Stelle den Eingebungen meiner vermeintlichen Weisheit folgte, that das Pferd einen falschen Schritt, stürzte seitwärts in eine Schlammtiefe und sank bis an den Gurt; mich selbst schleuderte es im entgegengesetzten Sinn, doch reichte mir die Pfütze nur bis an das Knie. Die Geduld brach selbst bei diesem Auftritt kaum; das Thier ward wieder aufs Trockne gebracht und wir ritten, obgleich die schneegetränkte Flüssigkeit in die Fußbekleidung gedrungen war, unverzagt zu einem Konaridorf hinan, wo uns ein großnasiger Osmanli in weißem Turban nach vielem Irrsal zum rechten Weg verhalf. „Auf

die Derwisch-Einsiedelei im Pinienwalde richtet euren Weg, dort werdet ihr Tschataldsche[1] von ferne sehen." So war es auch.

Nach mehr als sechsstündiger Plage hatten wir endlich den Südrand des Hundskopf-Labyrinths erreicht und erblickten auf einmal das spiegelglatte, links und rechts unabsehbare, auf der uns entgegengesetzten Südseite aber durch ein dammartig hereinspringendes Vorgebirge begrenzte Feldmeer der pharsalischen Ebene vor uns ausgebreitet. Wir waren wirklich überrascht und vergaßen beim Anblick der prachtvollen mit Saaten und Gras bedeckten Fläche auf einige Minuten unsere Noth. Am wasserreichen Bach, welcher die Ebene von einem Rand zum andern der Länge nach in diagonalem Laufe durchschneidet und seine perenne Fluth mittelbar in den Peneios wälzt, erkannten wir sogleich den Enipeus des Alterthums, und sahen deutlich die zierliche Steinbrücke und den breitgetretenen Weg, der nach Pharsalus führt. Aber noch viel Wichtigeres als Kornfeld, Bach und Steinbrücke: die Walstatt, wo Cäsar den Pompejus schlug, lag offen vor dem Sinn. Zur Beschreibung jenes verhängnißvollen Tages und Cäsars Strategie lieferte erst der Ueberblick der pharsalischen Felder den wahren Commentar. Die Lagerstelle beider Heere, die Schlachtordnung, ja der Platz, wo

[1] Türkische Benennung für Pharsalos.

die einzelnen Legionen ſtanden, wo die Reiter fochten und die Reſerve der zehnten Legion den Sieg entſchied, lagen wie gezeichnet vor dem Blick.

Manche Stelle in Cäſars Schriften würden die Herausgeber viel verſtändiger und lichtvoller commentiren, wenn ſie den Schauplatz der Begebenheiten ſelbſt geſehen hätten. Dieſe Bemerkung gilt hauptſächlich dem alexandriniſchen Akademiker Appianos, der in Beziehung auf die pharſaliſche Walſtatt in bedeutendem Irrthum iſt, wie ſich weiter unten zeigen ſoll. Von Cäſars Commentarien, die ſeit der Studentenzeit auf keiner Reiſe fehlen, wurde der betreffende Abſchnitt auf den Hügeln ſelbſt geleſen, wo das Lager der pompejaniſchen Legionen ſtand. Dann ging es mit Bedacht den ſanften Abhang hinab und fort gegen den Enipeus, der an den Zelten des großen Gegners der Optimaten vorüberrann.

In ſolchen Momenten fehlen auch dem Müden die Gedanken nicht! Um in die Stadt zu kommen, die am Fuß des Bergrandes gegenüber in Nebeldunſt und leichter Schneedecke winterlich begraben war, hatten wir von unſerm Standpunkte aus noch einen anderthalbſtündigen Ritt über die fetterdige, von geſchmolzenem Schnee durchnäßte Spiegelfläche zu überſtehen. Die armen, ſchlechtgenährten und ſchwer beladenen Thiere erlagen faſt unter der Bürde und nicht ohne große Anſtrengung erreichten wir endlich gegen drei Uhr Nachmittags das Ziel. Wir bedurften

insgesammt der Ruhe und Mensch und Thier hatte Labung nöthig. Wie wir uns auf die knisternde, kleidertrocknende, hammelschmorende Flamme aus Reisig und dürrem Holze freuten! An Holz konnte es in Pharsalus ja nicht fehlen; oder hatten wir nicht Bäume gesehen und im nahen Gebirge Nadelwald? Aber das gemauerte Einkehrhaus dieser Türkenstadt war leider noch weit ärmlicher und trostloser als der Stall im letzten Christendorf. An Brennholz war gar nicht zu denken; selbst Kohlen gab es nicht. Kein Fleisch, kein Fisch, kein Reis, kein Ei! sogar die Nachtlampe fehlte. Wir aber waren müde, hungrig, durchnäßt und zitterten vor Frost auf unserer Matte am kalten Herde sitzend.

Das Zimmer hatte, wie natürlich, keine Decke, wir sahen durch das lose Ziegeldach die grauen Wolken ziehen und gegen Abend trieb es eisige Lüfte durch den rohen Schornstein und die ladenlose Fensteröffnung auf das Lager herein. Wir sahen einer bedenklichen Nacht entgegen, vielleicht der schlimmsten, die ich je auf Reisen zugebracht. Wenn in dieser Lage das Fieber käme! Welch eine zweifelhafte Lage! Um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, sagte uns auch noch der Führer seine Dienste auf: er könne und wolle nicht weiter ziehen, das Land jenseits Pharsalus sey ihm so unbekannt als uns und morgen frühe reite er nach Lariſſa zurück. Es war ein junger Mensch, ein blonder Menelaus der

Olympusdörfer, voll guten Willens; aber er wußte im Lande weder Beſcheid noch hatte er friſchen Muth. Dieſen Uebeln mußte nach Thunlichkeit zugleich begegnet werden.

Nachtlampe und Kohlen lieferte ein Krämer der Nachbarſchaft; aber wie wir zwei- und dreimal holen ließen, war der Preis jedesmal um die Hälfte angewachſen und am Ende ging der Vorrath aus. Das Fenſter ohne Laden ward mit zuſammengeſuchten Matten zugemacht und mit vieler Mühe am Ende auch noch etwas Wein und Brod aufgebracht, was mit den Hammelsreſten aus Lariſſa doch nur ein kümmerliches Nachtmahl gab. Wir theilten es gutwillig mit dem Führer, nachdem uns ein Grieche des Orts ſeine Pferde auf den andern Morgen, aber nur bis zur nächſten Station Domoko vermiethet hatte. Dort, hieß es, müſſen wir türkiſche Führer nehmen, denen es allein geſtattet ſey über die Grenze ins fremde Land zu gehen.

Die Nacht in Pharſalus glich einer wahren germaniſchen Winterſcene. So traurig flockte und brauste es vom Berg herab. Gott weiß es, mit welchen Gefühlen wir uns am matten Kohlenfeuer zur Ruhe legten! Die wenigſten Leſer vermuthen aber auch nur, mit welcher Summe von Sorgen, Geduld und Noth ich beinahe jeden Satz dieſer Fragmente vorausbezahlen mußte. Gewinn iſt uns im Leſen fremdes Ungemach. Nur begreift vielleicht ein „Glückſeliger"

nicht immer schnell, warum man im Einkehrhaus zu Pharsalus eigentlich noch keine vergoldete Felderdecke, keine Gueridons und keine elastischen „Couchetten" hat. Wir aber schliefen der Bedrängniß ungeachtet bis uns die Morgenkälte frisch und erquickt neben dem verglommenen Herde weckte. Ich glaube, der warme Saleptrunk in Larissa hat das Winterelement noch in Pharsalus besiegt. Nur kam der neue Führer in aller Frühe mit Bedenklichkeiten wegen des bedrohlichen Wetterstandes und meinte, ob wir uns nicht noch einen Tag Ruhe gönnen wollten. So gerne wir auch unter erträglichern Umständen einen Tag geblieben wären, lehnten wir doch in der Noth aller Dinge den Vorschlag ab und erklärten um jeden Preis heute noch nach Domoko zu ziehen. Auf wiederholtes Einreden fragte ich nur so obenhin, wo der Kadi von Pharsalus wohne? Statt der Antwort sagte der Grieche, in anderthalb Stunden werde er mit frisch gefütterten Pferden im Hofe stehen, sey die Witterung wie sie immer wolle. Die Zwischenzeit wurde benutzt die Gelegenheit des Ortes noch einmal anzusehen.

Pharsalus ist eine türkische Bauernstadt von weniger als 4000 Seelen, hat aber in der Lage große Aehnlichkeit mit Antiochia am Orontes. Es ist eine schmale, lange Kothstadt, längs dem Fuße einer sich zur Ebene verflachenden steilen Hügelkette hingestreckt und ohne alle Spur des Alterthums,

ausgenommen die zerstörte große Akropolis hoch oben auf der Bergebene, von der sich wie zu Antiochia beiderseits am Felsenrande lange, verwitterte Festungsmauern zur Stadt herabziehen. Ich gab mir nicht die Mühe und hatte auch keine Zeit die Berghöhe zu erklimmen, sah aber um so eifriger auf das gestern durchwanderte Schlachtfeld der römischen Bürgerkriege hinüber. Statt den Leser mit einer umständlichen Aufzählung aller Einzelheiten jener Schlacht und dann noch weiter mit einer Abhandlung über die Bürgerkriege im Allgemeinen und über die ganze römische Geschichte überhaupt von Aeneas bis Augustulus heimzusuchen, wie es der belobten Gräfin an meiner Stelle sicher begegnet wäre, begnügen wir uns mit der einfachen Berichtigung einer irrigen Angabe des Griechen Appian. Offenbar hat der gelehrte Akademiker die pharsalischen Felder nicht selbst gesehen und sein Werk nur aus fremden Büchern zusammengetragen, sonst hätte er in geradem Widerspruch mit Cäsars Text die Walstatt nicht zwischen Stadt Pharsalus und den Fluß Enipeus verlegt,[1] während der Streit der Nebenbuhler um die Weltherrschaft auf dem kornreichen Blachfeld zwischen dem rechten Enipeusufer und dem Hügelrande des Hundskopf-Labyrinths entschieden wurde. Cäsar, der sonderbar genug weder Stadt noch Fluß mit Namen nennt, erschien

[1] *Ἐς τὸ μεταξὺ Φαρσάλου τε πόλεως καὶ Ἐνιπέως ποταμοῦ.* Appian. de Bellis Civil. lib. II, 474,

zuerſt von Epirus her und lagerte im Kornfeld am Waſſer. Pompejus zog mehrere Tage ſpäter von Lariſſa kommend, auf demſelben Weg den wir genommen hatten, und ſchlug ohne in die Fläche hinabzuſteigen das Lager auf den Hügeln auf, an deren Fuß er ſein Heer in bequemer und ihm günſtiger Stellung vergeblich zum Kampfe bot. [1]

Am Entſcheidungstage ſelbſt lehnte Pompejus den rechten Flügel, Cäſar aber den linken an den Fluß, der beiden Heeren die Seite deckte und die Angriffe der Reiterei unmöglich machte. Dieſe Stelle (Cäſ. III, 88 und 89) ſetzt die Sache außer Zweifel. Wie Pompejus geſchlagen und ſelbſt das Lager am Hügel genommen war, floh Alles nördlich in der Richtung gegen Lariſſa durch das Hügelrevier, auf dem ſie vorher gekommen waren. Aus Cäſars Angaben iſt es klar, daß keines der ſtreitenden Heere in der Richtung gegen Pharſalus den Fluß überſchritten hatte. Nach Appian aber wäre der Rückzug entweder durch den Fluß „mit hinderlichen Ufern“ (impeditis ripis) oder vielmehr — was offenbarer Unſinn — ſüdlich gegen Domoko und die Thermopylen geſchehen, wohin wir uns nach dieſer kurzen Abſchweifung vom Reiſeziel unter nicht ganz günſtigen Wetterzuſtänden etwas ſpäter als neun Uhr Vormittags in Bewegung ſetzten.

[1] Pompejus, quia castra in colle habebat, ad infimas radices montis aciem instruebat. Caes. de bello civil. lib. III, 85.

Nach einem Paar etwas lichter Morgenſtunden, die uns mit falſchen Hoffnungen kirrten, war ein dichter Nebel über Berg und Fläche herabgeſtiegen, und wie wir an's andere Ende des Städtchens kamen, wo Weiber an der Quelle wuſchen, fing es zu ſchneien an. Wir ritten ſchweigend vorüber, weil uns der Wind die Flocken ins Antlitz trieb und die düſtere Atmoſphäre bald die nächſten Gegenſtände dem Blick entzog. Nur der glatte weiche Pfad verrieth, daß wir nach einer Wegesſtunde aus der ſteinigen Durchgangsniedrigung des pharſaliſchen Vorgebirges wieder auf das Feldmeer gekommen waren. Sehen konnte man es nicht. Die Luft bot eine jener Scenen, wie ſie nur die Iliade malt, und gleich Ajax flehten auch wir zu Zeus um Licht, obwohl zur Dunkelheit auch noch die Qual des Hungers kam. Wir hatten uns ohne Imbiß auf den Weg gemacht, weil der eigene Vorrath aufgezehrt und in Pharſalus um jene Stunde nichts zu finden war. Welch ein Glück daß wenigſtens der Führer der Landſchaft kundig war! Erſt am Ende der hier drei gute Stunden breiten Fläche öffneten die aufſteigenden Nebel den Horizont und wir ſtanden am Fuße eines hohen Kegelberges, auf deſſen Spitze unſere Sehnſucht, das Städtchen Domoko wie in den Wolken hing. Des Schnees ungeachtet hätten wir mit guten Pferden vielleicht in weniger als einer Stunde das Ziel erreicht. Aber wir brauchten das Doppelte, und die Thiere waren

eben so erschöpft wie wir, ja selbst den Führer, den hartlebenden Griechen aus Pharsalus, wandelte auf halber Berghöhe vor Hunger Ohnmacht an. Er konnte nimmer fort. Ein Labetrunk, eine Krume Brod hätten ihn zu Kraft gebracht; aber beides fehlte, Sack und Flasche waren schon am Morgen leer. Nach kurzer Rast wurde noch einmal angesetzt und wir krochen langsam athmend jammervoll den steilen Pfad hinan. Doch umsonst! die Kraft versagte noch einmal, und wie sich der Arme zu letzter Hülfe auf die Gruppe des koffertragenden Pferdes setzte, sank auch noch das Thier unter der Doppellast nach kurzer Strecke zur Erde nieder. Durch vereinte Mühe ward wieder aufgeholfen, wir sahen die Häuser ober uns und kamen mit Aufraffung der letzten Kraft endlich todesmatt bei der gastlichen Thüre an. So groß war die Schwäche, daß ich die schroffen Treppen ins obere Stockwerk ohne helfenden Arm nicht mehr zu erklimmen vermochte.

Das Haus war ein christliches und wegen der unebenen und beschränkten Räumlichkeit von Domoko thurmähnlich an den Abhang hingelehnt. Zum Glück fanden wir eine Zelle leer mit überhängendem Bretterdach und Söller vor der Thüre, wie die Hütten in Tirol. Neben der Thüre war die kleine Fensteröffnung, der Boden von gestampftem Lehm und eine Feuerstelle im Hintergrunde, wo sofort die Flamme von trockenem Birnbaum lichterloh in die Höhe schlug.

Leſer, die nach ſucculentem Mahle unſere Noth angeekelt hat, werden bei der Nachricht der glücksvollen Lage in Domoko wieder ausgeſöhnt und zufrieden ſeyn. Reis, Eier, Hülſenfrüchte, Brod, Wein, Holz und Raki war im Ueberfluß; aber müde Deutſche wollen kräftigere Subſtanzen, und nicht ohne viele Mühe ward auch noch eine Henne zum Nachtmahl aufgetrieben. Man denke ſich die Luſt! Nur war im ganzen Haus kein Hafen, um das Kleinod herzurichten, kein Leuchter die Kerze aufzuſtecken und kein Kücheninſtrument das Geſchäft mit Anſtand auszuführen. Wohl eine Stunde ſuchte und fragte man im Städtchen herum bis endlich der erſehnte Topf erſchien.

Domoko, wie ſchon früher bemerkt, iſt von Türken und Griechen zugleich bewohnt; die Griechen aber kochen nicht, wenigſtens kein Federvieh, und es gab gleich anfangs einen hohen Begriff von unſerer Bedeutung und unſerer Macht, daß wir an einem gemeinen Wochentage ein ſolches Mahl bereiten ließen. In der Zelle neben uns war auch ein Fremder, der nichts als einmal des Tages Bohnen mit Oliven aß. Bei den Griechen müſſen auch die Thiere faſten, weil die Menſchen ſelbſt nur Zwiebel eſſen und das gewonnene Geld vergraben wird. Die Deutſchen lieben zwar viel und gute Koſt, haben aber ein weiches Herz für fremde Noth und erbarmen ſich beſonders des lieben guten Viehs. Unſere Pferde ſammt dem

Führer hätten zwar bei all ihrem Pharsalusblut die Schlacht bei Gaugamela nicht entschieden, erhielten aber doch in Domoko des harten Tagwerks wegen Gerste zum Desert; der Agogiate selbst durfte sich mit dem Wlachidiener zu den Resten des reichlich aufgestellten Mahles setzen und erhielt, um die Ohnmacht gründlich auszutreiben, neben dem ausbedungenen Lohn noch eine Extradosis Raki als Labetrunk. Nachdem wir am Ende noch für frische Pferde bis in die Quarantäne von Zitun mit einem Türken abgeschlossen hatten, überließen wir rund am Feuer gelagert die matten Körper der langersehnten Ruhe. Damit aber ein für das Seelenheil besorgter Leser nicht etwa glauben müsse, die Nacht in Domoko sey für christliche Wanderer gar zu weich und üppig gewesen, wollen wir nur bemerken, daß, wie in den wenigsten Fällen unseres Erdenwandels das Gute ohne Beisatz vom Uebel ist, so auch im Einkehrhaus zu Domoko das übersüße Glück durch etwas Wermuth gedämpft und verbittert war. Daß die Zellendecke fehlte, war ein geringeres Uebel als der Mangel des Kamins. Die aus gehobelten Sparren und Brettern schön gezimmerte und knapp gefugte Dachung, obgleich von Rauch und Schlacken angeschwärzt, hielt Schnee und Kälte von oben sattsam ab; aber bei Thür und Fenster, die des Rauches wegen offen blieben, drang es vom Söller schneidend kalt auf die Schlafenden herein, während zerlassener Schnee über

der Herdflamme durch die Bretterfugen drang und als rußgefärbte ätzende Flüſſigkeit in regelmäßigen Pauſen auf die grauen Mäntel niederfiel, noch heute ſichtbar zur Erinnerung an die Winternacht in Domoko. Nicht genug, in der Zimmerecke neben meinem Lager war am Fußboden eine runde Oeffnung angebracht, die dem Gelaſſe unterhalb als Rauchfang diente. Ein widerlicher Qualm aus ranzigem Oel und naſſem Holze, der ſich von unten herauf in die Wirbel der obern Heizung ſchlug, tödtete alle Poeſie und ſtellte bald das Gleichgewicht in unſerer Lage her. Wir waren ja zur Winterszeit gleichſam mitten im rauchenden Kamin logirt!

Es ſchneite und ſtöberte die ganze Nacht und auch noch den folgenden ganzen Tag ohne Unterlaß. Wir hofften aber auf Beſſerung und wollten Morgens dennoch fort. Der Türke erklärte geradezu die Unmöglichkeit und ſagte auch, wir hätten uns vor allem zur Durchſicht des Reiſeſcheins beim Oberbefehlshaber der Gränzſchluchten, der hier reſidire, in Perſon vorzuſtellen, weil ohne deſſen Erlaubniß niemand aus dem Land gelaſſen werde. Wie wir im Serai erſchienen, hieß es: „der Aga ſchläft, kommt in einer Stunde wieder.“ Nach einer Stunde ſchlief der Aga noch und erſt gegen zehn Uhr that ſich der Divan auf. Ich war nicht ganz ohne Sorgen. Das Städtchen war mit albaneſiſchen Söldnern angefüllt und der Aga ſelbſt gehörte dieſem Volke an. Vielleicht gibt

es Hinderniſſe, vielleicht Forderungen übermäßiger Natur, da der Albaneſe beſondern Werth aufs Klingende zu legen pflegt und ich allein und ohne Schutzbrief des Weſirs von Lariſſa gekommen war. Mit dem Grammatikus hatte ich ſchon vorher geredet und in der Halle auch Bekanntſchaft mit einem Exemplar aus dem männlichen Harem gemacht, das dem Aga nach Albaneſenbrauch in Domoko nicht fehlen durfte. Der gute Junge ſagte mir, wie ich mit ſeinem Gebieter reden ſoll und er wollte ihm ſelbſt ungebeten mein Petitum beſtens anempfehlen, wofür er zwei Silbergroſchen als Geſchenk erhielt. Im Divan mußte ich natürlich meine Sache ſelbſt vertreten; aber Zuverſicht mit Zungengeläufigkeit wuchſen ſchnell, wie ich merkte, daß der Aga im Türkiſchen von nicht beſonderer Stärke war. Manche in Stambul erhaſchte Phraſe ward mit glänzendem Succes vor den unwiſſenden Schkypetaren zur Schau geſtellt. „Wie ſchön er türkiſch ſpricht!“ ſagte halblaut der Aga zum Grammatikus. Das iſt im Munde eines Albaneſen freilich kein großes Lob, beweist aber, welchen Vortheil auch geringe Kenntniß in der Osmaniſprache reiſenden Europäern in der Türkei gewährt. Nur wer türkiſch redet, gilt im Lande als ehrenwerther Mann, hat Religion und achtet göttliche und menſchliche Geſetze: „*Türktsche bilir, allahdan korkar.*“ [1] Denke man nur, bei aller Andachts-

[1] „Er verſteht Türkiſch, (weil) er Gott fürchtet.“

gluth und dogmatiſchen Schärfe für Glaubensreinheit und geiſtliches Uebergewicht wären D. und W. ſammt ihrem theologiſchen Anhang in M. bei den Osmanli doch nur Atheiſten, Leute ohne Treue und Glauben blos weil ſie des Türkiſchen nicht kundig ſind!

An Hemmniß oder irgend eine ungerechte Zumuthung war bei ſolchen Vorlagen nicht weiter zu denken, und der Abreiſe ſtand auch nichts weiter entgegen als die finſtere Atmoſphäre mit ihrem winterlichen Schneegeſtöber. „Geht nicht! Seht nur das Wetter an! Ihr gehet zu Grunde," ſagte warnend der Grammatikus. Wir blieben noch den ganzen Tag, der uns nach beſſerer Anordnung bei reichlicher Zehrung und in nützlichen Dialogen mit den Zollbeamten am Feuerherde ſchnell vorüberging. Wir beſuchten auch eine Art improviſirter Schenke, wo die moslimiſchen Schkypetaren gegen Koran und Prophet tapfer zechten. Bekanntſchaft mit Kriegsleuten iſt überall ſchnell und leicht gemacht, und nicht ohne vielſeitig freundlichen Zuſpruch der rauhen Geſellen gingen wir in die Wohnung zurück.

Sorgfalt und Fleiß, womit ich während des langen Aufenthalts in Stambul etwas Nützliches zu lernen ſuchte, belohnten ſich in ſolcher Weiſe häufig ſchon während der Reiſe ſelbſt. Wir ſagen es nicht des eitlen Ruhmes wegen; wir ſagen es andern zum Troſt, damit ſie lernen was und wieviel ein Menſch, der ſelbſtſtändige Meinung und unabhängigen Sinn

weit höher als Gunst und Sold der Großen achtet, auch in mäßigen Umständen durch eigene Kraft zu schaffen vermöge. Leiden und Noth sind vergessen; Erfahrung, Einsicht, Erinnerung und geistiger Genuß sind geblieben und werden noch lange bleiben; sie sind mein wohlerworbenes freies theures Eigenthum! Zwar hat uns der Rauch in Domoko Antlitz und Hände angeschwärzt; aber wir schliefen gelabt und erquickt so wonnig am wärmeströmenden Herde, wie die innerlich zerrissenen, schuldbewußten Kinder des Glückes, des Ehrgeizes, der irdischen Größe in ihren Prunkgemächern und erquisiten Lüsten zu schlummern nicht vermögen. Haltung und Thun des Menschen gewinnt eine andere Gestalt, sobald sich der Gedanke, daß kein Erfolg, kein Genuß, kein Wissen, kein Rang, keine irdische Größe, Drang und Qualen des Gemüthes stillen kann und wahrer Seelenfriede nur im Versagen liegt — seiner gänzlich bemächtigt hat. Wer die Fesseln des Ehrgeizes, der Gierde, der Habsucht, der Eitelkeit nicht abzustreifen vermag, ist weder ein weiser, noch ein tugendhafter, noch ein freier Mann, noch kennt er das wahre Glück, das wir alle suchen, das aber so wenige von uns wirklich finden. Hiemit ist nicht gesagt, daß man um weise, frei und glücklich zu seyn, zur Winterszeit in thessalisch Domoko am rauchigen Herde liegen müssen. Unsere Weisheit, weit entfernt von der Schule des Diogenes, duldet und liebt sogar die Eleganz der Außenseite.

Wir erzählen nur, was wir damals auf der Seele hatten und was uns nach vielen und harten Proben als einzig richtiger Weg zum höchsten Gut des Lebens — zu Gleichmuth und Zufriedenheit erschienen ist.

Ohne Zweifel haben wir für Mehrung und Kräftigung wahrer Lebensweisheit im Allgemeinen durch unsere Sittenpredigt schon jetzt Bedeutendes gewirkt. Wir hoffen aber, und zwar insbesondere in Deutschland und beim ehrwürdigen Corpus der Gelehrten und Andächtigen, durch unsern Frost und unsere Gleichgültigkeit für falsche Ehren, zerfließende Weichlichkeit und schnöden Flitter der großen Kinderwelt nächstens noch weit größere Bekehrungen zu erleben und in kurzer Zeit die Summe der Selbsttäuschungen, der eiteln, thörichten Bestrebungen zwischen Belt und Adria wesentlich gemindert zu sehen. Am Ende sind wir gar noch vom Schicksal auserkoren, das von erlauchten „Reisendinnen" neulich in Massa als corrupt verdammte Europäerblut moralisch zu reinigen und durch das Laugencorrosiv unserer Homilie wieder gesund zu machen. Welch ein Ruhm für unsere Unbedeutenheit! Die Gräfin mit dem „schleifenden Schritt" deutet als Universal-Galen das Uebel der Zeiten an, und wir — der geradredende Plebejer — heilen es durch unsere thessalische Panacee. Ist das nicht überschwänglicher Gewinn für zwei rauchgeschwärzte Nächte in Domoko? Was hätten wir aber auch sonst über unsere Winterrast in einem Orte

berichten ſollen, an welchem das Alterthum ſelbſt in der Sommerluft nichts als die rauhe Lage und die prachtvolle Fernſicht zu rühmen wußte? [1] Unſere Leſer erinnern ſich aus dem vorigen Fragment der Geſtalt des theſſaliſchen Ringbeckens und wiſſen, daß ſich das Randgebirge allerſeits ſchluchtig und durchbrochen, aber amphitheatraliſch und breit gegen die fette Mittelebene niederſenkt und im letzten Stadium, wenn der Wanderer aus den Hochſchluchten tritt, eine entzückende Ausſicht über das endloſe Gefilde öffnet. Auf einer ſolchen luftigen Höhe, an deren Fuß das pharſaliſche Feldmeer endet und die ſchluchtenvollen Berge beginnen, liegt Domoko. [2]

Wir waren aber vom Glücke weniger begünſtigt als die Legionen des Flaminius und mußten den Ort verlaſſen ohne das Auge am ſchönen Spiel des pharſaliſchen Panoramas zu erquicken. Eine flockenſchwangere Nebeldecke hatte ſich wie ein Leichentuch bewegungslos über die weite Niederung gelegt, und wir ritten am Morgen des dritten Tages noch vor Anbruch des Lichtes mit unſern türkiſchen Führern zum Städtchen hinaus, von dem wir nicht einmal den Umfang, noch weniger Buſch und Wald des unter

[1] Iliad. II, 16—17. — Livius lib. XXXII.

[2] Ubi ventum ad hanc urbem est, repente velut maris vasti, sic immensa panditur planities, ut subjectos campos terminare oculis haud facile queas. Livius lib. 32, apud Strab. edit. Casaubon.

dichter Schneekruſte vergrabenen Weichbildes geſehen hatten. Doch ſchien der Zorn der Elemente endlich verſöhnt; und wie wir auf ſinkenden Pfade über Schnee und Eis der Ebene Tawüklü längs dem Nezeroſee über Bäche und weiches Erdreich zu den Platanen hinabgekommen waren, wo der Engpaß beginnt, gingen die Wolken auseinander und ſah ſtellenweiſe das blaue Firmament herab.[1]

Die Natur dieſer Thalenge, ihre verſchlungenen Windungen und felſigen Ausſprünge malt Livius mit den wenigen Worten „confragosa loca implicitasque flexibus vallium vias“ in ſeiner Art trefflich und wahr, bis die ſeit Deukalion beſtehende Form Theſſaliens unter gewaltigen Naturkräften zuſammenbricht und ein neues Gebilde entſteht. Drei Stunden von Domoko wird das Land menſchenleer und ein iſolirter Steinthurm oder ſogenanntes Serravalle aus der fränkiſchen Ritterzeit (13. Seculum) bildet mit einem Haufen albaneſiſcher Söldner auf

[1] Jedem in der neuern Philologie nicht ganz fremden Leſer wird das Ungriechiſche der beiden Worte »Tawüklü« und »Nezero« auch ohne Mahnung aufgefallen ſeyn. Erſteres iſt ein türkiſcher Terminus und mit „Hühnerfeld“ zu überſetzen. *Nezero* aber iſt ein ſlaviſches Appellativ, das in der Form *ezero*, *jezero* und *Nezero* (See) in helleniſchen Landen ſich häufig bis auf den heutigen Tag erhalten hat und beim Erlöſchen der ſlaviſchen Sprache als Eigenname für größere Waſſerſammlungen in das Neugriechiſche herübergekommen iſt.

dieser Seite den äußersten Vorposten und gleichsam die Gränzwache des türkischen Sultanats von Stambul gegen den „Bavaresikral" in Athen. Bei diesem Thurm hatten wir die letzte Plage, weil der Schkypetaren-Offizier in der Meinung einen guten Fang zu machen am „einfältigen" Franken, der sich nicht zu vertheidigen wisse, eine namhafte Summe als Durchgangszoll verlangte.

Etwas beunruhigt, daß ich von der kleinen Karavane allein in den Thurm hinaufgeladen wurde und auf meinen höflichen Gruß vom rohen Osmanligesellen keinen Bescheid erhielt, fragte ich ihn auch meinerseits erbost, wer ihm das Recht gebe von mir, der ich mit des Sultans Paß von Stambul komme, Geld zu fordern? „*Aded dür*," „so ists der Brauch", sagte er etwas höflicher. Ich erklärte ihm aber, alle seine „Aded" gingen mich nichts an; ich sey ein Deutscher Begsade (Beïsade), der die Welt bereist und Niemanden etwas gibt. Zugleich hielt ich den türkischen Reiseschein zur Durchsicht hin, mußte ihn aber selbst vorlesen, weil im ganzen Thurm kein Mensch das türkische ABC verstand. Dieser Akt von Gelehrsamkeit nebst angefügten summarischen Erklärungen über das Nemtscheland, — alles (mit Verlaub) in gutem Türkisch — that die beste Wirkung und der Häuptling fragte am Ende ganz freundlich, ob es mir denn auf einige Para zu einer Tasse Kaffee auch noch ankomme? Ich war nicht hart genug nein zu

ſagen, gab ungefähr einen Franken und ward von einem mitreiſenden Griechen, wie wir den Thurm hinter uns hatten, als zu nachgiebig getadelt: „nichts, gar nichts hätte ich geben ſollen.“

In nicht viel mehr als einer Stunde nach dieſem letzten Conflikt mit den Türken hatten wir die Höhe erſtiegen, wo die Gränzmark des freien Hellas ſtreicht, und hier fand es mein Tadler ganz in der Ordnung, daß ich dem Wunſche der Palikaren mit einer Kleinigkeit entgegenkam. Die armen Jungen waren mit Wenigem zufrieden und gegen die geſetzliche Gebühr einer Drachme (25 kr. rh.) begleitete uns einer aus ihnen in die zwei Stunden unterhalb liegende Quarantäne von Zitun hinab. Am 9. Februar 1842 hatten wir das Ziel unſerer türkiſchen Wanderſchaft erreicht und waren wieder in der Chriſtenheit. Selbſt die landfremden Palikaren freuten ſich unſeres Heiles und empfingen uns mit der größten Freundlichkeit auf dem Boden des freien Griechenlands.

Alle Noth, ſo denkt mit Recht der Leſer, muß jetzt ein Ende haben. Denn gleichwie das Chriſtenthum im Ganzen und im Einzelnen das Gegentheil des Islam iſt, eben ſo müſſen und werden ſicherlich auch die Bekenner des einen in allen Dingen von den Bekennern des andern vortheilhaft verſchieden ſeyn. Denn ſobald ſich beiderſeits gleichviel Schlechtigkeit mit derſelben Maſſe von Noth und Elend fände, und wenn die öffentlichen Zuſtände bei den einen ebenſo

troſtlos und verfallen wie bei den andern wären, wie ſollte der Uneingeweihte dann erkennen, um wie viel Tonſur und Dogmatik von ** beſſer als Derwiſchmütze und Koran von Medina ſey? Man ſieht, der Vergleich iſt billig und ganz zum Vortheil der Chriſtenheit geſtellt.

Wenn es in türkiſch Pharſalus an Holz und Kohlen und Brod gebricht und die Fenſter ohne Glas und Läden, die Albaneſen im Thurm aber, der Gerechtigkeit vergeſſend, nach fremdem Gute lüſtern ſind, ſo wird in Zitun ſchon deßwegen an phyſiſchen Gütern Ueberfluß, an ſittlichen aber Fülle herrſchen und beſonders die Gerechtigkeit daſelbſt in Ehren ſeyn, weil man in Zitun nicht blos Chriſt, ſondern überdies noch Hellene iſt. Scenenwechſel mußte es hier geben und chriſtliche Leſer würden es ſogar übel nehmen, wenn man ohne alles Merkmal von Contraſt und Farbenſpiel, wie etwa von der Lauſitz in die Brandenburger Marken, ſo von türkiſch Theſſalien ins chriſtliche Hellas herüberkäme.

Wer immer dem freien Königreich die nördliche Grenze gezogen, hat es ſicherlich mit Verſtand und im Bunde mit der Natur gethan. Eine geradlinige, beiderſeits ſich abflachende, in Riſſen und Brüchen langſam niederſteigende Bergſcheide trennt türkiſch Theſſalien von Griechenland. Die Nordſeite des Höhenzuges war noch rauh und winterlich, während die ſüdliche gleich unterhalb des Scheitelpunktes in jungem Gras und Lentiscusſtrauch ſchon mildere Lüfte

und größere Macht der Frühlingssonne verrieth. Der Leser kann sich das Panorama gleichsam selber malen. Ein Querthal, breit und schön und mit einem Strom in der Mitte zieht wie ein Festungsgraben in gleicher Richtung mit unserem Höhenzug vom Meer ins Land hinein, und die gegenüberstreichende Thalwand übertrifft an Höhe und Mächtigkeit wie an Steile und Waldreichthum bei weitem die Linie, von der wir niederschauten. Der Fernblick vom Zirlberg ins Innthal unterhalb gibt mit Ausnahme der niedlichern Formen des griechischen Bodens beinahe ein ähnliches Bild. Eine Reihe fester Steingebäude mit kleinen Besatzungen, in gemessenen Zwischenräumen den Bergkamm krönend und von ferne sichtbar, bilden gleichsam die Mauerzinnen zum langen Erdwall wider das Türkenthum. Weit unten am Fuß der Höhe, in der Einsattelung zweier Hügel gegenüber den Thermopylen, zeigte uns der Palikar die Stadt Zitun, und um Ein Uhr Nachmittags am vorbenannten Tage hatten sich die Thore der hellenischen Quarantäne hinter uns zugemacht.

Die Klausur war nur auf acht Tage festgesetzt und muß im Sommer, der natürlich schönen Lage wegen, sogar ein geringes Uebel seyn. Aber zur Winterszeit gab es christlichen Regimentes ungeachtet doch Einiges zu bedenken. Und um es nur kurz zu sagen, die Aussichten waren nicht viel günstiger als im Einkehrhaus zu Pharsalus. Es gebrach an

Allem, ſogar an Holz und Kohlen, nur nicht an Höflichkeit der Bedienſteten und an Mahnung zur Geduld. „Wir ſind noch klein, jung und arm, vielleicht wird es bald beſſer ſeyn.“ „Aber für Geld und gute Worte aus Vorſicht trocken Holz und Kohlen herzuſchaffen, wäret ihr doch groß und alt genug.“ „Die Leute dieſes Landes, entgegnete man, kochen nicht, wollen lieber frieren als Geld für Feuerung geben. Doch hoffe man für unſern Bedarf noch etwas Zehrung beim Bakkal zu finden, ja man denke ſogar ſeit längerer Zeit zwei, drei Stuben mit Glasſcheiben und europäiſcher Bequemlichkeit für beſſere Reiſende herzurichten; aber es fehle noch immer an den nöthigen Mitteln das Beſchloſſene auszuführen. Auch ſey bis jetzt auf dieſer Seite nur armes Handwerksvolk aus den türkiſchen Provinzen nach Hellas eingewandert und ich wäre der erſte „Milordos“, der des Weges komme.“

Die kleineren Räume waren leider alle beſetzt und wir mußten uns, um allein zu ſeyn, vorerſt mit einer weiten Sommerbaracke begnügen, deren ganze Einrichtung aus drei Holzpritſchen und einem Feuerherd beſtand. Der Fußboden war Steingeröll, die Oberdecke fehlte ohnehin und durch die weiten Spalten in Dach und Fenſterläden blies bei heiterem Himmel Nachts der kalte Wind herein. Am grünen Reiſig, das man zur Feuerung eilig ſammeln ließ, konnten wir uns nicht erwärmen und der als Wächter zuge-

theilte Albaneſen-Palikar brach Nachts in der Noth die Reſte des Holzgitters ab, welches den verdächtigen Theil des Hofraumes vom geſunden ſchied. Das war übrigens die einzige Nacht, in der uns die Kälte gar nicht ſchlafen ließ. Wir verkürzten die Zeit mit Reden und der Wächter, der ſiebenthalb Fuß hohe, ſchlanke, unbärtige, unverdroſſene Schkypetar mit ſeinen kleinen Albaneſenaugen, dünnem Naſenknorpel und blendend weißem Teint war um ſo beredter, da er warme Koſt, in Butter geſchmorte Eier, getrocknete Feigen, rohe Poriſtängel und Oliven gegeſſen hatte und Tags darauf noch Beſſeres hoffte.

Die Stadt war nur eine halbe Stunde entfernt und hatte an Lebensmitteln Ueberfluß. „Uebrigens ſoll ich mich über die ärmlichen Zuſtände unſerer Lage nicht wundern, „„da bisher lauter Diebe in der Quarantäneverwaltung waren."" „Jetzt müſſe natürlich bald alles ein beſſeres Herſehen gewinnen, da man heilſame Reformen vorgenommen." Aber bei aller Ehrenhaftigkeit der neuen Verwaltung wird es in der Zitumer Quarantäne vermuthlich bis auf dieſe Stunde beim Alten geblieben ſeyn, weil die Griechen bei Neuerungsvorſchlägen und in Abſchaffung veralteter Mißbräuche mit lobenswerther Vorſicht verfahren, aus Klugheit nichts übereilen, vorher alles langſam, wiederholt und reiflich bedenken und überall mit ſchonungsvoller Behutſamkeit an den öffentlichen Schaden gehen, ja aus gegenſeitiger Nachſicht und

chriſtlicher Geduld meiſtens lieber gar nicht darangehen. Sie wollen es nicht machen wie die Europäer, die wohl niederreißen, aber ſelten etwas Beſſeres auf die leere Stelle bringen. Wollte man alle Diebe aus den Aemtern treiben und überall nur Gerechte an ihre Stelle ſetzen, ſo blieben wahrſcheinlich ſämmtliche Beamtenſtuben des helleniſchen Königreichs in alle Ewigkeit vacant. Als geiſtreiche Menſchen, wie die Griechen alle ſind, wählen ſie unter zwei Uebeln natürlich das geringere und die Dinge bleiben wie ſie ſind.

Oeffentliches Gut nach Kräften als Privateigenthum zu behandeln iſt uralte Landespraxis, iſt gleichſam feſt und wohl erſeſſenes Recht der byzantiniſchen Beamtenwelt. Und ſtatt die Griechen als neuerungsſüchtig und rebelliſch zu verſchreien, wie es andere thun, finden wir ſie entſchieden conſervativ und beſonders voll Reſpekt für ihr hiſtoriſches altes Recht. Man ſollte glauben, ſie hätten insgeſammt bei weiland Dr. Hugo in Göttingen Jurisprudenz ſtudirt. Dieſes Urtheil iſt ein von perſönlichen Berührungen ganz unabhängiges und die jämmerlich kalte Pritſchennacht hat uns eben ſo wenig *gegen* die Hellenen eingenommen als uns die günſtigere Lage am folgenden Tage zu ihren Gunſten beſtach. Man gab uns eine bequemere Zelle mit Bretterboden, Ueberdecke und wälſchem Kamin. Für Strohmatte, Feuerzange, Topf und Leuchter ward auch geſorgt und der Krämer

hatte gutes Brennmaterial mit reichlichem Nahrungsstoff aus der Stadt gebracht. Für Fensterscheiben aus Papier hatte eigene Industrie gesorgt und wir waren in wenig Stunden ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung für die Poristängel essenden Mitgefangenen der Nachbarschaft. Allein die Herrlichkeit hatte ein schnelles Ende.

Der freundliche Quarantänearzt hatte uns gebeten mit den Mängeln der Anstalt Nachsicht zu haben, Griechenland sey noch „jung, klein und arm"; hätten wir aber irgend einen Wunsch, brauchten wir nur zu befehlen, alles werde zu unsern Diensten seyn. So spricht in Hellas jedermann, aber niemand will etwas thun. Die Gelegenheit zu „wünschen und zu befehlen" kam viel schneller als es nöthig war. Das üppige Leben in unserer Zelle und das Glück der beiden Diener, die gegen alle griechische Sitte eben so christlich gefüttert wurden wie der Gebieter selbst, veranlaßten die Meinung, Milordos müsse ein gutmüthiger, reicher, liberaler und geldverachtender Geselle seyn und auf diese Vorstellung hin gründete der amtlich aufgestellte Krämer seinen Plan. Statt guter Kohlen wie früher, brachte er am dritten Tag Kohlenstaub und statt des bestellten Quantums Hammelfleisch eine alte magere Henne, für die er 120 Lepta (30 kr.)] wollte. Bei unserer Weigerung die Lieferung anzunehmen, weil wir Anderes und Besseres bestellt, schwur er hoch und theuer, daß

Anderes und Beſſeres zu dieſer Friſt gar nicht zu finden ſey.

Die Verhandlung ging vor aller Augen im Hof vor ſich und jedermann erkannte das Unrecht dem trügeriſchen Krämer zu: „der Menſch ſey ein Albaneſe", d. i. der Inbegriff aller Schlechtigkeit. „„Aber ihr ſeyd alle ſo, Lügner, Schelmen, Diebe vom erſten bis zum letzten."" Nach warmer Sittenpredigt behielt der Mäkler ſeine Waare und wir blieben ohne Feuer und Koſt, oder mußten mit Poriſtängeln zufrieden ſeyn in gleichem Looſe mit der Nachbarſchaft. Erſt einige Stunden ſpäter hatte ein Erpreſſer die ſchönſte Heizung und das ſchönſte Hammelfleiſch gebracht, obwohl der amtliche Verſorger bei allen Heiligen der anatoliſchen Kirche geſchworen hatte, es ſey nur ſchlechtes in der Stadt, ja man finde gar keines und es werde überhaupt nicht mehr geſchlachtet in Zitun. So ging es fort bis endlich der neunte Tag dem Hader und der Klauſur zugleich ein Ende machte.

Nachdem die Rechnungen geordnet und nicht ohne neues Plänkeln jedermann geſättigt und befriedigt war, verließen wir den Sitz der Plage und ritten freudig und nicht ohne Bedacht wie unſere Erfahrungen andern Reiſenden frommen ſollen, nach Zitun hinein. Sollte das Schickſal ja irgend einen Deutſchen gleich uns zur Winterszeit dieſes Weges aus Theſſalien nach Hellas führen, ſo nehme er unſere

Widerwärtigkeiten als Mahnung zu größerer Vorsicht an, und komme ja nicht in die Quarantäne nach Zitun ohne folgende Gegenstände vorsorglich mit sich zu bringen: 1) Lebensmittel für wenigstens Einen Tag; 2) eine tüchtige Saumladung trocken Holz und Kohlen; 3) eine Feuerzange, ein Kohlenbecken und Wandnägel quantum sufficit; 4) einen Tisch; 5) eine Rohrdecke; 6) ein Brett; 7) eine sechs Fuß lange Dachrinne; 8) Schmutzkratze und Besen; denn bei den Hellenen wird nicht gekehrt, und ohne Rettungsbrett und Dachrinne kann man bei Thauwetter nicht wohl zur Zellenthüre heraus.

Wir blieben mehrere Tage in der Stadt, um endlich ohne Zank der Freiheit und des Lebens zu genießen, bis wir weiter zogen über Euböa nach Athen. Zugleich wollten wir doch auch sehen, welche Fortschritte öffentliches Leben und allgemeine Glückseligkeit des griechischen Volkes während des zehnjährigen Friedens unter dem Schirmhut des Bavaresenthums in Zitun gemacht. Man darf dem Leser wohl gestehen, daß wir schon im Jahr 1833 bei Gelegenheit des Besuchs von Thermopyle Zitun zum erstenmal gesehen haben. Die wasserreiche Umgegend ist zwar kahl und baumlos geblieben wie zur Türkenzeit, aber das Städtchen selbst hebt sich der (damaligen) wenig geschickten und noch weniger redlichen Verwaltung zum Trotz allmählig aus den Ruinen heraus. Wir sind nicht nach Zitun gekommen, um die Machthaber

anzuklagen oder ſie gar eines Beſſern zu belehren und zu thun, als hätten wir allein das Geheimniß im Gänſekiel alles öffentliche Ungemach mit einem Federſtrich zu tilgen und durch Zauberſchlag jedermann glücklich und reich zu machen. Wenn wir je etwas bekrittelten, ſo war es nur die Haſt und das thörichte Selbſtvertrauen, mit dem man ſich an's Ruder drängte, als wäre es eben ein ſo leichtes Ding auf „byzantiniſchem" Boden und mit „byzantiniſchen" Elementen eine nach abendländiſchen Begriffen blühende und innerlich geordnete Staatsgeſellſchaft einzurichten. Den Ueberſchwänglichen, den Leichtblütigen und den Unbeſonnenen haben wir von jeher unſern Zweifel, unſer Mißtrauen und unſere Verneinung entgegengeſetzt und allzeit gefunden, daß es billiger iſt (wenigſtens im Orient) die öffentliche Verwaltung nicht nach dem Guten, das ſie gethan haben will, wir aber nicht zu entdecken vermochten, ſondern nach dem Böſen zu beurtheilen, das ſie unterlaſſen hat.

Wenn man die Hände immer in den Taſchen des Volkes hat und im Moment des Dranges doch immer wieder Bettler iſt — „inter continuas rapinas perpetuo inops"[1] — wie erklärt ihr das? Glücklicher Weiſe haben wir ſolche Fragen zu beantworten weder Beruf noch Luſt. Mancher Leſer weiß auch ſchon, daß uns weniger die Politik und am wenigſten die

[1] Justinus de Philippo Macedon.

Eitelkeit auf neuem Schauplatz eine Rolle zu spielen wiederholt ins Morgenland getrieben hat. Abenteuerlicher Hang fremde Sitte zu sehen, angeborne Schwärmerei und Liebe schöner Landschaftsbilder beflügelten allein den Schritt. In solchen Gemüthszuständen ist man weder Intriguant noch Stellenjäger, noch Diplomat, noch Weltverbesserer. Man ärgert sich auch nicht zu häufig über die Thorheiten der Menschen; man lacht weit lieber (versteht sich im Stillen) als man pocht und schilt. Diesem Charakter milder inoffensiver Schwärmerei sind wir hoffentlich im ganzen Cyklus der „Fragmente" treugeblieben, und eben weil wir diesen Charakter bis zum Ende behaupten möchten, ist es besser wir schließen hier in der Gränzstadt des hellenischen Königreichs unsere Irrsale und unsern Bericht. Hellas ist ja, wie sie sagen, europäisches Land, und wo fänden wir den Muth Dinge zu besprechen, die man schon vor uns so oft und so gut verhandelt hat. Rühmte ich z. B. die freundliche Aufnahme beim damaligen Obristlieutenant Fabrizius [1] so wie kriegerische Zucht und Haltung des unter seinem Befehl an der Gränze aufgestellten kleinen Truppencorps, so könnte es die Eifersucht anderer Offiziere erregen, deren Sinn nicht weniger gastlich und deren Fustanellen-Schaaren eben so gut geübt, genährt und gekleidet sind wie die Besatzung in Zitun.

[1] Aus Plön im Holsteinischen.

Wie sollte ich erst ohne Aergerniß erzählen, was ich gleich auf der Gränze über die Bavaresen hörte? Man hält uns für unmännlich und weichlich, für Leute „die man anfangs fürchtete und zuletzt verachtete.“ Jedermann weiß aber, daß wir abgehärtete, kräftige und gerechte Menschen sind, daß wir in Kunst und Wissenschaft wie im Betrieb des bürgerlichen Lebens mit andern Nationen überall auf gleicher Höhe stehen, ja ihnen in Vielem überlegen sind und besonders in Andacht und Sittlichkeit als Muster dienen. Und doch ward ich von Leuten, die gestern noch türkische Knechte waren, mit der sonderbaren Bemerkung angeredet: „Die Bavaresen haben uns bestohlen und in der Kultur um ein Jahrhundert zurückgeschlagen.“

Solche Urtheile widerlegen sich selbst. Die Thoren! Als wenn man bei uns diebisch wäre und in der Kultur rückwärts ginge! Wer in Deutschland hätte je dergleichen gehört? Ja, noch weit Schlimmeres mußte ich vernehmen, verschweige es aber lieber ganz, weil es bei aller Falschheit doch hie und da kränken und betrüben könnte. So weit ist es durch Ungerechtigkeit und boshafte Leidenschaft unserer Gegner mit uns gekommen, daß wir in der Fremde nicht selten aus Vorsicht sogar das Land verläugnen müssen, aus dem wir gekommen sind. Ich reiste als „Tirolese“, um vor Beleidigung, Spott und Neckerei der freundlichen Hellenen sicher zu seyn. Das half noch in Zitun, in Stylida und auch noch im ausge-

ſtorbenen Chalcis (Negroponte), wo ſeit Auswanderung der Osmanlibevölkerung Stille über öden Straßen, über menſchenleeren Häuſern und grasbewachſenen Plätzen liegt und das unheimliche Echo des eigenen Schrittes, wie im ausgebrannten Ilium, den Wanderer erſchreckt,

Horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent!

In Athen dagegen nützte die Vermummung nichts mehr, und ſtatt wie Cephalus in ſchwärmeriſcher Einſamkeit durch die lieblichen Scenerien des thymianduftenden Hymettus zu ſtreifen, mußte ich — o des harten Looſes — dem griechiſchen Volke über meine Slaven-Theſis Rede ſtehen.

XIV.

Das ſlaviſche Element in Griechenland. [1]

Wie man die „Slaven“ nur nennt, entſteht in Deutſchland ſchon Mißbehagen, Eiferſucht und Zorn; man fühlt ſich inſtinktmäßig aufgeregt wie gegen einen Erbfeind und Gegner, mit dem man einſt noch um die höchſten Güter des Lebens, um Glück, Ruhm und Freiheit den Kampf zu beſtehen habe. Dieſes Gefühl der Abneigung iſt ſo alt wie das deutſche Volk und ſeine Geſchichte. Um ſich zu haſſen braucht man ja nur Nachbar zu ſeyn und die gleichen Nationalbeſtrebungen und Tugenden zu beſitzen wie der Nebenbuhler. Germanen und Slaven ſind vorzugsweiſe die „Gemüthvollen“ und „Ackerbautreibenden“, folglich die am meiſten dehnbaren Stämme des Erdbodens. Beide ſind Japhets Kinder, denen das Erbtheil Sems

[1] Leſer, welchen gelehrte Verhandlungen über die Schickſale Griechenlands im Mittelalter widerlich oder auch nur gleichgültig ſind, können dieſes Fragment ſowohl als die beiden folgenden ohne Nachtheil überſchlagen.

und die Zelte seines Knechtes Cham verheißen sind.[1] Es ist Erbhaß unter uns und Ausgleichung doppelt schwer. Friedlich neben einander können wir vielleicht leben, lieben aber werden wir uns nie. Dagegen ist der Zorn wider die Westlichen in Deutschland nur erkünstelt, gleichsam kanzleimäßig anbefohlen und amtlich unterhalten und erlischt daher jederzeit mit der Gefahr, die uns von jenseits der Vogesen drohte.

Die Slaven sind uns aber auch im Frieden zuwider; ihre Rührigkeit, ihr Geschick, ihre Fruchtbarkeit, selbst ihre Geduld erbittert uns, und wenn im Kriege wider andere Völker der „furor teutonicus" nur den wehrhaften Gegner auf dem Schlachtfelde erschlug und sich im Uebrigen mit Beute, Tribut, Steuer und Mahlzeit begnügte, verfolgte er den überwundenen Slaven bis in das Heiligthum der Familie, um slavische Existenz wo möglich in der Wurzel zu ersticken. „Die Franken", sagt ein byzantinischer Scribent des zehnten Jahrhunderts, „verfuhren gegen die Slaven mit solcher Härte, daß sie in Croatien sogar die Säuglinge erschlugen und sie den Hunden zu fressen gaben.[2]

[1] Dilatet Deus Japhet, et habitet in tabernaculis Sem, sitque Chanaan servus ejus. Genes. IX. 27.

[2] *Τοσοῦτον δὲ ἐσκληρύνοντο οἱ Φράγγοι πρὸς αὐτοὺς ὅτι τὰ νηπιάδια τῶν Χρωβάτων φονεύοντες προσέρριπτον αὐτὰ σκύλαξι.* Constant. Porphyrogen. de Administ. Imper. cap. 30 (pag. 144 Edit. Bonn).

Solche Gräuel würde die Zeit nicht mehr dulden, aber der innere Hochmuth ist uns geblieben und den Slaven als Race wird in ungerechtem Sinn das Anerkenntniß geistiger Ebenbürtigkeit bis zu dieser Stunde versagt. Es ist ein eigener Zug der menschlichen Natur, dem schuldbewußten Unrecht noch den Haß beizufügen: „die Slaven seyen kein welthistorisches Volk, wie Sinesen, Inder, Perser, Griechen, Römer und Germanen;“ sie seyen nur Ausfüllungspartikel und gleichsam ein großes Enklitikum des menschlichen Geschlechts ohne eigene innere Bedeutung. Hegel nennt sie ein „Mittelwesen zwischen europäischem und asiatischem Geist“ und hält ihren Einfluß auf den Stufengang der Fortbildung des Geistes, ihrer politischen Größe ungeachtet, nicht für thätig und wichtig genug, um Gegenstand seiner philosophischen Betrachtungen zu seyn.[1]

In demselben Buche, welches den Germanen die Verwirklichung des christlichen Prinzips, d. i. des Prinzips des christlich freien Geistes als Weltpanier und die endliche Lebendigmachung des Vernunftstaates vindicirt, erhält die „große slavische Nation“ keinen Platz. Gegen dieses letzte Gericht deutscher Philosophie Protest einlegen und den Slaven coordinirt mit uns ein universalgeschichtliches Hauptmoment als Aufgabe zuerkennen, gilt in Deutschland als Abfall

[1] Hegels Philosophie der Geschichte, S. 360.

von der Philoſophie, wo nicht gar als Verrath am eigenen Blute. Hegel — man ſage dagegen was man wolle — iſt der deutſche Philoſoph κατ' ἐξοχήν, weil er in unſerm Volke die Spitze des menſchlichen Geſchlechts und den „zum Bewußtſeyn gebrachten und That gewordenen Geiſt" erkannte. Daß aber die Slaven der eine der beiden Weltfaktoren, oder wenn man lieber will, der Schatten des großen Lichtbildes der europäiſchen Menſchheit ſeyen und folglich die Conſtitution des Erdbodens ohne ihr Zuthun im philoſophiſchen Sinne nicht reconſtruirt werden könne, iſt die große wiſſenſchaftliche Häreſie unſerer Zeit.

Iſt es aber nicht ein Widerſpruch, wenn der „weltlich verſöhnte" Weſten läugnen will, daß ihm ein geiſtlich verſöhnter Oſten in gleicher Majeſtät gegenüber ſtehe und gegenüber ſtehen müſſe? Wenn ſchon dieſes Wort der Nothwendigkeit als Theſis die Deutſchen verletzt, welches Schickſal wird erſt das Corollar — gänzliches Aufſaugen und Verflüchtigen des helleniſchen Elementes — treffen? Geſtorben iſt griechiſcher Genius freilich nicht, er iſt nur ausgewandert und hat im Occident ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen.[1] „Der Menſch iſt das Maß aller Dinge," war Hauptprinzip der Sophiſten Griechenlands, und wir wiſſen alle, daß die deutſche Philoſophie unſerer

[1] Drei Städte Deutſchlands rühmen ſich in die Wette „Neu-Athen" zu ſeyn. Alle drei ſind, wie man weiß, in ihren Anſprüchen wohl begründet.

Tage bei demſelben Facit angekommen iſt. Gleichwie aber der „Particularität" der griechiſchen Leidenſchaft und Zerriſſenheit, welche Gutes und Böſes niederwarf, ein blindes Schickſal, eine eiſerne Gewalt gegenüberſtand, um dieſen Zuſtand „ehrlos zu machen und jammervoll zu zertrümmern", weil Heilung, Troſt und Beſſerung unmöglich war: eben ſo ſtehen der Particularität occidentaliſcher Leidenſchaft und Zerriſſenheit — nicht als zertrümmerndes wollen wir noch hoffen, aber als warnendes, wohlthätig beſchränkendes und an nothwendige Zucht und Einheit mahnendes Fatum — die Slaven gegenüber.

Zu läugnen iſt es nicht, und ein deutſches Gemüth empfindet es tief genug, wie intereſſelos und ſeelentraurig uns dieſe gebundene, gleichſam eiſerne Fatumsherrſchaft des Slaventhums erſcheint. Auch ſoll ſich Niemand verwundern, wenn man die Nachricht, daß Neu-Athen, Neu-Lacedämon und Neu-Hellas im Allgemeinen, mit Inbegriff des großen illyriſchen Länderdreiecks, nicht nur den heitern Geiſt des helleniſchen Weſens nicht mehr darſtellen, ſondern daß ſie überhaupt gar keinen eigenthümlichen Geiſt, kein lebendiges Prinzip, keine ſelbſtändige Idee verſinnlichen; daß ſie als Fragment, als Aggregat und gleichſam als verlorner äußerſter Wandelſtern des ſarmatiſchen Solarſyſtems nur von Kijew und ſeinen vergoldeten Kuppeln als gemeinſchaftlichem Centrum ſlaviſcher Weltordnung Licht und Wärme empfangen,

wenn man, sage ich, diese Nachricht gleich anfangs in Deutschland mit Mißtrauen, mit Unglauben und mit Widerwillen aufgenommen und den Urheber der öffentlichen Reprobation preisgegeben hat.

Daß das „Schöne" sterben muß, hat uns der Dichter schon gesagt. Daß es aber in Hellas wirklich gestorben und das seelenvolle heitere Jünglingsbild, unter dem sich unsere Schule das griechische Leben träumt, dem cappadocisch-basilianischen Psalmengott mit dem Weltschmerz, „dem häßlichsten aller Menschen" [1] überall so ganz und gar erlegen und gewichen sey, daß man europäische Kunst, Verwaltung und Staatsbegriffe in Neu-Hellas nicht mehr verstehe und der Occident daselbst nichts Lebenskräftiges zu schaffen vermöge, vielmehr als Gegenstand entschiedener Abneigung nothwendiger Weise zurück-

[1] Es ist bei den Kirchenvätern ein viel besprochener Gegenstand: »An pulcher fuerit Salvator, an ater an albus?« Isaias (Cap. 53, V. 2) schildert den Heiland häßlich, der Psalmist dagegen (Ps. 45, V. 2, 3) schön. Justin der Martyrer, Clemens von Alexandria, Tertullian, Origines, besonders aber Basilius und Cyrillus, sind auf der Seite des Isaias. Gregor von Nyssa dagegen, Hieronymus, Ambrosius, Augustin, Chrysostomus und Theodoretus vertheidigen die Ansicht des Psalmisten. Zu Rom ist der Heiland jung, schön und blühend; zu Byzanz ist er alt, mager, struppicht, traurig und häßlich, weil St. Basilius' unästhetische und widerlich-melancholische Vorstellung für Pinsel und Meißel nationale Geltung gewann und orthodoxer Typus wurde. Alle hieher gehörigen Stellen findet man bei Chisletius und Molanus zusammengestellt.

getrieben werden müſſe, konnte ohne Entrüſtung Niemand hören. Aber warum hat das verbündete Europa mit ſeinen Sympathien, ſeinen unermeßlichen Mitteln und ſeiner furchtbaren Kraft in Hellas und Byzanz unter aller Welt Augen ſchimpflich Bankerott gemacht? Wir ſind verlacht und ausgetrieben, und was wir in langer Mühe angeſäet und mit dem Schweiße des Occidents begoſſen haben, iſt gleich jener Kürbisſtaude vor Ninive in einer Nacht verdorrt. Das Faktum iſt unwiderleglich und die Richtigkeit unſerer Beſtrebungen nicht mehr wegzuläugnen. Aber die Kunſt, die Menſchen zu überreden, daß ſie imbecill und falſche Rechner ſind, bleibt nach dem Faktum nicht weniger ſchwer, nicht weniger läſtig und gefahrbringend als vor dem Spiel. Politiſche Irrthümer hat ja noch Niemand durch Worte aufgehalten, ſie ſtrafen und corrigiren ſich immer ſelbſt. Meinerſeits bleibe ich ganz gelaſſen, wenn die Lehre über ein ſlaviſches Jeruſalem am Bosporus, über politiſche Sympathien, geiſtigen Gehalt und hiſtoriſche Vorgänge der heutigen Bewohner Griechenlands hartnäckig beſtritten und mit Unwillen zurückgewieſen wird. Die Selbſttäuſchung in dieſen Dingen geht ſo weit, daß viele „Glückſelige" in Deutſchland heute noch der feſten Ueberzeugung ſind, ein großes helleniſches Kriegsheer, verſteht ſich lauter ſchöne junge Männer und in einem Anzuge wie der Jaſon und die Aegineten-Figuren in der Münchener Glyptothek,

werde mit Sandalen am Fuß, mit Tartſchen und ſechzehn Fuß langen Sariſſen in der Hand und eine Schaar wehrhafter Philologen und deutſcher Grammatiker an der Spitze, nächſtens ſeinen Einzug in Konſtantinopel halten, um ſofort durch Gründung einer kritiſchen Zeitſchrift über εἰ und ἄν, ſowie durch Inſtallirung peripatetiſcher Philoſophen in den Gärten des Serai das todte byzantiniſche Kaiſerthum ins Leben zu rufen und das ſchwankende Gleichgewicht der europäiſchen Staaten neuerdings zu befeſtigen. Warum ſoll man harmloſe Schwärmer im Traume ſtören? „Die Vernunft iſt mir zu ſchwer", heißt es mit Recht in den Ghaſelen eines unſterblichen deutſchen Lyrikers.

Daß weiland die alten Germanen das weſtliche Reich zertrümmert und ſich in den Provinzen deſſelben angeſiedelt haben, wiſſen wir freilich lange ſchon und leſen es noch täglich in hundert Bänden. Daß aber einſt unſere Erbfeinde, die Slaven, ein ähnliches und noch viel tiefer einſchneidendes Gericht über das öſtliche Reich verhängten; daß Slavenblut, Sitte und Sprache bis in den innerſten Sitz der Hellasſtämme vorgedrungen und ſogar der Peloponnes Jahrhunderte lang dem Namen und der Sache nach ein „ſlaviſches Barbarenland" geweſen ſey, iſt eine in der That ſo ungewöhnliche Theſis, daß man ſie ohne genügenden und ſtreng geführten Beweis ſchon ihrer Neuheit wegen nicht dulden kann. Beträfe der Streit nur leere Worte, wie es über ſo manchen Gegenſtand

bei uns geschieht, hätte ich die Sache aus Liebe zum Frieden und aus Ekel längst preisgegeben. Allein wir haben uns lächerlich gemacht, weniger vor der Mitwelt — der indulgenten Bundesgenossin aller Thorheiten — als vor der Nachwelt, die sich über das enge Maß unserer politischen Einsicht mit Recht verwundern und nicht begreifen wird, wie das Vorspiel der neuen Weltordnung bei den klugen Deutschen so lange unverstanden blieb. Denn wie sich in Europa die Ueberzeugung festsetzt, daß die Landschaften am rechten Ufer der untern Donau mit den Landschaften am linken Ufer desselben Stromes homogen an Blut, an Glauben und Seele sind; Energie, Kraft, Leben und Zukunft aber sich nur bei den Russen offenbaren, so wird man zwar nicht die Politik — denn wir müssen und werden uns wehren — aber man wird den Calcül, die Hoffnungen und die Instrumente wechseln und vor Allem die Natur des zu bekämpfenden Gegners besser ins Auge fassen. Kenntniß des Terrains und des Widersachers ist ja die erste Bürgschaft für den Sieg.

Den alten Kriegsobersten der slavischen Völker gegen das römische Ostreich fehlt zwar einerseits das Heroische, das Großartige, das Kolossale der germanischen Alariche, Theodoriche, Chlodowige und Totilas; andrerseits entzieht ihnen das Unvermögen, die wiederholt belagerten Hauptfestungen Konstantinopel, Thessalonika, Korinth und Patras einzu-

nehmen, Siegel und Beglaubigung der Vollendung. Darüber ist Freund und Gegner einverstanden. Ob sie aber in solchen Massen über die Donau gedrungen seyen, daß sich ihr Blut bis in die obersten Stufen der byzantinischen Gesellschaft hob und sich als Slaven-Dynastie sogar auf dem kaiserlichen Throne niederließ, hat noch Niemand untersucht.

Die altbyzantinischen Länder, die man heute Slavonien, Croatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Ober-Albanien und Bulgarien nennt, sammt allen Thälern des großen dardanischen Gebirgsstockes und Vierfünftel von Thracien und Macedonien, gibt man endlich verloren und erkennt sie, der Sprache wegen, als rein slavische Gebiete an. Aber für alles was südlich von dieser Linie liegt und das eigentliche Hellas bildet, hält man unerbittlich am Alten fest, „weil daselbst nicht nur heute allgemein griechisch geredet werde, sondern ununterbrochen, selbst während der Gräuelscenen der nordischen Einbrüche griechisch geredet wurde und weil der Bevölkerungsstock zu keiner Zeit eine wesentliche Verwandlung weder durch Mischung des Blutes, noch durch Verkrüppelung der genialen Ideen erlitten habe."

Alle diese Punkte, im Einzelnen wie im Ganzen, haben wir schon früher angefochten und fechten sie auch jetzt noch an, aber viel entschiedener und sicherer als wir es vorher thaten. Oder hätten wir denn umsonst der Reihe nach alle Provinzen des byzanti-

niſchen Reiches durchwandert und beſucht? Vom Daſeyn der vier alten Dialekte als Volksſprache iſt ohnehin keine Rede. *Aber auch nicht einmal das halbbarbariſche Vulgargriechiſch iſt in Hellas gegenwärtig überall Mutterſprache.* Sind nicht mehr als die Hälfte der Bewohner des freien Königreichs, und zwar in den vorzugsweiſe als claſſiſch berühmten Diſtrikten, jetzt noch *albaniſche Schkypetaren*, deren Redeweiſe dem Helleniſchen nicht näher ſteht als das Alt-Phöniciſche von Tyrus und Sidon dem deutſchen Dialekt? Wir hatten bereits einige Schocke neueſter Reiſebeſchreibungen, Tagbücher mit topographiſchen und ſtatiſtiſchen Tabellen über Griechenland, und weiß Gott wie viele Conſtitutionsentwürfe und Organiſationsprojekte des wiedergebornen Hellas, Vorſchläge und Zeichnungen zum Bau der Akademie, des peripatetiſchen Lyceums, der Stoa und der Leſche des Sokrates, ohne daß Jemand auf den Gedanken gekommen wäre, die albaniſchen Bauern von Attika und Böotien, beſonders aber die tapfern Männer von Hydra und den umliegenden Inſeln für etwas anders als direkte und leibliche Descendenten der *Marathonomachen*, der *Salamino-* und *Leuctromachen* anzuſehen und zu begrüßen. Im Gegentheil, man fand dieſe wohlgenährten, knochigen, hartlebenden Schkypetaren cranologiſch und phyſiognomiſch von „frappanter Aehnlichkeit" mit den Bildſäulen, Glyphen und aufgegrabenen

Resten des Alterthums. Im Schwindel und Vollgenuß antiker Gefühle gab ein berühmter Architekt sogar den Rath, man solle Athen nicht mehr im Sinne des perikleischen Zeitalters und seiner revolutionären Eleganz restauriren, vielmehr soll „dorische" Härte, Häuserwirre und Dorfähnlichkeit wie zur Zeit des trojanischen Krieges im Neubau herrschend seyn, damit ja das Antike der Wohnhäuser und der krummen engen Gassen mit der antiken Physiognomie und Redeweise der heutigen Bewohner zusammenstimme.

Bei dieser Veranlassung muß man wahrhaft die *„ingenii celeritas"* der deutschen Gelehrten bewundern. Denn um sie zur Einsicht und zum Geständniß zu bewegen, daß die Schkypi-redenden Albanier in Attika und im ganzen östlichen Hellas wirklich Schkypi-redende Albanier und nicht jonische Marathonomachen seyen, brauchte es blos 20 Jahre Bekanntschaft und 13 Jahre Zank, Ueberlegung und Disput, was für eine so verwickelte Sache in deutscher Weise gewiß nicht zu lange ist. Wie viele Jahre aber verrinnen müssen bis sie zugeben, die neugriechischen Ortschaften Warsova, Orsova, Kamenz, Glaz, Struz und Kukuruz seyen nicht hellenische, sondern slavische Klänge und ihre Bewohner, obgleich jetzt nicht mehr slavisch redend, doch keine ursprünglichen Hellenen, läßt sich natürlich gar nicht vorausberechnen. Ich fürchte sogar, ein Menschenleben reicht zu diesem Ziel nicht hin. Und ich habe somit geringe

oder vielmehr keine Hoffnung das Ende eines Streites zu erleben, der in Deutschland hauptsächlich des Einsatzes wegen eine gewisse Celebrität erworben hat und als häretischer Verlassenschaftsartikel auf die folgende Generation übergehen wird. Kein Argument vermöchte und selbst die Evidenz wäre nicht kräftig genug, den Hellenenglauben jener Deutschen zu erschüttern, welche die Gemüthsbewegungen der Jahre 1821—27 getheilt und empfunden haben.

„Fanatismus ist", wie die Philosophen sagen, „Begeisterung für ein Abstraktes, das sich negirend zum Bestehenden verhält."[1] Gegen Begeisterte mit Syllogismus und Ergo zu Felde ziehen ist aber zu allen Zeiten verlorne Mühe gewesen. Deßwegen wollen wir diesem achtbaren und noch immer zahlreichen Theil unserer Zeitgenossen nicht weiter lästig seyn, noch ihn ferner in seinen theuersten Interessen verletzen: wir lassen ihn vielmehr dieses Mal ganz aus dem Spiel und richten das Wort, mit ihrer Gunst, lieber an das jüngere Geschlecht, welches vom scandalösen Prozeß zwar gehört, aber sich noch keine eigene Meinung gebildet hat. Diesem zu Gefallen machen wir hier gleichsam einen Aktenauszug und stellen die Hauptgründe unserer Lehre kurz und bündig noch einmal zusammen, thun es aber mit jener heitern Ruhe und unbefangenen Laune, die in literarischen Fehden bei uns so selten sind.

[1] Hegel.

Gegenstand des Streites — man merke es wohl — ist nur der altgriechische Continent in Europa mit den nächstgelegenen Eilanden des Archipelagus. Ein Theil der Cycladen, sämmtliche Sporaden und die ganze anatolische Küste bleiben vorläufig außer Frage. Wer sich gegen ein angeblich behauptetes allgemeines Erlöschen der griechischen Race im ganzen Umfang des byzantinischen Imperiums ereifert, rennt, wie man einst dem Rousseau sagte, mit dem Kopf gegen eine offene Thüre, weil er sich niemals die Mühe genommen nachzusehen, was man eigentlich will und behauptet hat. „Die einst zwischen dem macedonischen Olymp und der Südspitze des Peloponneses einsässigen, dorisch, attisch, jonisch und äolisch redenden Hellenen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltsamen Wegen dem größern Theile nach vernichtet, die Reste aber mit eingewanderten transdanubischen Slaven und andern Fremdlingen in einer Weise vermischt, gekreuzt und zersetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Distrikte, wenn sie jetzt auch griechisch reden, doch nicht mehr als ächte Nachkommenschaft der alten Bevölkerung zu betrachten sind.“ So lautet die allgemeine Thesis.

Vielleicht wäre es gleich Anfangs klüger gewesen, mit der unangenehmen Wahrheit behutsamer herauszurücken und sie nur theilweise, und in einer für die öffentliche Meinung und für die Interessen der Gegenwart schonenderen Form ins Spiel zu bringen.

Was im Rausch des neuen Fundes nicht geschah, soll jetzt geschehen, nachdem der lange Streit das Gemüth gereinigt und gestählt, Fleiß und Erfahrung aber die Nothwendigkeit erwiesen haben, vorerst durch billige Rücksicht auf menschliche Schwächen und Vorurtheile den Weg zu Verständigung und Compromiß zu bahnen. Die Frage zerfällt von selbst in zwei wesentlich verschiedene und von einander unabhängige Theile: den *schkypetarischen* (albanischen) und den *slavischen*. Die Durchführung des ersten ist verhältnißmäßig ohne große Schwierigkeit, weil bei einigem guten Willen und einigem Unterricht sich Jedermann an Ort und Stelle selbst die lebendigen Beweise sammeln kann. Schlimmer steht es mit dem zweiten oder dem *slavischen* Elemente, da bekanntermaßen heutzutage nur in einem kleinen Theile Alt-Griechenlands das Slavische noch als Muttersprache geredet wird. Wie soll man nun Leuten, die ein Interesse haben, sich nicht überzeugen zu lassen, den Beweis liefern, daß weiland alle Landschaften Alt-Griechenlands der Hauptsache nach slavischredende Bewohner hatten und folglich durch eine unausfüllbare Kluft von den alten Hellenen losgerissen waren.

Um der Gegenwart nicht alle Hoffnung abzuschneiden, verlegen wir den Ausgang unserer Argumentation achthundert Jahre hinter unsere Zeit, d. i. auf das Jahr Eintausend der christlichen Aera zurück, und bringen die Thesis unter folgende präcise Formel:

„Um das Jahr Eintausend n. Chr. war die Halbinsel Peloponnes mit dem ganzen rückwärts liegenden hellenischen Continent, Weniges ausgenommen, von scythischen Slaven bebaut und von den Zeitgenossen als Slavenland anerkannt.“ Gelingt es den so gestellten Satz wissenschaftlich zu begründen, so ist die Partie in der Hauptsache gewonnen, ohne daß man die Schirmvögte des Neuhellenenthums absolut zur Verzweiflung bringe. Bleibt ihnen nicht der Trost gänzlichen Auftrinkens und völliger Verwandlung der eingedrungenen Scythen-Elemente durch byzantinisches Griechenthum? Wie dieses geschehen konnte, ist schon viel leichter zu erklären, da man das große Exempel vollständiger Germanisirung des einst gleichfalls slavischen Ostdeutschlands in der Nähe hat. Verständige Leser lieben es aber nicht, daß man ihnen jegliches haarklein vordemonstrire; sie wollen vielmehr, daß Mehreres ihrem eigenen Nachdenken zu Schluß und Combination überlassen sey. Das Argument selbst aber möchten wir in eine solche Form gießen, daß es Dilettanten durch Klarheit und Kürze gewinne, Gelehrte von Profession aber durch Schärfe der Syllogismen und durch Anfügung der Beweisstellen im Original befriedige, und am Ende durch Maß und Sorgfalt sogar den erbittertsten Feind und Gegner, die talentvollen Brauseköpfe von Athen, noch zu Capitulation und Duldung zwinge.

Gewinnt nur erst das griechische Königreich mit

gesichertem Fortbestand auch innere expansive Kraft und triumphirt daselbst wider Vermuthen germanisches Wesen im gefahrvollen Spiel entscheidend über das glaubensverwandte Element der nördlichen Slaven, dann erst wird man im Abendland an ein Hellas mit eigner Seele glauben, mögen die Antecedentien seyn wie sie wollen. Dieser Gedanke allein könnte die Griechen und selbst ihre schwärmerischen, eiteln und geldgierigen Panegyriker in Europa mit meinem Argument versöhnen. Beide Vorbedingungen sind aber zur Stunde noch problematisch und mehr als Einem Zweifel unterworfen. „Was haben aber die feinfühlenden, freiheitliebenden, kunstsinnigen, klugen und schönen Hellenen mit den knochigen, verschmitzten, bestialischen Scythen und ihrer corrupten Verwaltung gemein?" Das ist die Frage, welche mir die Deutschen noch immer entgegenstellen; die Frage auf welche ich schon einigemal geantwortet habe und hier noch einmal präcis, kurz und bündig antworten will.

Zum Unglücke für die in Griechenland selbst sich erhebenden Widersacher sind die Hauptbeweise der Thesis aus ihrem eigenen Rüsthause, d. i. aus den Schriften, aus der Geographie und aus der Sprache ihres eigenen Landes und Volkes entlehnt. Liest man z. B. bei einem der vorzüglichsten einheimischen Geschichtschreiber der byzantinischen Periode die trockene und unumwunden hingestellte Phrase: „um diese Zeit

wurde der Peloponnes gänzlich slaviniſirt und ein barbariſches Land"; dann bei einem andern: „heutzutage bewohnen beinahe ganz Epirus, ganz Hellas und den Peloponnes ſammt Macedonien aus Scythien eingewanderte Slaven", ſo wird der gewiſſenhafte und verſtändige Leſer innehalten, dieſe auffallenden Stellen nicht nur noch einmal und wiederholt betrachten, er wird auch den hiſtoriſchen Vorgängen nachſpüren und gleichſam die erſten Vorbereitungen, Wahrzeichen und Erfolge einer ſo wichtigen Thatſache kritiſch herzuſtellen ſuchen. Jedermann weiß ja, daß große politiſche Verwandlungen nicht plötzlich hereinbrechen wie die Sündfluth, und daß folglich eine Periode langer Drangſale über das Imperium von Byzanz gekommen ſeyn müſſe, bis ſich Verzweigungen der nördlich vom Donauſtrome ſitzenden Slavenvölker maſſenhaft in Arkadien und auf den Steilhalden des ſpartaniſchen Gebirges niederlaſſen konnten. Ein vollſtändiger und auf gewaltſamen Wegen durch ſitten- und ſprachfremde Eindringlinge bewirkter Wechſel der ackerbautreibenden Bevölkerung führt nothwendig eine eben ſo vollſtändige Revolution in der Topographie des Landes herbei. Flächen, Höhen, Berge, Wälder, ſtehendes und ſtrömendes Gewäſſer, Hütte, Dorf, Stadt, Diſtrikt und endlich das Land ſelbſt erhalten theilweiſe oder im Ganzen neue und aus dem Genius der neuen Bevölkerung geſchöpfte, meiſtens phyſiſche Eigenſchaften, Lokaleindrücke oder

Erinnerungen an die alte Heimath wiedergebende Benennungen.

Er wird daher mit der größten Sorgfalt die Nomenclatur des Peloponneses prüfen, und wenn er das ganze Eiland nach allen vier Weltgegenden und in allen Theilen mit rein slavischen Namen überdeckt findet, am Ende sich selbst gestehen müssen, der byzantinische Scribent habe Recht und der Peloponnes sey in einer bestimmten Epoche wirklich ein barbarisches Slavenland gewesen.[1] Da kommen aber nun die Gegner mit ihrem Argument: „Daß griechische Ortschaften noch gegenwärtig Warschau, Kamenz, Chyrvatez (Krabatenheim), Glogow, Beresow, Lewetzow, Glaz, Struz, Bukowina und Kukuruz heißen, wollen sie allerdings glauben, obwohl ihrerseits dergleichen je weder gehört noch gelesen, noch selbst im Lande bemerkt worden sey. Ob aber Struz und Kukuruz und Glogau und Krabatenheim

[1] Um in diesem Punkte die nothwendige Erkenntniß-Grundlage zu gewinnen, muß man entweder das Land selbst in allen Richtungen durchziehen oder wenigstens die besten topographischen und historischen Hülfsmittel, z. B. die große trigonometrische Karte des französischen Generalstabs, die griechische Reimchronik der Frankenkriege auf Morea ꝛc. zur Verfügung haben, jedenfalls aber zwischen sarmatischen und hellenischen Appellativen zu unterscheiden wissen. In der Regel hat von den ungestümsten und ungelehrigsten Gegnern keiner diese Vorbedingungen erfüllt, und doch reden sie so viel und so laut in einer Sache, zu der sie nicht einmal das ABC gelernt haben!

am Ende nicht doch noch klassische Namen seyen und schon im Homer und Pausanias zu finden wären, müsse man vorerst näher prüfen. Jedenfalls aber sprechen die Leute von peloponnesisch Kamenz und Warschau heute nicht slavisch, sondern neugriechisch, ergo haben sie auch niemals slavisch, sondern allzeit griechisch geredet und sind legitime klassische Descendenten des Agesilaus, des Philopömen und des Polybius."

Hauptsächlich habe ich es mit Historikern und Philologen zum Theil von bedeutendem Rufe und Kredit zu thun, die aber bei aller grammatikalischen Gelehrtheit doch in Erdkunde, Ethnographie und Mittelalter so unpraktisch und so unwissend sind, daß sie mit bestem Willen einen russischen Eigennamen von einem altgriechischen nicht zu unterscheiden wissen; mit Leuten, sage ich, die keine Landkarte kennen, keinen Begriff von der schmalbegränzten Räumlichkeit des griechischen Continents besitzen, die nicht merken, daß z. B. Pirnatscha und Warwutzena, die gegenwärtigen Namen zweier Flüsse in Messenien und Arkadien, einem andern Volke angehören als die alten Benennungen Pamisus und Helisson, und die fest glauben, schon König Menelaus habe Sommerpartien nach dem luftigen Bergdorf „Opschina" (oberhalb Mistra) gemacht und Agamemnon mit seiner Gemahlin Klytämnestra häufig den arkadischen Volksmarkt in Wolgast und Zopoto besucht. Mit solchen

Gelehrten über die mittelalterlichen Geſchicke Griechenlands argumentiren — man muß es geſtehen — iſt eine eben ſo geiſtreiche als belohnende und lehrreiche Beſchäftigung. Schafarik hat eine Sprachkarte des Panſlavismus herausgegeben, auf welcher mit Weglaſſung aller Gegenden, wo das Slaviſche zwar ehemals herrſchte, aber im Laufe der Zeiten erloſchen iſt, die Gränze wie weit es heute noch geſprochen wird, mit Farben genau und ſcharf bezeichnet ſind. In Macedonien reicht ſie bis an das weſtliche Stadtthor von Saloniki, überläßt aber die ehemaligen Slavenſtädte Riagoſto, Kotzani, Servitza, Greveno und Anaſelitza am Nordrande des Olympus aus demſelben Grunde dem griechiſchen Sprachgebiet, aus welchem er die einſt gleichfalls ſlaviſchen, heute aber deutſchen Landſchaften Pomern, Meklenburg, die brandenburgiſchen Marken und ſämmtliche Elbegegenden dem deutſchen überläßt. Hätte aber der gelehrte Schafarik die Gränzen der Slavenſprache für das Jahr tauſend unſerer Zeitrechnung anzugeben, würden zwiſchen Tempethal und Cap Matapan (Maïna) nur wenige Punkte, zum Zeichen ihres Griechenthums, ohne Farbe geblieben ſeyn. *Τί ξυπωρίζεις* (ſyoriſis) „was ſprichſt du da?“ *Εἶναι ἐπάνω εἰς τὴν πόλιτζα*, „es ſteht oben auf dem Sims.“ So reden die theſſaliſchen Helleninnen von Turnovo. Die Buchſtaben dieſer Doppelphraſe und die Endſylbe des einen der beiden begriffgebenden

Wörter sind allerdings griechisch, aber der Kern ist illyrisch-slavisch, wo isvori-ti „reden", Polizza aber den an der Wand hinlaufenden Sims bedeutet.

Das sind freilich lästige Anspielungen, die man auch nicht leicht entkräften wird. Wie kann man sich aber auch mit gemeinem Volke, und nun vollends mit Weibern von Turnovo in Unterhaltungen und Discurse einlassen, um die slavischen Barbarismen des thessalischen Familienherdes aufzufangen? Der Geschmack ist verschieden. Die einen sind nach Hellas gekommen, um Wein und „griechische Abendluft" zu trinken und die Wanzen zu bekriegen; die andern aber um (versteht sich in Gedanken) Armeen zu befehligen und als fahrende Scholasten und Hexenmeister den todten Zeus nach Olympia zu bannen. Ich Armer sitze auf der Hausterrasse von „Dornheim" (*Τύρνοβα*), horche auf das Volksgerede und blicke melancholisch über die trübe Fluth der Salambria[1] auf die waldige Schlucht des Ossa hinüber. Wie ärmlich doch jenes Nevoliani dort auf der unfruchtbarsten Steilseite des Kisova hängt, und wie winterlich der Nebel über die thessalischen Slavenseen Nezero und Karla schwebt![2] Dagegen meinte ein

[1] Peneios der Hellenen. Salambria wird bei Strabo als thrakisch bezeichnet.

[2] *Nevoliani*, rein slavischer Dorfname, mit „mühevoll zu erklimmen, unfreundlich gelegen", „im Elend" zu übersetzen. Kisova ist der slavische Name des „Ossa" und

Philoſoph des Städtchens, wenn das Erdreich auf der Ebene „σφικτή“ (gedrängt, feſt), ſo ſey es auf der Spitze des Olympus „buchavo“ (d. i. locker,

bedeutet ſoviel man weiß „feucht, waſſerig.“ Nezero iſt der ſlaviſche Name für „See.“ Die ſtehenden Waſſerſammlungen im thraciſchen Ringbecken heißen, wie ſchon oben bemerkt, meiſtens Nezero. Der alte See Boebeïs ſammt dem Flüßchen bei Veleſtina wird jetzt Karla genannt, was nach Schafarik (I, 495) gleichfalls eine dem Slaviſchen eigenthümliche (Fluß-) Benennung iſt.

Wir wollen den Leſer durch das lange Verzeichniß ſlaviſcher Eigennamen, die wir in Theſſalien ſelbſt geſammelt haben, nicht ermüden und nennen zu den vorigen nur noch *Meluna*, Paß zwiſchen Turnovo und Tſcharitſchena; *Gunitza*, die Peneios-Fähre oberhalb Lariſſa; *Goritza* (*Γχωρίτζα*), Hügel bei den Ruinen von Demetrias; *Zagora*, Stadt und Gebirge (Pelion); *Zervochia*, Flüßchen; *Byzitza*, *Makrinitza*, *Sesklo*, *Volo*, *Kukurava*, *Dhesiani*, *Zelitzani*, *Karla*, *Subli*, *Tziraghi*, *Kaprena*, *Kalitza*, *Libotania*, *Revenik*, *Demenik*, *Zerbos* und *Trinovo*, lauter ſlaviſche Ortſchaften am und im Pelion (*Zagora*) der hauptſachlich als griechiſch geprieſenen Küſtenlandſchaft Magneſia. Ebendaſelbſt iſt der Wald Λόγγος (*Lug* im Illyriſchen der Wald) und der Berg *Μαυρτζώγια*, Namen, die auch nicht ſonderlich helleniſch klingen. Man weiß aber auch, daß der arbeitſame, ackerbautreibende, friedliche und gewerbreiche Slavenſtamm der Velegeziten oder Velegoſtitſcher, wie ſie Schafarik nennt, ſich in theſſaliſch Theben und Demetrias niedergelaſſen und mit der Frucht des Pfluges eintraglichen Handel nach Salonichi getrieben haben. Ihre Hauptſtadt Veleſtin (ehemals Phera) ſteht noch heute, iſt aber hauptſachlich von Türken bewohnt. Ueber den Getreidehandel der theſſaliſchen Velegeziten ſieh Tafel a. a. O. S. LXXVIII. — Schafarik II, 226.

ſchwammig), und zwei Frauenzimmer aus Temeswar fügten die Bemerkung bei, wie leicht man doch das Neugriechiſche lerne, wenn man illyriſch verſteht.[1]

„Καθὲ χωριὸ καὶ ζακόνι, καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξει,“[2] ſingen ja die Turnobiten-Jungen auf der Gaſſe und fügen die Redenden häufig am Schluſſe ihrer Erzählungen als μῦθος δηλοῖ hinzu. Was grämt man ſich aber auch über dieſe Slavismen der Theſſalier? Im Munde der Peneſten, d. i. des gemeinen Volkes, wird man ſie wohl noch lange, vielleicht auf immer dulden müſſen; aber die Philoſophen und die Reichen in Turnovo und Veleſtin werden ſie ablegen, wie ſich das neue Königreich mit ſeinem Bildungstrieb, ſeinen Schulen und ſeinem helleniſch-etymologiſchen Reſtaurations- und Reinigungsapparat jener Gegenden bemächtiget hat. Nur den ſlaviſchen Infinitiv, ſcheint es, will ſich das helleniſche Volk ſelbſt in der Freiheit nicht nehmen laſſen, wie Deucalions ſteingeborne Menſchen zum ewigen Zeichen des Urſprungs ihre „Härte“

[1] Die ſlaviſche Endſylbe ova verkehren die Neugriechen häufig in αβο. Buchova iſt ein rein ſlaviſches Adjektiv, wird aber in der Griechiſchen Umgangsſprache mit vielen andern Slavismen, aus Unkunde eines entſprechenden helleniſchen Terminus, häufig noch gebraucht.

[2] „Jedes Dorf hat ſein Geſetz, jedes Viertel ſeinen Brauch.“ Ζακόνι iſt ein ſlaviſcher Terminus für Geſetz, μαχαλᾶς dagegen iſt türkiſch, wie wir ſchon in einer frühern Stelle erinnert haben.

bewahrten.[1] Durch Ordonnanzen läßt ſich in ſolchen Dingen nichts erzielen. Unterricht und Studium wirken ſchneller. Man ſieht es ja in Athen und Oſthellas, wo das ſchul- und alphabetloſe Albaneſen-Schkypi mit jedem Jahre Terrain verliert und nach einigen Menſchenaltern vielleicht von ſelbſt erliſcht, wie das Slaviſche nach einander in Arkadien, in Elis, in Meſſenien, in Akarnanien, in Aetolien, Phokis, Lokris und Böotien und zuletzt in Lakonien nach und nach erloſchen iſt.

Obwohl dieſe albaniſchen Schkypetaren ſelbſt nach der in der Revolution erfolgten Austreibung ihrer zum Islam abgefallenen Brüder aus den lakoniſchen und arkadiſchen Bergdiſtrikten Bordunia, Lala, Phonia ꝛc. noch ungefähr die Hälfte der Bevölkerung des Königreichs Hellas bilden, haben ſie doch weder der byzantiniſchen Sprache noch der Geographie des Landes bedeutende und umfaſſende, in keinem Falle aber ſo tief einſchneidende und ſo unaustilgbare Merkzeichen aufgedrückt wie ihre Vorgänger, die ſcythiſchen Slaven. Und wäre das Albaniſche noch vor Wiederanknüpfung des Jahrhunderte lang gänzlich unterbrochenen Verkehrs mit dem gebildeten Abendlande vom klaſſiſchen Boden verſchwunden, ſo könnte

[1] Den Verluſt des helleniſchen Infinitivs und ſeine Erſetzung durch den Conjunktiv mit Bindewort in der neugriechiſchen Sprache glauben wir aus dem Slaviſchen vollſtändig zu erklären. Sieh am Ende des Fragments.

man heute die Coloniſirung der ſchönſten und wichtigſten Provinzen von Hellas durch dieſes harte und den Künſten abgeneigte Volk mit noch weit größerem Rechte wegläugnen als die theilweiſe um tauſend Jahre ältere und noch weit umfaſſendere Ueberſchwemmung durch die Slaven, die ſo viel Zorn und Widerſpruch bei den deutſchen Grammatikern erregt, während es doch dem alten Strabo ſeiner Zeit kein Menſch übel nahm, wenn er die Uranfänge der alten Hellenen gleichfalls aus barbariſchen Elementen zuſammenſetzte. Freilich hielt man es damals nicht für möglich, politiſche Stellung, Macht und Herrſchaft — die natürlichen Reſultate der Seelengröße, des Muthes, des Verſtandes und der Geiſtesüberlegenheit — blos durch Suppliken und Dekrete zu erlangen. Das griechiſche Volk wie eine reiche Hetäre zu loben und nachher die Rechnung einzuſenden, iſt freilich bequemer und gewinnbringender als in den griechiſchen Bauerndörfern herumzuliegen und die Rede ziegenmelkender Schkypetaren zu unterſuchen.

Wenn nun ſelbſt der determinirteſte Kämpfer für unvermiſchtes Hellenenthum die jetzt noch beſtehende Herrſchaft ſlaviſchen Blutes, ſlaviſcher Sprache und Sitte im weiten Länderbezirke von den Ufern der Donau bis an die Stadtthore von Saloniki und bis an den Fuß des Olympus zugeſtehen muß, und wenn man denſelben Zuſtand wenigſtens für die feſtgeſetzte Epoche, 1000 n. Chr., als im ganzen Peloponnes

vorherrschend nachzuweisen die Mittel hat, so ist die Metamorphose des zwischen beide Slaven-Ausgangspunkte hineinfallenden kleinen Territoriums von Hellas ein nothwendiger Folgesatz. Deßwegen hat man auch früher die ganze Kraft der Argumentation hauptsächlich auf diesen Punkt geworfen. [1] Fragen Sie aber, wie man denn überhaupt auf den Gedanken von einer mehr oder weniger vollständigen Slavinisirung der peloponnesischen Halbinsel und des gesammten griechischen Continents verfallen, und diesen häretischen, Enthusiasmus abkühlenden und allgemeinen Unwillen erregenden Satz mitten unter das begeisterte Abendland schleudern konnte, so antworte ich mit den guten Hagion-Oros-Mönchen, daß wie allzeit so auch dieses Mal das Unheil und der Widerspruch vom Bücherlesen entstanden ist.

Beim Ausbruch der Revolte auf Morea wußte ich so wenig als es die Gegner jetzt wissen wollen, welche Vorgänge und Schicksale Land und Leute hatten, die unter dem Titel Spartiaten, Elier, Arkadier, Argiver und Korinther als Supplikanten und Insurgenten plötzlich auf dem Welttheater erschienen. Man hatte in Deutschland weder eine gute Landkarte, noch ein verständiges Buch, noch einen vernünftigen Begriff über die Gestalt des neuen

[1] Geschichte der Halbinsel Morea wahrend des Mittelalters: I. Band. München, bei Cotta 1830. II. Band. ibid. 1836.

Griechenlands. Beim achäiſchen General Philopömen und höchſtens beim römiſchen Conſul Mummius (aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung) knüpften wir unſere Ideen an. Die „Byzantiner" — freilich mehr als dreißig Folianten — hat entweder Niemand geleſen oder in dieſem Punkt Niemand verſtanden. Das Wort „Morea" war mir zuerſt verdächtig. Noch auffallender waren die vollkommen wendiſch klingenden Ortsnamen, wo die erſten Gefechte vorgefallen ſind. Wie kamen denn Valtezzi, Vitin, Kamenz in das Centrum des Peloponneſes? was iſt Miſtra am Taygetus für ein Wort? warum heißen ſie den Bach an den Ruinen von Megalopolis nicht mehr Heliſſon, ſondern Varvutzena, und ein Flüßchen in Tzakonien gar Zavitza, d. i. die kleine Save? Unter dieſen Bedenklichkeiten las ich im Buche des Kaiſers Konſtantin Porphyrogenitus über die Provinzen des byzantiniſchen Reichs beim Thema „Peloponnes" folgende Stelle, die ich ohne Furcht gleich im Original ſelbſt herſetzen will, da ſich um ſolche Dinge ohnehin nur Leute von Fach bekümmern:

„Ὕστερον δὲ πάλιν τῶν Μακεδόνων ὑπὸ Ῥωμαίων ἡττηθέντων, πᾶσα ἡ Ἑλλάς τε καὶ ἡ Πελοπόννησος ὑπὸ τὴν τῶν Ῥωμαίων σαγήνην ἐγένετο, ὥστε δούλους ἀντ' ἐλευθέρων γενέσθαι· ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος, ὅτε ὁ λοιμικὸς θάνατος πᾶσαν ἐβόσκετο τὴν οἰκου-

μένην, ὁπηνίκα Κωνσταντῖνος ὁ τῆς κοπρίας ἐπώνυμος τὰ σκῆπτρα τῆς τῶν Ῥωμαίων διεῖπεν ἀρχῆς, ὥστε τινὰ τῶν ἐκ Πελοποννήσου μέγα φρονοῦντα ἐπὶ τῇ αὐτοῦ εὐγενείᾳ, ἵνα μὴ λέγω δυσγενείᾳ, Εὐφήμιον ἐκεῖνον τὸν περιβόητον γραμματικὸν ἀποσκῶψαι εἰς αὐτὸν τοῦτο τὸ θρυλούμενον ἰαμβεῖον

„γαρασδοειδὴς ὄψις ἐσθλαβωμένη."

ἦν δὲ οὗτος Νικήτας ὁ κηδεύσας ἐπὶ θυγατρὶ Σοφίᾳ Χριστοφόρου τὸν υἱὸν τοῦ καλοῦ Ῥωμανοῦ καὶ ἀγαθοῦ βασιλέως.“ D. i.

„Später aber, nachdem die Macedonier von den Römern beſiegt worden, gerieth ganz Hellas mit dem Peloponnes unter das Netz der Römer, ſo daß ſie ſtatt ſelbſtſtändig dienſtbar wurden. Als aber während der Herrſchaft des Miſt-Konſtantin über die Römer der peſtartige Tod den Erdkreis entvölkerte, wurde die ganze Provinz (Peloponnes) „ſlaviniſirt und ſo völlig barbariſch," daß ſich der berühmte Grammatiker Euphemius über einen Peloponneſier, der ſeine edle (um nicht zu ſagen unedle) Abkunft gar zu höchlich rühmte, durch den bekannten Spottvers luſtig machte:

„Ein verſchmitztes Slavoniergeſicht."

„Es war aber dieſer (Peloponneſier) Niketas, der ſeine Tochter Sophia mit Chriſtophorus, Sohn des guten wackern Kaiſers Romanus vermählte. [1]

[1] Constantin. Porphyrogenit., Vol. III. pag. 53, Edit. Bonn. (de Thematibus lib. 2, Sextum Thema).

Diese Stelle lehrte mich das Ueberwiegen der slavischen Nomenclatur in der Topographie Moreas freilich begreifen, und ward ihrerseits die fruchtbare Quelle genauerer Forschung und eben so wichtiger als historisch unbestreitbarer Folgesätze für die Geschichte des illyrischen Continents. Das einzige Wort „ἐσθλαβώθη“ hat das Geheimniß byzantinischer Vergangenheit verrathen. Auch hat sich der Zorn gegnerischer Kritik vorzüglich über dieses Citat ergossen. Leute, die noch keine Zeile aus den „Byzantinern“ gelesen hatten, ja nicht einmal ihr Daseyn kannten, warfen mir vor, ich hätte die Stelle nicht recht verstanden: ἐσθλαβώθη heiße nicht „slavinisirt“ sondern „unterjocht, in servitutem redacta“, und das Epigramm des Euphemius sey nicht mit „verschmitztes Slavoniergesicht“, sondern mit

„Altes in die Knechtschaft geführtes Gesicht“
(Vieta facies in servitutem redacta)

zu übertragen, wie es auch in der ersten holländischen und spätern Banduri'schen Version zu lesen ist und in der neuesten Bonner Edition unverändert nachgeschrieben wurde. „Ein altes in die Knechtschaft geführtes Gesicht“ wäre fürwahr ein ungemein witziges Epigramm! [1] In Athen gehen sie noch weiter und

[1] Umsonst nimmt Dr. Tafel, für byzantinische Philologie eine der ersten Zierden Deutschlands, in seinen kritischen Anmerkungen zu Konstantin Porphyrogenitus die alte Erklärungsweise »in servitutem redacta« in Schutz. Es

erklären neben dem deutschen Ausleger auch den Autor selbst, den guten Konstantin Porphyrogenitus für einen Ignoranten. „Wer denn dieser Konstantin eigentlich sey und was denn er vom Peloponnes seiner Zeit wissen konnte?“ Konstantinus Porphyrogenitus, der VIII. dieses Namens, war Autokrat von Byzanz, regierte 47 lange Jahre (912—959) und schrieb eine Menge Bücher, von denen jedoch nur drei, die Beschreibung der Provinzen, die Abhandlung über äußere Politik und innere Verwaltung des Reiches und das Werk über die Ceremonien des kaiserlichen Hofes bis auf unsere Zeit gekommen sind.

Von Geist, Humor, Malice und tragischem Schwung, welche die Denkwürdigkeiten von Belisars Geheimschreiber Procopius so anziehend machen, entdeckt

scheint dem trefflichen und wohlverdienten Manne zu entgehen, daß die byzantinischen Autoren den Begriff »in servitutem redigere« allzeit durch die Form *σκλαβώνω* (zum Sklaven machen), den Volksbegriff dagegen durch die Form *σθλάβος*, *σθλαβώνω* ausdrücken. Demnach wäre es im byzantinischen Sprachgebrauch gerade wie im deutschen: *σθλάβος* ist ohne Ausnahme die Volksbezeichnung „Slave“, *σκλάβος* aber (mit eingeschaltetem *κ*) bald das Volk, bald der Knecht, Slave oder Sklave.

Die Bedeutung des Wortes *γαρασδοειδής* hat wohl der berühmte Slavist Kopitar zuerst sach- und schulgerecht aus dem Russischen erklärt, wo Гораздъ, *Gorasd*, „verschmitzt, verschlagen“ heißt. Im Böhmischen findet man das Wort ebenfalls als *Horazd* und *Gorazd*. Schafarik II, 475.

man in diesen kaiserlichen Compilationen freilich nicht sonderlich auffallende Spuren. Auch hielt es Se. Oströmische Majestät für unschicklich viel eigene Gedanken zu haben oder einen pragmatischen Faden zu innerer Verbindung durch die eckicht und ungeschliffen aneinander gereihten Fragmente durchzuziehen. Aber der Imperator, einer slavischen Familie angehörend, redete neben dem Griechischen auch das Slavische, und hat uns durch seinen pedantischen Fleiß und Geschmack Notizen hinterlassen, die man anderswo vergeblich sucht. Schon sein kaiserlicher Vater und Vorfahr, Leo Philosophus, war ein gelehrter Herr, der schlechte Jamben schrieb und zum größten Verdruß des Clerus von Byzanz nacheinander vier Weiber nahm. Der Großvater, Kaiser Basilius, war dagegen freilich nur ein slavischer Bauernjunge aus Macedonien, hatte sich aber durch Glück und durch eigene Kraft bis zum kaiserlichen Diadem hinaufgeschwungen und die erste große Slavendynastie des byzantinischen Reichs gegründet.[1]

Den byzantinischen Genealogen, durch welche der Porphyrogenet Leben und Thaten seines großen Ahnherrn beschreiben ließ, schien es freilich unschicklich,

[1] Mit Ausnahme der dazwischen hineinfallenden zwölfjährigen Herrschaft der Imperatoren Phocas und Johannes Tzimisces regierte diese Slavenfamilie vom Jahr Christi 866 bis 1034, im Ganzen also 156 Jahre ununterbrochen über den Orient, dem sie in der Person Basilius II, genannt „Bulgarentod", den größten Krieger und glücklichsten Fürsten gab.

das regierende Haus von so geringem und niedrigem Ursprung herzuleiten. Sie erzählen daher ganz umständlich, versteht sich Alles aus zuverlässigen, unbestreitbaren, aber sonst aller Welt unbekannten Quellen, daß Basilius der Macedonier väterlicherseits in gerader Linie vom königlich armenischen Geschlechte der Warschakiden, weiblicherseits aber von Konstantinus Magnus und im Ganzen von seinem Landsmanne Alexander dem Macedonier abstamme. Obwohl sich seine Familie nur mit Kornschneiden und Pflügen beschäftigte und er selbst als Wickelkind bei der Einnahme Adrianopels durch den Bulgarenkönig Krum mit der noch übrigen Bevölkerung der Stadt nach Bulgarien ziehen mußte, habe doch zuerst ein kokettirender Adler symbolisch, dann der Prophet Elias mit artikulirten Worten der Mutter während des Kornschneidens die künftige Größe und Majestät des Sohnes vorherverkündet.

Zum Jüngling herangewachsen dachte Basilius sein Glück in der Hauptstadt zu versuchen und sich bei irgend einem Großen als Knecht zu verdingen. Er war aber so arm, daß er die Reise zu Fuß machte und bei seiner Ankunft in Konstantinopel die erste Nacht außerhalb der Ringmauer auf den steinernen Stufen einer Klosterkirche sich niederlegen mußte. Der derbe Slavenjunge erregte das Mitleiden der Mönche; denn er war, nach Ephraem von Byzanz, ein kräftiger, gewandter, nervenstarker, gutgewachsener,

blühender, gefälliger junger Mensch mit dichtem Haarwuchs, unverdrossener Seele und durchdringendem natürlichem Verstand.[1] Mit solchen Eigenschaften hat man zu Konstantinopel von jeher Glück gemacht. Durch Zuthun der Mönche kam Basilius gleich in das Haus eines vornehmen Mannes am kaiserlichen Hofe, stieg in der Gunst des Herrn, gab in entscheidenden Augenblicken Proben des Muthes, der Intelligenz und der Seelenstärke, daß ihn, nach Durchlaufung der höchsten Ehrenstellen, der byzantinische Autokrat Michael der Trunkenbold als Mitkaiser neben sich auf den Thron erhob (866), welchen aber Basilius schon im folgenden Jahre, nach gewaltthätiger Beseitigung seines Herrn und Wohlthäters, allein besaß. Hofleute und amtliche Scribenten reden zwar von Nothwehr und von einer Suprema lex der öffentlichen Wohlfahrt, die das Leben des trunkenen Autokraten zum Opfer verlangte. Allein das sittliche Gefühl der Nachwelt läßt sich weder durch Energie des Charakters, noch durch große Erfolge und glänzendes Verdienst, noch durch falsche Berichte und höfische Toilettenkünste bestechen und beschwichtigen.

[1] . . . . . *Βασίλειος ἐξέφυ πάλαι*
Μακεδονίας, ἐξ ἀσήμων πατέρων·
αὐτουργίᾳ τε χρωμένων γεωργίᾳ,
ἰσχυρὸς ἀνὴρ, δέξιος, ῥωμαλέως,
ἀνήλιξ, ἡβῶν, εὐπρόσωπος, δασύθριξ,
ψυχὴν ἀγαθὸς, τὰς φρένας εὐρωμένος.
Ephraemius Byzantinus. Edit. Bonn. pag. 111.

Wenn es am kaiserlichen Hofe schon unter Michael dem Trunkenbold von Bulgaren und Slaven wimmelte und selbst der Senat und die höchsten Palastämter mit Leuten dieses Volkes besetzt waren,[1] so hatten sie nun durch ihren Landsmann Basilius auf länger als anderthalbhundert Jahre Reich und Diadem vollends an sich gebracht. Die kaiserlichen Hofgelehrten sagen es freilich nicht so unumwunden, weil sie den slavischen Bauernknecht in letzter Instanz, wie oben gesagt, für einen Sprößling des macedonischen Helden erklärten. Aber die Sache war so allgemein bekannt, daß sie selbst zu den arabischen Annalisten des Zeitalters drang und in ihre Compendien aufgenommen wurde. So liest man z. B. in der Chronik des Hamsa von Isfahan unter der Rubrik „Basilius der Macedonier" folgende Stelle: „Dann ward das Reich von diesem Hause auf das Geschlecht der „Slaven" übertragen; denn Basilius der Slave tödtete (den Michael) in den Tagen Al-Motaz im Jahre 253 (A. Ch. 867)."[2]

Basilius der Slave war ungebildet, aber ein Mann der Energie und der That, dem jedoch die Vorsehung im Gegensatze mit den sieben ersten Osmanli-

[1] Damianos der Slave war Oberstkammerherr und Patrizier, *ὁ Παραχοιμώμενος Δαμιανὸς Πατρίκιος τῷ γένει Σκλάβος.* Vita Basilii Macedon. XVI.

[2] J. Reiske, Comment. ad Constantin. Porphyrogeniti Ceremoniale Aulae Byzantin., pag. 142. Edit. Lips. 1751.

Sultanen das Glück versagte, den Geist der Kraft auf die Kinder zu vererben. Denn von seinen Söhnen und Nachfolgern war der sogenannte Bücher-Leo zwar gelehrt, aber schwach und unthätig; Alexander dagegen ein toller Wüstling, der auf einen Slaven, Namens Basilitzes, alle Reichthümer und Ehren häufte und ihn selbst mit Umgehung der Kinder seines verstorbenen Bruders zum Nachfolger in der Regierung ernennen wollte.[1]

Zum Glück für den Neffen starb der eigensinnige, harte Oheim unvermuthet nach kaum einjähriger Herrschaft, und der siebenjährige Konstantin Porphyrogenitus ward anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Zoë und später seines Schwiegervaters Romanos Autokrat des Orients, konnte aber erst im vierzigsten Lebensjahre, nach gewaltsamer Austreibung des Vormundes, zum Vollgenuß der obersten Macht gelangen. Ein Autokrat, der sich 33 Jahre lang am Gängelbande führen läßt und ohne Ungeduld die Gewalt in fremder Hand erblicken und sich mit dem Schatten der Macht begnügen kann, ist in keinem Falle ein Mann von bedeutender Leidenschaft und von sonderlich heißem Blute. Regte sich aber auch zuweilen der Ehrgeiz, ward er bald im Staub der kaiserlichen Bibliothek erstickt. Konstantin war Gelehrter im Diadem, der seinem Sohne Romanus statt

[1] .... *Βασιλίτζην τὸν ἀπὸ Σκλαβισίαν* ... Vita Alexandri etc., cap. II.

des Beispieles rühmlicher Thaten zwei schmale Compendien und ein dickes Werk byzantinisch-antiquarischen Inhalts als Vermächtniß hinterlassen hat.

Mit Konstantin und seinem Vorgänger Leo hat Papierregiment und Seraïwirthschaft am Bosporus eigentlich begonnen. Monarchen, die Prosa schreiben, haben alle dasselbe Thema: Vergangene Schicksale oder künftige Wohlfahrt des Reiches und des regierenden Hauses. Charakteristik und Analyse der porphyrogenetischen Schriften wäre hier nicht am rechten Orte, aber läugnen wird Niemand, daß unter dem oft leeren und pedantischen Wust byzantinischer Staatsmarimen und Regierungskniffe Notizen der fruchtbarsten Gattung verborgen sind. Namentlich werden die Russen (οἱ Ῥῶς) und die südlichen Slaven überhaupt in Konstantins Compendium über den Staatshaushalt mit ihren guten und schlechten Eigenschaften zum erstenmal auf das Welttheater gebracht und psychologisch, kurz aber kennbar geschildert. „Eine unersättliche unausfüllbare Gier nach Geld sey das allen scythischen Völkern von der Natur aufgedrückte Merkmal; sie setzen Alles in Bewegung, ringen und haschen nach Allem, und doch sey ihrer Begehrlichkeit kein Ende und wachse das Verlangen mit dem Besitz. Für geringe Leistungen fordern sie unverschämten Lohn. Unter allen am bettelhaftesten und zudringlichsten aber seyen die Chasaren, die Ungarn und die Russen, die in einemfort nach Konstan-

tinopel kommen, um sich unter nichtigem oder unerheblichem Vorwande gestickte Gewänder, Kronen und andere Toilettenartikel aus der kaiserlichen Garderobe oder gar das Staatsgeheimniß des griechischen Feuers auszubitten.[1]

Stolze ungarische Magnaten und die Russen-Czare müssen heute freilich lachen, wenn sie die Sittenkatechese und die scythischer Begehrlichkeit entgegenzustellende Ablehnungsformel des kaiserlichen Pedanten lesen. Damals (950) waren aber diese Völker noch Barbaren und Heiden. Das sanfte Joch des Christenthums hatte ihre Wildheit noch nicht gezähmt, sie noch nicht sittlich verwandelt, veredelt und besonders die Russen noch nicht zu jenem Grade von Uneigennützigkeit und christlicher Liebe erhoben, die sie heute in allen Privat- und öffentlichen Verhandlungen andern zum Exempel durchschimmern lassen. „Kijew (τὸ χάζαρον, κιοάζα) nennt Konstantin Metropole und Herzpunkt der niemalsruhenden und mit fanatischer Zähigkeit unaufhaltsam nach West und nach Süd drängenden „Ῥῶς“.

Die vollen Kassen, die Goldkronen und die gestickten Gewänder von Byzanz hatten für diese Wilden einen unwiderstehlichen Reiz, und schon damals wäre Ost-Rom vielleicht russischer Zudringlichkeit erlegen, hätten sich nicht nach der Reihe wilde und

[1] Constant. Porphyrog. de Administr. Imper. cap. 13. Ed. Bonn. pag. 81 ff.

kriegeriſche Stämme aus Turkeſtan und Kiptſchak, Petſchenegen, Uſen, Polowzen und endlich die Tataren durch Beſetzung der Dniepermündungen, der heutigen Moldau und überhaupt des Nordufers des Pontus Eurinus wie ein ſchirmender Keil zwiſchen Kijew und Byzanz hereingeſchoben und für letzteres neue Lebensfriſt ausgewirkt. Dieſe Scheidewand aufrecht zu halten, galt im zehnten Jahrhundert als Hauptmarime byzantiniſcher Politik. Um ſie niederzureiſſen und alle Hemmniſſe des Ruſſendranges zu beſeitigen, brauchte es faſt 900 Jahre Arbeit, Leiden und Geduld. Der Menſch kann nicht über ſchnellen Gang des Fatums klagen. War mit Griechenland Friede, fiel die Ruſſenplage auf die nördlich und weſtlich von Kijew liegenden Slavenſtämme der Derbianen, der Drugobiten, der Kribitſchen, der Serben und anderer den Ruſſen ſchon damals zinsbaren Brudervölker.[1] Ruhen konnten ſie niemals. Alles Land von Kijew am Dnieper hinauf bis Nowgorod (*Νέμογαρδ*) und heraus zu den Wohnſitzen der Frangi hinter dem Elbeſtrom nennt der Porphyrogenet „Sklabinien" (*Σκλαβινίαι*) und weiſt ihm Drugubiten, Lenzaninen, Kribitſchen, Serben ꝛc. als Bewohner an.[2]

[1] *Εἰς τὰς Σκλαβινίας τῶν τε Βερβιάνων καὶ τῶν Δρουγουβιτῶν καὶ τῶν Σερβίων καὶ Κριβιτζῶν καὶ λοιπῶν Σκλάβων, οἵτινές εἰσι πακτιῶται τῶν Ῥῶς.* de Admistr. Imp. cap. 9 fine. Hier iſt nicht vom Donau-Serbien unſerer Zeit, ſondern vom Urlande dieſes Stammes hinter den Karpathen die Rede.

[2] Constant. Porphyrog. de Administr. Imp. cap. 9.

Dieſelbe Benennung „Slavinien" tragen aber im Weſten der Maritza und im Süden der Donau ſämmtliche Landſchaften zwiſchen dem ägäiſchen und adriatiſchen Meere, ſelbſt mit Einſchluß von Macedonien und Theſſalien, erweislich ſchon im 7ten Jahrhundert und noch vor dem Einbruch der Bulgaren und der Gründung ihres Reiches. Wir finden die Dragubiten und Sagudaten bei Saloniki; die Belegezeiten, Bajuniten und Berziten in Theſſalien und Nachbarſchaft; die Kribitſchen in Meſſenien, die Milingi im Taygetus, die Ezeriten im Eurotasthal, die Serben im größten Theile Illyricums; Stämme mit der allgemeinen Benennung „Sklaben, Sklabinier und Sklabeſianen", in Elis, in Arkadien, in Lakonien, in Tzakonien, in ganz Peloponnes. Aber das eben iſt es, was man nicht glauben will und ich erſt beweiſen ſoll. Uebrigens iſt die Chronologie dieſer Begebenheiten ein Umſtand, der ängſtliche und unerfahrne Leſer beinahe nicht weniger beunruhiget, als die Sache ſelbſt.

Wann ſind denn — ſo hört man häufig fragen — alle dieſe Gräuel über das ſchöne poetiſche Hellas hereingebrochen? Und hat denn außer dem Slaven-Imperator Porphyrogenitus in der bezeichneten Stelle kein gleichzeitiger Annaliſt je von ſolchen Scenen Meldung gethan? Alles ignoriren und wie nicht geſagt betrachten, was man hierüber ſchon früher gewiſſenhaft verfaßt und gründlich nachgewieſen hat,

hieße doch einerseits an Bescheidenheit und Selbstverläugnung, andrerseits aber an Insolenz und Dickohrigkeit alles Maß überschreiten. Zu Anfang des 6ten Jahrhunderts, besonders mit Justinian I. (527—565) begann das Uebel, und die Mitte desselben 6ten Jahrhunderts (550) ist mit voller Sicherheit als Zeitpunkt regelmäßiger Slavenströmung über die Donau und theilweiser Seßhaftmachung auf byzantinischem Boden anzunehmen.[1]

Decennien lang gingen Plünderungszüge und Verödung bleibender Niederlassung voran, wie es Procopius kurz aber eindringlich geschildert hat.[2] Den

[1] Geschichte der Halbinsel Morea. Bd. I. S. 151—213.

[2] Im Jahre 539, d. i. im 13. Regierungsjahre Justinians I. erschreckte ein Komet die Welt und geschah der große Einbruch der Hunnen, Slaven, Bulgaren, Anten und Gepiden in das östliche Reich: *Μέγα μὲν εὐθὺς στράτευμα οὐννικὸν, διαβάντες ποταμὸν Ἴστρον, ξυμπάσῃ Εὐρώπῃ* (das ist die illyrische Halbinsel) *ἐπέσκηψαν· γεγονὸς μὲν πολλάκις ἰδίᾳ. τοσαῦτα δὲ τὸ πλῆθος κακὰ ἢ τοιαῦτα τὸ μέγεθος, οὐκ ἐνεγκὸν πώποτε τοῖς ταύτῃ ἀνθρώποις. ἐκ κόλπου γὰρ τοῦ Ἰονίου οἱ βάρβαροι οὗτοι ἅπαντας ἐφεξῆς ἐληΐσαντο μέχρι ἐς τὰ Βυζαντίου προάστεια. καὶ φρούρια μὲν δύο καὶ τριάκοντα ἐν Ἰλλυριοῖς εἶλον· πόλιν δὲ τὴν Κασσάνδρειαν κατεστρέψαντο βίᾳ* (ἣν οἱ παλαιοὶ Ποτίδαιαν ἐκάλουν, ὅσα γε ἡμᾶς εἰδέναι) *οὐ τειχομαχήσαντες πρότερον. καὶ τά τε χρήματα ἔχοντες, αἰχμαλώτων τε μυριάδας δύο καὶ δέκα ἀπαγόμενοι. ἐπῆσαν ἅπαντες ἀνεχόρησαν οὐδενὸς σφίσιν ἐναντιώματος ἀπαντήσαντος. χρόνῳ δὲ ὑστέρῳ πολλάκις ἐνταῦθα γενόμενοι, ἀνήκεστα ἐς Ῥωμαίους δεινὰ ἔδρασαν. οἱ δὴ καὶ ἐν χρόνῳ τειχομαχήσαντες, βιασάμενοί τε τοὺς ἐκ τοῦ τείχους ἀμυνομένους, καὶ διὰ τοῦ τῆς θαλάσσης Ῥοθίου τὸν περίβολον ὑπερβάντες, ὃς*

Peloponnes erreichte die nordiſche Fluth zwar erſt gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts,[1] aber um

πρὸς κόλπῳ τῷ Μέλανι καλουμένῳ ἐστίν· οὕτω τε ἐντὸς τῶν μακρῶν τειχῶν γεγενημένοι, καὶ τοῖς ἐν Χερρονήσῳ Ῥωμαίοις ἀπροσδόκητοι ἐπιπεσόντες, ἔκτεινάν τε πολλοὺς καὶ ἠνδραπόδισαν σχεδὸν ἅπαντας. ὀλίγοι δέ τινες καὶ διαβάντες τὸν μεταξὺ Σηστοῦ τε καὶ Ἀβύδου πορθμὸν, ληϊσάμενοί τε τὰ ἐπὶ τῆς Ἀσίας χωρία, καὶ αὖθις ἐς Χερρόνησον ἀναστρέψαντες ξὺν τῷ ἄλλῳ στρατῷ καὶ πάσῃ λείᾳ ἐπ' οἶκον ἀπεκομίσθησαν. Ἐν ἑτέρᾳ τε εἰσβολῇ τοὺς Ἰλλυριοὺς καὶ Θεσσαλοὺς ληϊσάμενοι, τειχομαχεῖν μὲν ἐνεχείρησαν ἐν Θερμοπύλαις, τῶν δὲ ἐν τοῖς τείχεσι φρουρῶν καρτερώτατα ἀμυνομένων· διερευνώμενοι τὰς περιόδους, παρὰ δόξαν τὴν ἄτραπον εὗρον ἣ φέρει εἰς τὸ ὄρος ὃ ταύτῃ ἀνέχει. οὕτω τε σχεδὸν ἅπαντας Ἕλληνας, πλὴν Πελοποννησίων, διεργασάμενοι ἀπεχώρησαν. Procopius de Bello Persico, lib. II, cap. 4. Nachrichten deſſelben Autors über die Einbrüche ſlaviſcher Völkerſchaften auf griechiſchem Boden findet man außer dieſer Hauptſtelle noch ferner lib. III, cap. 14, 29, 38, 40; lib. IV, cap. 25 de bello Gothico. Item cap. 18 Histor. Arcan. Dann bei Menander, de legat. lib. II, im 4. Jahre Tiberius II.; item lib. VIII, de legat. (pag. 164 ff. der Pariſer Edition): *Κεραΐζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν . . . .*

[1] Nach unſerer Berechnung zwiſchen 584 und 593 nach Chriſtus, während der unheilvollen Regierung des gelehrten, beredten, gottesfürchtigen, aber geizigen und höchſt unglücklichen Imperators Mauritius aus Cappadocien. Der Nationalkampf gegen die Saſſaniden verſchlang die Kraft des Reiches, und dem fürchterlichen Andrang des Avaren-Chans mit der norddanubiſchen Völkerſäule der ſeinem Impuls folgenden Slaven hatte ſchon Mauritius Vorgänger, Tiberius II., nichts entgegenzuſtellen als ohnmächtige Verträge, Bitten und Geduld. Das Unheil, ſagt Menander der byzantiniſche Diplomat, brach von allen Seiten über Hellas herein; in Thracien erſchien ein Haufe von 100,000 Slaven,

die Mitte den 10ten hatte der Tumult noch kein Ende gefunden. Die letzte Slavenhorde, in so ferne

während andere Haufen auf anderen Punkten in das sich selbst überlassene Hellas eindrangen, und Niemand wehrte.* Das kann Alles seyn, sagt die Kritik, aber wo ist in allen diesen Citaten vom „Peloponnes" die Rede? Der Peloponnes ist aber Kopf und Citadelle Griechenlands, welche Justinian durch Wiederherstellung der Mauer um Isthmus den Barbaren verschlossen hat.** Daß aber die Barbaren um dieselbe Zeit die lange Mauer am thracischen Chersones erstiegen, Cassandra genommen und selbst durch die vermauerten Thermopylen gebrochen seyen, sieht die Kritiker nicht an, sie fragen im Unisono: wo es geschrieben stehe, daß schon im 6. Jahrhundert auch der Isthmus von Korinth gefallen und die Slavenfluth eingedrungen sey? Die Hartnäckigkeit — man kann es ihnen nicht übel nehmen — wird um so größer, je mehr man drängt und aus magern Chronisten, aus der Correspondenz des Pabstes Gregorius Magnus und besonders aus dem Kirchenhistoriker Evagrius

* *Μετὰ δὲ τὸ τέταρτον ἔτος Τιβερίου Κωνσταντίνου Καίσαρος ἐν τῇ Θράκῃ ξυνηνέχθη τὸ Σκλαβηνῶν ἔθνος μέχρι που χελιάδων ἑκατὸν Θράκην καὶ ἄλλα πολλὰ λῃσασθαι.* Menander de Legat. lib. II, pag. 84 Edit. Venet. *Κεραϊζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν καὶ ἁπανταχόσε ἀλλ' ἐπ' ἀλλήλων ἐπῳρτημένων τῶν κινδύνων. ὁ Τιβέριος οὐδαμῶς δύναμιν ἀξιόμαχον ἔχων οὐδὲ πρὸς μίαν μοῖραν τῶν ἀντιπάλων μήτε πρὸς πᾶσαν* Menander de Legat. lib. VIII, pag. 110 ed. Venet. (pag. 164 ed. Paris).

** *Τὸν ἰσθμὸν ὅλον ἐν τῷ ἀσφαλεῖ ἐτείχισατο. φρούρια δὲ ταύτῃ ἐδείματο, καὶ φυλακτήρια κατεστήσατο. τούτῳ δὲ τῷ τρόπῳ ἅβατα τοῖς πολεμίοις ἅπαντα πεποίηκεν εἶναι τὰ ἐν Πελοποννήσῳ χωρία.* Procop. de Aedific. IV, cap. 2 fine.

von gleichzeitiger authentiſcher Nachweiſung die Rede iſt, wälzte ſich unter der Reichsverweſung des mit unſerm

Scholaſticus von Antiochia nachzuweiſen ſucht, daß gerade um 584—593 ff. nach Chriſtus unermeßliche Schwärme land- und beutelüſterner Barbaren aus Innerſlavinien über die Donau kommen und zu gleicher Zeit und mit unabtreiblicher Wuth Thracien, Macedonien, Theſſalien, Althellas, Albanien, Iſtrien und Friaul verwüſten, vor Theſſalonika erſcheinen, Adrianopel beſtürmen und mit Hülfe langobardiſcher Werkmeiſter ſogar Flotten zimmern, um in Dalmatien die Seeſtädte anzugreifen und ſelbſt Konſtantinopel auf der Waſſerſeite zu ſchrecken.* Beſonders viel haben wir uns auf das pathetiſche Citat aus vorgenanntem Scholaſtiker Evagrius eingebildet. Aber weit entfernt durch daſſelbe alle Bedenken auf einmal niederzuſchlagen und das Faktum über allen Bereich der Controverſe zu erheben, brachte es zum größten Verdruß bei den gelehrten Antagoniſten eine höchſt unbedeutende Wirkung hervor. „Unter dieſen Umſtänden", ſchreibt Evagrius, „brachen die Avaren zweimal bis an die ſogenannte lange Mauer hervor, eroberten und verheerten Singidunum, Anchialos und ganz Hellas mit andern Städten und Feſtungen, vernichteten und verbrannten Alles."** Das ſind allgemeine und unbeſtimmt gehaltene Phraſen, hieß es, die im Grunde wenig oder nichts beſagen und vom Peloponnes wieder keine Meldung thun.

* Le-Beau, Hist. Byzant. ad ann. 593. — Gregor. Magn. ad Maximum Salonit. Episcop. lib. X, Epistol. 36. — Evagrius Scholasticus, Histor. Ecclesiast. lib. VI, cap. 10.

** *Τούτων ὧδε χωρούντων οἱ Ἄβαρες δὶς μέχρι τοῦ καλουμένου μακροῦ τείχους διελάσαντες, Σιγγιδόνα, Ἀγχιαλόν τε, καὶ τὴν Ἑλλάδα πᾶσαν καὶ ἑτέρας πόλεις τε καὶ φρούρια ἐξεπολιόρκησαν καὶ ἀνδραποδίσαντο, ἀπολλύντες ἅπαντα καὶ συμπολοῦντες.* Evagr. Schol. Hist. Eccles. lib. VI, cap. 10.

Porphyrogenitus zugleich regierenden Romanus Lecapenus (von 920 bis 944) über den Isthmus von

Man fragte sogar etwas spöttisch, ob denn „Hellas" eine Stadt sey, die man wie Anchialos und Singidunum mit Sturm nehmen könne? Meine Gegner geben nämlich immer von der Vorstellung aus, Evagrius von Antiochia habe auch sein Zimmer voll Landkarten und seinen Schreibtisch voll geo- und topographischer Compendien, voll Plan- und Situationszeichnungen von Hellas gehabt und täglich die Zeitung gelesen und die Bülletins des Avaren-Chans mit den Berichten des kaiserlichen Hauptquartiers verglichen, und auf der Karte regelmäßig angemerkt, welche Orte gefallen und welche Provinzen verloren seyen und wo jedesmal die Feinde stehen oder die kaiserlichen Heere unterlegen sind. Wenn der geniale Italiener heute noch von der Welt nichts weiter kennt als den Ort seiner Geburt und die Gegend, wohin er Lustpartien oder Geschäftsreisen macht, so kann man sich wohl denken, wie viel ein syrischer Literatus des 7. Jahrhunderts vom europäischen Griechenland, seinen Städten und Provinzen wissen mochte. Nur Scenen des äußersten Ruines und des allgemeinen Verderbens konnten die Aufmerksamkeit eines gelehrten Bewohners von Antiochia erreichen; aber klare Begriffe und genetisch ineinandergreifende Relationen über politische Ereignisse des illyrischen Continents wie bei Thucydides, muß man von einem Asiaten jener Periode überhaupt weder fordern noch erwarten. Unter „Ἑλλάδα πᾶσαν" des Evagrius haben wir dessen ungeachtet, und vielleicht nicht mit Unrecht, auch den Peloponnes subsumirt. Ein Patriarchalbericht an Alexius Comnenus vom Ende des 11. Jahrhunderts bezieht sich auf ein Diplom des Imperators Nicephorus (802—811 nach Christus), der in Folge eines siegreichen Befreiungskampfes der Bürger von Patras über die ihre Stadt belagernden Slavo-Avaren, die Kirche zum heiligen Andreas daselbst zur Metropolis erhob und durch den Zins der

Korinth. [1] Cardinalpunkt der ganzen Slaventheſis iſt die Patraſſer Schlacht, welche Nicolaus der Patriarch

beſiegten Slaven verherrlichte. Dieſe Kataſtrophe, fügt der Patriarchalbericht hinzu, ereignete ſich 218 Jahre nach der Beſitznahme des Peloponneſes durch die Avaren.* Ziehe man dieſe letztgenannte Summe von der Regierungszeit des Imperators Nicephorus ab, und die für Griechenland ſo unheilvolle Begebenheit fällt auf die Periode von 584 bis 593 unſerer Aera hinein.** Da hätten wir nun — was die Oppoſition allzeit verlangt — ein poſitives, von einem Griechen ſelbſt amtlich ausgeſtelltes und auf amtliche Documente geſtütztes Zeugniß, daß der Peloponnes durch ein barbariſches, aus Scythien eingedrungenes, nicht chriſtliches, nicht griechiſch redendes, der Regierung in Byzanz und ihrem Statthalter auf Akrokorinth nicht gehorchendes und gegen die von den Griechen beſetzten Punkte an der Küſte feindlich verfahrendes Volk 218 Jahre vor der Patraſſer Schlacht erobert und bewohnt worden ſey. Zu dieſem letzten Argument haben die Gegner nichts geſagt, und daran haben ſie unſeres Erachtens ſehr wohl gethan. Ohne Zweifel ſchöpfte der einheimiſche Verfaſſer einer kurzen, im Archiv

* *Ἐν τῇ καταστροφῇ τῶν Ἀβάρων . . . . ἐπὶ διακοσίοις δέκα ὀκτὼ χρόνοις ὕλοις καταςχόντων τὴν Πελοπόννησον.* Leunclavius, Jus Graeco-Romanum pag. 278 (Edit. Francofurt. 1596).

** Vergleiche, Geſchichte von Morea, Bd. I, pag. 183 ff. Daß aber Avaren und Slaven bei den Byzantinern jenes Zeitalters ſynonyme Begriffe waren, iſt bei Konſtantin Porphyrogenitus ausdrücklich bemerkt: *Οἱ ἐκεῖθεν τοῦ ποταμοῦ Σκλάβοι, οἱ καὶ Ἄβαροι καλούμενοι . . . — οὕτως οὖν οἱ Σκλάβοι οἱ Ἄβαροι* etc. De Admin. Imp. cap. 29, pag. 127. edit. Bonn.

[1] *Εἰςῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου.* Constant. Porphyr. de Admin. Imp. cap. 50.

aus dem eilften, und Konſtantin der Purpurgeborne aus dem zehnten Jahrhundert, an Zeit, Ort, Um-

von Turin aufbewahrten handſchriftlichen Chronik über Erbauung von Monembaſia, ſeine Nachrichten gänzlicher Slaviniſirung des Peloponneſes aus derſelben Quelle, bei welcher wir uns Raths erholten. Nur ſtellt er das Ereigniß noch viel beſtimmter und entſchiedener hin als wir es wagen durften, da er den Einbruch der Barbaren und die Ueberſchwemmung des Eilandes geradezu auf das ſechste Jahr des Kaiſers Mauritius (588 nach Chriſti), ihre Beſiegung vor Patras aber auf das vierte Regierungsjahr des Kaiſers Nicephorus (805) ſetzte. Ueberdies bemerkt dieſe Kirchenchronik ausdrücklich, daß um jene Zeit des großen Avarenkrieges unter Mauritius die Provinzen Theſſalien, Hellas, Attika und Euböa daſſelbe Schickſal erlitten wie der Peloponnes: Was von der Bevölkerung nicht entfloh, ward niedergemetzelt und durch die Eindringlinge erſetzt, die (im Peloponnes) bis zur Patraſſer Schlacht weder dem „römiſchen Kaiſer" noch ſonſt Jemanden unterthan waren. Nur auf unzugänglichen Steinklippen Tzakoniens der peloponneſiſchen Oſtſeite hätten ſich mehrere Gemeinden Griechiſchredender vor der „Slavenfluth" (*τοῦ Σθλαβινοῦ ἔθνους*) gerettet: ... *Ὁ δὲ Χαινὸς* (chan) *λύει σπονδὰς αἰτῶν ὑπέρογκα καὶ ἐχειρώσατο Θετταλίαν, Ἑλλάδα, Ἀττικὴν καὶ Εὐβοιαν καὶ Πελοπόννησον· καὶ καταφθείραντες τὰ γένη κατώκησαν αὐτοὶ ἐν αὐτῇ. οἱ δὲ δυνηθέντες ἐκφυγεῖν διεσπάρησαν ....*

Τοίνυν οἱ Ἄβαροι κατασχόντες τὴν Πελοπόννησον ἐπὶ χρόνους ὀϊη (218) *μήτε τῶν Ῥωμαίων βασιλεῖ μήτε ἑτέρῳ ὑποκείμενοι. ἦγον ἀπὸ τοῦ, ϛϛϛ* (6096 d. i. 588 nach Chriſti) *ἔτους τῆς τοῦ κόσμου κτήσεως, ὅπερ ἦν ἕκτον ἔτος τῆς βασιλείας Μαυρικίου καὶ μέχρι τοῦ ϛ τριακοσοῦ τρεῖς καὶ δεκάτου ἔτους, ὅπερ ἦν ἔτος δ' τῆς βασιλείας Νικηφόρου τοῦ παλαιοῦ, τοῦ ἔχοντος υἱοῦ Σταυρικίον* (Sic). Codex 336, fol. 1. Bibliothec. Taurin. Vide *Pasini*, Catalog. MSC. Taurin. — Ob übrigens die in Venedig gedruckte neugriechiſche Chronik

ständen und Erfolg übereinstimmend erzählen.[1] Nur hatten sich nach dem Bericht des erstern die Avaren schon 218 Jahre früher, d. i. Ausgangs des sechsten Jahrhunderts im Peloponnes festgesetzt, welcher dagegen nach Angabe des letztern erst unter Copronymus, d. i. um die Mitte des achten Jahrhunderts „ganz slaviniſirt und barbariſch wurde." Beide Angaben stehen in keinem innern Widerspruch, weil das Mehr oder Weniger, das Früher oder Später der ersten Ansiedlung für uns ein gleichgültiger Umstand ist, sobald nur das Factum selbst über allem Zweifel steht. Aber nicht ohne Grund hat man wider mich geltend gemacht, daß nach der kaiserlichen Erzählung die rebelliſchen Slaven im „Thema Peloponnes" zuerst die Wohnungen der „benachbarten Gräken" überfielen und ausplünderten, dann aber sich gegen Patras wandten, das Flachland vor den Festungsmauern überschwemmten und die Stadt selbst belagerten.

Es müssen also — so argumentiren sie — doch noch byzantiniſche Griechen im Lande, und zwar in der alten Provinz Achaja übrig gewesen seyn, deren Besitzungen die Slaven noch plündern und verheeren, und die sie selbst gefangen wegschleppen konnten.

des Dorotheus von Monembasia mit dieser Handschrift ganz oder zum Theil gleichlautend ist, vermögen wir aus Mangel eines Exemplars benannter Druckschrift nicht zu entscheiden.

[1] Constant. Porphyrog. de Admin. Imp. cap. 49.

Der Text läßt hierüber kein Bedenken.[1] Es fanden ja selbst die Franken bei ihrer Landung (1205), wo doch Alles schon in ein gemeinsames christliches Morea zusammengeflossen war, sogar die alte Benennung Achaja noch am nördlichen Küstenrande des Peloponneses haften, während die übrigen Neunzehntel des Landes in Jedermanns Munde mit dem slavischen Appellativ „Moreas" bezeichnet wurden.[2]

Das friedliche Nebeneinandersein zweierlei Blutes und zweierlei ethnischer Elemente, und zwar eines schwachen und eines starken, auf peloponnesischem Boden wäre demnach für den Zeitraum von 600—800 n. Chr. unwiderleglich dargethan. Die Einrede, daß die scythischen Eroberer niemals einen hinlänglichen Grad politischer Selbstständigkeit und Autonomie errungen und in der Praxis allzeit als Unterthanen des byzantinischen Imperators gegolten hätten, ist dagegen unbedingt zurückzuweisen, da im oftberührten Patriarchalbericht das gegenseitige Verhältniß unzweideutig und klar angegeben wird. „Sie (die Eindringlinge) waren von der romanischen Herrschaft

[1] . . . *Ηρώτων μὲν τὰς τῶν γειτόνων οἰκίας τῶν Γραικῶν ἐξεπόρθουν . . — κατεμήνυσε* (der Strategos von Korinth) *τῷ βασιλεῖ Νικηφόρῳ τήν τε ἔφοδον τῶν Σκλαβηνῶν καὶ τὴν προνομὴν καὶ αἰχμαλωσίαν καὶ ἀφανισμὸν καὶ τὴν λεηλασίαν καὶ τἄλλα δεινὰ ὅσα καταδραμόντες ἐποίησαν εἰς τὰ μέρη τῆς Ἀχαΐας.* loco citato.

[2] Chronic de la Morée Edit. Buchon.

ſo völlig abgetrennt, daß kein romaniſcher Mann ihr Gebiet betreten durfte.“[1]

Wer immer in Konſtantinopel regiert, hat das eiferſüchtigſte Verlangen auch Herr über Griechenland und beſonders über Morea zu ſeyn. Den innern Küſtenſaum von der Hauptſtadt des Reiches an der Propontis und am ägäiſchen Meere entlang bis nach Innerhellas offen und von griechiſch redenden Leuten bewohnt zu erhalten, war eine der traditionellen und ſtandhafteſten Maximen der chriſtlich-byzantiniſchen Politik. Wenn aber Dr. Griſebach mit Pouqueville meint, griechiſches Blut und griechiſche Redeweiſe habe ſich auf den Küſtenländern Thraciens und Macedoniens durchweg auf derſelben Linie erhalten, auf der ſie ſchon im Alterthume war und heute wieder gefunden wird, ſo hat er dennoch Unrecht.[2] Von der Mariza bis zum Hagion-Oros herab war der Strand erweislich ſchon um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts ganz ſlaviniſirt und der Landweg — die via Egnatia — von Konſtantinopel nach Theſſalonika durch ſlaviſche Eindringlinge verlegt und abgeſperrt. Namentlich ſaßen die Strymon- und die Runchi-Slaven um Philippi und Amphipolis, wo unter andern heute noch die ſlaviſchen Ortſchaften Groß-Orſova und Klein-Orſova ſind. Sie trieben

[1] *Καὶ τῆς ῥωμαικῆς ἀρχῆς ἀποτεμομένων ὡς μηδὲ πόδα βαλεῖν ὅλως δύνασθαι ἐν αὐτῇ Ῥωμαίων ἄνδρα.* Leunclav. l. c.

[2] Reiſe durch Rumelien, Bd. II, pag. 65 ff.

Küſtenfahrt und Seeraub auf ihren barbariſchen Monorylen, plünderten auf Inſeln und am Helleſpont und leiſteten den Binnenlandbrüdern in den wiederholten Angriffen auf Theſſalonika von der Seeſeite kräftige Unterſtützung.[1]

Um die Straße zu dieſer großen und wichtigen Handelsſtadt wieder zu öffnen, ging Heraclius Enkel, Konſtans II., um das Jahr 658 perſönlich wider „Slavinien" ins Feld und erfocht, wie der byzantiniſche Mönch Theophanes kurz, unbeſtimmt und talentlos berichtet, große Vortheile, „beſiegte und unterjochte viele".[2]

Mit dieſem Feldzuge hatte das byzantiniſche Imperium gegen die ſlaviſche Bevölkerung der europäiſchen Reichshälfte gleichſam die Offenſive ergriffen. Jedoch war der erſte Akt, wie es ſcheint, nicht

[1] Runchini vero, qui illis (Drugubitis) accesserant, mari per navigia accesserunt, Vide Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXXXVIII. — Otii vero impatientes Strymonii et Runchini nautas plurimos, qui devehendo Constantinopolin frumento vacabant, item eos, qui insulas atque Hellespontum habitabant, expoliantes, ipsam Propontidem ingressi sunt. Ubi vastata Parii et Proconnesi regione, usque ad portorium urbis regiae navigant; denique praeda onusti multisque navigiis aucti, casas suas Macedonicas repetunt. (Tafel a. a. O. pag. XCII) gibt dieſe Stelle auch im griechiſchen etwas corrumpirten Originale.

[2] *Τούτῳ τῷ ἔτει ἐπεστράτευσεν ὁ Βασιλεὺς κατὰ Σκλαβινίας, καὶ ἠχμαλώτισε πολλοὺς καὶ ὑπέταξεν.* Theophan. Chronicon p. 229 (Edit. Venet.).

ſonderlich folgenreich und eindringend, da die Slaven um eben dieſe Zeit und noch ſpäter wiederholt das feſte Theſſalonika zu Waſſer und zu Lande ängſtigten.[1] Juſtinian II. Rhinotmetos (A. C. 685—695 und 705—711) richtete ſchon mehr aus, drang bis Theſſalonika durch, befreite das Emporium, ſchlug und unterjochte „Strymonen und Runchinen mit andern Slavenſtämmen", wie St. Nicephorus von Konſtantinopel beinahe noch troſtloſer und kürzer als ſein Landsmann Theophanes berichtet.[2]

Um jedoch Gehorſam und Unterwürfigkeit des neueroberten Landes auf alle Zeiten ſicher zu ſtellen, verpflanzte Juſtinian II. einen Theil der ſlaviſchen Bevölkerung auf die aſiatiſche Seite des Hellesponts. Dieſer Theil war ſo zahlreich, daß der Imperator 30,000 kräftige junge Leute als Prätorianer ausheben und im Feldzuge wider die Araber dem kaiſerlichen Heere einverleiben konnte.[3] Aber auch die Zurückgebliebenen duldete er an der Seeküſte nicht länger, ſondern verpflanzte ſie weiter Strymon aufwärts in das Hochgebirge, wie es Porphyrogenitus

[1] Vgl. Tafel a. a. O. pag. LXXXIII—CIV.

[2] Nicephor. Patriarch. Histor. Byzant. pag. 19 (edit. Venet.).

[3] *Οὗτος Σθλαβικῶν βαρβάρων ἀποκρίνας ἡβῶντας ἄνδρας, ὁπλίτας ῥωμαλέους, φονικὸν ἐκπνέοντας Ἄρην ἐν μάχαις, ἐς χιλιάδας τρὶς δέκ' ἀριθμουμένους, νέον συνεστήσατο σύνταγμα φίλον, λαὸν περιούσιον αὐτὸ καλέσας.* Ephraemius Byzant. pag. 69 ed. Bonn.

(lib. II. 3 de Themat.) ausdrücklich bemerkt. Die ſlaviſchen Dorfnamen am Strand und in der Chalkidike, auf dem Wege von Saloniki nach Hagion-Oros, blieben bis auf unſere Zeit; aber griechiſche Redeweiſe gewann nach und nach wieder die Oberhand. Slavenverpflanzungen in Maſſe aus Europa nach Anatolien wurden von Juſtinians II. Nachfolgern nach jedem Siege regelmäßig wiederholt und bildeten die zweite Regierungsmarime byzantiniſcher Politik. Jedoch vermochten dieſe Maßnahmen doch nicht den wilden Freiheitsſinn der Slavenſtämme zu bändigen. Bis die Kirche mit dem Taufbecken dazwiſchentrat, begannen ſie das Spiel immer wieder von neuem, und namentlich hatte Konſtantin Copronymus (741—775) die größte Noth das kaiſerliche Anſehen in einem Aufſtande der von Rhinotmetus gebändigten und geſchwächten Slaven Macedoniens zu behaupten. Doch war der Feldzug des Jahres 758 n. Chr. für dieſe Gegend eben ſo entſcheidend in ſeinen Folgen, als in ſeinem Hergang einfältig erzählt vom langweiligſten und kurzſichtigſten aller Chroniſten, Theophanes von Byzanz.[1]

Armſeligkeit und Unfähigkeit dieſes Mannes ſind um ſo beklagenswerther, da er als Zeitgenoſſe den erſten großen Kriegszug des byzantiniſchen Imperiums

[1] *Τούτῳ τῷ ἔτει Κωνσταντῖνος τὰς κατὰ Μακεδονίαν Σκλαβινίας ἐχαλώτισε, καὶ τοὺς λοιποὺς ὑποχειρίους ἐποίησεν.* Theophan. p. 361.

gegen die vollſtändig ſlaviſirten Landſchaften Theſſalien, Inner-Hellas und Peloponnes unter Kaiſerin Irene (780 — 802) einzuregiſtriren hatte. Irene, aus einer atheniſchen Familie abſtammend, hatte vom Zuſtande Griechenlands vielleicht beſſere Einſicht als ihre Vorfahren, und ſandte ein großes aus den eingewanderten ſtreitbaren Stämmen Thraciens und Macedoniens rekrutirtes Eroberungs- oder Entdeckungsheer unter dem Patrizier Staurakios (783 n. Chr.) gegen die „Slavinenvölker.“ Wohin iſt alſo der byzantiniſche Feldherr gezogen, um dieſe „Slavinen“ zu unterjochen? Theophanes antwortet trocken und kurz: „Staurakios rückte in Theſſalien und Hellas ein, unterjochte alle und machte ſie dem Kaiſerthum zinsbar, drang ſogar in den Peloponnes und brachte viele Gefangene und große Beute römiſch-kaiſerlicher Majeſtät zurück.“ [1]

Dies iſt Alles was der Mönch, nachdem er noch darüberhin den prachtvollen Triumpheinzug des Stau-

[1] *Ἀποστέλλει Σταυράκιον τὸν πατρίκιον . . . μετὰ δυνάμεως πολλῆς κατὰ τῶν Σκλαβίνων ἐθνῶν. Καὶ κατελθὼν ἐπὶ Θεσσαλίαν καὶ Ἑλλάδα ὑπέταξε πάντας, καὶ ὑποφόρους ἐποίησε τῇ βασιλείᾳ, εἰςῆλθε δὲ καὶ ἐν Πελοποννήσῳ καὶ πολλὴν αἰχμαλωσίαν καὶ λάφυρα ἤγαγε τῇ τῶν Ῥωμαίων βασιλείᾳ.* Theophan. Chronograph. pag. 306 ed. Venet. (385 edit. Paris.) Daß übrigens in dieſer merkwürdigen Stelle die Lesart „*Θεσσαλονίκη*“ bei Theophanes verdorben und „*Θεσσαλία*“ herzuſtellen ſey, hat der gelehrte und vortreffliche Tafel a. a. O. p. CVI, Note 84, und p. XXII, Note 29, ſattſam nachgewieſen.

rakius und die gefangenen Slavenfürsten aus dem Peloponnes in Konstantinopel gesehen hatte, über eine der wichtigsten und, nach europäischen Begriffen zu urtheilen, größten und folgereichsten Begebenheiten der Geschichte von Byzanz zu sagen weiß! Aber nennt Theophanes hier nicht das eigentliche, alte, klassische Hellas und sogar den Peloponnes unumwunden ein von „slavischen Völkern" besetztes Land, das byzantinischer Majestät (um 783 n. Chr.) nicht gehorchte, keinen Tribut zahlte, und gegen welches man ein großes Unterjochungsheer aussandte, um es wieder in den Reichsverband hereinzuziehen? Wenn aber die byzantinische Streitmacht und der Feldherr Staurakios mit dem Auftrage von Konstantinopel ausziehen die „Slavinenvölker" zu bändigen, und wenn sie, um diesen Befehl zu vollziehen, Thessalien, Hellas und den Peloponnes feindlich überziehen, Alles unterwerfen, zum Tribut nöthigen und Beute und Gefangene in großer Menge von besagten Ländern nach Konstantinopel bringen, so ist der Schluß, daß jene Landschaften damals von unabhängigen Slavinen besetzt waren, ein natürlicher und ein unabweisbarer. *Ἐσθλαβώθη πᾶσα ἡ Πελοπόννησος καὶ ἐγένετο βάρβαρος.* Wahrhaft, Porphyrogenitus — wie Sie sehen — hat Recht, im Peloponnes war alles „slavinisirt und barbarisch." Freilich möchten wir auch gerne wissen, wie weit Staurakios im Peloponnes eingedrungen sey? wo man sich slavischer Seits zum

Gefecht eingestellt? welche Verträge man geschlossen und welche Einrichtungen und Bürgschaften man angeordnet habe, um den Gehorsam der Provinz auch für die Zukunft zu sichern? Aber Theophanes, in weltlichen Dingen offenbar weniger neugierig als ein deutscher Politicus, gibt auf alle diese Fragen keine Antwort. Daß aber dieser erste byzantinische Heerzug des Staurakios keine bleibenden Folgen hatte, beweist der allgemeine Aufstand der peloponnesischen Slaven und die obenerzählte Belagerung und Verzweiflung von Patras unter Irenens Nachfolger Nicephorus I. (807 n. Chr.) zur Genüge.[1]

War denn nicht nach Inhalt des oft angezogenen Patriarchalberichts der Peloponnes bis zur Wunderschlacht vor Patras friedlichem Verkehr mit romanischen Leuten verschlossen? Wie aber der Strateg mit seiner ungeschwächten Hülfsmacht den Sieg der Bürger von Patras im Allgemeinen benützt habe und wie tief er in das Innere der Slavenkantone vorgedrungen sey, wird wieder nicht gemeldet. Nur so viel ist klar, die ganze Westseite von Morea, d. i. die Ebene von Elis, das Gebiet von Messenien mit Theilen von Arkadien und Achaja, so weit die Erzdiöcese Patras reicht und wo es heute noch von slavischen Ortsnamen wimmelt, ist unter dem „Zins-

[1] Geschichte der Halbinsel Morea. Bd. I, S. 218 ff. Die Stadt wollte sich schon ergeben und die Unterhandlungen über die Bedingnisse waren bereits angeknüpft.

ſlaven-Diſtrikte" des heiligen Andreas zu verſtehen. Oder heißt es denn im byzantiniſchen Epitomator nicht ausdrücklich, daß zu ſeiner Zeit (1000 n. Chr.) in den Gegenden des untern Alpheiosſtromes „im Lande der ehemaligen Piſaten, Kaukonen und Pylier ſogar der griechiſche Name nicht mehr beſtehe und Alles von „Scythen" bewohnt ſey?" [1]

Dieſe Scythen ſind es, die vor Patras durch St. Andreas Intervention überwunden und Knechte ſeiner Metropole wurden. Nicephorus I. vor ſeiner Erhebung bekanntlich Oberſtfinanzbeamter des Reiches und in der Kunſt den Unterthanen das Geld aus der Taſche zu prakticiren, anerkannter und noch heute unübertroffener Meiſter, wußte die Niederlage der peloponneſiſchen Slavinen zum Vortheil des Fiskus trefflich auszubeuten. Von den Reichthümern des eroberten Lagers durften die Bürger nichts behalten, Alles ward zum Vortheil des heil. Andreas eingezogen, weil der Apoſtel, und nicht die Patrenſer den Sieg erfochten habe. Dann mußten die Beſiegten, außer dem jährlichen Geldzins an die Metropolitankirche, auch noch für die Strategen, Großbeamten und Geſandten der Völkerſchaften, denen als Sicherheitsgeißeln Patras zum Wohnort angewieſen war, Unterhalt und Beköſtigung herbeiſchaffen. Zu

[1] *Νῦν δὲ οὐδὲ ὄνομά ἐστι Πισάτων καὶ Καυκόνων καὶ Πυλίων· ἅπαντα γὰρ ταῦτα Σκύθαι νέμονται.* Geograph. vet. Scriptt. Graeci minor, Vol. II, pag. 98.

dieſem Behufe hatten die Slavinen eigene Proviantmeiſter, Köche und Konfektmeiſter beſtellt und den ganzen Bedarf, ohne alles Dazwiſchentreten der Metropolis, nach eigenem Gutdünken und Vermögen als Gemeindelaſt unter ſich umgelegt.[1]

Um Mißbräuchen, willkürlichen Beſchwerungen und geiſtlichen Erpreſſungen den Weg zu verlegen, ſtellte Leo der Philoſoph eine Urkunde aus, in welcher bis auf die kleinſte Einzelheit Jegliches verzeichnet war, was die patraſſiſchen Zinsſlavinen dem Metropoliten zu entrichten hatten. Könnte man den Staatsmalcontenten unſerer Zeit dieſe Urkunde des Philoſophen im Purpur vorlegen, würden ſie billig über die Einfälle und Wendungen der byzantiniſchen Finanzleute erſtaunen. Beſonders hat es Nicephorus in dieſem Punkte zu einer Virtuoſität gebracht, deren ſich gegenwärtig höchſtens Mohammed-Ali rühmen kann. Den Grundſatz, daß eigentlich die ganze Summe des öffentlichen und des Privaterwerbes mit aller Arbeitskraft des Volkes von Rechtswegen dem Fiskus

[1] *Ἐκ τοτε δὲ οἱ ἀφορισθέντες Σκλαβηνοὶ ἐν τῇ μητροπόλει καὶ τοὺς στρατηγοὺς καὶ τοὺς βασιλικοὺς καὶ πάντας τοὺς ἐξ ἐθνῶν ἀποστελλομένους πρέσβεις ὡς ὁμήρους διατρέφουσιν, ἔχοντες ἰδίους καὶ τραπεζοποιοὺς καὶ μαγείρους καὶ πάντας τοὺς παρασκευάζοντας τὰ τῆς τραπέζης βρώματα, τῆς μητροπόλεως εἰς ταῦτα μηδὲν καινοτομουμένης, ἀλλ' αὐτὰ οἱ Σκλαβηνοὶ ἀπὸ διανομῆς καὶ συνδοσίας τῆς ὁμάδος αὐτῶν ἐπισυνάγουσι τὰς τοιαύτας χρείας.* Constant. Porphyrog. de Administ. Imp. cap. 49 fine.

verfallen ſey, hat eigentlich dieſer dogmatiſch eifrige Chriſtenimperator aufgeſtellt und in allen Conſequenzen praktiſch durchgeführt.

Ungefähr 20 Jahre lang ertrugen die Slaven das kaiſerliche Joch mit Geduld. Aber unter Theophilus I. brach ein allgemeiner Aufſtand aus, die Slavinen des Peloponneſes erklärten und behaupteten ſich unabhängig, plünderten, ſengten, raubten, ſchleppten Gefangene weg und ſtahlen, wie der Bericht ſagt, unbehindert, bis Theophils Nachfolger, Michael der Trunkenbold, den Protoſpatharius Theoktiſtos mit einem großen, in Thracien, Macedonien und den übrigen abendländiſchen Statthalterſchaften rekrutirten Heere ſandte und „ſämmtliche Slaven und Rebellen des Peloponneſes" bändigte. Nur die „Ezeriten und Milengi" in der Gegend von Lacedämon und Helos, d. i. im Eurotasthal und zu beiden Seiten des Mainagebirges, blieben noch unangefochten. Denn dort, fügt Porphyrogenitus hinzu, iſt ein großer, ſehr hoher und ſchwer zugänglicher Berg, mit Namen Pentadaktylos (Taygetus), der wie eine Kehle weit in das Meer hinausläuft und auf deſſen Steilwänden ſich einerſeits die Milengi, andrerſeits aber die Ezeriten niedergelaſſen hatten.[1] Theoktiſtos

[1] Ἔξερο, Ἰεξερο, Ὄξερο iſt die ſlaviſche Ueberſetzung des helleniſchen Ἕλος, der Sumpf, das Tiefland, das ſtehende Waſſer und bezeichnet hier die bekannte fruchtbare Strandebene und waſſerreiche Niederung am Untereurotas, beſon-

hätte dieſe Slavenſtämme des rauhen Spartanergebirges zwar auch unterjochen können, ſey aber —

ders gegen die Mündung hin, welche die Griechen ἕλος nannten. Der Volksname Milingi, wie der Berichtgeber die Bergſlaven auf dem meſſeniſchen Abhang des Taygetus nennt, läßt ſich nicht mehr erklären. Selbſt Herr Dr. Schafarik, der in ſolchen Dingen natürlich das erſte Wort in Europa hat, vermag es eben ſo wenig als wir, verdeutſcht aber das byzantiniſche Μιλιγγοί in Milenzer, Milinzer, Milzer oder Miltſchaner wie er die Ἐζερῖται durchweg mit *Jeserzer* gibt. Uebrigens nimmt dieſer berühmte Slaviſt keinen Anſtand Rußland als Heimat und Wiege der peloponneſiſchen Milenzer anzuerkennen, wie er denn geradezu eingeſteht (II, 233—234), „daß die Völker- und Ortsnamen Griechenlands unbezweifelt aus den nordöſtlichen Ländern des alten Slaventhums am Ilmenſee (Nowgorod), am Dnieper, an der Düna und Oka ihren Urſprung haben und mit der neuen Bevölkerung bis in die ſüdlichſten Gegenden der illyriſchen Halbinſel vorgedrungen ſeyen. Ja die Bewohner Griechenlands, während des Mittelalters müſſen der Mehrzahl nach Slaven geweſen ſeyn, weil Menſchen, Städte, Dörfer, Berge und Flüſſe überall ſlaviſche Namen hatten und noch haben." Der Herr Doktor lacht daher über den blinden Eifer der deutſchen Helleniſten, die aus „Einſeitigkeit und Unwiſſenheit" ein unbeſtreitbares hiſtoriſches Faktum noch immer anfechten und als ein Nichtſeyendes läugnen wollen. Es ſey geradezu ſo viel als wollte Jemand das alte Slaventhum des nordöſtlichen Deutſchlands (Meklenburg, Pomern, Brandenburg, Sachſen ꝛc.) in Abrede ſtellen. Deswegen aber glaube man ja nicht, Herr Schafarik ſey dem Urheber und Verfechter dieſer bisher (wenigſtens in Deutſchland) ungekannten Thatſache in Lob und Ehren beſonders gewogen. Mit nichten! Ja er nennt ihn nicht einmal als Nebenperſon unter den Verfechtern der Theſis und wendet die

was einem byzantiniſchen Strategen des Mittelalters ganz gleich ſieht — von dieſem Unterwerfungsverſuch freiwillig abgeſtanden und habe ſich begnügt, den Milengen 60, den Ezeriten aber 300 Goldmünzen jährlich als Tribut aufzulegen.[1]

Für ehrſame deutſche Präceptorenpolitik iſt das 50ſte Kapitel de Administratione Imperii ein großes

Ehre dieſes ſlaviſch-byzantiniſche Geſchrei in Deutſchland angefangen zu haben, den Herren Heilmair und Zinkeiſen zu, wogegen freilich unſererſeits nichts einzuwenden iſt. Doch bemerkt er am Ende, daß unter andern auch Fallmerayer ein kleines Verzeichniß ſlaviſcher Ortsnamen der Maina zuſammengetragen habe, ein Lob und eine Anerkennung die wir von Seite eines ſo ſcharfen Kritikers natürlich nur mit Beſchämung und demüthiger Dankbarkeit anzunehmen wagen. Herr Schafarik, der ſonſt nicht viel auf Bündigkeit und Kürze hält ſo lange es irgend etwas über ſeine Landsleute zu reden gibt, wird auf einmal kurz und trocken, wie er die Geſchichte der bis nach Griechenland und Morea vorgedrungenen Slaven behandeln ſoll. Man ſieht es ihm an, er geht nur mit Widerwillen ans Werk und nimmt es beinahe übel, daß ihm deutſche Ignoranten, (ſo nennt er uns gewöhnlich) in Behandlung dieſer gewichtvollen Materie vorgekommen ſind und ſogar die Sache bei aller Unwiſſenheit doch von der rechten Seite angegriffen haben. Aus Zorn über dieſe Frechheit gibt Hr. Schafarik ſtatt gewohnter Amplification und Beredſamkeit ein mageres, langweiliges Regiſter aus Stritter ohne viel eigene Forſchung, ohne Leben und Zuſammenhang.

[1] *Ἰστέον ὅτι τοῦ θέματος Πελοποννήσου Σκλάβοι ἐν ταῖς ἡμέραις τοῦ βασιλέως Θεοφίλου καὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Μιχαὴλ ἀποστατήσαντες γεγόνασιν ἰδιόρρυθμοι. λεηλασίας καὶ ἀνδραποδισμοὺς καὶ πραίδας καὶ ἐμπρησμοὺς καὶ κλοπὰς ἐργαζόμενοι.*

Unglück und eine widerwärtige Erſcheinung. Oder ſehen Sie denn nicht, wie hier das Eurotasthal und der ſpartaniſche Taygetos — gerade der Stolz und die Hoffnung occidentaliſcher Hellenomanie — als Hauptſitze der reſoluteſten und hartnäckigſten Slavenſtämme figuriren? Zugleich werden Sie aber auch begreifen, wie gerade in der Nachbarſchaft des zerſtörten Sparta und auf beiden Berghalden und in den innerſten Schluchten des Pentadaktylos bis tief in die Maïna und zum Cap Matapan hinab, heute noch Alles mit rein ſlaviſchen Ortsnamen überſäet iſt und die Familien ſogar jetzt noch ſlaviſche Geſchlechtsnamen führen. Wer für eigene Belehrung die Mühe ſcheuet den maïnatiſchen Gebirgszug auf der franzöſiſchen Carte de la Morée in acht Blättern Namen für Namen durchzuſehen, mag das Verzeichniß von 153 unbezweifelt ſlaviſchen Benennungen zu beiden Seiten des Eurotas und des Taygetus, S. 73 ff. der akademiſchen Abhandlung „Ueber den Einfluß der Beſetzung Griechenlands durch die Slaven ꝛc.“ (München bei Cotta 1835) nachſehen. Wenn aber Jemand nicht einmal merkt oder nicht glauben will, daß z. B. die ſpartaniſchen Ortsnamen Kosova, Levitzova, Polovitza, Varſava, Sitzova, Goritza, Kryvitza, Miſtra, Sagan und Trikotzova ſlaviſch und nicht helleniſch ſeyen, ſoll ſich um dieſe Dinge lieber gar nicht kümmern und das Urtheil Andern überlaſſen.

Ueber die *ſlaviſchen* Familiennamen der heutigen Mainaten wird man weiter unten merkwürdige Belege bringen. Der Gegenſtand verdient um ſo größere Aufmerkſamkeit, da man nachweiſen kann, daß ſelbſt *ſechs* Jahrhunderte *nach* den oben beſchriebenen kriegeriſchen Auftritten, d. i. um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, die mainatiſchen Bergbewohner noch ſlaviſch redeten und folglich ſarmatiſche [1] Mutterſprache und primitiver Trotz der peloponneſiſchen Slaven ſich am längſten im *Spartanerlande* erhalten habe. Von der ſtöckiſchen Verſchrobenheit europäiſcher Literaten in Würdigung und Auffaſſung *griechiſcher* Zuſtände des Mittelalters hat man keinen ſchlagendern Beweis als daß ſie ſelbſt die umſtändliche, unabweisbare und mit den Ereigniſſen *gleichzeitige* Erzählung des Porphyrogenitus über vollſtändige Slaviniſirung des Taygetus und Eurotasthales weder zu würdigen noch für Berichtigung ihrer mangelhaften Vorſtellungen zu benützen verſtehen.

Der kaiſerliche Berichtgeber ſaß ſchon mit ſeinem Mitkaiſer und Schwiegervater Romanus als Puppe auf dem Thron und compilirte Bücher, als die mildbeſteuerten Ezero- und Milengi-Slaven von Sparta neuerdings Tribut und Gehorſam verweigerten und ein ſelbſtſtändiges, unabhängiges Gemeinweſen auf

[1] Mit Verlaub des Hrn. Dr. Schafarik laſſen wir es mit dem Wort „ſarmatiſch“ beim Alten.

Morea bildeten.[1] Konstantin schildert als Augenzeuge den Zorn seines Schwiegervaters, der ein großes Heer unter Krinites in den Peloponnes schickte und dem Anführer ausdrücklich befahl, mit diesen „Slaven" einmal zu endigen und sie auszurotten. Sie wehrten sich aber herzhaft, und der Kampf dauerte vom Monat März bis November. Erst nachdem Krinites die Ernten verbrannt und das ganze Thalland am Fuß des Taygetus verwüstet hatte, verstanden sich die freiheitliebenden Slaven zur Unterwerfung. Zur Strafe ihrer Rebellion sollten die Milengi in Zukunft statt 60 Goldstücke 600, die Ezeriten aber statt der vorigen 300 ebenfalls 600 jährlich als Tribut erlegen. Es dauerte aber nicht lange und ein Zusammenfluß günstiger Umstände verschaffte ihnen bald wieder die vorigen Bedingnisse und die alte Stammunabhängigkeit aus der Theoktistoszeit. Der Einbruch einer neuen aus den slavischen Kolonien Joniens wieder nach Europa und in den Peloponnes herüberdringenden Horde und in Folge dessen verdächtige und rebellische Machinationen unter den peloponnesischen, seit kurzem erst

[1] *Ἰωάννης ὁ Πρωτεύων ἐν τῷ αὐτῷ θέματι Πελοποννήσου ἀνήγαγε πρὸς τὸν αὐτὸν κῦριν Ῥωμανὸν περί τε τῶν Μιλιγγῶν καὶ τῶν Ἐζεριτῶν ὅτι ἀποστατήσαντες οὐ πείθονται οὔτε τῷ στρατηγῷ οὔτε βασιλικῇ κελεύσει ὑπείκουσιν, ἀλλ' εἰσὶν ὥσπερ αὐτόνομοι καὶ αὐτοδέσποτοι καὶ οὔτε παρὰ τοῦ στρατηγοῦ δέχονται ἄρχοντα οὔτε συνταξιδιεύειν αὐτῷ ὑπείκουσιν οὔτε ἄλλην τοῦ δημοσίου δουλείαν ἐκτελεῖν πείθονται.* Constant. loco cit. cap. 50.

bekehrten und grăciſirten Archonten ſelbſt drohten mit völligem Verluſte der Provinz. Als Preis der Ruhe baten die Milengi- und Ezero-Slaven bei dieſer Gelegenheit um Enthebung der im letzten Vertrage auferlegten Laſten, und Romanus mußte aus Furcht, die beſagten Slaven möchten mit den friſcheingedrungenen „Slaveſianen" gemeinſchaftliche Sache machen und die ganze Provinz an ſich reißen, die Bitte bewilligen und ſogar ein feierliches Inſtrument, eine ſogenannte Goldbulle ausſtellen, worin die Milengi wieder mit 60, die Ezero-Slaven aber mit 300 Goldſtücken betheiligt waren.[1]

Vollendete Slaviniſirung des lakoniſchen Gebietes — mit Ausnahme des Caſtrums Maina — iſt eine der bewährteſten, documentirteſten und folglich unanfechtbarſten Thatſachen der Byzantinerperiode. Als Zeitgenoſſe, als theoretiſch Mithandelnder und — was nicht zu vergeſſen — als Slave an Sinn und Blut wußte der Porphyrogenet in der Sache am beſten zu

[1] *Καὶ εὐθέως γενομένης καὶ τῆς τῶν Σκλαβησιανῶν ἐπιθέσεως κατὰ τοῦ αὐτοῦ θέματος ἀπέστειλαν οἱ αὐτοὶ Σκλάβοι οἵ τε Μιλιγγοὶ καὶ οἱ Ἐζερῖται, πρὸς τὸν κῦριν Ῥωμανὸν τὸν βασιλέα, ἐξαιτούμενοι καὶ παρακαλοῦντες τοῦ συμπαθῆσαι αὐτοῖς τὰς προσθήκας τῶν πάκτων καὶ τελεῖν αὐτοὺς καθὼς καὶ πρότερον ἐτέλουν. ἐπεὶ δέ, καθὼς προείρηται, εἰσῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου, δεδιὼς ὁ βασιλεὺς ἵνα μὴ καὶ αὐτοὶ προστεθέντες τοῖς Σκλάβοις παντελῆ ἐξολόθρευσιν τοῦ αὐτοῦ θέματος ἐργάσωνται, ἐποίησεν αὐτοῖς Χρυσοβούλλιον* etc. Constant. l. cit. cap. 50.

urtheilen. Er iſt aber auch gegen ſeine Gewohnheit gerade in dieſem Faktum beſonders kritiſch und ſogar geographiſch genau. „Die Einwohner des Caſtrums Maina, ſagt er, ſind nicht vom Geſchlechte der beſagten Slaven, ſondern der ältern „Römer", die von den eingebornen Peloponneſiern jetzt noch „Hellenen" genannt werden. Der Ort, in dem ſie wohnen, iſt waſſerlos und unwegſam, trägt aber Oelbäume zu ihrem Unterhalt. Das Caſtrum aber liegt auf einem Steilvorſprung des Malévri, d. i. jenſeits Ezero am Strande."[1] Die Zahl dieſer mitten unter den Taygetus-Slaven wohnenden Maina-Hellenen gibt der Porphyrogenet nicht an. Er ſagt nur, daß ſie

[1] *Οἱ τοῦ κάστρου Μαΐνης οἰκήτορες οὐκ εἰσὶν ἀπὸ τῆς γενεᾶς τῶν προῤῥηθέντων Σκλάβων, ἀλλ' ἐκ τῶν παλαιοτέρων Ῥωμαίων, οἱ καὶ μέχρι τοῦ νῦν παρὰ τῶν ἐντοπίων Ἕλληνες προσαγορεύονται .... ὁ δὲ τόπος ἐν ᾧ οἰκοῦσίν ἐστιν ἄνυδρος καὶ ἀπρόσοδος, ἐλαιοφόρος δὲ· ὅθεν καὶ τὴν παραμυθίαν ἔχουσι. διάκειται δὲ ὁ τοιοῦτος τόπος εἰς ἄκραν τοῦ Μαλέα,* ἤγουν ἐκεῖθεν τοῦ Ἐξεροῦ πρὸς παραθαλασσίαν.* Constant. l. cit. cap. 50, pag. 224, edit. Bonn.

* Statt „*τοῦ Μαλέα*" der im Occident circulirenden Ausgaben iſt ohne Zweifel „*τοῦ Μαλεύρη*" als urſprüngliche Lesart des kaiſerlichen Manuſcripts herzuſtellen. *Τὸ Μαλεύρη* heißt der Theil des Gebirges, an deſſen äußerſtem Rande (*ἄκρα*) das Caſtrum Maina ſtand. *τὸ Μαλέα* iſt gegen den griechiſchen Sprachgebrauch, der nur *ἡ Μάλεια* oder *ἡ Μαλέα* und nach Euſtathius auch vielfach *τὰ Μάλεια* kennt. Vide Hom. Odyss. IX. 80: *περιγνάμπτοντα Μάλειαν.* Strab. Geogr. lib. VIII, *μετὰ δὲ Μαλέας.* Eustathius: *λέγεται δὲ καὶ Μάλεια ἑνικῶς καὶ Μάλεια πληθυντικῶς.*

wegen ihrer Unterthanentreue von Alters her nur 400 Goldstücke Schatzung bezahlten und mit den übrigen Slaven unter Basilius Macedo, seinem Ahnherrn, sich zu Christo bekehrten.

„Maïna" scheint dessenungeachtet nicht hellenischer Etymologie anzugehören. [1] Das Castrum selbst ist jetzo Ruine, aber man versicherte in Athen, von Leuten der untersten Volksklasse jenes Bergdistriktes „*κόμισον ὕδωρ*" statt des gewöhnlichen „*φέρε νερό*" gehört zu haben. Ueberdies soll sich sogar der altgriechische Infinitiv gegen die slavische Form des neugriechischen daselbst behauptet haben. Man hat keinen Grund die Angaben des kaiserlichen Statistikers, wie man es hie und da in Griechenland versucht, zu bekritteln oder zu verdächtigen. Im Kanton Maïna haben sich mitten unter Slaven Ueberbleibsel althellenischer Bevölkerung erhalten. Eben so vergeblich wäre es, mit Hingabe der übrigen Theile doch die Ostseite der peloponnesischen Halbinsel, das vielbesprochene Tzakonien zwischen Argos und Monembasia, für eine Ausnahme des allgemeinen Ruines zu erklären. Der Angelsachse, St. Willibald, Heidenbekehrer und Bischof von Eichstädt, kam auf seiner Pilgerreise zum heil. Grabe i. J. 723 nach Monembasia, das er

[1] Nach Schafarik (II. 229) wäre das zuerst beim Bulgaren Johann Exarch (900) erwähnte Manjak ein slavisches Patronymicum und die Manjazer (*Μανιάται*) selbst ein Gemisch aus Gräken und Slaven.

unbefangen und ohne die Deutſchen kränken zu wollen, eine Stadt im „ſlaviniſchen Lande" nennt.[1] Iſt das nicht ein Beweis, daß der Peloponnes ſchon vor der großen Slavenfluth des Copronymus (747 n. Chr.) ſogar in der gemeinen Umgangsſprache als terra slavinica, als Slavinenland gegolten habe und folglich die aus Evagrius dem Scholaſtiker und Nikolaus dem Patriarchen geſchöpfte Slavenchronologie auf geſchichtlichen Thatſachen beruhe? Zu Karl Martells Zeiten kümmerten ſich die Deutſchen wenig um die alten Hellenen. Radbot und Witekind hatten andere Sorgen. Offenbar iſt St. Willibalds Argument eines der läſtigſten und gefährlichſten für die Schirmvögte perennirenden Hellenenthums, wie es für die Sache ſelbſt als eines der bedeutungsvollſten und vielſagendſten erſcheint.

Berechne man ſelbſt, was vorausgegangen ſeyn müſſe, bis man das altlakoniſche Monobaſia eine „Stadt in Slavinien" nennen durfte. Und wenn vollends noch unter Konſtantin Porphyrogenitus mehr als 200 Jahre nach St. Willibalds Beſuch in Slaviſch-Monobaſia eine friſche Horde „Slaveſianen" eindringt und ſich im Peloponnes niederläßt, mag

[1] *Et inde* (e Sicilia) *navigantes venerunt ultra mare Adriaticum ad urbem Manaſasiam in Slavinica terra.* Itinerarium S. Willibaldi, Anglo-Saxonis, deinde Eichstadiensis Episcopi, Cap. 2, 15 (Acta Sanctorum ad VIII. Jul. pag. 504).

man billig fragen, welche Geſtalt die Dinge in Hellas ſelbſt, d. i. in den unmittelbaren Vorlanden des Peloponneſes hatten? Liegt in dieſen Ereigniſſen nicht der ſchönſte Kommentar zum byzantiniſchen Epitomator von Strabo's Geographie: *Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται?* [1]

In Athen, wo man bei aller Leidenſchaftlichkeit doch noch billiger und verſtändiger urtheilt als bei uns, wollten ſie in Anbetracht der allmählig ſich herausſtellenden Unmöglichkeit hiſtoriſch beglaubigte Thatſachen unbedingt wegzuläugnen, in ſo weit nachgeben, daß ſie wohl eine zeitweiſe Oberherrſchaft ſlaviſcher Häuptlinge über Altgriechenland, d. i. eine Slaviniſirung der Stadtleute und, um nach unſern Begriffen zu reden, des ſogenannten Adels und der herrſchenden Kaſte etwa wie unter den Osmanli zugeſtehen, die ackerbautreibende Maſſe aber, die Dorf- und Landbewohner, d. i. den Kern der Nation, in ſtrenger Geſchiedenheit von den barbariſchen Eindringlingen dem reinhelleniſchen Blute vorbehalten.[2] Die Sache iſt aber gerade umgekehrt.

[1] Geograph. vet. Scriptt. Graeci Minores. Oxon. 1763. Vol. II, pag. 98.

[2] Das Argument beruht zum Theil auf (hoffentlich irriger) Vorausſetzung meiner Unkunde im Griechiſchen, zum Theil auf einer ſpitzfindigen Erklarung des Wortes „*νέμονται.*“ *Νέμονται*, ſagen ſie, heiße nicht, „werden bewohnt, angebaut,“ ſondern bezeichne nur die Oberlehns-

Nur in großen Städten und festen Plätzen, deren sich die Barbaren nicht bemächtigen konnten, haben sich Reste der byzantinischen Griechen, jenes unkriegerischen, verschmitzten und trügerischen Krämervolkes erhalten, welches man im Occident so zärtlich liebt und „Hellenen" nennt. Von Belgrad an der Donau südwärts durch die ganze Breite des illyrischen Länderkeiles bis nach Tschimow und Polowitz in der Maïna ist die ganze, Dörfer, „Flecken" und offene Städtchen bewohnende Bauernmasse in den Hauptbestandtheilen slavischen Ursprungs.

Die Slaven liebten zu allen Zeiten und lieben jetzo noch den Pflug, den Viehstall, den Bienenkorb, den Jahrmarkt, das Saitenspiel, das Hochzeitmahl, die Familie, das Landleben, die Gastfreundschaft und die Freiheit — geduldige, zähe, gewerbliche Leute, wie man sie gerne als Unterthanen hat. Die Idee des Panslavismus — das Schreckbild unserer Tage — war damals noch nicht in das Bewußtseyn der von einander unabhängigen Slavenstämme gedrungen.[1] Das Geheimniß byzantinischer Ohnmacht ward zuerst durch Attila's Heerzüge verrathen und die Sehnsucht

herrschaft der Fremden mit der Befugniß Steuern zu erheben und die Bastonnade zu ertheilen. — In diesem Punkte appellire ich ohne Scheu an das Tribunal der deutschen Philologen.

[1] *Σκλαβηνοί τε καὶ Ἄνται οὐκ ἀρχονται πρὸς ἀνδρὸς ἑνὸς, ἀλλ' ἐν δημοκρατίᾳ ἐκ παλαιοῦ βιοτεύουσιν.* Procop. de bello Gotthic. lib. III, cap. 14.

nach dem schönen Himmel Romaniens allmählig Nationalinstinkt aller in den traurigen Nadelholzwäldern und Sumpfebenen zu beiden Seiten der Weichsel und der Karpathen siedelnden Slavinen. Der Drang nach einmal durchbrochenen Schranken war nicht mehr zu stillen, bis der illyrische Continent in Blut und Leben slavinisch verwandelt war. Romanische Lüfte haben rasche Wirkung auf nordische Körper. Frühlingslau haucht es in den laubigen Hämusthälern, am Bosporus, im lorbeergrünen Tempe, am Eurotas, und gesteigerte Physis ist die erste Empfindung auf dem neuen Boden. Daher das schnelle Wachsthum, der hohe Bau, die animalische Fülle der eingewanderten Slavenbevölkerung gleich in den ersten Generationen.

Schon Eunapius hat an den Westgothen bemerkt, daß nach ihrem Donau-Uebergang in glücklicher Mischung der Atmosphäre Knaben und Mädchen des Volkes wunderbar in die Höhe schossen und zu schneller Mehrung der Masse lange vor dem gewöhnlichen Termin die Pubertät erreichten.[1] In der Eigenschaft selbstständiger Volksgemeinden und nur während des avarischen Uebergewichts als Unterthanen des Groß-Chans, allzeit aber als Ackerbauer haben sie mit

[1] *Παῖδες δὲ αὐτῶν, καὶ τὸ οἰκετικὸν, πρός τε τὴν εὐκρασίαν τῶν ἀέρων ἀνέδρομον. καὶ παρὰ τὴν ἡλικίαν ἤβησαν, καὶ πολὺ τὸ ἐπιρρύμενον ἦν πολέμιον γένος.* Excerpta de Legat. pag. 14 Edit. Venet. (p. 20 Edit. Paris.).

ihren Knäsen und Schupanen (Stammhäuptlingen) an der Spitze den peloponnesischen Boden in Besitz genommen und mit dem Staatsleben ihrer nordischen Heimath auch die Dörfer-, Berg- und Flußnamen auf das neue Vaterland übertragen.[1] Aber diese

[1] Auf diesen, d. i. den topographischen Theil des Argumentes wird mit Recht das größte Gewicht gelegt, weil er den beredtesten und zugleich den unwiderlegbarsten Beweis für die Wahrheit der ganzen Thesis liefert. Deßwegen hat er auch bei den Gegnern den meisten Zorn und den heftigsten Widerspruch erfahren. Einige Ortsnamen slavischen Ursprunges — das geben sie zu — finde man heute im Peloponnes; aber ihre Zahl sey zu unbedeutend um irgend einem Distrikt, geschweige denn irgend einer Provinz der Halbinsel einen slavischen Typus aufzudrücken. Aber in der Wirklichkeit findet gerade das Entgegengesetzte statt. Selbst heute, nachdem mehr als 1000 Jahre seit der Patrasschlacht und dem Wiedereinzuge griechischer Heere und Colonisten in den Peloponnes verflossen sind, hat sich trotz aller Revolutionen besonders im Stromgebiet des Alpheus, Pamisus und Eurotas, d. i. in den alten Provinzen Arkadien, Elis, Messenien und Lakonien eine die griechische zehnfach überbietende Menge slavischer Namen erhalten. Herz und Kern des Peloponneses sind topographisch noch heute völlig slavisch. Setzte ich auch die Namen der Reihe nach her, man läse sie doch nicht oder wüßte sich das Etymon nicht zu deuten. Wem es ernstlich um Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist, der wird die Mühe nicht scheuen, von den acht Blättern der großen Moreakarte — denn alle übrigen Karten des Peloponneses sind für nichts zu achten — wenigstens die obenbenannten Kantone und Schupanien des Alpheusstromes zu prüfen und mit der Beschreibung des Pausanias zu vergleichen. Europa würde mit Recht erstaunen, könnte man ihm eine Topographie Moreas (jener terra Slavinica des

Ansiedelung geschah — wenigstens im ersten Jahrhundert der Einbrüche — nicht jederzeit auf höflichen Wegen und so zu sagen auf Einladung und mit Verlaub der Regierung von Byzanz. Die Slaven waren derb und nahmen mit Gewalt.[1] Gewöhnlich erschlugen sie die vorigen Besitzer, zündeten die Städte an und machten Alles neu.[2] Nur Akrokorinth, den

Sachsen Willibald) vom Jahre 800 nach Christi vorlegen. Sollten z. B. die deutschen Colonisten an der Wolga, in der Krim, in Kleinrußland in Folge von Zeit und Umständen ihre Muttersprache mit der ihres neuen Vaterlandes vertauschen, so würden Dorfnamen wie Schafhausen, Zürich, Solothurn, Heilbrunn und Friedrichsthal das verlorne Geheimniß ihres Ursprungs verrathen. Derselbe Fall ist in Griechenland.

[1] Sie hatten aber auch das Gefühl ihrer Macht. Als der Avaren-Chan Gehorsam und Tribut begehrte, fragten Lavrites und die übrigen Häuptlinge: Welcher Mensch unter der Sonne es denn wagen könne, ihre Macht zu brechen und sich unterthan zu machen? Denn so lange es Kriege und Schwerter gebe, sey es bei den Slaven Sitte, fremdes Land einzunehmen, nicht aber ihr eigenes unterjocht zu sehen.*

[2] Wir wollen occidentalisches Zartgefühl durch wiederholte Schilderung slavischer Kriegsfurie in Romanien nicht

* *Λαυρίτης δὲ καὶ οἵγε ξὺν αὐτῷ (Σκλαβηνῶν) ἡγούμενοι, καὶ τίς ἄρα, ἔφασαν, οἵτως πέφυκεν ἀνθρώπων, καὶ ταῖς τοῦ ἡλίου θέρεται ἀκτῖσιν, ὃς τὴν καθ' ἡμᾶς ὑπήκοον ποιήσεται δύναμιν; κρατεῖν γὰρ ἡμεῖς τῆς ἀλλοτρίας εἰώθαμεν, καὶ οὐχ ἕτεροι τῆς ἡμεδαπῆς. Καὶ ταῦτα ἡμῖν ἐν βεβαίῳ, μέχρι πόλεμοί τε ὦσι καὶ ξίφη.* Excerpta de legat. pag. 111, edit. Venet. (pag. 165 edit. Paris).

Sitz des byzantiniſchen Strategen, und die feſte reiche Handelsſtadt Patras mit den Schlöſſern und Dardanellen von Naupaktus ſammt der Felſenburg Monembaſia zu erobern und durch Aufſtellung eines Geſammtſlavenkrals[1] aus ihrer Mitte die Halbinſel unter Ein Oberhaupt zu bringen, wie die gleich anfangs mit einer Dynaſtie eingewanderten Bulgaren, vermochten ſie nicht und erlagen daher dem erſten kräftigen Angriff der von energiſchen Naturen geführten kaiſerlichen Heere ohne großen und nachhaltigen Widerſtand.[2] Aus dieſem Grunde hat der

verletzen, und verweiſen lieber auf Procopius, de bello Gothico lib. III, cap. 38. Idem de bello Persico lib. II, cap. 4. — Hist. Arcan. cap. 21. — Und Evagrius, Histor. ecclesiast. lib. VI, cap. 10. — Vergl. Geſchichte von Morea, Bd. I, cap. 3. — Akadem. Abhandlung: Welchen Einfluß ꝛc. Seite 54 ff. In neuern Zeiten wurden die Slaven in ihrem Kriegsſyſtem freilich etwas menſchlicher, wie z. B. die Ruſſen unter Suworow in Bender, Ismail ꝛc., wo ſie nach einem mörderiſchen Sturm über 30,000 Feinde in der Feſtung einfach erſchlugen, während ihr Landsmann Swätoslaw im 10. Jahrhundert, nach der Einnahme Philippopels, 20,000 Bulgaren und Griechen auf das grauſamſte pfählen ließ, und die ſpätern Ruſſenführer, wie Cedrenus ſagt, in der Gegend von Konſtantinopel Grauſamkeiten verübten, die alle Einbildung überſteigen.

[1] Kral, d. i. König.

[2] Die Chronik von Monembaſia läßt zwiſchen 588—805 nach Chriſti auch die Stadt Patras öde liegen und die Bürgerſchaft nach Reggio in Calabrien flüchten. Vermuthlich war es nur die Akropolis, welche die Barbaren niemals bezwingen konnten, und vor welcher ſie die entſcheidende

Peloponnes staatsrechtlich niemals aufgehört Provinz des byzantinischen Reichs zu seyn. Auch ward slavische Autorität und Herrschaft über die Halbinsel mit der slavischen Benennung „Morea" amtlich niemals anerkannt, wie man das Alles in Bulgarien durch gesetzliche Verträge erzwungen hatte.[1]

In der größten Bedrängniß, als der Avaro-Slavinen-Chan Konstantinopel zu Land bestürmte, das Perserheer auf der asiatischen Seite des Bosporus in Skutari lag und Alles verloren schien, ward die Verbindung des Reichscentrums mit Korinth, Patras, Thessalonika und andern Küstenstädten Romaniens durch Hülfe der Seemacht keinen Augenblick unterbrochen und somit auch in den verzweifeltsten Umständen die äußere Contour und das rohe Gezimmer der Monarchie gerettet. Rom unterlag den Barbaren, aber Konstantinopel nicht. Konstantius Chlorus' Sohn war genialer als Romulus. Der Bosporus, die Dardanellen und der Golf von Korinth haben die Reste der byzantinischen Welt zusammengehalten und die Möglichkeit einer Restauration gesichert.

In den magern Chroniken der Byzantiner findet man aber nur die Angriffe der scythischen Eindring-

Niederlage erlitten: *Καὶ ἡ μὲν τῶν Πατρῶν πόλις κατωκίσθη ἐν τῇ τῶν Καλαβρῶν χώρᾳ τοῦ Ῥηγίου.*

[1] Den slavischen Ursprung des Namens „Morea" wagen selbst die determinirtesten Gegner nicht mehr streitig zu machen.

linge auf die drei Hauptpunkte Konſtantinopel, Theſſalonika und Patras, aber auch dieſe meiſtens nur im Kirchenſtyl und im Glauben an wundervolles Dazwiſchentreten höherer Gewalten ſchmuck- und talentlos aufgezeichnet. Oder haben ſie uns ſelbſt über das geſetzlich conſtituirte, durch Staatsverträge und Friedensſchlüſſe feierlich anerkannte, barbariſch blühende und mächtige Königreich Bulgarien, mit welchem Byzanz nicht blos um Ruhm, ſondern um Daſeyn und Leben ſtreiten mußte, mehr als zerſtreute Notizen ohne Vollſtändigkeit und innern Verband hinterlaſſen? Die Bulgaren haben zwar zerſtört wie die Türken, ſie haben aber auch gebaut und haben die prachtvolle Reſidenz Ahrida in Macedonien angelegt und in ihrem Sinne ein öffentliches Leben eingerichtet. Was hätten nun Leute von ſo geringen Erkenntnißquellen und noch geringerer Beobachtungsgabe, wie dieſe Mönche und Chroniſten Anatoliens, über die kleinen, iſolirten, unbekannten, barbariſchen Slaven-Schupanien des Peloponneſes, wo man barbariſch redete, Radegaſt anbetete, Korn ſchnitt, Brod buck und ſtarb, der Nachwelt erzählen ſollen? Die Kritiker des Occidents können ſich aber ſo wenig in die Zuſtände und Begriffe jener Zeiten, Menſchen und Länder hineindenken, daß ſie in byzantiniſchen Produkten des ſiebenten Jahrhunderts über die Kataſtrophe Griechenlands dieſelbe Detailkenntniß und akademiſche Vollendung, beſonders aber dieſelbe Gluth

und dieſelbe — Morgenländern unerklärliche und unmögliche Begeiſterung für den klaſſiſchen Boden verlangen, wie man ſie von einem unter Zeitungsartikeln, Journalen, Reiſebeſchreibungen, Memoiren, ſtrategiſchen Correſpondenzen, Berichten eines „Augenzeugen", Topographien, trigonometriſchen Vermeſſungen, Landkarten, Wörterbüchern und ganzen Bibliotheken herumgraſſirenden und ſich vom Enthuſiasmus fütternden abendländiſchen Gelehrten erwarten kann. Für einen Mönch und anatoliſchen Griechen hatten die barbariſchen Auftritte in dem ohnehin kleinen, entvölkerten, vergeſſenen und verachteten Hellas nicht dieſelbe Wichtigkeit wie für uns.

Iſt aber die vollſtändige Verwandlung des alten Peloponneſes in ein ſlaviſches „Morea" für das Jahr Eintauſend chriſtlicher Zeitrechnung nach den ſtrikteſten Regeln der hiſtoriſchen Kritik erwieſen, ſo wird auch die Frage, wie die Sachen auf der Nordſeite des korinthiſchen Golfes beſtellt waren, nicht ſchwer zu beantworten ſeyn. Die Barbariſirung des offenen Landes in ſämmtlichen Provinzen des eigentlichen Hellas, ſelbſt bis in die höchſten und innerſten Schluchten des Parnaſſus und des Helikon hinauf, iſt ſchon als nothwendige Vorbedingung der Begebenheiten im Peloponnes, bis auf geringe und namentlich zu bezeichnende Reſte, keinem Zweifel unterworfen. In Akarnanien ward ſelbſt der Strand von Bonizza bis Meſolongi ſlaviſch, führen daſelbſt alle Seen

heute noch den Slaven-Namen Czero, und ist kein einziger alter Stadtname geblieben. Auch von Cap Veternitza (Wetterfahne) im Golf vom Korinth quer durch das rauhe Gebirgsland bis nach Sitin (Ζητοῦνι) jenseits der Thermopylen zieht sich eine ununterbrochene Kette slavischer Orte.[1] Von Slavisch-Czero und der Eurotasmündung bis nach Danzig und Nowgorod bauten zu jener Epoche nur slavisch redende Leute das Land. Unterbrochen war die Linie durch eine Million Magyaren, die sich wie ein Keil dazwischen hineingeschoben hatten, und durch einige feste Städte und ihr Weichbild mit griechisch redenden Bewohnern. Wie sich diese während der langen Drangsal zu erhalten vermochten, ist viel schwerer zu erklären als die Ausbreitung einer dicht gesäeten Slavenbauerschaft über den Boden Griechenlands. Das eigentliche Hellas ist ein räumlich so wenig ausgedehnter und so leicht zu verödender Landstrich, daß nach der unglücklichen Wendung des letzten Aufstandes und nachdem Mesolongi und Athen nach einander gefallen waren, „kein lebender Mensch und kein lebendes Hausthier

[1] Sitin oder Sidin muß die ächt slavische Orthographie des Städtchens Zituni (Lamia) seyn, weil die Türken Isdin schreiben und sprechen. *Sytiny*, *Syta* sind russische Wurzelwörter und Nomina. Es ist das deutsche Ziethen, was in den slavischen Chroniken *Sitna*, *Sithen*, *Scithene*, *Cyten* lautet und mit dem Sitin (Ζητοῦνι) in Thessalien ein und derselbe Namen ist.

daſelbſt zurückgeblieben war.“[1] Wenn aber dreijähriges Streifen türkiſcher Milizen ſchon ſolche Verwüſtung erzeugte, ſo mußten die Folgen 300jährigen Drängens durch die Slaven ja noch weit verheerender ſeyn.

Demnach wäre für Leute ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit und freien Urtheiles die Theſis vollſtändig erwieſen, wäre der in Weſen und Erſcheinung ſlaviſche Charakter des Peloponneſes für das Jahr Eintauſend der chriſtlichen Zeitrechnung mit allen ſeinen Folgen und Heiſcheſätzen in Beziehung auf ſein geographiſches Vorland unantaſtbar und als unbeſtreitbare geſchichtliche Thatſache hergeſtellt und als wirklicher Zuwachs der Erkenntnißſumme in das Bewußtſeyn des Abendlandes eingetreten. Auf die Frage, warum ſich die ſlaviſche Sprache nur außerhalb des theſſaliſchen Ringbeckens bei dem Landvolke erhalten habe, innerhalb deſſelben, d. i. ſüdlich vom Olympus und Tempethal aber, mit Ausnahme eines Diſtriktes in Nord-Akarnanien völlig ausgeſtorben ſey, wäre ich nach Anlage und Betreff dieſes Fragmentes gar keine Antwort ſchuldig. Man muß aber in dieſem Punkte wie in vielen andern die Syllogismen der Deutſchen bewundern. „Wir haben noch niemals gehört oder geleſen“, ſagen ſie, „daß man im Peloponnes je ſlaviſch geſprochen habe; ergo hat man im Peloponnes allezeit griechiſch geredet.“ Der Schluß iſt bündig, Sie

[1] Correspondance de Capodistria, edit Bétant. Genève 1839.

ſehen es wohl, und aller vorausgeſchickten Argumente ungeachtet wäre ich verloren, käme mir nicht der atheniſche Grieche Chalcocondylas aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts freundlichſt (1456) zu Hülfe. Beweiſe, die uns in ſeiner eigenen Sache der Gegner liefert, ſind von jeher gewichtvoller als die anderen. Bei Gelegenheit des erſten türkiſchen Heerzuges gegen die Krale der ſlaviſchen Serben und Bulgaren, die der ſchwülſtige Byzantiner archaiſtiſch Myſier und Triballier nennt, bemerkt Chalcocondylas, daß dieſe (ſlaviſchen) „Triballier das älteſte und größte aller Völker der bewohnten Erde ſeyen.“ Ob ſie nun aus Illyrien nach Triballien und Myſien (Serbien und Bulgarien) gekommen oder ob ſie von Jenſeits des Iſters und vom äußerſten Rande Europas, von (Belo) Chrobatien und Pruſſien, welches am nördlichen Ocean liege, und aus Sarmatien, welches jetzt Rußland heiße, und von der wegen Kälte unbewohnbaren Gegend aufgebrochen, über den Iſter geſetzt und bis zum joniſchen Meere gekommen ſeyen, wo ſie alles Land bis gegen Venedig hin ihrer Herrſchaft unterworfen und bevölkert haben: oder ob ſie urſprünglich von den Gegenden am joniſchen Meer als ihrem wahren Stammland ausgegangen und in die nördlichen Länder, nach Sarmatien und Rußland gezogen ſeyen, darüber wolle er nicht ſtreiten, das könne er nicht entſcheiden. So viel aber wiſſe er, daß dieſe (ſlaviſchen) Völker, aller Verſchiedenheit

ihrer Namen ungeachtet, doch in Sitte und Sprache jetzt noch unter einander ganz gleich, ganz eines und daſſelbe ſeyen. Ihre Wohnſitze ſeyen über einen großen Theil Europas zerſtreut, und erſtrecken ſich unter andern auch auf einen Theil des Peloponneſes und ſogar bis auf den Berg Taygetus und auf das (Cap) Tänarum in der Landſchaft Lakonien.[1]

Dieſes Zeugniß eines eingebornen Athéners aus verhältnißmäßig neuer Zeit hat etwas Peremptoriſches für ſich und bildet den beſten Commentar zu den Angaben des Konſtantin Porphyrogenitus.[2] Es hat ja kein Byzantiner über Natur, Macht und Ausdehnung der Slavenrace ſo geſund, ſo nüchtern und gründlich geurtheilt wie dieſer gelehrte Neugriche

[1] *Τοσόνδε μέντοι ἐπίσταμαι ὡς τοῖς ὀνόμασι ταῦτα δη τὰ γένη διεστηκότα ἀλλήλων, ἤθεσι μὲν οὔπω, γλώττῃ δὲ καὶ φωνῇ τῇ αὐτῇ χρώμενοι, κατάδηλοί εἰσιν ἔτι καὶ νῦν. Ὡς μέντοι διεσπάρται ἀνὰ τὴν Εὐρώπην πολλαχῇ ὄντα, ἀλλά τε δὴ καὶ ἔν τινι τῆς Πελοποννήσου χώρας τε τῆς Λακωνικῆς ἐς τὸ Ταΰγετον ὄρος, καὶ ἐς τὸ Ταίναρον ἀκρωμένον.* Chalcocondyl. Hist. Byzant. lib. I, pag. 18. edit. Venet. (p. 17. ed. Paris). Vgl. denſelben Autor pag. 56 edit. Venet. und pag. 71 ed. Paris.

[2] Chalcocondylas Nikolaus, auch ſchlechtweg Laonicus genannt, beſchrieb in einer Art ſynchroniſtiſcher Univerſalgeſchichte Urſprung und Wachsthum der Türkenmacht unter den ſieben erſten Sultanen, das iſt von 1298—1462, lebte aber, nach Voſſius, bis 1490.

von Athen. Das Problem, ob die Taygetiſchen Gebirgsbewohner wirklich in Blut ächte Ueberbleibſel der Spartiaten unſerer Schulweiſen ſeyen, iſt hiemit vollſtändig gelöst. Ohne Zweifel — denn Chalcocondylas ſagt nirgend das Gegentheil — waren die Slaven des Taygetus und des übrigen Peloponneſes im Ausgang des 15. Jahrhunderts, wenigſtens was die männliche Bevölkerung betrifft, zwar alphabetloſe, aber „doppelſprachige“ Barbaren, wie es die Albanier von Hydra, Attika und Böotien noch heute ſind. Jedenfalls aber wird es jetzt klar, warum das ſpartaniſche Gebirge in der griechiſch verfaßten Frankenchronik des 13. und 14. Jahrhunderts durchweg mit dem Ausdruck „τὰ Σκλαβικὰ“ bezeichnet wird. Auch berichtet Cedrenus ausdrücklich, daß die Bulgaren ſchon 100 Jahre nach ihrem Donauübergang, folglich lange vor ihrer Bekehrung und Verſchmelzung mit der anatoliſchen Kirche, allgemein das Griechiſche verſtanden. Der tägliche Verkehr, die Kriege, die Heirathen und die Verpflanzung ganzer Städte und Ruralgemeinden aus Romanien nach Bulgarenland und von der aſiatiſchen Küſte in das ſlaviſche Romanien und umgekehrt mußten dem Griechiſchen als gemeinſamem Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenen eingewanderten Stämme unter einander und mit den alten Bewohnern nach und nach das Uebergewicht verſchaffen. Hätten die Eingewanderten die weltliche Herrſchaft oder wenigſtens ihren heidniſchen

Cultus bewahrt, ſo wäre der Dialekt, aller Barbarei und Unſchriftmäßigkeit zum Trotz, ſicherlich doch nicht erloſchen. Aber wie eine ſlaviſche Dynaſtie mit Baſilius I. den kaiſerlichen Thron beſtieg, ließen ſich ſeine Stammgenoſſen auch im entlegenſten Winkel des Peloponneſes taufen und wurden ein Volk mit den „Römern" von Byzanz. Weil aber die Slaven-Schupanien Griechenlands keine compakte Macht gebildet, keinen Hof und keinen Monarchen hatten, wie die Serben und Bulgaren, geſtattete ihnen die anatoliſche Kirche nicht ſlaviſchen Gottesdienſt und ſlaviſche Kirchenbücher wie den beiden erſtgenannten Völkern.

Eine griechiſchredende Kleriſei zog in die neu eroberten und neu bekehrten Provinzen ein; man baute Klöſter und Kirchen, legte Städte und feſte Plätze an, in denen ſich vorzugsweiſe Griechen niederließen. Iſt es ein Wunder, wenn der vernachläſſigte und verachtete Slavendialekt unter ſolchen Umſtänden zuerſt auf der Ebene und zuletzt auch noch im Gebirge gleichſam von ſelbſt erloſch und ausſtarb? Uebrigens hat man Gründe zu zweifeln, ob das Slaviſche im Taygetus auch wirklich ganz erloſchen ſey und nicht etwa, wie das Albaniſche anderwärts, im Innern der Familien heute noch geredet werde. Villoiſon und andere Abendländer ſind in die Maina gedrungen, um nach doriſchen Sprachformen zu forſchen. Wird nicht etwa auch bald einmal den ſlaviſchen Ueberbleibſeln Jemand dieſen Dienſt erweiſen? Man müßte

aber dieſes Geſchäft nicht durch Hülfe eines Dolmetſches betreiben, noch ſein Heil vorzugsweiſe bei den Land und Mark abſtrolchenden Männern erwarten. Weiber und halberwachſene Kinder ſind eine viel reichhaltigere Quelle der Belehrung, wie ich es zur Genüge in Turnovo erfuhr. Das ſpricht freilich nicht wie Profeſſor Gennadios oder ein Zeitungsredakteur von Athen!

Außer der Nomenklatur der Orte und Naturgebilde wären die Sprachformen des gemeinen Mannes, beſonders aber Laut und Orthographie der Familiennamen in allen Volksklaſſen ſorglicher Prüfung zu unterwerfen. Zu Athen hat man in der neueſten Zeit eine Geſchichte des Kloſters Mega-Spiläon gedruckt und die Subſcribentenliſte beigeſetzt.[1] Da lieſt man ſonderbare Namen: Geraſimus Zalongites, Archidiakon von Meſolongi; Herr Zalongites von Vonitza;[2] Gebrüder Konitza aus dem Eliaskloſter im Parnaſſusdiſtrikt Topolia. Die HH. Zuzulas, Grumpu, Mprikos (ſprich Grubu, Brikos), Turno und Petrovik von Trikkala. HH. Mpelintzak, Mpugumaras, Mpuzunaras und Tzatzos aus Neu-Gythion im Eurotas-

[1] Verfaſſer iſt der ehrwürdige Oekonomos, ein ſehr gelehrter, aber auch ſehr boshafter und leidenſchaftlicher alter Prälat und ruſſiſcher Penſionär in Athen.

[2] Lengi iſt im Slaviſchen die Wieſe, die Aue, folglich Zalongites = Hinterwieſer, Ennewieſer, wie Zabalkanski ſo viel als „Enneberger" heißt.

thal.[1] Die HH. Sclabunogambros und Sclabunos Sclabunakos aus Pyrgos in der Maina, Sclabeas, Mprumeas, Patzabeleas, Sbolopeas, Mpogeas und Kabletzeas aus Ntoloi im Spartaniſchen.[2] Alle dieſe Herren gehören guten Familien an, die nur griechiſch reden, aber insgeſammt barbariſche und zwar „ſlaviſche" Namen tragen. Oder ſind Sclabeas, Sclabunos, Sclabunakos und Sclabunogambros etwa nicht ſlaviſch? Eben ſo ſind auch in dem wegen ſeiner griechiſchen Sprachelegan̄z geprieſenen Janina die meiſten Bürgernamen noch heute ſlaviſch. Man nennt ſich Bogâs, Glavâs, Rekâs u. ſ. w.[3]

Wenn aber ſchon dieſe dichtgedrängten Slavismen der neugriechiſchen Etymologie auf ſtarke Miſchung mit ſarmatiſchen Elementen hindeuten, ſo wäre es ein noch weit ſchlimmeres Zeichen, wenn ſich ſelbſt in der Syntax, d. i. in der innern Struktur und gleichſam im Nerven- und Wirbelſyſtem der Rede ſlaviſches Geſetz nachweiſen ließe. Das Griechiſche, wie man es jetzt im byzantiniſchen Reiche ſpricht, hat bekanntlich keinen Infinitiv. Der Grieche kann nicht ſagen: „Ich will trinken"; er ſagt, „ich will daß ich trinke", θέλω νὰ πιῶ. Die Unmöglichkeit zu arbeiten, zu kommen ꝛc., drückte man in Alt-Hellas vor der

[1] Mp bezeichnet in barbariſchen Wörtern B, Nt=D.
[2] Mpog, d. i. Bog bedeutet im Slaviſchen „Gott."
[3] Bog Gott, Glava Kopf, Reka Fluß.

Verbrüderung mit dem Scythenblute durch die Phraſe: „οὐ δύναμαι ἐρχάζεσθαι, οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ aus. Jetzt aber heißt es „δὲν πορῶ νὰ δουλεύσω“, „ich kann nicht daß ich arbeite,“ „δὲν πορούμεν νὰ ἐρχώμεσθα,“ „wir können nicht daß wir kommen.“ Nur in der Maina ſoll man noch „οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ ſelbſt im Munde ungebildeter Leute hören. Eine Sprache ohne Infinitiv iſt aber nicht viel beſſer als ein menſchlicher Körper ohne Hand. Und dieſer einzige Umſtand beweiſt noch viel deutlicher als ſelbſt die Sprüche des Porphyrogenitus, daß eine große, allgemeine, Mark und Leben verwandelnde Revolution über das helleniſche Volk gekommen ſey. Noch hat dieſes Sprachphänomen keine genügende Erklärung gefunden. Hobhouſe möchte zwar die Schuld beinahe auf die türkiſche Eroberung werfen. Aber die Türken haben den Infinitiv und gebrauchen ihn ſelbſt mit einer Art Luxus in Schrift wie in gemeiner Rede. Auch die byzantiniſche Schriftſprache hat das Kleinod bis zum Untergang des Reiches ſelbſt im niedrigſten Style bewahrt. [1]

[1] Konſtantin Porphyrogenitus ſagt ſelbſt, daß er „κατημαξευμένῳ λόγῳ“ und „διὰ κοινῆς καὶ καθομιλημένης ἀσαγγελίας“ ſchreibe, und doch gebraucht er nirgend die neue Form mit Conjunktiv und Bindewort. De Admin. Imp. cap. 1. Dagegen kann man bei einiger Aufmerkſamkeit auf den Vulgardialekt die Bemerkung machen, daß die Neugriechen ihren Eigennamen gerne die Vorſchlagſylbe is (iz) oder auch nur s (z) ſchlechtweg voranſetzen und auf die

Heute aber betrachtet das griechiſche Volk ſein *νὰ δουλεύσω* gleichſam als Nationalgut und widerſetzt ſich — wie ſelbſt gelehrte Athener verſichern — ſtandhaft der Wiedereinführung des natürlichen alten Modus. Der Inſtinkt redet aus dem Volke; *να δουλεύσω* iſt ſein väterliches Erbe, aus dem es ſich nicht vertreiben laſſen will. Es iſt der „ſlaviſche" Infinitiv, wie ihn die Einwanderer aus der nördlichen Zone nach Illyrikum verpflanzt und in Hellas eingebürgert haben. Denn *„ne mogu da radim"*, „ich kann nicht, daß ich arbeite", ſagen ſie ebenfalls im ſlaviſch redenden Macedonien und, wie ich höre, in allen Provinzen des illyriſchen oder Süddonau-Slaventhums. Das moderne *νὰ δουλεύσω* wäre alſo gleichſam eine Nachbildung, eine Uebertragung des ſüdſlaviſchen, oder wenn man will des bulgariſchen Infinitivs in das neugriechiſche Volks- und Kirchenleben — wäre gleichſam der Preis, um welchen das Volk nach ſeiner Bekehrung den ſcythiſchen Accent gewechſelt und auf den Altären des neuen Byzantinerglaubens geopfert hat.[1]

Frage: „Wie heißt der Ort?" nicht *τὸ χώριο*, ſondern *στοχώριο* zur Antwort geben. Nun iſt aber dieſe Vorſetzſylbe s, z oder is eine Eigenthümlichkeit der ruſſiſchen Sprache, in welcher die bekannte Slavenſtadt *Korosten* gewöhnlich *Iskorost* geſchrieben wird. Schafarik, II, 124. Eben ſo iſt „Stambol" ein Produkt des ruſſiſchen Genius.

[1] Jedoch will man die nämliche Form ſchon im neuen Teſtament ein Mal gefunden haben.

Meint der scharfblickende Hobhouse, daß sich diese (slavisch-griechische) Sprachsyntax erst nach Uebernahme der Herrschaft durch die Türken auf beiden Küsten des Archipelagus festgesetzt und, von Europa ausgehend, sich zur allgemeinen Norm in Schrift und Rede aufgeschwungen habe, so urtheilt er gewiß nicht unrichtig. Diese Slavinisirung des Volksdialektes hindert aber das Daseyn uralter Sprachreste so wenig, als Türken und andere barbarische Eindringlinge Polygone aus der Epoche Agamemnons ihren Neubauten unterzulegen Bedenken trugen.

Aus diesen Prämissen die Folgen zu ziehen und ihre Wirkung auf die Gegenwart zu berechnen, überlassen wir billig dem Leser selbst. Wo in letzter Instanz nur die That entscheiden muß, sind ja Worte, wenn sie ein gewisses Maß überschreiten, überall nutzlose und verlorne Mühe. So viel steht fest, die unermeßliche Kluft zwischen den alten hellenischen und den neuen byzantinischen Griechen ist eben so wenig länger vor Europa zu verbergen, als es sie auszufüllen möglich ist. Oder könnt ihr unter jenem Himmel Alles neu schaffen, eine neue politische Sonne, ein neues Gravitationsgesetz, neue Altäre, neues Blut, neue Ideen, neue Sympathien? Ueberlegt wohl, ob ihr zu einem solchen Schöpfungsakt auch die Kraft und das Genie besitzet und ob es überhaupt ein Mensch besitzen könne. Ich läugne zwar keineswegs die Omnipotenz der deutschen Demiurgen, frage aber

beſcheiden: wo iſt die That? Ihr wollt unbequeme Mitgefühle erdrücken, aber eure Medizin bewirkt juſt das Gegentheil; und wie die Gefährten des Ulyſſes dem zürnenden Gott durch Unverſtand, ſo arbeitet ihr in thörichtem Calcül dem rächenden Fatum der neuen Zeit in die Hand. Ihr bauet Hütten, in denen ihr nicht wohnen ſollt; ihr pflüget und ſäet, wo Andere ernten werden,

Sic vos non vobis fertis aratra boves.

Wenn ihr es auch beim griechiſchen Landbauer erwirket, daß er den Karſt nicht mehr (ſlaviſch) τζαπί, ſondern δίτελλα nenne, ſo habt ihr noch keine Nationalität geſchaffen, kein griechiſches Volk auf die politiſche Schaubühne geſtellt. In Europa hat man es gleich anfangs darin überſehen, daß man ſich das Mährchen vom Daſeyn eines wirklich griechiſchen Volkes im Sinne des Alterthums aufbinden ließ. Denn „Volk" im eigentlichen Sinne, hat ſchon Hobhouſe gemeint, könne man die Griechen gar nicht nennen, weil ſie weniger ein charakteriſtiſch ausgeprägtes, von eigenthümlichem Geiſte beſeeltes und eine Idee repräſentirendes Weltindividuum, als eine von der herrſchenden Staatskirche der Osmanli abweichend-religiöſe Sekte darſtellen, nicht einmal eine nationale Benennung führen (ſie nennen ſich ja „Römer") und, außer dem Gefühle innerer Fäulniß und eigenkräftig unheilbarer Ohnmacht, von keinem gemeinſamen

Bewußtſeyn durchdrungen ſind.[1] Die Griechen ſind den Künſten abgeneigt, und attiſche Lebenseleganz iſt ihnen von Natur zuwider. Wer vergleicht wohl ohne Schmerz die Hellenen von heute mit jenen Alt-Attikern, wie ſie Perikles in ſeiner Leichenrede ſchildert, oder wie ſie ſelbſt noch in den „Bildern" und „Epiſteln" bei Philoſtratus im dritten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung erſcheinen? Merken denn die redlichen Germanen noch nicht, daß ſelbſt dieſe Gräculi, während ſie die Hand zum Empfang unſerer Gaben ausſtrecken, liſtig den Mund zu halbunterdrücktem Lächeln verziehen? Wir machen daher allen verſtändigen Männern deutſcher Nation, die ſich um ſolche Dinge kümmern, den ernſtlichen Vorſchlag:

1) Den Glauben an die Möglichkeit das alte Hellas zu reſtauriren, von jetzt an nur Kindern und wohlmeinenden, aber ſich ſelbſt täuſchenden Schulenthuſiaſten als Privatſpielzeug zu überlaſſen.

[1] The Greeks taken collectively cannot in fact be so properly called an individual people, as a religious sect dissenting from the established Church of the Ottoman Empire. Hobhouse, Travels in Turkey. Lett. 34. — Durch ein Dekret der Nationalverſammlung haben zwar die „Oſtrömer" den Namen der alten Hellenen wieder angenommen, gleich den inſurgirenden Neapolitanern, die ſich um dieſelbe Zeit und mit demſelben Rechte in offiziellen Erlaſſen und Dokumenten „Samniter" nannten. — „*Τὸ κράτος τῶν Ῥωμαίων ἐσάπισεν.*" ſagte der „Philoſoph" von Turnovo und ſchnitt mit dieſem einzigen Worte allen Reſtaurationsprojekten die Wurzel ab.

2) Auch den Plan das alte Kaiserthum Byzanz aus den verfaulten Trümmern wieder aufzurichten als ein, menschliche Kraft übersteigendes und die politische Intelligenz des Abendlandes vor der Nachwelt höchlich compromittirendes Concept auf die Seite zu legen.

3) Bei jedem Calcül über die unteren Donauländer vom Ariom auszugehen, daß die zwischen Jassy und Cap Matapan sitzenden Christenstämme nur ein durch anatolische Kirchenpolizei zusammengehaltenes Aggregat todter Elemente seyen, die nur ein von Außen hereinwehender Odem beleben kann.

4) Griechenland als Schaubühne anzusehen, auf welcher das germanische Prinzip und der Panslavismus vor ganz Europa ihre gegenseitige Stärke erproben.

5) Sich zu überzeugen, daß die gute germanische Sache im Wettkampfe nur dann siegen könne, wenn man mittelst Einpflanzung revolutionärer Dogmatik und Hegelscher Philosophie das byzantinische Presbyterium auseinandersprengt, die Säfte im panslavischen Nationalkörper ins Stocken bringt und folglich den Zeiger an der Weltuhr zurückbewegt.

6) Sämmtliche Diplomatie des Occidents auch bei redlichstem Willen für unzureichend, ja für unfähig zu halten eine Aufgabe von solchem Belang und von solchem Gewicht vollständig und durchgreifend zu lösen, folglich

7) Unſer Heil in der orientaliſchen Frage nur auf dem Wege der Gewalt, d. i. einer nationalen, die Regierungen ſelbſt wider Willen fortreißenden Bewegung und Kraftäußerung zu erwarten.

8) Umfrage zu halten ob die vierzig Millionen Deutſchen noch einer zornmüthigen Aufwallung fähig ſeyen, oder ob ſie ſich noch ferner begnügen in unerſchütterlicher Geduld den Spott der Ausländer zu ertragen und bei Verweigerung jeglichen Looſes am großen Erdengut als gemeiner Dünger und ſchutzloſer, bettelhafter Knecht in fremde Zonen auszuwandern?

XV.

Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt.

Daß bald nach Errichtung des griechiſchen Königreichs über Natur und Urſprung ſeiner Bewohner neue, vom traditionellen Schlendrian der Schule weſentlich abweichende Meinungen zum Vorſchein kamen, allmählig — nicht ohne herben Kampf — anfangs in Deutſchland, ſpäter auch in weiterm Kreiſe Wurzel ſchlugen und endlich zur hiſtoriſchen Ueberzeugung erſtarkt ſind, wird als bekannt vorausgeſetzt. Ebenſo mögen ſich Manche noch erinnern, daß an Gründung dieſer geläuterten Ideen, dieſer beſſern Doktrin auch der Fragmentiſt einigen Antheil hat, ja gewiſſermaßen zur Vertretung derſelben vor dem gelehrten Publikum verpflichtet iſt. Der Streit ward anfangs, wir wiſſen es alle, ohne Theilnahme des griechiſchen Volkes nur zwiſchen Europäern in Europa ſelbſt geführt, und wie es in

Meinungsconflikten immer geſchieht, verharrte zuletzt von den kämpfenden Parthien — ſtarr und ohne alle Nachgiebigkeit — jede auf ihrem Satz, die eine mit Ruhe und unbeſiegbaren Gründen, die andere zu Zeiten mit etwas Harthörigkeit und ſtöckiſchem Sinn.

Neuerungen ſind meiſtens verhaßt, läſtig aber ſind ſie jedesmal, und wer nicht Zeit und tägliche Erfahrung als Bundesgenoſſen zur Seite hat, greife ja nie, im Kleinen wie im Großen, die Sympathien der Mitwelt an. War es Verdienſt oder war es Unrecht der Zeit voranzueilen und die Frage um einige Olympiaden zu früh auf die Bühne zu bringen? In Athen glauben ſie das letztere, und viele Eiferer ſind auch in Deutſchland derſelben Meinung geweſen. Sicher gehört dieſe Frage in jene Klaſſe, die — gleich der kolchiſchen Weinranke um Kerafunt — einmal dem Boden anvertraut, Kraft und Blüthe aus ſich ſelbſt entwickelt. Jeder Tag demolirt eine Zinne der Gegner und bricht eine Schutzwehr der Enthuſiaſten nieder. Und wenn einmal die troſt- und hoffnungsloſe Leerheit gewiſſer Dinge nicht länger zu verbergen iſt, wird man ſich wundern, wie ſcholaſtiſche Blendwerke in Europa ſo lange beſtehen konnten.[1] Wäre der Streit jetzt nicht gleichſam in eine neue und letzte Phaſe getreten, dürfte man ohne Aergerniß und ohne Langweile des leſenden Publikums die Sache nicht

[1] Dies ward im Mai 1842 geſchrieben.

mehr zur Sprache bringen. Aber die Griechen haben nun auch ein Urtheil abgegeben, worüber in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 13. April kurzer Bericht erstattet wird. Diese achäische Plänkelei verschafft dem Fragmentisten das Recht, ja legt die Nothwendigkeit auf, das Publikum auch seinerseits mit einer kurzen Erwiederung heimzusuchen, deren Aufnahme man billigerweise nicht versagen kann. Legte man mir nicht in einer Stelle grobe Irrthümer in der Zeitrechnung und in einer andern völlige Unkunde oder gar absichtliche Entstellung griechischer Texte zur Last, hätte ich lieber stillgeschwiegen. Rückt aber ein Scribent Thatsachen des 17. Jahrhunderts ohne allen Grund in das 10. zurück (nicht in das 8., wie Ihr Correspondent meinem Gegner in Athen nachgeschrieben hat), und kann man ihm beweisen, daß er in der Sprache des Volkes, über dessen Schicksale während einer angeblich noch unerforschten Periode er uns belehren will, den Sinn der gewöhnlichsten Vokabeln nicht verstanden hat, so kann er nicht klagen, wenn auch die besten Argumente im Gemüth des Lesers Vertrauen und Gewicht verlieren.

Vom Beginn des Krieges bis auf die letzte Zeit greifen die Gegner der Bequemlichkeit wegen und wie instinktmäßig alle zu derselben Waffe: ich sey ein Ignorant und verstehe nichts vom Griechischen. Auch Ihr Berichterstatter fühlt den Drang mich über die neugriechische Bedeutung von χρόνος zu belehren,

eine Mühe, die er ſich wohl hätte erſparen können, oder ich lege im Verkehr mit dem gemeinen Volke in Theſſalien erlernte Ausdrücke vor, die ihm ſicherlich nicht geläufig ſind, da ſie ſogar den griechiſchen, aus der Fremde eingewanderten Schreiern in Athen ungelegen waren. Und doch iſt Theſſalien eigentliches Urland des Hellenenſtammes. „A pédant, ſagt Figaro, pédant et demi. Vous parlez latin, je parle grec, j'extermine.“

Daß meine Theſen über byzantiniſches Griechenthum mittelſt der politiſchen Blätter in Athen bis zur Kunde der untern Volksklaſſen durchgedrungen ſeyen und allgemeinen Unwillen erregten, hörte ich zuerſt von einem epirotiſchen Gutsbeſitzer im Winterquartier zu Turnovo in Theſſalien. „Laſtträger, hieß es, hätten auf der Straße angehalten und mit Entrüſtung einander zugerufen: „„du biſt kein Hellene, du biſt ein Slave!““ Und ohne Gefahr geſteinigt zu werden, hätte ich verwichenes Jahr nicht öffentlich in der griechiſchen Hauptſtadt erſcheinen dürfen. Es habe ſich zwar die erſte Aufwallung etwas gelegt, aber ich könne deſſen ungeachtet auf übeln Empfang vorbereitet ſeyn, weil ſich die griechiſche Nationaleitelkeit im Herzen verwundet fühle.“ Ich glaubte an keinerlei Gefahr und ging ruhig nach Athen, überzeugt, man werde dort, wie in Europa, die Perſon von der Sache trennen, und perſönliche Unbedeutenheit müſſe den Verfaſſer hinlänglich ſchirmen

gegen den Grimm der Zeitungsſchreiber, der Sackträger und der Studenten der alten Theſeusſtadt. Ganz Unrecht hatte man jedoch in Turnovo nicht. Kaum war ich in Athen, brach das Unwetter heftig, zu gleicher Zeit und von allen Seiten gegen den armen Fremdling los. „Der wegen ſeines glühenden Griechenhaſſes bekannte F.... iſt in unſere Stadt gekommen," begann ein Journalartikel, worin der arme Fragmentiſt in beſter Form als Nationalfeind, als Verleumder und Verunglimpfer des geheiligten Namens der Hellenen in weiterer Analyſe dem öffentlichen Zorn preisgegeben und zugleich Größe und Menſchlichkeit des griechiſchen Volkes geprieſen ward, da es ſolchen Leuten ungeſtraften Eintritt ins helleniſche Heiligthum geſtattet. Andere Blätter und Blättchen griffen zum Spott; andere kamen mit Pathos angezogen und wieder andere begannen regelmäßigen Krieg, rüſteten Belagerungsmaſchinen und Sturmzeug gegen das verwünſchte Buch. Am wüthendſten waren anfangs die Muſenſöhne, junge Brauſeköpfe aus Epirus, Cephalonien, Zante und Korfu. Man berieth ſich, was zu thun, und fand endlich Pasquille, Epigramme und Knittelverſe an den Straßenecken angeſchlagen, für das wirkſamſte Mittel das Strafgericht der Nation zu verkünden und ſich am Feind zu rächen. Zu dieſem äußerſten Schritt iſt es aber nicht gekommen. Der geſunde Theil der Literaten, und dieſer iſt in Athen zahlreich und überwiegend,

ſtellte den Raſenden vor, durch Verletzung des Gaſt- und Fremdenrechts würden ſie ſich nur ſelbſt entehren. Inſulte ſeyen keine Argumente, und mit gleichen Waffen den Gegner bekämpfen, wäre beſſerer Takt, wäre redlich und patriotiſch zugleich gehandelt.

In Athen beſteht ein Studentenkaſino, Brenn- und Mittelpunkt aller literariſchen Thätigkeit. Die Profeſſoren der Hochſchule mit allen Freunden und Gönnern der Wiſſenſchaft nehmen an dieſem Inſtitut lebhaften Antheil. Fremde laſſen ſich häufig einführen wegen des ſorglich beſtellten Leſeſaales und wegen der Vorträge, die an beſtimmten Wochentagen Abends bald franzöſiſch, bald griechiſch von Studenten und jungen Gelehrten, nach freier Wahl, gehalten werden. In langer, altgriechiſch geſchriebener Rede ſchilderte da ein Beſeſſener die in Deutſchland umlaufenden „höchſt abenteuerlichen und höchſt lächerlichen“ Vorſtellungen über eine materielle Zerſetzung der griechiſchen Nation, von der man in Hellas ſelbſt noch nie etwas vernommen habe. „Der Urheber dieſer verrückten Fabeln gehe jetzt wie ein Schlaftrunkener in den Straßen von Athen herum. Derſelbe habe jedoch durchaus nichts gelernt, ſey völlig ἀμαθής und verſtehe insbeſondere von keinem griechiſchen Wort die wahre Bedeutung. In einer Dachkammer zu München wohnend, habe er vor Jahren, wahrſcheinlich aus Hunger, in eine alte Landkarte von Morea hineingeſehen, daſelbſt einen ſlaviſch klingenden

Ortsnamen aufgestochen und in germanischer Dummheit augenblicklich ein Buch begonnen, in welchem die heutigen Bewohner des griechischen Continents als ein Gemisch barbarischer Colonisten aus Sarmatien, Albanien, Moskovien u. s. w. figuriren und vom alten reinen Blut der Hellenen durchaus nichts mehr übrig bleibe, was unerträgliche Lästerung und offenbare Verrücktheit sey, da sich bekanntlich von den Zeiten des attischen Urkönigs Ogyges bis zum gegenwärtigen Kriegsminister Vlachopulo herab in Hellas, von Vater auf Sohn fortschreitend, nichts geändert habe." Zum Schlusse ließ der Redner nicht undeutlich merken, der Urheber solch abenteuerlicher germanischer Nebelbilder leide sicherlich an temporärer Versandung des Gehirns, wogegen er — insofern die Fakultät nichts entgegen habe — aus Mitleid eine tüchtige Dosis Niesewurz als nervenerschütterndes Heilmittel in Antrag bringe."

Die Argumentation, wie Sie sehen, war äußerst bündig und folglich der Applaus der Zuhörer wohlverdient. Fragte man aber hie und da einen der schreienden Myrmidonen etwas näher über das corpus delicti, so zeigte es sich immer, daß der eine etwa eine isolirte Phrase, der andere eine Vorrede, der dritte einiges von der akademischen Abhandlung, der vierte ein paar Capitel aus dem Haupttraktat, der fünfte von allem gar nichts gelesen und nur auf der Gasse gehört habe, man wolle sie wieder zu „Sklaven"

machen, was natürlich allgemeine Erbitterung hervorrufen mußte, da in Griechenland wie bei uns Slave und Sklave beim unwiſſenden Volk verwandte Begriffe ſind. Heſperiden oder Naſamonen, Gangariden, Phthirophagen und Hippomolgen ließen ſich die Hellenen vielleicht eher gefallen; nur Slave will, der fatalen Aſſonanz wegen, in Griechenland Niemand ſeyn.

Die Zeitperiode, die man bei uns medium aevum nennt, iſt in Hellas noch völlig unbekannt und man muß es den Griechen verzeihen, wenn ſie mit Schrecken und Unwillen auf die Schilderung des jammervollen Looſes blicken, das ihr Land getroffen haben ſoll. Conterfei und Urheber wird die Zeit wohl nach und nach erträglich machen, was zwar in den erſten vier Wochen des atheniſchen Aufenthalts freilich noch nicht zu bemerken war. N'est-ce pas, *κύριε* F . . . r, ſagte im Vorbeigehen ein Mann mit krankem Gefühl und Schadenfreude, nous sommes des Slaves! Selbſt der ſtattliche Bruder eines berühmten Bulgarenchefs, folglich an Leib und Seele wahrer Slave, fragte halb freundlich, halb unwillig: Zu was wirſt du uns noch machen? — *Σθλάβος*! *Σθλάβος*! rief man häufig aus den Gruppen Zuſammenſtehender, wenn ich Abends über die Gaſſe ging. Ein Renegat und Arianer hätte unter dem gläubigen Griechenvolke keinen ſo allgemeinen Abſcheu erregt wie der verhaßte Slavenfragmentiſt. Bei den täglichen Diſputen im Hotel fragte

einer der Energumenen ganz unbefangen, ob ich denn wirklich behaupte etwas von der griechiſchen Sprache zu verſtehen, und er wollte zugleich ſeine Zweifel durch einen Satz aus der „Geſchichte von Morea“ rechtfertigen und begründen. Alles Reden und Erklären war meinerſeits vergeblich. Und obgleich, wie man neulich las, ein fleißiger Mann in vier Jahren ſogar chineſiſch lernt, wollte ich bei natürlicher Verzagtheit und angebornem Mißtrauen auf eigene Kraft wirklich glauben, ich hätte mit aller Sorgfalt in mehr als dreißig Jahren auch wirklich kein einziges Wort im Griechiſchen erlernt, als noch zu rechter Zeit eine Stelle aus Thukydides — verſteht ſich im Original — dem ſinkenden Muthe zu Hülfe kam. „Ach, dieſer Thukydides,“ ſagte der Myrmidone, „der iſt bei uns als ein ſchlecht griechiſch ſchreibender Autor ſchon lange bekannt.“ Dieſe Wendung des gelehrten Athéners gab mir die volle Zuverſicht wieder, obwohl übrigens nicht zu läugnen iſt, daß die Griechen durch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit fremde Sprachen zu reden uns Germanen weit überlegen ſind. Dieſe glückliche Eigenſchaft, die nach dem Zeugniß der Anna Comnena den alten Hellenen gänzlich fehlte, haben die Neuhellenen nur mit den ſlaviſchen Stämmen gemein.

Ohne Zweifel geſchah es in Folge dieſes erklärten Kriegsſtandes der öffentlichen Meinung, daß zwei privatim höchſt achtbare Männer, Hr. Katakazi und

ſein Schatten, Hr. v. B. D. St. S., gegen den Fragmentiſten in Athen förmlich Quarantäne errichteten und dem Feinde des griechiſchen Volkes, ich glaube in der beſten Abſicht, ſogar die gemeine Höflichkeit verſagten. Dagegen hat derſelbe im Hauſe des Hrn. Grafen de Br. und bei Hrn. Pr. v. O. widerſtrebender Anſichten ungeachtet freundliche und durchaus wohlwollende Aufnahme gefunden, weil dieſe beiden Staatsmänner unter vielen glänzenden Eigenſchaften auch die Kunſt beſitzen, der Zartheit ihrer Stellung unbeſchadet, polirt und human zu ſeyn — ein Ruhm, nach welchem Hr. Katakazi aus freiwilliger Enthaltſamkeit nicht zu ſtreben ſcheint. Hr. Katakazi hat deſſen ungeachtet ſeine Verdienſte und denkt ſogar, wie man ſich in Athen ſagt, an Stiftung einer neuen Schule der moraliſch-politiſchen Wiſſenſchaften. Denn während ſich Hr. Graf de Br. nützlichen Studien überläßt und ſelbſt im Strudel einer glanzvollen Exiſtenz den Preis wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen fühlt, Hr. Pr. v. O. aber, der brillante Militär, der feine Staatsmann, der tüchtige Gelehrte, ſein Haus in einen Muſenſitz verwandelt und mit ſeiner liebenswürdigen und geiſtreichen Gemahlin den Mittelpunkt alles höhern geiſtigen Lebens der griechiſchen Hauptſtadt bildet, zehrt Hr. Katakazi ausſchließlich vom dürren, papiernen, magern und langweiligen Schnickſchnack ſubalterner Diplomaten — ſicherer Beweis neuer Staatsphiloſophie und geiſtiger

Enkratie.[1] Hr. K. beſitzt aber auch noch andere Tugenden, die man ebenfalls gern anerkennt: wir meinen Gleichmuth und Seelenruhe, wie ſie nur eine Byzantinernatur mit Hülfe ruſſiſcher Mannszucht erringen kann....

Bequem wäre es freilich, wenn, um ein läſtiges Buch zu widerlegen, es ſchon genügte gegen den Verfaſſer in einem Winkel von Athen den Mongolencorporal zu ſpielen und nebenher in Journalen von Fabelwerk und Ignoranz zu ſprechen. Wollte man durch Entkräftung Eines Punktes nicht die ganze Doctrin verdächtig machen, könnte alles weitere Gezänk über Mehr oder Weniger, über Früher oder Später füglich auf einen andern Platz verwieſen werden. Um die abgedrungene Rechtfertigung in die engſten Schranken einzukeilen, ſtellen wir die Frage gleich auf die Spitze. Das gelehrte Europa will einmal wiſſen, was für Leute gegenwärtig auf attiſchem Boden wohnen und wer eigentlich die chriſtlichen Brüder ſeyen, für deren Befreiung wir im Beginn des Aufſtandes glühten, für die wir Schätze, Blut und Sympathien hingegeben. Man thut in Europa dieſe Frage nicht etwa aus politiſchem Mißtrauen, als hätte man irgend etwas zu bereuen und zu verbeſſern. Ach nein! unſere Gefühle für Hellas ſind noch immer nicht erkaltet und man

[1] Ἐγκράτεια, Enthaltſamkeit.

iſt im Occident — Dank türkiſcher Unverbeſſerlichkeit — für griechiſches Heil vermuthlich zu noch weit ergiebigeren Opfern bereit, ſelbſt auf die Gefahr hin mit Undank belohnt zu werden, was natürlich durchaus nicht im Weſen des helleniſchen Volkes liegt.

Nun, wer ſind die heutigen Attiker? Die heutigen Bewohner von Attika ſind von einem Ende der Provinz zum andern eingewanderte, auf den Ruinen des Alterthums angeſiedelte chriſtliche Albanier, Albaneſen, Schkypitaren — eine Art doppelſprachiger frommer Barbaren der anatoliſchen Kirche, ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk mit eichenem Dickſchädel und rüſtigem ſchlankem Körper, ein durchaus geſundes und unverdorbenes Blut, arbeitſam, gewerbig, nüchtern, aber ohne Literatur, ohne Buch und ſelbſt ohne Alphabet. Es ſind Leute die lachen und zornig werden, wenn wandernde, „von griechiſcher Abendluft vollgezechte" Magiſter der temperirten Zone ſie mit „Helden und Hellenen" traktiren und über die Thaten ihrer großen Ahnen belehren wollen. Es ſind Leute, die ſich ſelbſt Römer und Chriſten nennen, am Freiheitskampf lauen oder gar keinen Antheil genommen haben, zum Theil es gar mit den Türken hielten und die Palikaren niederſchoſſen. Oder will man läugnen, daß ſich Menidi, die größte und wohlhabendſte Ruralgemeinde Attikas, gegen den Aufſtand erklärte? daß Chaſſia zur Hälfte dieſem Beiſpiele folgte und daß namentlich die albaneſiſchen

Bauern des erstern Ortes eine größere Anzahl Insurgenten erschlugen als selbst die attischen Türken? Weiß in Athen nicht Jedermann, daß man es diesen Menidioten von Seite der untern Behörden heute noch gedenkt? daß man sie drückt, neckt und tückt? daß folglich in Menidi der geheime Wunsch nach einer Restauration der Türkenherrschaft jedes Jahr offenkundiger wird und nur die Milde und die unpartheiische Gerechtigkeit des Königs ernstere Scenen verhindert hat? Unter den Bürgern der Städte Megara, Kephissia, Athen und Oropo dagegen ist bei gemeinsamer Religion das byzantinisch-griechische Element durch Heirath und Wechselverkehr mit Albaniern so weit zersetzt und überwältigt, daß mit geringer Ausnahme Jedermann Albanisch, aber nicht Jedermann Griechisch versteht.

Die Gesammtbevölkerung der Hauptstadt überstieg nach den zuverlässigsten Nachrichten beim Ausbruch der Revolution nicht die Zahl von 6000 Seelen, worunter 2000 reine Albanier, beiläufig eben so viele Türken und der Rest byzantinische Griechen waren. Allein keine dieser athenischen Griechenfamilien vermochte, wie Hobhouse schon vor vierzig Jahren bemerkte, ihren Stammbaum über die Periode der türkischen Eroberung hinaufzurücken. Und doch redet der ehrwürdige Veteran Perrhäbos um 1821 von ächten Nachkommen der Marathonomachen des Herodot! Ach, der gute Perrhäbos! Griechenland ist in der That

zu einer zweiten Kindheit zurückgekehrt, und wer wollte es übel nehmen, wenn es sich wehrt, wenn es sich gegen Mahnungen sträubt und die schwachen Kräfte überschätzt? Herrschende Sprache in Attika ist nicht das Neugriechische, sondern das barbarisch Albanische, das sich ungeachtet einer ganz neuen nach dem Frieden aus Anatolien und Thracien eingewanderten Bevölkerung noch nicht einmal aus den Mauern der Residenz verdrängen ließ. Man hat nun freie Wahl von zwei Propositionen die eine anzunehmen: entweder waren die polirten und kunstsinnigen Bewohner der 170 attischen Gemeinden in der glanzvollsten Periode des griechischen Alterthums zur Zeit der großen Helden, Redner, Dichter und Weltweisen ebenfalls alphabetlose albanische Barbaren, oder das Land hat eine völlige Verwandlung erlitten — eine Verwandlung, die der Fragmentist nicht etwa zuerst aufgedeckt, sondern die er nur zuerst in ein System gebracht oder vielmehr in ihrer Ausdehnung, in Ursache und Wirkung erforscht und als historische Thatsache wissenschaftlich begründet hat. Dagegen ist nun einmal nichts mehr einzuwenden, und ich bitte hundertmal um Vergebung, wenn ich das Zeitungsgerede über falsche Chronologie, falsche Lesart und Unkunde meinerseits für eitel Fabelwerk erkläre. Nicht von einer dreijährigen, sondern von einer „beinahe vierhundertjährigen Verödung Attikas", nicht etwa nur Athens ist in der neugriechischen Chronik des

Anargyrischen Klosters die Rede; nicht τρεῖς χρόνους, sondern τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους hatte das von mir im Jahre 1833 eingesehene Exemplar klar und deutlich im Text, dessen nochmalige Durchsicht mir letzthin geradezu verweigert wurde. Freilich sind in den vom gelehrten Hrn. Pitaki gesammelten Bruchstücken wirklich auch die „drei Jahre" Ihres Correspondenten zu lesen, aber in einer ganz andern Compilation, die den palimpsesten Namen Anthymos an der Spitze trägt und die Schicksale der Hauptstadt Attika's zur Zeit der letzten Eroberung durch den Venetianer Morosini erzählt. Damals (1687) ward nur die Stadt, nicht das von türkisch gesinnten Albaniern bewohnte flache Land, von der Bürgerschaft verlassen und lag bis 1691 öde. In drei Jahren fällt aber eine menschenleere Stadt in Griechenland nicht ein und wächst auch kein Oelwald auf den Trümmern, folglich muß in der angefochtenen Stelle jedenfalls von längerer und auch früherer Verwüstung die Rede seyn. Die Chronik, wie sie jetzt geordnet ist, setzt aber auch jene Katastrophe vor Zertrümmerung des byzantinischen Reiches durch die Abendländer (1205), vor Besetzung Attikas durch die große Compagnie der Catalonier (1309), vor Einsturz des Cerestempels in Eleusis (1470), vor dem Auffliegen des Pandrosiums auf der Akropolis (Julius 1500), endlich vor dem großen Waldbrand auf dem Hymettus (1590 n. Chr.).

Indeſſen nehmen wir keinen Anſtand das Moderne, Unkritiſche, Schwankende und Unſichere dieſer ärmlichen Aufſchreibungen atheniſcher Mönche nach beſſerer Prüfung und ſchärferer Sichtung des Inhalts einzuſehen und anzuerkennen. Schon das Wort φοῦστα (Fuſtanellen) und die Supplik der attiſchen Ueberbleibſel an den byzantiniſchen Patriarchen als Oberhaupt der Nation deuten auf eine Epoche nach der Eroberung Stambuls durch die Osmanli und auf die Zeiten albaneſiſcher Wanderungen nach Griechenland, die bekanntlich erſt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Anfang nahmen und Attika zuletzt erreichten. Statt Grammatik und Leſetreue des Fragmentiſten anzufechten, hätten die Gegner beſſer gethan ihn aus Form und Inhalt der Citate ſelbſt zu widerlegen. Für ein ſolches Unternehmen reichte aber Takt und Gelehrſamkeit der freundlichen Männer noch nicht hin.

Ein drittes, von den beiden vorigen ganz unabhängiges Bruchſtück der pitakiſchen Sammlung bildet das ebenfalls angeſtrittene, altgriechiſche Sendſchreiben der Ueberbleibſel atheniſcher Bürgerſchaft an den Patriarchen zu Konſtantinopel. Wie aber dieſer Patriarch geheißen habe und in welchem Jahre die Bittſchrift verfaßt worden ſey, iſt im Dokument nicht zu leſen, und es iſt bloße Annahme und willkührliche Vorausſetzung der Gegner, daß es an Johannicius II. (1641) gerichtet oder gar auf die moroſiniſche Spätzeit zu

beziehen sey. Folglich zerrinnt auch dieses Argument der Widersacher in sich selbst, ohne deßwegen unsere Hypothese, als gehöre das Dokument in das zehnte Jahrhundert, zu rechtfertigen und zu begründen. Beide waren in ihren Annahmen zu voreilig und zu unbedacht, der eine durch sein Zufrühe, der andere durch sein Zuspät. Aus beider Unrecht zieht die Wahrheit allein Gewinn.

Daß aber nach Le-Quien's Oriens christianus, aus dem auch Kumas sein Patriarchenregister gezogen, im zehnten Jahrhundert kein Johannicius saß, hat der Fragmentist in seiner Abhandlung (S. 37) selbst eingestanden und neulich erst durch Vergleichung der im Fanar zu Byzanz aufbewahrten Liste gefunden, daß auch der vierjährige leere Raum durch keinen Oberhirten dieses Namens auszufüllen sey. Was ändert aber auch das am Stand der Dinge? Ist Alt-Attika deßwegen weniger vollständig ausgestorben und barbarisch geworden? Nur über den Zeitpunkt kann noch gestritten werden, und vor Allem wäre durch nähere Prüfung und Ergänzung der spärlich fließenden Quellen die Periode des albanischen Einbruchs in Ostgriechenland festzustellen. Vielleicht war gerade für Ermittelung dieses Punktes mein letzter Aufenthalt in Attika nicht ohne Gewinn. So viel man vorläufig urtheilen kann, ist die dunkle Erinnerung an die Trübsale der Slavenperiode in den anargyrischen Fragmenten mit den Gräueln der albanischen

Ueberzüge des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts gleichsam in einander geflossen und zu einem unentwirrbaren Chaos zusammengewachsen, aus welchem der Fragmentist seine Argumente mit größerer Vorsicht hätte schöpfen sollen als wirklich geschehen ist. Läugnen wollen daß Athen während der Slaven-Periode von großen Unfällen betroffen wurde, ist eine offenbare Thorheit, da diese große und prachtvolle Stadt am Ende des 12ten Jahrhunderts (1185 bis 1204) laut Zeugnisses des Erzbischofs Michael Choniates zu einer kleinen, armen und der Verödung nahen Ortschaft herabgesunken war, die nicht einmal das übliche Thronbesteigungsgeschenk an den Kaiser Alexius zu entrichten das Vermögen besaß.[1] Jedoch ist aus beiden gegen den Fragmentisten citirten neugriechischen Autoren auch chronologisch nicht das geringste zu lernen, da sie das Faktum selbst noch nicht kennen. In Griechenland sind die historischen Begriffe noch so wenig geordnet und so wenig kritisch gesichtet, daß selbst die ersten literarischen Capacitäten noch immer den slavisch redenden, durch ganz Illyrien in Volksliedern heute noch gepriesenen Georg Castriota (Scanderbeg) nicht weniger als die bulgarischen Insurgenten (1842) um Nissa zum Stammgut der Hellenen zählen. Nimmt man aber Groß-

[1] *Ἀχρήματος γὰρ ἡ πόλις καὶ πενιχρὰ καὶ τοῦ κύκλου διαγραφῆ καὶ τῶν πόλεων* (l. *πολιτῶν*), *καὶ παράπαν ἀφαντωθῆναι κινδυνέυουσα* . . . Tafel, de Thessalonica etc. p. 459.

Turnovo und Präslawa am Hämus ins helleniſche Gremium auf, was berechtiget Kiew und Smolensko auszuſchließen? Ein griechiſcher Mönch von tüchtiger Gelehrſamkeit hat ein Buch über die „ſehr nahe Verwandtſchaft des helleniſchen Dialektes mit dem ruſſiſchen“ geſchrieben und eine fette Jahresrente als Lohn davongetragen. Ich habe bewieſen, daß der nordiſche Anverwandte ſeiner Zeit perſönlich nach Hellas kam, und ſich proviſoriſch auf den Erbgründen des noch lebenden Vetters niederließ. Dagegen verordnen die Studenten Nieſewurz und bekreuzen ſich die Diplomaten. Glauben Sie ja nicht, ich hätte wegen hitzigen Aneinanderfahrens eine üble Meinung von den griechiſchen Muſenſöhnen. Sie ſind nüchtern, arbeitſam, in der Regel von guter Aufführung und wißbegierig in unglaublichem Grade. Mein Lob kann nicht verdächtig ſeyn. Ich habe treffliche und würdige junge Leute in Menge kennen gelernt und in faſt täglichen Gefechten in Athen das gegenſeitige Verſtändniß weit näher gebracht, als wenn ich noch einmal drei Broſchüren mit hundert Beilagen und Citaten geſchrieben hätte. Denn warmblütige Südländer ſträuben ſich gegen harte Wahrheiten weniger lange als die verſteinerten Intelligenzen der kalten Zone. Nur wollen ſie in Athen, daß ſich der fremde Literat nicht in ihr politiſches Kartenſpiel miſche und nicht auf Beſtellung gegen eigene Ueberzeugung ſchreibe. Lange wollte kein Menſch glauben, daß ich nicht für die

Ruſſen arbeite und nicht im czariſchen Solde ſtehe. Dieſen ſchlimmen Verdacht haben aber, ſelbſt nach dem Geſtändniß eines Griechen, die Mongolenfröſte in Athen völlig weggewaſchen. Komme mir jetzt noch einer und ſage, ich ſey Hrn. K. nicht höchlich verpflichtet und Hr. K. ſey kein humaner Mann!

XVI.

Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland [1] mit einander vergleicht und nebenher den friesiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert.

1.

Herr Greverus iſt vollkommen überzeugt, daß eigentlich die deutſchen Philologen die Türken aus Griechenland vertrieben und das große Seetreffen bei Navarino gewonnen haben. Erſcheint nun ein ſolcher Gramatikus im Piräus, in Athen, in Korinth, ſo iſt es kein gewöhnlicher Fremdling, der unbekannt und unbemerkt für eigenes Vergnügen und eigene Belehrung den Schauplatz großer Ereigniſſe des Alterthums beſucht: es iſt der Befreier des Landes, der Gründer helleniſchen Lebens, der eigentlich „in suam terram“ gekommen iſt, bald, um durch weiſen Rath das Fehlende zu ergänzen, bald um nachzuſuchen, wie weit die Kolonie in materieller und geiſtiger Wohlfahrt vorgeſchritten ſey, allezeit aber um wohl-

[1] 1) Reiſeluſt in Ideen und Bildern aus Griechenland, von F. P. Greverus. Bremen 1839. — 2) Beiträge zur Kenntniß des griechiſchen Landes und Volkes, von Gottfried Herold. Ansbach 1839.

verdiente Huldigung und gebührenden Reſpekt einzuernten von Leuten, die ihnen Alles ſchuldig ſind.

An ſolchen Männern iſt nun, wenigſtens denken ſie es ſo, alles was ihre Perſönlichkeit betrifft, von einigem Belang, kein Schritt im Lande ohne Bedeutung, kein Wort ohne tiefen Sinn, kein Akt ohne Folgen, ſelbſt Eſſen und Trinken eine Handlung von großer Wichtigkeit, deren Kunde auf die ſpäteſte Nachwelt zu kommen verdient.

Bei Hrn. Greverus tritt noch der beſondere Umſtand hinzu, daß er ſeiner Zeit die Ehre hatte, die Königin von Griechenland in deutſchem ABC zu unterrichten, und folglich Namen und Rang eines Didaskalos beſitzt, deſſen Gewicht in griechiſchen Landen Jedermann kennt. Denn was einſt der Atabeg an den Höfen des Orients und der *Τάτα Αὔλης* zu Byzanz geweſen, das iſt heute offenbar der Didaskalos auf der Burg zu Athen, indem ja alle Weisheit und alles Regiment urſprünglich mit dem ABC beginnen muß.

Auf dieſen Grund hin wird es Niemand befremden, wenn Hr. Greverus ſeinen Leſern unter der Hand zu verſtehen gibt, daß er zwar ſchon fünfzig Jahre alt, aber groß von Statur, handfeſt und rüſtig ſey, gut zu Pferde ſitze, engliſch und franzöſiſch verſtehe, Malvaſier und pikante Speiſen liebe, treuherzigen deutſchen Sinn (a true german heart) beſitze, bei dem Frauenzimmer in Kredit ſtehe und einen

lieben Schwiegersohn habe, dem er seine „Reiselust in Ideen und Bildern" dedicire mit „Wahrheit, Wärme und Klarheit."

Ob sich gleich das Buch des Hrn. Greverus über lauter bekannte und oft genug beschriebene Gegenden verbreitet, so enthält es doch eine schöne Sammlung zum Theil origineller und manchmal sogar ziemlich feiner Bemerkungen, wie aus hier anstehenden Beispielen leicht zu ersehen ist. Als viel reisender Mann und Menschenkenner findet Hr. Greverus z. B. daß die Italiener insgesammt „spitzbübische und gottlose" Leute seyen, weil sie um theures Geld schlechten Wein und geringe Kost, oft aber auch gar keine Kost verkaufen. Auch bei den Oesterreichern sey es nicht geheuer, und Hr. Greverus glaubt das Publikum gegen dieses Volk ebenfalls warnen zu müssen, da ihre Betten „so voll von Wanzen sind, daß es Niemand in denselben aushalten kann." Dazu sey auch die Verpflegung schlecht, „das Fleisch öfter abgestanden und der Wein nicht zu genießen. Dagegen zeige sich auf den französischen Regierungsschiffen der Charakter der ganzen Nation, „der auf Ehrgefühl und Rechtlichkeit (*honnêteté*) basirt sey, concentrirt." Die Franzosen seyen Menschen, eine edle und gebildete Nation, wo man Vertrauen ehrt und Zuneigung erwiedert, und für Frühstück, Mittagessen und Kaffee sammt Wein nur vier Franken nimmt. Ueberdies sehe man auf ihren Dampfschiffen regel-

mäßig ſechs kleinere Kanonen, ſogenannte Drehbaſſen, „die auf dem Rande des Decks auf einem drehbaren eiſernen Geſtelle ſchwebend, wie Klapperſtörche naiv auf einem Beine ſtehend, mit ihrem einen finſtern Auge neugierig auf das Meer zu lugen ſcheinen.“

Auf der Fahrt von Malta nach Syra waren zwei unverheirathete Damen aus England in der Geſellſchaft. Doch während Hr. Gr. noch auf Mittel ſann ſich ihnen zu nähern, hatte zu ſeinem größten Leidweſen ein junger Franzoſe ſchon ſeine „Approchen“ gemacht, und ließ dem alten Profeſſor nur die wehmüthige Reflexion: „Wo der Franzos handelt, da ſinnen und überlegen die Deutſchen!“ Die Sache nahm aber zur größten Ehre Germaniens eine unerwartete Wendung. Der Franzoſe verſtand kein Engliſch und die Damen kein Franzöſiſch, Hr. Gr. aber verſtand beides und bemächtigte ſich nach Kurzem „ausſchließlich der Priſe.“ Die Unterhaltung hatte noch keine 24 Stunden gedauert, und Hr. Greverus hatte ſchon die Entdeckung gemacht, daß die beiden ledigen Damen heirathen möchten, was ohne eine ſeltene Doſis von Scharfſinn freilich ſonſt Niemand errathen hätte.

In Athen (gewiß eine außerordentliche Merkwürdigkeit) ſey es im Sommer ſtaubig und im Winter ſchmutzig. Und wenn der ſchöne Palikar vor dem Kaffeehauſe della bella Grecia an einer jungen

Landsmännin, deren dunkle Locken mit dem rothen, goldbesetzten Fes geziert sind, vorübergeht und seinen Schnauzbart zupft, indem das Auge dem Zuge folgt, so wolle das jedesmal sagen: Ich möchte dich fressen, wie einst die Türken (S. 27). Außerhalb der Stadt in einem Garten halte der athenäische Hoffourier Christos Kegelspiel und baierisches Bier, freilich zu einem zehnfach höhern Preis als in München; aber doch sey es tröstlich und erhebend „für eine baierische Seele, daß sein vaterländisches Getränk hier an der Gränze des Orients zu haben ist."

Aber des guten Biers ungeachtet haben die Bavaresi in Griechenland doch lange Weile und machen saure Gesichter, hauptsächlich weil das Junggesellenleben in Athen freudenloser sey als an jedem Orte des deutschen Vaterlandes; insbesondere aber weil sie auf jeden Umgang mit gebildeten Frauen Verzicht leisten müssen, eine Entbehrung, die nach Hrn. Greverus für junge Männer äußerst empfindlich ist! Selbst nach einem vierwöchentlichen Gasthausleben sey an ein Näherkommen mit diesen unzufriedenen, kaltverschlossenen Herren Bavaresi nicht zu denken gewesen. Populär in Griechenland sey eigentlich nur der gefällige, edle Dr. Röser; der gediegene Dr. Widmer dagegen lebe mehr den Wissenschaften als der Praxis.

Mit Essen und Trinken sehe es in Athen sehr übel aus; auf feine und wohlschmeckende Speisen sey

durchaus kein Anſpruch zu machen und deßwegen einem europäiſchen Feinſchmecker freundlichſt zu rathen, ſich in Athen nur gleich vor Tiſche zu erhängen, dann ſpare er ſich die Verzweiflung bei demſelben (S. 37).

Der vierwöchentliche Aufenthalt eines ſo weiſen Mannes im Gaſthauſe zu Athen konnte für griechiſche Alterthumskunde natürlich nicht ohne bedeutenden Nutzen bleiben. Sind die Bemerkungen über das alte Athen auch nicht alle durchaus neu, ſo ſind ſie doch in Form und Wendung oft überraſchend ſchön und gedankenreich. Neues, wenn auch in geringem Maße, iſt ja in der Literatur allezeit willkommen, und in vielen Gegenden Deutſchlands, beſonders im Oldenburgiſchen, wird man mit Dank aus Hrn. Greverus Buch erfahren, daß die Burg von Athen Akropolis, der halbzerſtörte Säulentempel daſelbſt Parthenon, und von den beiden Bächlein links und rechts der Stadt das eine Iliſſus, das andere Cephiſſus, der große Berg oſtwärts aber der Hymettus heiße; daß der Hafen Piräus unten am Meere, die Stadt Athen aber weiter oben und landeinwärts liege und zwiſchen beiden eine Straße laufe, auf der man zu Fuß gehen oder auch im Wagen fahren könne; daß in der Nähe das Feld Marathon und die Inſel Salamis ſey, erſteres durch ein Land-, letztere durch ein Seetreffen berühmt, lauter Dinge und Neuigkeiten, die in Europa noch

Niemand gewußt und kein früherer Wanderer durch Griechenland beſprochen hat.

Als mehrwochentlicher Bewohner Attika's glaubt Hr. Greverus, er müſſe ſein Buch auch mit ſeinem attiſchen Witze ſchmücken, was ihm natürlich leichter als vielen Andern gelingen muß. Kaum hatte Meiſter Greverus gehört, daß einſt ein mohammedaniſcher Heiliger in dem Lehmhäuschen auf dem Architrab der Tempelſäulen des Zeus Olympius bei Waſſer und Brod ſein Leben geſchloſſen habe, als er mit ächt ſokratiſcher Ironie den Zuſatz macht: „Wohl hat er verdient, daß Allah ihn, um ſeine irdiſche Ausdauer zu belohnen, zur Würde eines himmliſchen Wetterhahns auf dem Giebel des Palaſtes im ſiebenten Himmel erhöhe!“ (S. 66).

Nach dieſen merkwürdigen Aufſchlüſſen über Alt-Athen trat Hr. Greverus die Reiſe nach Morea an, um auch über dieſes vermuthlich ebenfalls noch ungekannte Land durch gelehrte Anmerkungen einiges Licht zu verbreiten.

Morea, ſagt Hr. Greverus, ſey eine Halbinſel und habe einſt Peloponneſos geheißen, was man ihm ſchwerlich wegdisputiren kann. In Epidaurus habe er Eier und Fiſche gegeſſen und Pferde gemiethet; auf den Pferden ſey er nachher geritten, wobei er die Küſten und das Meer links hatte. In Argos ſey wieder die Burg auf dem Felſen und die Stadt auf der Ebene, und auf der Straße nach Sparta

habe ihm ein griechiſcher Land-Gend'arme den Reſt einer Mettwurſt „gefreſſen“. Dieſe Mettwurſt aber ſey eine koſtbare Reliquie Braunſchweigs geweſen, die er ſelbſt, um länger daran zu haben, beim Genuſſe ſeines Brodes nur anzuſehen pflegte und ſich dann wunderbar erquickt fühlte. Auf demſelben Wege ſey ihm auch die Wäſche naß geworden und habe er — o des ſchrecklichen Abenteuers! — das regengenetzte Kleid während der Nacht auf dem Leibe trocknen laſſen müſſen, dabei habe er gefroren und ſey auch von den Flöhen gebiſſen worden. Allerdings ein weſentlicher Beitrag zur Kunde Moreas!

Noch ſchlimmer erging es Hrn. Greverus bei einer Mahlzeit auf den Ruinen Sparta's, wo ihn, als den „König des Feſtes“, „eine alte Muſikantin, die nur einen Zahn hatte, ſcharf ins Auge faßte und ihm ſingend bei der Mahlzeit ſtets den einen gräßlichen Zahn zeigte, als wollte ſie ihm dieſen Zahn zum Eſſen leihen“ (S. 182). Dafür habe er ſich in herrlichem Malvaſier weidlich angezecht und ſey dann im klaſſiſchen Taumel durch den Olivenwald nach Miſtra getrabt. Im meſſeniſchen Kloſter Vulkano aber habe er bei endloſem Tiſchgebet der Mönche ſchon „ſeinen Magen Gott empfohlen“, als es endlich doch zum Eſſen ging, wo er dann „mit männlicher norddeutſcher Ausdauer zur Ausleerung der Weinkrüge mitgewirkt.“ Nach Tiſche ging Hr. Greverus auf die Kloſterterraſſe — um „griechiſche Abendluft zu

trinken." Hr. Greverus, scheint es, hat immer Durst, begnügt sich aber in Mangel des Weines auch mit Luft, wie die luſitaniſchen Stuten bei Ariſtoteles.

Aber Alles dieſes ſind nur Kleinigkeiten im Vergleich mit der fünfzehnjährigen bildſchönen Helenaja, die im Dorfe Georgati „mit ſchönem dunkeln Auge unter der edeln Stirn, bewegt, lebendig, feurig unter dunkeln langen Wimpern hervorblickte und ohne Scheu den ſeltenen Fremdling (d. i. den alten Profeſſor Greverus)" fixirte. Helenaja hatte ein einfaches rothes Band im reichen Lockenhaar, und als Hülle nur ein weißes Unterkleid, das nur bis auf die Mitte des Beines reichte; dann eine von der Sonne gebräunte, gekräftigte Wade, und einen Fuß mit Zehen und Nägeln." Ach nicht genug, daß Helenaja's Fuß Zehen und Nägeln hatte, „ſie ſtand beim Geſchäft der Spindel auch noch ganz gerade, hielt aber die dunkeln Wimpern nach dem Boden geſenkt, und ein Friedensengel umſchwebte die Geſichtszüge." „„Alles Feuer war bei Helenaja im Auge concentrirt; aber dieſes Feuer habe nichts Stechendes, auch nichts Brennendes gehabt; die Gluth habe ſich von der Unſchuld, nicht etwa von der Leidenſchaft genährt. So etwas ſey ihm in ſeinem Leben nicht vorgekommen. Dagegen habe er auch dieſe Helenaja den ganzen Abend „ſtudirt" und auch noch einen Theil des Morgens, habe ihr eine Taſſe Kaffe und eine Korallenſchnur aus Neapel gegeben, und ſich beim Abreiſen

nur mit Mühe vom Anblicke ihres Liebreizes losgerissen. Ihr Bild habe ihn bis außerhalb des Dorfes verfolgt, wo es endlich durch die fürchterlichen Wege aus seiner Seele verdrängt wurde.““

Auf dem Wege nach Andritsena wurde der Hr. Professor wieder „von Flöhen und von Gedanken an Klephten geplagt“, und machte sich merkwürdiger Weise gefaßt, an jedem Hohl- und Kreuzwege Räuber auf sich losspringen zu sehen. Dafür habe er aber zu Andritsena tapfer getrunken und gleich darauf zu Olympia gefunden, daß „die Zeit als das gräßlichste Raubthier selbst Steine verschlinge und daß die Gegenwart selbst problematisch sey.“

Weiter vorwärts sey ihm über einen Sturz vom Pferde der Name eines freundlichen Städtchens entfallen und der Führer wegen eines kranken Pferdes zurückgeblieben. Den neuen, einen Buben von achtzehn Jahren, „schüttelte er zusammen und gab ihm ein Paar Ohrfeigen,“ ließ sich aber durch die schönen Hände und Füße einer mitreisenden Dame, deren Liebhaber ein Soldat war, bald wieder in Ordnung bringen. Diese Dame hieß Maria, und „zog, wenn sie auf der Matratze lag, ihre schönen Glieder, wie eine Schlange, eng in sich zusammen“, worauf ihr Hr. Greverus eine gute Nacht wünschte. Aber der achtzehnjährige Bube stach den alten Professor bei der Dame aus, und am andern Morgen war Maria „kalt und höhnisch“, der Führer trank Wein und

ſchalt den alten Herrn einen Hahnrei und zog das Meſſer. Aber der handfeſte Oldenburger ſchlug ihn nieder, und dann noch einen zweiten Hellenen, der dem erſten zu Hülfe eilte und den Profeſſor ſchon bei der Bruſt gepackt hatte; einem dritten und vierten drohte er mit dem Stocke den Schädel einzuſchlagen, wenn ſie ihn anrührten. Der Didaskalos war „außer ſich vor Zorn", und machte — nach eigenem Geſtändniß — „ſo grimmige Geſichter", daß die vier Hellenen von allen weiteren Feindſeligkeiten abſtanden, obgleich das Gefecht in einem Walde vorfiel und Einer gegen Vier in Linie ſtand. In Patras verweigert man dem deutſchen Profeſſor alle Gerechtigkeit, gibt ihm aber dafür in Delphi „vortrefflichen Wein, wohl geeignet, nach Umſtänden, archäologiſche Unterſuchungen über das alte Delphi zu beleben und zu ſchärfen."

Von dieſem delphiſchen Orakelwein wurde auf dem korinthiſchen Golf eine ganze Nacht mit den Griechen ſo tapfer durchgetrunken, daß der Profeſſor ſeine heitere Stimmung bis zur prophetiſchen Begeiſterung trieb und mit dem Becher in der Hand dem lieben theuern Hellas, ohne Zweifel zur großen Beluſtigung der nüchternen Matroſen, die glänzendſte Zukunft weiſſagte. Bei der Landung in Lutraki aber gab es ſchon wieder Streit, und der luſtigen Nacht und des ſchmeichelhaften Horoscops ungeachtet ſtanden doch alle Zechbrüder „mit dem Schuft von

Kapitän gegen den rechtlichen Fremden", um ihn abermal zu betrügen. Hr. Greverus lief in der Sonnengluth, ohne Effekten, zu Fuß nach Korinth und wurde daselbst — ſtatt Gerechtigkeit zu finden — „beinahe von den Flöhen verzehrt (S. 229)." Uebrigens fand der Hr. Profeſſor zu Korinth die Stadt wieder am Fuße der Akropolis, die Akropolis aber oben auf dem Berg, und im Karawanſerai einen deutſchen Bedienten, der für einen alten franzöſiſchen Kapitän in griechiſchen Dienſten gerade vor dem Zimmer des deutſchen Profeſſors warme Suppen kochte. Das war ein wichtiges Ereigniß und nimmt eine der weſentlichſten Stellen (S. 238) im Reiſebericht des Verfaſſers ein. Aus dieſem Grund geben wir ſie auch im Original und mit allen Vorzügen ſchöner Gedanken und correcten Styles.

„Schon ſeit drei Tagen hatte ich keine warme Speiſe, in Oel gebratene Fiſche ausgenommen, (Hr. Greverus beſitzt das Geheimniß Fiſche in Oel zu ſchmoren, ohne daß ſie warm werden) gekoſtet und meinte ſchon das Vorurtheil für dergleichen ganz und gar verloren zu haben. Unglücklicher Weiſe weckt der Duft der Kraftbrühe alte Erinnerungen und Gefühle. Mich wenigſtens an dem Dufte zu erquicken, gehe ich, wie gebannt, vor meinem Zimmer hin und wieder, als der gute Landsmann ſympathetiſch meine ſtille Neigung merkt und mich im Namen ſeines Herrn auf den Abend zu Gaſte

ladet. Ich beauftragte ihn, mich anzumelden, und wurde natürlich mit französischer Herzlichkeit empfangen."

Beim Essen gerieth aber Hr. Greverus bald mit dem gastfreundlichen Kapitän wüthend übereinander, einmal wegen der Stärke der Bonapartisten-Partei in Frankreich, die Hr. Greverus sehr fein und sinnreich mit den „letzten Zuckungen des Schwanzes einer geköpften Schlange" vergleichen wollte; und dann auch wegen der Rheingränze, die der Kapitän für sein Vaterland in Anspruch nahm, der Professor aber mit großer Tapferkeit gegen den gallischen Eisenfresser zu schirmen suchte. In der Bedrängniß schleuderte Hr. Greverus den thermopyläischen Spruch: „Die Franzosen möchten kommen und sie nehmen, — die Deutschen würden sie zu vertheidigen wissen!" — Dieses schreckliche Wort brachte den alten Kapitän zum Schweigen, und die Rheingränze ist bis auf den heutigen Tag bei Deutschland geblieben.

So trank, schlug und stritt sich Hr. Greverus in bitterem Kampfe gegen Eseltreiber, Wanzen und Kapitäne glücklich durch ganz Morea wieder nach Athen zurück.

Sind das etwa, wir fragen den Leser, nicht schöne Resultate eines wissenschaftlichen Ausfluges in das gepriesene Hellenenland? Eigenthümlichen Forschungsgeist, penetranten Blick, poetischen Schwung, besonders aber guten Geschmack in der Darstellung wird hoffentlich Jedermann als wesentliche Vorzüge

dieſes Buches erkennen. Schade, wenn uns ein ſo gelehrter und fein gebildeter Mann ſeine Meinung über den Prozeß vorenthielte, den das griechiſche Volk ſchon ſeit Jahren um ſeinen Adelsbrief vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung führt! Wäre Hr. Greverus nicht vorzugsweiſe der Mann, dieſes ekelhafte und feindſelige Gezänk zum Vortheil der guten Sache, wie kurz vorher den Rheingränzſtreit in Korinth, mit einem Schlag zu enden?

Glücklicher Weiſe erkennt Hr. Greverus ſeinen Beruf und widmet einen bedeutenden Theil ſeiner Schrift (S. 254—344) dem Beweiſe, daß vom trojaniſchen Krieg bis heute, und von Agamemnon bis König Otto in Griechenland nichts, aber auch gar nichts, das reine Blut und den privilegirten Sinn der alten Hellenen verdorben und verwandelt habe. Es hat ſich, ſagt Hr. Greverus (S. 254), in Deutſchland durch „Fallmerayer und Conſorten" die Meinung verbreitet, daß die heutigen Griechen ein Gemiſch von allerlei Völkern wären; daß ſie mehr oder weniger dem ſlaviſchen Volksſtamm angehörten, und nichts mit den alten Griechen gemein hätten. Dieſe Meinung ſey durchaus irrig. Und als Belege und Gegenproben werden einige und dreißig Argumente beigebracht, von denen wir, um den Leſer durch die Fülle des Guten und Trefflichen nicht zu ermüden, nur die vorzüglichſten und kräftigſten zu beſſerm Verſtändniß ihres zermalmenden Gewichtes

tertwörtlich herſetzen wollen. Voran ſteht die Hauptthesis die da beſagt, daß die Neugriechen in körperlicher und geiſtiger Hinſicht die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit den alten Hellenen haben und folglich unbezweifelt ihre Söhne ſeyen.

Dieſe Aehnlichkeit der Neugriechen mit den Altbellenen ſtützt und beweiſt Hr. Greverus durch folgende Argumente:

1) Die Neugriechen, beſonders die Weiber ſehen aus und haben eine Geſichtsfarbe wie die Holländer, wie die Engländer und wie die Leute im nördlichen Deutſchland (das heißt doch im Grunde wie die Oldenburger und wie der Hr. Greverus ſelbſt, was der Theſis in den Augen des Leſers voraus eine wundervolle, beſtechende Unterlage gibt).

2) In Griechenland haben die Frauen einen „ſchlaffen, nachläſſigen, wackelnden Gang"; bei den Jungfrauen aber reitet Amor häufig auf dem kleinen Sattelfuß, der claſtiſch iſt wie das Sprungbein in der Ferſe gewiſſer flinker Thiere (259 und 260).

3) In der Frühe wünſchen die Neugriechen guten Morgen, Abends guten Abend und vor dem Schlafengehen gute Nacht, und wenn ſie einem begegnen, fragen ſie „Wie gehts?" (277) — lauter Fragen und Wünſche, die außerhalb Griechenlandes vermuthlich nirgend zu hören ſind.

4) „Die griechiſchen Buben ſehen gerne in den Spiegel, kokettiren mit ſich ſelbſt und machen Schulden

(288)", was natürlich bei jungen Leuten anderer Nationen durchaus nicht üblich ist.

5) „Die Griechen haben ein gelenkes und biegsames Sprachorgan, gerade wie die Polen (274)." Dieses Argument des Hrn. Greverus ist um so schlagender, da Anna Comnena, die gelehrte Kaisertochter, dieses „gelenke, biegsame Organ" für ausländische Sprachen den alten Hellenen geradezu abspricht. Aber was soll auch Anna Comnena — diese Ida Hahn-Hahn des byzantinischen Reichs — verstehen? In Oldenburg weiß man es besser!

6) Alle Griechen sind Lügner, Betrüger und Diebe (300—302).

7) Die Städtebewohner insgesammt abgefeimte Schelme (309).

8) In Masse genommen, sind die Neugriechen unbesiegbar faul, arbeitscheu, feige und verzagt (281).

9) Von wahrer Vaterlandsliebe entdeckt man in Griechenland keine Spur (281—282).

10) Der Fremde gebe in Hellas auf seine Taschen Acht und lasse ja kein Geld blicken, man riskirt in solchen Fällen das Leben, weil der Grieche lieber hungern, stehlen und morden als arbeiten will (304, 307).

11) Zuneigung, herzliche Theilnahme und Wohlthaten vergelten die Griechen mit Haß und Verachtung, wissen nichts von Dank und halten das Geben für eine verächtliche Schwäche (289—290).

12) Land und Leute sind voll Ungeziefer (314), und die griechischen Kinder verkehren meistens im Hemdchen vor der Thüre (316), was ein untrügliches Zeichen hellenischer Abkunft ist.

13) Die Neugriechen haben gewisse üble Gewohnheiten, die man bei uns nicht einmal nennen mag.

14) Sie haben gewöhnlich nur kalte Küche. Brod, Sardellen, Oliven, Zwiebeln mit etwas Knoblauch und Käse genüge ihnen als Nahrung wie zu Homers Zeiten, wo Brod ebenfalls das Hauptessen war (279).

15) Jedoch gibt es unter den Neugriechen auch Schwelger und Unmäßige, z. B. in Tripolizza, wo man Leute findet, welche täglich vier und zwanzig Flaschen Wein trinken, ohne daß es ihnen schade, was natürlich nur ein Hellene leisten könne (280).

16) Die Neugriechen sind doch noch besser als die Italiener (275, 304), und wenigstens nicht schlechter als die alten Hellenen, „„die freilich auch nicht viel taugten (276).““

17) Die griechischen Mädchen haben im rothen Fes ein „allerliebstes, unternehmendes Husarenaussehen“ (319). Also sind es ächte Griechinnen.

18) Ueberhaupt leuchten beim griechischen Frauenvolke „„braune, schöne, kluge Augen, nicht so beweglich und dunkelglühend wie die italienischen, hell aus dunkeln Wimpern hervor; nur ist das Auge sanfter, erwärmend aber nicht stechend, und sein Strahl

eher einem Wetterleuchten zu vergleichen, verheert seltener, wenn er auch einschlägt"" (258). Klar und schön gesagt!

19) Geht aber eine Griechin zur europäischen Mode über, „so zieht sie der Satan an, wie sie die Kleider, sie wird gefallsüchtig und coquette wie ein Vögelein" (259).

20) Alle Griechen möchten wenigstens Minister seyn (285), und am meisten unter allen Dingen in der Welt hasset das griechische Volk die Bavaresen, die es „Hebräer" schilt (291).

21) „Der Türke hielt und hält noch jetzt die Griechen für die schlechtesten aller Menschen, und Ibrahim-Pascha soll geäußert haben: er glaube nicht daß sich ein Prinz in Europa finden würde, um ein so schlechtes Volk zu beherrschen" (310).

Ergo sind die Neugriechen Hellenen, was zu beweisen war!

Das Gewicht dieser Argumente wird Jedermann empfinden, und wir gestehen es gerne, die meisten sind ohne Replique. Herr Greverus fühlt es selbst und fragt (256) die Leser voll Bescheidenheit, „ob Fallmerayer nicht ein Erzlügner sey?" Könnte man aber auch weniger sagen, wenn Jemand so bündige Beweise wie die vorstehenden schnöde beseitigen, oder in den peloponnesischen Ortsnamen Bukovina, Warsava, Krakova, Kalisch, Glogova und Podgorizza nicht offenbar das hellenische

Element erkennen, oder aus der albanesischen Redeweise, die in mehr als halb Griechenland als Muttersprache herrscht, auf die Einwanderung albanesischer Volksstämme schließen wollte? Man muß dem beldenmüthigen Hrn. Greverus noch Dank wissen, daß er in seiner Kritik so polirt und schonend ist.

Damit sich aber Hr. Greverus auf die Meisterschaft seiner Syllogismen doch nicht gar zu viel einbilde und sich etwa im Genusse seines literarischen Ruhmes überhebe, wollen wir ihm nur sagen, daß in Frankreich schon vor hundert Jahren ein Historikus lebte, der in seinen Schlüssen ungefähr denselben Grad von Schärfe und Bündigkeit entwickelt, den wir so eben an Hrn. Greverus bewundert haben. In der Vorrede zur Geschichte der nordamerikanischen Wilden sagt P. Lafiteau: „nur ein Atheist könne behaupten, daß Gott die Uramerikaner in Amerika selbst erschaffen habe, da sie offenbar Abkömmlinge der alten Griechen seyen, wie sich aus folgenden vier Gründen unwiderleglich beweisen lasse. 1) Die Griechen hatten Fabeln, einige amerikanische Stämme auch. 2) Die alten Griechen sind auf die Jagd gegangen, die amerikanischen Wilden gehen auch auf die Jagd. 3) Die Griechen hatten Orakel, die Amerikaner haben Zauberer. 4) Bei den griechischen Festen wurde getanzt, in Amerika tanzt man auch, folglich haben beide Völker gleichen Ursprung.“ Man muß gestehen, daß diese Gründe überzeugend sind.

Hr. Greverus aber, gleichsam als wären seine dreißig Argumente nicht kräftig genug, thut sich in einem langen Paragraph besonders darauf viel zu gut, daß sich in ganz Griechenland eine vom Hellenischen nur wenig abweichende Sprache erhalten habe. Der gute Mann hat aber nicht gemerkt, daß die größere Hälfte des Festlandes und der vorliegenden Inseln, besonders der streitbare Theil der Nation, das Schkypi redet, welches mit dem Griechischen ungefähr so viel Aehnlichkeit hat wie der Dialekt von Oldenburg und Hadeln mit dem Chinesischen. Georgati z. B. ist ganz von Schkypi bewohnt und die schöne Helenaja mit der „gekräftigten Wade," die der alte Greverus so eifrig „studirte", war ein Schkypi-Mädchen, wie es schon ihr Name andeutet. Das Neugriechische ist im byzantinischen Reich nur das Verständigungsmittel der eingewanderten Stämme unter einander und mit den Ausländern, da kein Fremder das Gerede der Bulgaro-Slaven, der Schkypi, der Zigeuner und Katalanen lernen wollte.

Ebenso gehören die suliotischen und die übrigen rumeliotischen Kapitäne, deren schlanker Wuchs und martialische Miene Hrn. Greverus als ein Hauptbeweis seiner Thesis gilt, insgesammt wie die Seehelden von Hydra, zur Schkypi-Race. Und wie oft soll man es denn wiederholen, daß namentlich auf dem klassischen Boden Attika's kein einziges Dorf das Griechische als Muttersprache redet? Wir lassen

den profunden Kenntniſſen des Hrn. Greverus alle Gerechtigkeit widerfahren, ſo oft von Wein, Flöhen oder Strategie die Rede iſt, da ein deutſcher Grammatikus, wenn er Xenophons Anabaſis leſen kann, eo ipso auch die zehntauſend Mann zu befehligen verſteht. Ohne alle Kenntniß der ſlaviſchen, albaniſchen und türkiſchen Syntax laſſe ſich ja Niemand beigehen, über die Redeweiſe des gemeinen Stadt- und Bauernvolks in Griechenland etwas Stichhaltiges aufzuſtellen. Hr. Greverus iſt aber durchaus nicht der Mann, der hier mitzureden berechtigt wäre. Er will zwar in verſchiedenen Stellen ſeines Buches dem Leſer zu verſtehen geben, daß er des Neugriechiſchen kundig ſey. Allein aus der Art, wie er die Phraſen ſchreibt und erklärt, ſieht man klar, daß er nicht mehr davon verſteht als ein wandernder Handwerksburſch, der hie und da einen Trinkſpruch oder Marktconverſationsausdruck erhaſcht und ſtümperhaft niederſchreibt.

So z. B. leitet Hr. Greverus das im Neugriechiſchen gebräuchliche Wort τζιμπούκι, (ſprich Tſchibuki), das Pfeifenrohr, vom lateiniſchen Sambucus (320) ab, da es doch das ganz unveränderte چبوق *tschibuk* der Türken iſt. Zugleich ſcheint Hr. Greverus unglücklicher Weiſe nicht einmal das neugriechiſche ABC gelernt zu haben, weil es ihm ſonſt nicht entgangen wäre, daß die Neugriechen in ausländiſchen Wörtern das b durch μπ zu bezeichnen pflegen

„Schönen Dank", ſagt Hr. Greverus S. 321, heiße auf Neugriechiſch εὐ χαριστό, gleichſam als wären es zwei Wörter und heiße εὐ ſchön und χαριστό der Dank. Wer weiß denn aber nicht, daß im Neugriechiſchen εὐ gar kein ſelbſtſtändiger Ausdruck iſt, und daß man εὐχαριστῶ ſchreibt, was „ich danke" bedeutet und als Verbum und Periſpomenon zur zweiten Conjugation gehört? Statt εἰς τὸ καλό, zum Guten, ſchreibt Hr. Greverus (277) ἴστο καλό, weil er weder die Orthographie kennt, noch von der ſlaviſchen Vorſchlagſylbe ἐις (ις) eine Ahnung hat. Καλὴ Ψύχη heißt nicht „ſeliges Ende", wie uns Hr. Greverus glauben machen will, ſondern „gute Seele", und iſt ein Trinkſpruch den man betagten Frauen in ganz Griechenland zuzurufen pflegt. Nur in Athen, wo Hr. Greverus in „vierwöchentlichem Gaſthausleben" ſeine neugriechiſchen Studien machte, verbindet eine unerklärliche Lokal-Bizarrerie mit dem καλὴ ψύχη einen kränkenden, ſchiefen Nebenbegriff, und wollen die alten Frauen nicht, daß man ſie „gute Seele" nenne. Dieſer Umſtand mag einen ſo wenig unterrichteten Mann wie Hr. Greverus allerdings in Irrthum führen. Auch iſt es wohl verzeihlich, wenn ein frieſiſcher Magiſter weder vom Türkiſchen noch vom Neugriechiſchen etwas verſteht. Aber was ſoll man ſagen wenn es dem gelahrten Herrn auch im Altgriechiſchen nicht überall glückt und er nicht einmal die Accente richtig ſetzen kann,

wie man aus einer Phrase S. 69 sieht? „Die Quellenaufseher", sagt er, „heißen auf Altgriechisch ἐπίσταται κρήνων, was, zwei Grammatikalfehler abgerechnet, auch ganz richtig ist. Jedermann weiß ja daß ἐπιστάται κρηνῶν geschrieben werden muß. Für einen Lehrer der griechischen Sprache sind solche Schnitzer freilich nicht besonders empfehlend. Sagen will man hiemit eigentlich nur so viel, daß Hr. Greverus besser thäte, in seinen Reisebeschreibungen die leidige Grammatik ganz bei Seite zu lassen, um den Leser ausschließlich mit seinen so zart und so witzig erzählten Abenteuern zu erquicken. Allein nicht zufrieden als Stylist, als humoristischer Reisender und als gelehrter Grammatikus zu glänzen und Griechenland vor aller Verunglimpfung siegreich zu schirmen, strebt Hr. Greverus in seinem streitbaren Sinn nach höhern Triumphen und erläßt S. 354, man weiß eigentlich nicht recht warum, ein scharfes Manifest gegen den „Fanatismus der römischen Kurie".

„Rom und seine Jesuiten", heißt es in diesem merkwürdigen Aktenstück, „wollen die Sonnenrinder der Zeit bei den Schwänzen wieder in ihre Kakushöhle ziehen! Wohin ihr Versuch führen wird, das werden wir sehen — gewiß nicht zur Unterwerfung der Welt unter den römischen Pantoffel, sondern nur dazu, daß die Protestanten zur Einheit erwachen, mehr als es seit langer Zeit der Fall war, das

Glück der Freiheit von aller Pfaffenherrschaft fühlen, und ihren katholischen Mitbrüdern, wo sie können, die Hand reichen, sich von dem Sklavenjoche zu befreien — was sie bisher unbarmherziger Weise nicht gethan haben! — Nur heraus zum offenen Kampfe, Hierarchie! — Licht oder Finsterniß die Losung — Vermittelung gibt es nicht und Dämmerung ist gerade die Zeit, wo die meisten Eulen fliegen! — Nun ja, wir Abendländer wollen schon mit dem Fanatism fertig werden!" —

O der fürchterliche Greverus, wie ein Centaur, wie ein Gigant rückt er heran,

Οἷος Κενταύρων στρατὸς ἔρχεται ἠδὲ γιγάντων!

Doch man verzage nicht, der Riese ist zu bändigen. Er deutet das Mittel zu seiner Besänftigung selbst klar und unzweifelhaft an. „Vierundzwanzig- und Sechsunddreißigpfünder in Pistolenschußweite auf die Brust gesetzt," ruft er bei Gelegenheit der Schlacht bei Navarino S. 373 aus. „Mir dröhnten beim bloßen Gedanken die Ohren." Hr. Greverus, so viel leuchtet ein, ist kein gewöhnlicher Gegner; es braucht grobes Geschütz, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da wir aber mit dergleichen nicht versehen sind, lassen wir den Streit vor der Hand auf sich beruhen und eilen zum Schlusse.

Mit der Westküste Morea's, die er auf der Heimfahrt erblickte, war Hr. Greverus besser zufrieden als mit der Ostküste. In Korfu aber fand er weniger

Wohlstand als er erwartete. Jedoch sollten die Korfioten wünschen, dem griechischen Königreiche anzugehören. Hr. Greverus ist aber nicht geneigt, diese Insulaner jetzt schon in den hellenischen Staatsverband zuzulassen. Ihr Wunsch, sagt er, kann mit der Zeit einmal in Erfüllung gehen, wenn wir erst Konstantinopel haben, was natürlich nächstens geschehen wird.

2.

Hr. Herold hat vollkommen Recht, sein korngesundes Büchlein über Griechenland, ob es gleich dem Hauptinhalte nach schon früher in einer vortrefflichen Zeitschrift erschien, als besondern Abdruck und umgearbeitet dem Publikum vorzulegen. Tadeln, denn wir wollen gleich mit der Schattenseite herausrücken, kann man an dieser Schrift nur ihre Kürze. Wer so lange und in so günstigen Verhältnissen unter den Griechen lebte und der Landessprache so vollkommen kundig ist, und überdies im Schreiben so richtig Takt und Maß zu halten versteht, wie der Herr Verfasser, besitzt alle Titel über dieses interessante und so verschieden beurtheilte Land mit größerer Weitläufigkeit zu reden als es hier geschieht.

Man hat in Deutschland und wohl auch in

andern Ländern, an der poetiſchen Proſa, in der es bisher üblich war über neugriechiſche Zuſtände abzuhandeln, endlich von Herzen ſatt. Und eben weil in dieſer Sache nur nüchtern, gut und naturtreu Geſchriebenes noch Beachtung finden kann, glauben wir vorliegende Arbeit, ſo klein ſie iſt, dem leſenden Publikum empfehlen zu müſſen. Hr. Herold machte zu verſchiedenen Zeiten von Nauplia Ausflüge in die verſchiedenen Theile Morea's, die mit einer vollſtändigen Rundreiſe durch die Halbinſel, und am Ende noch zur See nach einem großen Theil der Cykladen ſchloſſen, ſo daß ſein Bericht unter allen Touriſten der ſechs letzten Jahre, ſeiner Kürze ungeachtet, dennoch als der umfaſſendſte gelten kann.

Es thut einem Leid, daß Griechenland ſo klein und das Ziel des Wanderers ſo ſchnell gefunden iſt. Warum füllt nicht wenigſtens (ſo denkt der Leſer bei ſich ſelbſt) den leeren Raum zwiſchen Milos und Nauplia ein Kranz fruchtbarer, romantiſcher Eilande, damit uns Hr. Herold auch von dieſen ein ſo heiteres und lebenswarmes Bild entwerfe, wie von Tinos, Naxos und Santorin? Oder vielmehr, wie kann denn Jemand, der ſich mehr als zwei Jahre im Lande aufgehalten und dort ſo viel geſehen hat, ſeine Nachrichten auf 167 Seiten zuſammendrängen, während Hr. Greverus, der kaum zwei Monate in Hellas war und dieſe Zeit noch großentheils im Wirthshaus verlebte, dennoch 387 enggedruckte Seiten zum Beſten

gibt? Der Inhalt beider Schriften erklärt die Ungleichheit ihres Umfanges zur Genüge. Wenn es erlaubt ist der Sache den wahren Namen zu geben, so möchten wir Hrn. Greverus' Buch statt „Reiseluſt in Ideen und Bildern" lieber die „Wein- und Wanzenchronik von Morea" nennen. Denn ſtreicht man alle die endloſen und ekelhaften Tiraden über die eben genannten Gegenſtände, um die ſich das Publikum gewiß eben ſo wenig kümmert als um die burlesken Balgereien und Wirthshausſcenen des Herrn Magiſters, aus dem Buche weg, was anders bleibt denn übrig zur Belehrung des neugierigen Leſers über das Land und ſeine Bewohner, als abgedroſchenes Schulgezänk und geographiſche Notizen über das alte, längſt vergeſſene Hellas, die man uns ſeit bald zwanzig Jahren in unzähligen Broſchüren bis zum Ekel vorgetändelt hat? Hätte Hr. Greverus ſeine deutſchen Landsleute in der Kunde Neugriechenlands nur um einen Schritt weiter gebracht, nur einen neuen Gedanken in Umlauf geſetzt, nur einen Irrthum berichtigt, ſo mußte man dieſes einzigen guten Gedankens wegen alle Plattheiten ſeiner langweiligen Rhapſodie vergeben. Allein mit dem beſten Willen haben wir im ganzen Buche nichts dergleichen zu entdecken vermocht. Hr. Greverus hat in Griechenland nichts geſehen und nichts gelernt. Wir machen ihm zwar keinen Vorwurf über ſeine Unwiſſenheit, denn Jedermann hat das Recht auf eigene Gefahr

ein Ignorant zu seyn. Hat aber ein solcher Mann die Unvorsichtigkeit, über eine Materie, in der es ihm erweislich selbst an den Elementarkenntnissen gebricht, als Diktator das Wort zu nehmen und besser Unterrichtete vor sein Tribunal zu ziehen, so darf man eine solche Thorheit nicht ungestraft vorübergehen lassen. Warum mischt sich der Mann in den Streit, ohne die beiderseitigen Akten einzusehen und mit Sorgfalt vorher zu prüfen, was und wie viel die Parteien bisher ins Spiel gebracht?

Bei Hrn. Herold dagegen hat der Schul-Enthusiasmus, dessen Spuren übrigens in seiner Schrift nicht zu verkennen sind, den gesunden Sinn nicht erstickt. Er hat gefunden, daß dem moraitischen Bauernvolk die albanische Sprache geläufiger als das Griechische ist; daß dies Albanesische meistens auf dem platten Lande, vorzugsweise jedoch unter den Weibern herrscht, die sehr wenig Verkehr mit den Romäern oder Gräken, d. h. Neugriechen, haben.

Unter allen deutschen Gelehrten, die seit dem Ausbruche der Revolution ihre Wanderzüge durch Morea drucken ließen, ist unseres Wissens Hr. Herold der erste, der in so klaren und unumwundenen Worten das Nebeneinanderwohnen zweier radical verschiedenen Volksstämme im Peloponnes beurkundet und eingesteht. Und zwar „gehöre das Landvolk beinahe insgesammt zur albanesischen Race und werde von den Gräken (der Städte) gering geschätzt."

Bei einer frühern Gelegenheit hat man schon einmal bemerkt, daß namentlich die Weiber auf der Insel Hydra erst seit dem Aufstande allgemein das Neugriechische zu lernen begonnen, indem das Albanesische bei ihnen, wie allenthalben in Griechenland, die wahre Haus- und Familiensprache bildet.

Die Albanesen sind auf griechischem Boden heut zu Tage was sie von jeher und überall waren, ein Schiffer-, Soldaten- und Bauernvolk, welches mit Kunst, Literatur und Wissenschaft seit uralter Zeit so wenig zu schaffen hatte, daß sie noch zur Stunde nicht einmal ein Alphabet besitzen. Ihr Idiom hat Ueberfluß an stummen e e und an Nasaltönen, folglich ist das französische ABC vorzugsweise geeignet, die Begriffe dieses ungelehrten Volkes darzustellen. Auch die deutschen Buchstaben mit geringem Zusatze könnten diesem Zwecke dienen; am wenigsten aber die griechischen oder gar die türkischen, deren sie sich häufig bedienen. Was z. B. der Grieche auf Hellenisch σελήνη und gemein φεγγάρι nennt, lautet im Albanesischen ungefähr wie „Hönöse" (die beiden ersten Sylben kurz und die letzte halbverschlungen, das Ganze aber durch die Nase gesprochen). Brod nennen sie B o u q u e, Fleisch M i s c h und die Traube R u s c h (rrouche, doppel r am Anfang). D i é o u e ist die Sonne, G u e r i der Mann, und D y à l e der Knabe, Plural D y à l e m, und mit dem Artikel, der im Albanesischen nachgesetzt und angehängt wird,

Dyâlemte, die Knaben, τὰ παιδιά. Wenn der Grieche sagt: ἔλα μέσα, „komm herein!“ lautet dieselbe Phrase im Schkypi: ejám brdá. Vergleiche man den neugriechischen Satz: σ' τὸν Μορεὰν εὑρίσκονται πολλὰ χωρία, ὁποῦ μιλοῦν Ἀρβαντικά (d. i. in Morea findet man viele Dörfer, wo man Albanesisch redet) mit der albanesischen Uebersetzung: Nde more yâne schume katonde tschö flaçen Arbrischt, und man hat ein lebendiges Muster, wie man auf Hydra, in Attika und dem größeren Theile von Griechenland redet.

Ueber das geistige Vermögen dieses Albanesen-Volkes kann man sich kein Urtheil erlauben, da es in diesem Felde noch nie einen Versuch gemacht. Arbeitsam in der Heimath und tapfer im Kriege zu seyn, war bisher sein ganzer Ruhm. Es gab der Welt den Skanderbeg, den Markus Botzaris, die Männer von Suli und Hydra, vollgültige Bürgen soldatischer Tüchtigkeit und ächten Heldenmuths.

In Griechenland sind die meisten Albanesen Christen geblieben, während sie im Stammlande großentheils den Islam angenommen und sich über alle Provinzen des türkischen Reiches unter der Benennung Schkypitaren oder Arnauten als Miethsoldaten verbreitet haben. Mit dem Glauben ihrer Väter haben die christlichen Albanesen Griechenlands auch den alten Volksnamen bewahrt und nennen sich — nach dem

Genius ihrer Sprache — Arbrischt, woraus die Griechen Ἀρβανῖτις machen.[1] Für Grieche dagegen haben die Albanesen durchweg die Benennung Schkläriſcht, d. i. Sklave (Σκλάβος der Byzantiner), was bei uns vielen Leuten sonderbar scheinen mag. Vielleicht erkennt Hr. Greverus hierin auch eine Verschwörung des armen albanitischen Bauernvolks gegen das Hellenenthum!

Unter solchen Umständen wird es Niemand überraschen, wenn Hr. Herold sagt, die alten Eigennamen seyen im Gedächtniß der Moraiten vollständig erloschen, der Bach Helisson auf den Trümmern von Megalopolis heiße jetzt Warwuzena, und im Herzen der Halbinsel selbst seyen Leute zu treffen, die kein Wort griechisch verstehen.

Auch glaubt Hr. Herold, man könne ein eifriger Verehrer des classischen Alterthums seyn und doch die Bemerkung machen, daß die Spuren der untergegangenen hellenischen Welt zwar an vielen Orten sichtbar, aber keineswegs von solcher Bedeutung seyen, als man durch Gell's Reisebericht von Morea zu glauben veranlaßt werde. Und die Neugierde, die Alles zu sehen treibe, müsse sich am Ende mit einigen alten Trümmern begnügen. Neben einer seltenen Correctheit in griechischen Eigennamen ist es vorzüglich dieser nüchterne, unpartheiische Sinn, der

[1] Viele Patronymica enden im Albanesischen auf — ischt. Z. B. Türkischt, Frengischt, d. i. Türken, Franken.

dem Leser Vertrauen einflößt und Herold's Büchlein in die Reihe der vorzüglichsten Produkte dieser Gattung stellt. Die wenigsten Leser verlangen zu wissen, wie viel etwa ein deutscher Philolog in Morea Wein getrunken, oder wie oft ihn die Flöhe beunruhigt haben. Hr. Herold, scheint es, ist derselben Ansicht und versteht die Aufmerksamkeit des Lesers würdiger und geschmackvoller zu beschäftigen, als sein Herr Amtsbruder Greverus in Oldenburg, über dessen armselige Diatribe sich Herold's Beiträge so weit erheben,

Quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Was Hr. Herold von dem schroffen Gegensatz und unaustilgbaren Widerwillen zwischen den Griechen der morgenländischen Kirche und ihren Brüdern, den römisch-katholischen Griechen von Alt-Syra und andern Cykladen erzählt, ist nur zu wahr. Allein vielleicht nicht ganz richtig ist seine Meinung, daß diese katholischen Griechen lauter Abkömmlinge abendländischer Kolonisten seyen. Einige Primatialgeschlechter abgerechnet, deren Familiennamen fränkischen Ursprung verrathen, sind sie doch zum Theil noch die alten, einheimischen Kinder dieser Eilande, die seit dem Concilium von Florenz (1436) die Union mit der abendländischen Kirche mit unverbrüchlicher Treue bewahren, und aus diesem Grunde von den Anhängern der Nationalkirche als Ueberläufer, falsche Brüder und Verräther gebrandmarkt und gleich unheilbar verpesteten Gliedern vom Körper der byzan-

tinischen Nation auf ewig getrennt und weggeschnitten sind. Nicht wer griechisch redet, sondern wer griechisch glaubt, gehört zum griechischen Volke, und die Nationalität im byzantinischen Reiche hat sich zu den Hörnern des Altars und zum ewig unwandelbaren Dogma der Kirche geflüchtet.

Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle in Betreff der dicht an Delos liegenden Insel Rhencia wörtlich anführen, weil sie in dem Verfasser eine seltene Mäßigung und Billigkeit in Beurtheilung kirchlicher Dinge offenbart.

„Die Insel Rhencia", heißt es S. 121, „ist ebenfalls öde, und ihr bisheriger einziger Bewohner, ein alter Einsiedler, durch gehässige Strenge unkluger Beamten, die in ihrem übertriebenen Eifer für Vermehrung des Kirchenschatzes jede leere Kapelle, jeden Zufluchtsort des Elends einziehen und feilbieten, ohne zu berechnen, wie sehr sie durch ihre Rücksichtslosigkeit dem Ansehen der Regierung schaden, aus seiner sichern Wohnung vertrieben worden. Dieser Gewaltstreich hat die Gemüther um so mehr empört, je schneller die Folgen davon fühlbar wurden. Wenn früher ein Schifflein durch Sturm genöthigt war, dort zu landen, so hatten die Seefahrer den Trost, bei einem lebenden Wesen Aufnahme und Brod zu finden. Als sich nun neulich ein gleicher Fall ereignete, und die bedrängten Schiffer an dem bekannten Orte Hülfe suchten, sahen sie sich zu ihrem Schrecken

getäuscht, und der Gefahr, zu verhungern, ausgesetzt. Denn man muß wissen, daß bei dem geringen Mundvorrathe, den diese Leute mit sich zu führen pflegen, leicht der größte Mangel eintritt, wenn sie durch irgend einen Zufall an der schnellen Erreichung ihres Zieles verhindert werden."

Vergleicht man diese humane schonende Rede mit dem tragi-komischen Bombast des Hrn. Greverus in seiner Kriegserklärung gegen die römische Kurie, so ist der Leser nicht lange zweifelhaft, auf welcher Seite der bessere Geschmack und der klügere Sinn zu suchen sey.

DF
725
F24
1845

Fallmerayer, Jacob Philipp
Fragmente aus dem Orient

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY